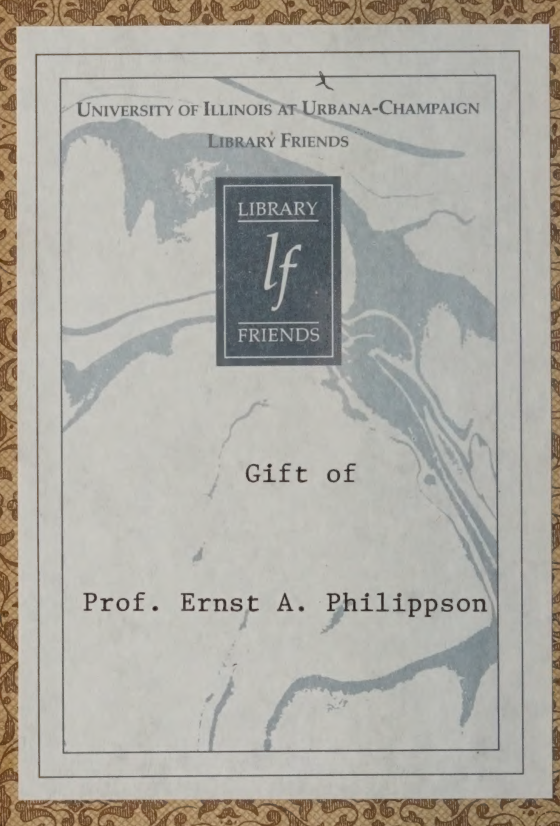
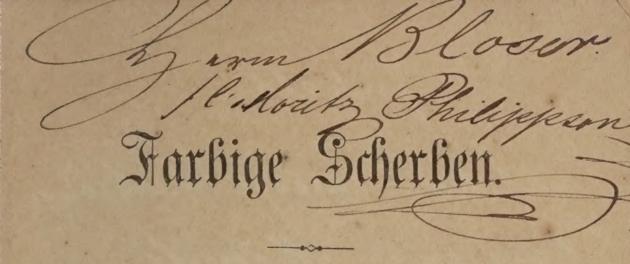






Inhalt.



Farbige Scherben.

Ironische und sentimentale Geschichten

von

Jaroslav Vrchlický.

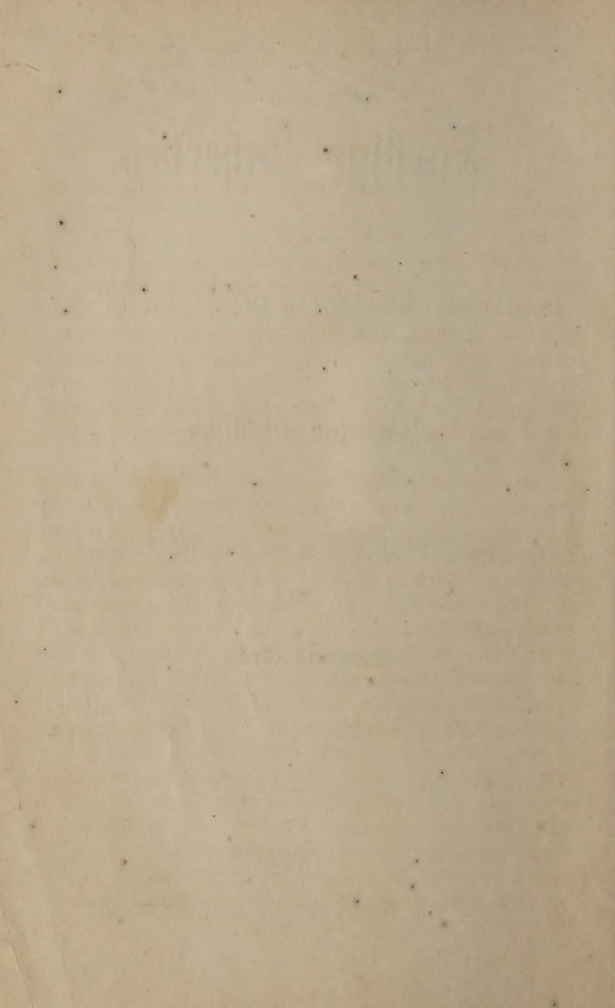
Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen

von

Edmund Grün.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Farbige Scherben.

Schon in der Anstalt führte sie den Beinamen „die Unerträgliche“.

Sie war eine Waise. Ihr Vater, ein reicher Landedelmann, hatte ihr ein anständiges Vermögen hinterlassen, welches gegenwärtig sein Freund, ein alter, brummiger Advokat, verwaltete. Dieser brachte sie auch in das Pensionat, wachte über ihre Erziehung und als sie zwanzig Jahre alt geworden, übergab er ihr alles in bester Ordnung: drei gut verpachtete Gehöfte mit Waldung und Feldern, ein kleines Schloß mit großem Parke in gleichgutem Zustand, wie alles gewesen, als sie nach dem plötzlichen Tode ihrer Eltern ins Pensionat geführt worden.

Sie war ein „einziges Kind“ und ein bißchen in allem verzärtelt. Im innersten Kern ihres Wesens gut, wurde sie durch die Erziehung ihrer Kindheit „die Unerträgliche“, wie die Kolleginnen sie gleich einige Tage nach ihrem Eintritt anläßlich einer kleinen, gesellschaftlichen Unterhaltung nannten. Sie wollte im Spiele immer und überall den Mittelpunkt bilden, wollte sich nie dem Ganzen unterordnen und setzte sich lieber schweigend in einen Winkel, nahm ein Buch in die Hand und schaute über den Rand desselben zornig dem frohen Treiben ihrer Gespielinnen zu.

Ihr erstes Debut entschied ihre fernere Zukunft in der Anstalt.

Sie gewöhnte sich an die Einsamkeit. Ihre Lehrerinnen waren jedoch mit ihr über alle Maßen zufrieden. Sie begriff ungemein rasch und besaß ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Trotz ihrer Unarten und Unerträglichkeit galt sie als eine der besten Schülerinnen der Anstalt. Als sie dieselbe verließ, bedauerte niemand ihren Abgang. Der alte Advokat holte sie mit dem Wagen ab und ohne längere Abschiedsceremonie führte er sie in ihr väterliches Heim zurück.

„Jetzt sind Sie Herrin Ihres Vermögens und Ihrer Hand, Fräulein Ida," sagte er zu ihr in jenem Augenblick, als, nach fünfstündiger Fahrt, durch die dichten Kronen der alten, schattigen Buchen und weißen Linden das mit weißem Bleche gedeckte Dach des Schloßturmes erglänzte.

Der Alte hatte vermeint, daß sie durch den Anblick gerührt sein werde und daß er deshalb für seine Anrede den passendsten Moment gewählt. Aber wie fand er sich getäuscht! Sie lachte leise und ironisch, aber blieb schweigsam wie zuvor.

Der Advokat dachte, ihr Lächeln sei nur die Maske, hinter welcher sie ihre innere Bewegung verbergen wollte, er hoffte, daß sie die Schwelle ihres neuen Lebens auch mit neuen Gefühlen beschreiten werde, aber er täuschte sich wieder.

Er erkannte dies, als er nach einem Rundgang durch die Schloßgemächer sie in das ehemalige Schlafgemach ihrer Eltern führte, darin deren Bilder über dem Kaminsims hingen. Auch nicht der mindeste Anflug ehrfurchtsvoller Schauer erfaßte sie; ruhig schritt sie weiter, hörte kühl seine Erklärungen an und ließ sich gleichmütig über alles berichten. Der Alte versuchte während des Mittagsessens durch seine Plaudereien alte Erinnerungen wach zu rufen — vergebliche Mühe! Entweder antwortete sie nicht oder zerriß durch irgend eine lakonische Bemerkung den Faden des Gespräches, eh' er ihn weiter spinnen konnte.

Nach Tische legte der Advokat Rechnung ab über die Einnahmen und Ausgaben der verflossenen Jahre und empfahl sich, für seine Mühe reich entlohnt. Er ging unzufrieden fort. Er fühlte, daß ein alter Freund ihres Vaters mehr Rücksicht verdient hätte. Irgend ein freundschaftliches Wort, einen Händedruck oder die Einladung, auch in Zukunft zu kommen, wären gewiß passend und anständig gewesen.

Und dennoch war Ida nicht böse oder gefühllos. Sie war nur die „Unerträgliche".

Nun begann für sie ein zwar freies, aber unaussprechlich eintöniges Leben.

Sie las, spielte Klavier von Früh bis zum Abend, oder durchstreifte den Park, am liebsten allein, selten in Begleitung ihrer ehemaligen Kindsfrau. Sie wurde allmählich ein wahrer, weiblicher Hypochonder. Pessimismus, zu welchem sie seit je hinneigte, beherrschte sie gänzlich. Es war nicht der finstere, ätzende Pessimismus, er hatte mehr den Anflug eisiger Gleichgültigkeit gegen alles. Ihr deuchte, daß sie überflüssig für die Welt sei und die Welt überflüssig für sie.

Den Winter verlebte sie in der Stadt. Sie besuchte die Theater und Konzerte, machte täglich Spazierfahrten. Aber aufgeheitert war sie nicht. Sie war auch nicht verdrießlich und verdüstert — sie war stets ruhig, kühl und gleichgültig.

In den Monolog ihres Lebens fiel plötzlich ein fremder Ton.

Es war etwas wie Liebe, obgleich sie mit voller Kraft ihres wahrhaft jungfräulichen Wesens sich dagegen sträubte.

Das kam so.

Sie besuchte eine Ausstellung und blieb vor einem einfachen, kleinen Bilde stehen, das eine armselige Landschaft darstellte. Ein Stück Haideland, im Hintergrunde einige Birken, darüber ein bleierner Himmel! Aber Luft war auf dem Bilde! Und ihr schien's, als schlürfe sie mit vollen Zügen diese Luft, diese vergiftete Luft. Das Bild machte den Eindruck unermeßlicher Trostlosigkeit, tiefer Trauer.

Sie kaufte es und lernte den Maler dadurch kennen. Er war ein junger, bisher noch unbekannter Mann, aber unendlich stolz in seiner Armut.

Seine Unnahbarkeit lockte und erbitterte sie zugleich. Sie hatte anfangs im Sinne für die Landschaft den doppelten Preis zu bezahlen, bald aber ließ sie ab von diesem Plan, sie wollte ihn nicht zu Danke verpflichten und fürchtete überdies seine Weigerung. Sie erriet seinen Charakter, ihn an ihrer eigenen Unnahbarkeit messend. Sie bezahlte das Bildchen beim Sekretär der Ausstellung. Ein Zufall hatte auch den Maler hingeführt. Der redselige Beamte hielt es für seine Pflicht, die beiden miteinander bekannt zu machen .... Kühle Ver-

beugungen von beiden Seiten, einige unbedeutende Bemerkungen, — dann trafen sie in der Stadt nicht mehr zusammen.

Sie reiste wieder auf ihr Schloß. Der Sommer kam und mit ihm auch die ihr liebgewordenen eintönigen Tage der Lektüre, des Spieles und der Spaziergänge durch den Park.

In einem der wildesten Teile des Waldes fand sie einmal — ihren Maler. Er saß auf einem improvisierten Stuhl und malte einen Erlenwinkel, den ein Sonnenstrahl durchschimmerte, in welchem sich ein Schwarm von Mücken und Fliegen herumtummelte.

Der Maler erhob sein Haupt nicht gleich. Er war gewohnt, auf dem Lande oft beobachtet zu werden und wußte, daß ihm zuweilen jemand über die Schultern weg zuschaute. Sie wollte ausweichen, es war zu spät. Denn jetzt blickte langsam der Maler auf — befremdet sahen sich beide an.

Sie begann zuerst: „Warum verfolgen Sie mich bis hierher?"

„Ich Sie verfolgen?" erwiderte er kühl, „nicht im Traume ist mir das eingefallen. Ich gehe durchs Land meiner Arbeit nach."

„Der Park ist von einer Hecke umgeben."

„Die hab' ich überklettert."

„Was wollen Sie hier?"

„Sie sehen ja, ich male. Doch bitte ich Sie, mich nicht aufzuhalten; die Sonne bleibt nicht stehen, wie wir und sehen Sie nur, der Schwarm der Mücken im Sonnenstrahle hat sich, indes wir plaudern, bedeutend nach rechts gewendet."

Als wäre sie nicht anwesend, setzte er sich an seine Arbeit.

Was sollte sie thun? Sie wollte ohne Gruß von dannen gehen, aber etwas Niegekanntes fesselte ihren Fuß. Hunderte von Gedanken durchwogten ihr Haupt, aber zwei nur klangen deutlich vor: „Er denkt wohl, weil ich sein Bild gekauft, ist er berechtigt, mich aufzusuchen und in meiner Einsamkeit zu beunruhigen? Oder führte ihn wirklich nur der Zufall her, nichts als ein Zufall?

Sie blieb also unentschlossen stehen, aber er arbeitete unbekümmert weiter.

Plötzlich stand er auf, betrachtete seine Skizze von allen Seiten und wandte sich dann mit feinem Lächeln zu ihr:

„Ich will Ihren Park nicht seines schönsten Winkels berauben; erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihr Eigentum zurückstelle."

Er wies auf die Skizze.

Sie wollte ablehnen, er jedoch beendigte das Bildchen schnell, stellte es zwischen zwei Zweige des nächsten Baumes, packte seine Sachen zusammen und sprang nach einer ironischen Verbeugung, schnell über die nahe Lattenhecke.

„Ich bitte, mein Herr," rief sie ihm nach, „bleiben Sie stehen, ein Wort nur."

Sein Lockenkopf tauchte hinter der Hecke hervor.

„Sie wünschen?"

„Mit Ihnen zu sprechen."

„Hier?"

„Ja, hier!"

„Über die Hecke?"

„Ja, mein Herr!"

Sie standen einander gegenüber, nur durch die Hecke getrennt.

In ihr wogte ein Strom von neuen Empfindungen. Er war augenscheinlich ruhig, doch beobachtete er aufmerksam, ja beinahe ängstlich jede ihrer Bewegungen. Sie eröffnete das Gespräch und fragte nach diesem und jenem in der Kunstwelt, plauderte über ganz gleichgültige Dinge, aber im Laufe des Gespräches berührten sie auch ernsthaft die Kunst selbst. Der Maler wunderte sich über ihre Kenntnis nicht nur des ästhetischen, sondern auch des technischen Teiles seines Berufes. Von alten Meistern sprachen sie, von Schulen und Richtungen, von Geschmack und Mode, von dem echten Werte ewiger, unsterblicher Meisterwerke.

Der Maler wurde wärmer, sein dunkles Auge flammte vor Freude, ein Weib gefunden zu haben so ungewöhnlicher

Art, von welchem er nie auch nur geträumt hatte. Da verdüsterte sich ihr Antlitz und ein ironisches Lächeln entstellte plötzlich ihr hübsches, regelmäßiges Gesicht.

„Recht hübsch ist, was wir miteinander sprachen, aber gestehen Sie selbst, was nützt es denn, wozu dient es, zu welchem Ziele führt es?"

„Die Kunst bedarf nicht dieser Fragen," erwiderte er ruhig, „ist es nicht genug, daß wir im Augenblicke des Schaffens leben, wahrhaft leben? Braucht es mehr? Und so können wir nicht bloß beim Schaffen leben, nein, auch im Genießen des Kunstwerkes. Finden Sie darin nicht Befriedigung genug?"

„Nein — es ist ja nur Illusion. Ihr Künstler berauscht Euch in ihr. Aber hinter ihr befindet sich wieder die Leere, wie hinter allem. Ach, es ist nicht der Mühe wert, zu leben."

„Was also bleibt uns zu thun?" fragte er mit einem Lächeln, in welchem sich Gutmütigkeit, Bewunderung und leichte Ironie vereinten.

„Wenn ich das wüßte," sprach sie achselzuckend, „hätte ich Sie nicht zurückgehalten. Es thut mir leid, entschuldigen Sie — —"

„Aber meine Skizze behalten Sie?"

„Wenn es Ihnen Freude macht — doch sprechen Sie offen, ohne Phrase, erfüllt die Kunst Ihr ganzes Leben?"

„Gewiß, ich wäre sonst kein Künstler, nur Dilettant."

Seine Worte drückten Bitterkeit und Verachtung aus.

„Und ist es möglich, daß die Kunst Ihr Empfinden, Ihre Gedanken so ganz in Anspruch nehmen kann, daß Sie die Leere nicht fühlen, die Trostlosigkeit, die Verzweiflung, welche die Welt erfüllen, deren Sklaven wir sind?"

„Nun, ich will bekennen, manchmal beschleichen mich auch ähnliche Gedanken — sind wir doch Kinder eines Zeitalters — aber ich weiß mir zu helfen."

„Auf welche Weise?"

Gebieterisch klangen ihre Worte, mit ihren Augen, ja mit ihrem ganzen Wesen hing sie an seinen Lippen.

„Ich male," erwiderte er ruhig, „mir ist die Natur die beste Helferin. Ich male öde, trostlose Gegenden, ich male die Melancholie der Natur, die Verzweiflung, welche ringsum überall ist und welche nur der Mensch zu seinem Unglück fühlt und ausspricht. Durch Arbeit kaufe ich mich los und befreie mich wieder. Die Langeweile, die Leere, die Schrecknisse der Landschaften und Natur durchforsche ich und dadurch töte ich die Langeweile, die Leere, die Schrecknisse meines eigenen Wesens."

„Dann können Sie also glücklich sein," sagte sie niedergeschlagen, „aber was vermag ich zu thun?"

Er schwieg und beugte sich zur Erde. Im Wegsande glänzte was in der Sonne, er hob es auf, farbige Scherben waren es, gläserne Scherben, wer weiß, von welchem Gefäße und wie sie hierhergekommen! Der Maler hob einige vom Boden auf und schaute durch sie auf die Landschaft. In diesem Augenblicke trat die Sonne hinter einige Wolken, die ganze Gegend verdüsterte sich.

„Sehen Sie," sprach er, noch immer durch das farbige Glas blickend, „sehen Sie nur, wie mir die Landschaft in zaubervollem Licht erscheint! Es ist ein unnatürliches Bild, es ist falsch, aber schmeichelt den Sinnen. Ihr Park ist eine phantastische Gegend.

Welch' eine Beleuchtung, welch' seltsamen Hintergrund haben diese Bäume! Durch dieses hier ist alles rosenfarben und durch dies andere wieder lichtblau — es ist eine Welt aus Krystallen oder Opalen. Bizarr, aber zaubervoll! Es ersetzt mir wenigstens teilweise die Sonne, ehe sie wieder aus den Wolken tritt. Sehen Sie auch durch solch' ein Glas — sie werden Wunder erblicken."

Er reichte ihr eine der blauen Scherben über die Hecke.

Daß sie dieselbe nicht aus seiner Hand nahm, bemerkte er gar nicht und plauderte weiter, sich in seinem Elemente fühlend.

„Ja, das ist das Wesen der Kunst. Es verhüllt uns die

Leere des Lebens und führt uns mit leichten Schwingen über alles empor! Ja, so ist es! Kunst oder Liebe — etwas muß sein oder es wäre zum Tollwerden! Die Kunst ist das blaue, die Liebe das rosige Glas, durch welches man hinblickt auf die Welt. Wählen sie eines davon, oder besser noch, wählen Sie beide und es wird Ihnen wohl dabei gehen. Es ist freilich nur Illusion, wie Sie selbst behaupten, aber ist denn nicht alles Illusion? Das Gefühl des Wohlseins wie des Elends, das Leben wie der Tod, der Traum wie die Wirklichkeit? Nehmen Sie mein Bildchen als Andenken und mir gestatten Sie, diese farbigen Scherben mitzunehmen. Leben Sie wohl!" Schweigend reichte sie ihm die bebende Hand über die Hecke. Dann riß sie mit Gewalt sich los, — er verschwand im Graben hinter der Hecke und sie blieb sinnend vor seiner Skizze stehen. Ein feuchter Erlenwinkel, durchschimmert von einem vollen Sonnenstrahl, in welchem ein Schwarm von Eintagsfliegen und Mücken tanzte . . .

Sie sahen sich im Leben niemals wieder.

* * *

In Ostende saß am Meeresstrande in einem aus Schilfrohr geflochtenen Sessel eine etwa siebzigjährige Dame, die gefurchten Hände über einer sie bis zum Kinn einhüllenden Sammetdecke gekreuzt und schaute auf den frohen und lebensvollen Reigen der Badenden, über das Meer hin und zu dem unendlichen Horizont. Es war das Ende der Saison nahe, der Tag ungewöhnlich heiß. Von Ferne ertönte Musik, erscholl Gelächter und der Widerhall der fröhlichen Gespräche mengte sich in das stille Rauschen des Meeres, welches heute nur wie im Traum atmete.

Die alte Dame schaute mit Lächeln in die Welt.

Ihr Antlitz zeigte große Spuren von Ermüdung. Ihr Auge streifte auch den gelben Sand zu ihren Füßen. Etwas glänzte ihr darin entgegen. Farbige Glasscherben!

Warum erbebte die Greisin — warum streckte sie die zitternde, abgemagerte Hand nach ihnen aus? Sie hob einige

der kleinen blauen und rosafarbenen Scherben vom Sande auf, sie schaute durch sie hin auf das in den Sonnengluten des Spätsommers funkelnde Meer. Welch' ein Zauberbild! Was für eine Pracht in dem Sprühen des Farbenmeeres!

Und große Thränen rollten der alten Frau durch die verwelkten Finger über das faltenreiche Antlitz und die Lippen der „Unerträglichen" flüsterten mit einem tiefen Seufzer: „Ja, — er hatte recht!" — — —

Die Rose.

Es war im Mai des Jahres 1283.

Die goldene Frühlingssonne tauchte die Via del Corso, welche damals den Mittelpunkt von Florenz bildete, in ein Meer von Licht. Die frische, klare Luft erglänzte zwar noch nicht in dem tiefen Azur des Sommers, aber es lebte etwas unendlich träumerisches in ihren leichten, weichen Wellen, welche die spitzen Dächer der Patrizierhäuser, die Türme und Kuppeln der stolzen Stadt umfluteten. Aus den Höhen erscholl Gesang dem Auge unsichtbarer Vögel, aus den Gärten ringsum erklang von Zeit zu Zeit das ernste Rauschen windumschmeichelter Bäume, dann ruhte über allen wieder jene träumerische Stille voll unaussprechlichen Frühlingszaubers und rührender Anmut. Zuweilen glitt ein Ordensbruder mit fromm über die Brust gefalteten Händen vorüber, an seinem die Lenden umschließenden weißen Strick den Rosenkranz tragend. Die düstere Gestalt glitt dahin wie ein Schatten, von dessen Dunkel der reine Schnee der Tauben sich abhob, welche in großen Haufen von den Gesimsen der Signoria scheu, doch ruhig herabflatterten, so lautlos, als ob sie die Ruhe der wie in einen schönen Frühlingstraum eingewiegten Stadt nicht stören wollten.

Von dem ungefähr in der Mitte der Via del Corso sich erhebenden Hause des Bäckers Folco Portinari stand ein Jüngling — dessen schlanke Gestalt ein schwarzes, enganschlie-

ßendes Kleid bedeckte, wie es jenerzeit die Besucher der Hochschule zu tragen pflegten. Der junge Mann erwartete jemand. Er stand wie eine Statue, den Blick unverwandt auf einen blühenden Rosenstrauch gerichtet, der reich geschmückt war mit großen, vollen, berückenden Duft ausströmenden Rosen.

Langsam und mit geneigtem Haupte nahte dem Jüngling ein älterer Mann, gekleidet in die schwarze Tracht eines reichen Patriziers. Er hielt in seiner Rechten ein Papier, darin er zu lesen schien. Einige Schritte vor dem Jüngling blieb er stehen und beobachtete ihn aufmerksam und wehmütig lächelnd. Der Jüngling war so tief in seine Träumerei versunken, daß er den Ankömmling nicht erblickte. Als er emporsah, ging er rasch auf ihn zu und die Hand nach dem Blatte, welches jener hielt, ausstreckend, rief er:

„Mein Guido!"

„Nicht so hitzig, Durante!" erwiderte Guido und hob das Blatt über sein Haupt empor, „nicht so hitzig."

„Du weißt, daß ich vor Sehnsucht glühe."

„Ganz natürlich! Die Liebenden glühen immer vor Sehnsucht."

„Du lachst mich aus?"

„Nein, Freund, aber ich zweifle, daß dich meine Antwort befriedigen wird. Ich habe mir über die Liebe eine andere Meinung gebildet, als du und als Cino."

„Auch eine andere Meinung als Dante de Maiano," fiel ihm der Freund ins Wort, „ich weiß es wohl. Aber gieb das Blatt in meine Hand, ich bitte dich. Siehst du, eben deine Antwort wird mich am meisten freuen; hier aber nimm," — er zog sie aus seiner Tasche — „hier nimm die Antwort des Dante de Maiano. Er spricht geradezu beleidigend über die Liebe, seine Ansicht ist so niedrig, wie der Horizont seiner eigenen Seele. Aber nun gieb deine Antwort, ich glühe vor Sehnsucht nach ihr."

Aber Guido Cavalcanti hielt das heißbegehrte Blatt noch

immer fest über seinem Haupte. Sein Lächeln jedoch verschwand, ein schwermutsvoller Hauch überflog sein Antlitz.

„Glaube mir, mein Durante, auch meine Antwort wird dir nicht gefallen. Wie viele giebt es, die sich für die „Treuen in der Liebe“ halten! Und wie anders denkt ein jeder über das Gefühl, welches wir Liebe nennen! Wie verschieden vom andern begreift er die Liebe! Dem Cino ist sie eine Copie, dem Dante ein Spiel stumpfer, bedeutungsloser Leidenschaft, dir eine heiße Angelegenheit des Herzens, mir aber eine Sache der kalten Vernunft. Mein höchstes Liebesziel ist die Philosophie. Das ist die süße Macht, welche mich in Fesseln schlägt. Wer aber von uns allen glaubt die Wahrheit?“

„Deine Antwort, Guido, deine Antwort will ich lesen!“

In eben dem Augenblicke, da Guido dem Ungeduldigen seine Antwort auf dessen Sonett übergab, öffnete sich die Pforte des Gartens, welcher zu dem Hause Portinaris gehörte. Zwei in Seide, aber einfach gekleidete, ältere Frauen mit strengem Gesichtsausdrucke und ein junges, schlankes Mädchen, weiß gekleidet, traten heraus. Die beiden Freunde traten zurück und verbeugten sich tief. Die Matronen dankten stolz und herablassend, das Mädchen aber neigte ihr schönes Haupt und die Röte ihres fast durchsichtigen Angesichts erhöhte sich, so daß es der schönsten Rose glich. Scheu, wie ein Reh, nur für einen Moment, erhob sie ihre dunkelblauen Augen, dann schritt sie weiter zwischen den Matronen.

„So bescheiden ist meine Herrin und so lieb!“ flüsterte der Freund des Guido Cavalcanti. Eine unendliche Liebe leuchtete aus seinen Augen, heilige Furcht und anbetende Bewunderung verklärten seine bleichen Mienen.

Guido, älter und ruhiger als Durante, war ebenfalls tief bewegt. Indem er seine Hand auf die Schulter des Jünglings legte, wiederholte er traurig die letzten Worte eines seiner Sonette:

Sie spricht zur Seele: „Seufze ohne Ende!“

Rasch verschwand er in einer Nebengasse.

Durante Alighieri stand schweigend, den Blick auf die paradiesische Erscheinung gerichtet. Sieh! Noch schwebte sie über die Straße wie ein Engel, jene „creatura bella bianco vestita“, wie eine Lilie zwischen den grauen Stengeln welkenden Schilfes. Sie ging dahin, wie eine schreitende Flamme und es schien Durante, als ob die ganze Pracht der frühlingserfüllten Natur, als ob der altertümliche Charakter der finstern Stadt, als ob alle Düfte, aller Glanz, alles Licht nur einen Rahmen bilde, aus welchem sie lächelnd hervortritt mit der zarten Röte im Antlitz, mit der Rührung im unergründlichen Auge, in welchem das Erbarmen der hehrsten Liebe strahlte. Da ertönen alle Glocken des nahen Domes. Ein aufgescheuchter Taubenschwarm umflog das Haupt der Jungfrau wie eine Rosenwolke und verließ sie erst, bis sie die Schwelle des Domes überschritten, dessen Steine darüber wie in Freude zu erzittern schienen.

„Ecce Deus fortior me, qui veniens dominabitur mihi“, flüsterte wie von einer Vision umfangen Dante Alighieri.

„Ah messer Durante“, sprach hinter ihm eine Stimme, „zu welchem Gedichte sucht ihr den Schlußreim?“

Der Angesprochene wandte sich rasch um, wie einer, der aus tiefem Schlafe gewaltsam erweckt worden. Vor ihm stand das Muster eines vollkommenen Stutzers jener Zeit. In der Hand hielt er einen großen Blumenstrauß, in der reichgestickten Schärpe wiegte sich sein Degen.

„Gott mit Euch, messer Simone. Den Reim sucht ich nicht, ich bin's auch nicht gewöhnt, ihn zu suchen. Er kommt ungerufen und, glaubet mir, niemals allein.“

„Pah! Man kennt Euren Stolz. Ihr sprecht die Wahrheit nicht. Ich habe mir sagen lassen, daß Ihr öfter über einem einzigen Sonett die ganze Nacht wachend zubringt.“

„Möglich, daß man Euch wahr berichtet. Doch könnt Ihr glauben, messer Simone, daß ich nur eines bereits vollendeten Sonettes wegen wache.“

„Eines bereits fertigen? Das begreife, wer da wolle, ich

nicht. Geschrieben denke ich, ist einmal geschrieben und bleibt geschrieben. Was also noch? Ich meinerseits, wahrhaftig, ich würde wohl eher mein ganzes Leben lang über einem erst zu schreibenden Sonette brüten."

„Das — seht messer Simone, — das begreife ich vollkommen," erwiderte Durante mit leiser Ironie. „Unsere Wege gehen eben auseinander."

„Das ist wahr. Ihr sucht hier Reime, indessen ich bestellt bin, Bice aus dem Dome abzuholen, um sie nach Hause zu geleiten. Noch hab' ich Zeit, einen Spaziergang über den Platz zu machen, dann gehe ich zum Kirchenthor. Das gäbe wohl einen Stoff zu einer Kanzone, messer Alighieri?"

Ihr, Ihr seid bestellt? Und von wem?"

„Von ihr, der Tochter Folco Portinaris, hab' ich die Zusage erhalten, messer Trovatore, ich gehe schon als Bräutigam herum, als glücklicher Bräutigam. Auf Wiedersehen. Habt Ihr den Reim gefunden, dann erinnert Euch meiner!"

Dante hörte ihn nicht mehr.

Ein Meer von Finsternis umwallte ihn und wogte hinein in seine Brust. Er hörte ein Brausen und Sausen, als ob die Erde unter seinen Füßen sich eröffnete. O, daß sie ihn hinabzöge in ihren tiefsten Grund! Aber die Erde war hart und grausam, sie that es nicht. Ringsum war alles wie zuvor. Die Bäume rauschten feierlich und geheimnisvoll, die Rosen blühten weiter in alter Pracht, die Tauben flatterten längs der Gesimse, die Luft war glänzend, duftig und klar, nur in seine Brust war die Nacht eingekehrt, nur er hörte das Brausen, nur in seinem Innern that sich ein Abgrund auf, voll ewiger Qual.

Da stand er lange, unbeweglich, die noch ungelesene Antwort seines Freundes in der Hand zerknitternd. Was kümmerte ihn jetzt noch diese so heiß ersehnte Antwort? Eine andere hatte er vernommen, die gleich zermalmendem Donner in sein Ohr tönte — jetzt hatte er seine Antwort.

Schritte, Gespräch und Lachen scheuchten ihn auf aus seinem düstern Traume.

Da kam sie wieder, aus dem Dome kam sie, in welchem sie ihre Andacht beendet. Sie kam wieder weiß und strahlend, aber nicht mehr zwischen den beiden Matronen. Sie ging voraus, an ihrer Seite stolzierte jener Simon de Bardi, der vor einer Weile mit ihm gesprochen. Und nun flüsterten die beiden miteinander, sie hielt seinen Blumenstrauß in der Hand und lächelte sanft. Die Matronen aber gingen hinterher im Gefühle mütterlichen Stolzes. Sie kamen näher und näher; ihr Gespräch wurde deutlicher, ihr Lachen lauter. Dante wollte fliehen, er vermochte es nicht. Die Kraft versagte ihm, es war auch zu spät. —

„Welch' ein Glück ist's doch, Euch begleiten zu dürfen," flüsterte Simon, „ein Glück, das mit dem Leben selbst nicht zu teuer bezahlt wäre!"

„Ich weiß nicht," entgegnete bescheiden die Jungfrau, „ob dies ein Glück ist und gar so hoch zu schätzen."

„Wollt Ihr Beweise?"

Die Stimme des Stutzers klang herausfordernd.

„Wie leicht ist es, sich glücklich zu fühlen, wenn man nur im Glücke gelebt hat," sagte sie und der Dichter fühlte, wie eine Thräne in ihrer Stimme zitterte, „aber in seinem Glücke an jene denken, die es entbehren, das ist schwerer, Signor, das ist groß."

„Ich versteh' Euch nicht, Signora, an wen soll ich denken?"

Sie waren vor dem blühenden Rosenstrauch angelangt und blieben stehen.

„An die, welche leiden, Signor Bardi, an die, welche leiden," sprach sie leise.

Ehe noch Simon de Bardi ahnen konnte, was sie beabsichtige, pflückte sie die schönste Rose vom Strauche ab und reichte sie dem Dichter mit gesenkten Augenwimpern und voller Sanftmut.

Beide schwiegen.

Sie schritt mit ihrem Gefolge ins Haus, Dante allein blieb auf dem Platze zurück. Er preßte an seine Lippen die reich aufgeblühte, flammende Rose, welche ihr Auge durch eine Thräne himmlischer Liebe und unendlichen Erbarmens geheiligt.

Und noch lange, lange stand vor dem Hause des Bäckers Folco Portinari der junge Dante Alighieri. Er schaute unverwandt auf die Rose, anfangs ohne Gedanken, überwältigt vom unaussprechlichen Leid. Allmählich unterschied er die Windungen der Rose, — er sah, wie die Blätter in zarten, sanft geschwungenen Spiralen sich drehten und sein ungestümer, beflügelter Geist stieg auf diesen Spiralen immer tiefer und tiefer — seine finstere Stimmung wirkte in ihm mit zauberischer, dämonischer Gewalt, die Rose entschwand seinen Blicken, nur die Spiralen blieben zurück, die sich ewig drehten und hinunterwirbelten in einen fremden, schrecklichen, bodenlosen Abgrund. Er hatte eine Vision. Die Hölle unter einer Rose spiegelte ihm seine erhitzte Phantasie vor, sie öffnete ihren Rachen und die Hölle von Qual, die in ihm bebte, sie erhielt Gestalt und Wirklichkeit. Seine Thränen flossen nieder auf die Rose wie siedendes Blei, ätzend wie der Schwefelregen über Sodom und Gomorrha. Aber auch reinigende und erhebende Thränen thauten herab auf die Rose. Im Abglanze der Thränen schien ihm plötzlich, daß die blutig-flammende Rose erblasse, im schneeigen Glanze leuchte, daß sie wachse, wachse in riesenhafter Größe, daß sie zur Rose Empyrions werde, deren jedes Blättchen der Thron eines Heiligen ist, deren Mittelpunkt ein Flammenwirbel, auf dem die Liebe thront, die alle Sterne bewegt. Sie steht auf wie die „creatura bella bianco vestita“, sie geht ihm entgegen, in ihrer Hand ruht ein Kranz von unverwelklichem Lorbeer, dessen Blätter Sterne sind und durch den weiten Raum tönt wie das Brausen fallender Gewässer der Ruf der unzähligen Engelscharen: „Heilig, Heilig, Heilig, Hosianna und Alelujah!“ Inbrünstig preßte Dante Alighieri die Rose an seine Lippen. In seiner Seele fühlte er die ersten Umrisse seines erhabenen Dichter-

werkes entstehen, das ihm tröstend hinweggeholfen über den Schmerz der Liebe, über den Verrat des Vaterlandes. Er wußte nicht, daß ein junger Maler an ihm vorüberschritt, daß er bei seinem Anblick ergriffen stehen blieb, um sein großes Bild in seine Seele aufzunehmen, es kommenden Geschlechtern zur ewigen Erinnerung zu hinterlassen.

Dieser Maler war Giotto. — —

Alte Legende.

Es war in jenen schönen Zeiten, als das Gute und Böse um die Herrschaft in der Welt unterhandelten. Heute sitzt jedes wie ein verdüstertes Götzenbild schweigsam auf seinem Throne im Herzen der Menschen; heute spricht das Gute nur in Zeitschriften und prahlt da mit seinen Thaten, das Böse nur in den Gerichtssälen und seit kurzem auch in Romanen der naturalistischen Schule.

Damals lebten noch Leute, deren überspannte Köpfe dachten, daß es leicht wäre, Gutes und Böses zu versöhnen und es waren dies nicht nur Dichter, es waren dies ernste Philosophen, Richter mit weißen Perücken und ehrwürdige Priester.

Ja, eine Zeitlang schien es, als ob das Gute und Böse selbst daran dachten, sich die Hand zu reichen und aus der Menschheit und ihrer Geschichte einen „Weg zum Lichte“ zu bilden, wie es Victor Hugo irgendwo so schön sagt. Das Gute und Böse unterhandelten damals. Das Gute hatte zu Dienern Engel, das Böse Teufel. Diese Geschöpfe stritten miteinander um die Herzen der Menschen — in ihnen verkörperte sich der urewige Kampf der Finsternis mit dem Lichte. Sie begegneten sich überall, einer war stets dem andern im Wege, sie waren immer bis aufs Messer gegeneinander und dennoch jeden Augenblick bereit zur Unterhandlung, freilich zur vergeblichen.

Einst begegneten sich ein Teufel und ein Engel in der Werkstatt eines Malers.

Dieser gute Mann malte Christus, wie er Blut schwitzte auf dem Ölberge. Er schlief bei seiner Arbeit ein, der Pinsel entfiel seiner ermatteten Hand. Er hatte den ganzen Tag gearbeitet, morgen gab's eine große Feierlichkeit im Kloster und das Bild sollte zum erstenmale den Hauptaltar schmücken. Der Abt besuchte selbst am Vormittage des Künstlers Werkstatt, um ihn zur größeren Eile anzueifern. Doch jetzt, überwältigt von der Hitze des Julimittages, sank der gute Mann zurück und seinen müden Blick umflog der graue Falter der Träume, um sein Haupt einen mystischen Kreis von Erscheinungen und Phantasien webend.

Ein Engel flog vorbei — er war gewöhnt, die Malerwerkstätte zu besuchen und schaute gern von Zeit zu Zeit in die träumerischen Augen der Madonna und Cäcilie. Vielleicht erhöhte er manchmal dadurch, daß er über ihnen schwebte, ein wenig ihre ätherische Durchsichtigkeit, diesen überirdischen Zauber, welcher heute für das ausschließliche Geheimnis der alten Meister gehalten wird. Heute sah er auf der Leinwand des Malers Christus im Garten knieend, das blasse Haupt tief geneigt — über die gefalteten Hände flossen Bächlein blutigen Schweißes von der erhabenen Stirne — offenbar die Vorhersagung der Dornenkrone, die Lippen zitterten im Gebete: Ist es möglich, Vater, daß dieser Kelch an mir vorübergehe?

Der Engel blieb stehen im göttlichen Schweigen.

Über der Staffelei des Meisters, auf welcher der unvollendete Christus stand, hing an der Decke ein kleines Bild. Es stellte einen Faun dar, der einen Schwarm Libellen und Schmetterlinge von sich blies. Der Faun wollte offenbar in der Stille des Waldes ein Schläfchen machen, aber ihn begannen die Libellen vom nahen Teiche und Falter aus den blütenreichen Hagebuttensträuchern zu stören.

Der Blick des Engels irrte unwillkürlich von dem blassen Antlitz Christus' zu dem aufgedunsenen Gesichte des mißge-

stalteten Fauns. Er wollte dem Blick wieder dem Bilde auf der Staffelei zulenken, allein die Wangen des Fauns bliesen sich noch mehr auf, seine Augen glänzten fieberhaft, die behaarten Hände haschten nach den Schmetterlingen und Libellen, sie fangend und diese, funkelnd in verschiedenen Farben, tanzten um sein Haupt und schlugen mit den Flügeln den schweren, goldenen Rahmen des Bildes. Der Engel begriff. Der Gott des Bösen war hier und gab auf diese Art seine Anwesenheit zu erkennen.

Der Engel durfte nicht zurücktreten. Es begann wieder der alte Kampf, die unendliche Melodie der Vorwürfe und des Streitens — wie immer endend mit einer Wette — „Was gaffst du hier voll Entzücken auf das Bild des Meisters? Da ist auch viel daran!“ höhnte Satan.

„Du brächtest es nicht zustande, Geselle!“ erwiderte der Engel.

„Willst du wetten, daß ich's träfe?“

„Willst du wetten, daß nicht?“

„Was gilt's?“

„Schlage du vor!“

„Gut. Die Seele des Meisters also,“ sprach der Teufel. „Ich lasse da eine sichere Beute meiner Hand entgehen. Dieser Heuchler malt lauter Heil'ge, ist aber selbst ein alter Wucherer — er ließ seines Nachbars Witwe das letzte Bett verkaufen und lebt in sündigem Verhältnis“ — „Halt' ein, Verleumder! — Um seine Seele also, daß du kein Bild zu malen imstande bist, wie dieses hier.“

„Oho!“ knurrte Satan, „wir wollen sehen! Ganz so, wie dieses hier und früher noch, eh' der Meister erwacht.“

„Es gilt!“

Satan stieg von der Decke herab, nahm seinen haarigen Schweif in die Hand und verwischte mit einem Streiche die feuchte Malerei des Meisters, dann bereitete er sich die Leinwand vor, schob leise den schlafenden Meister beiseite und begann zu malen.

Ich verrate, daß Satan anfangs auch nicht im mindesten des Gelingens gewiß war, er schloß die Wette aus purem Übermut, aus purer Teufelei.

Er wunderte sich selbst, wie geschickt er den Pinsel führte, wie schön er die Farben zusammenstellte — wie schnell er mit Kohle die Umrisse des Hauptes und Körpers Christi, sowie die Bäume und die ganze Umgebung skizzierte. Es ging ungewöhnlich gut und schnell von statten. Die Farben hatten Glanz, Wärme und Leben. Der Ausdruck des Hauptes Christi gab ihm freilich am meisten Arbeit — aber der Teufel hat seit jeher ein gutes Gedächtnis und Imitationstalent. Er brachte auch das zustande, so daß der Engel anfing, unruhig zu werden. Doch Übermut kommt zu Fall. Berauscht durch seinen eigenen Triumph vergaß sich der Teufel dennoch — die ihm angeborne Teufelei regte sich zuletzt doch in ihm. Als er die Hände und Füße des göttlichen Meisters vollendete, schlug sein satanischer Humor eine Rakete schauerlicher Blasphemie; in der Gewißheit seines Sieges erlaubte er sich einen Scherz — er malte dem göttlichen Meister auf den linken Fuß Teufelskrallen.

„Du hast verloren! donnerte hinter ihm der Engel, als kaum noch der Pinsel Satans die letzte Kralle zeichnete, „so war nicht das Bild des Meisters!"

Satan zischte, zerbrach den Pinsel, wollte die Staffelei umstürzen — da erwachte der Maler! Beide, der Satan und der Engel, mußten fort — vielleicht beendeten sie ihren Streit um die Seele des Malers irgendwo über dem Sternenraum.

Gleichzeitig trat der Abt mit zwei Mönchen ein. Sie kamen, das Bild für die morgen stattfindende Feierlichkeit abzuholen. Der Meister, sie ehrfurchtsvoll begrüßend, wollte ihnen sein Werk übergeben. Doch sieh! Er erbleichte und schwankte vor Entsetzen. Der Erlöser hatte auf dem linken Fuß Krallen einer Fledermaus — das hatte er doch nicht gemalt — oder war er toll geworden?

Gleichfalls erstarrt standen vor dem Bilde der Abt und

die Brüder. Sie glaubten den Versicherungen des Meisters, der sich beinahe das Leben nehmen wollte, daß dies sein Werk nicht sei, denn Vormittag hatte ja der Abt das beinahe vollendete Bild gesehen und da hatte Christus menschliche Füße! Einer solchen Lästerung war der alte Meister auch nicht fähig!

Morgen aber ist die Feier — was nun beginnen?

„Wir wollen indessen das Bild, wie es ist, auf den Hauptaltar stellen;" meinte der Abt, „wir wollen darunter Blumen in solcher Höhe aufstellen, daß sie die Füße des Erlösers vollständig verdecken. Nach der Feier wird's der Meister ändern. Es ist ersichtlich, daß Satan eifersüchtig war auf die Feier Gottes, welche ohne dies Bild unmöglich werden mußte und er wollte das Kunstwerk verderben. Doch umsonst war sein Bemühen. Wir müssen indessen ein strenges Schweigen bewahren!"

Und so geschah es auch. Die Feier gelang. Das Bild ward gerühmt und gelobt — aber der Meister änderte nichts mehr daran. Den Morgen nach der Feier lag er entseelt in seinem Bette.

„Seht nur, er lästerte dennoch," sprach der Abt, „und wir beschuldigen den Teufel."

Das Bild blieb, wie es war — was mit der Seele des Meisters geschehen, das weiß ich heute nicht; vielleicht erfahren wir das erst einmal im Thale Josafat.

Vor der Première.

Er stand auf der vom Halbdunkel erfüllten Bühne. Durch das Guckloch im Vorhange schaute er in den Saal, der sich langsam füllte. Nicht, daß ihn Trema gepackt hätte, aber es war ihm unbehaglich, sehr unbehaglich zu Mute. Er wünschte, im Orchester möge die Musik erklingen — der Vorhang möge schon emporgehen, er wünschte, daß — ja, daß sein Stück lieber gar nicht gespielt werde. Dieser Gedanke bemächtigte

sich seiner plötzlich mit verzweifelter Stärke. Er klammerte sich an ihn, wie der Sinkende an den Strohhalm — er war entschlossen, ihn zur That zu machen.

Er wandte sich um und sah in Gruppen die Darsteller seines Stückes in ungeduldiger Erwartung stehen. Kostümiert und geschminkt sahen sie im Halbdunkel der Bühne gespenstisch aus. Ihn dünkte, daß er sich sie nicht so vorgestellt, das waren nicht die Gestalten, die in stillen, späten Stunden vor seinem Schreibtische auftauchten und seine Träume bevölkerten — diese dort waren geschminkt bis zu den Brauen, unter denen wie aus schwarzen Höhlen die Augen schauten. Er suchte nach einem bekannten Gesicht, da trat der Direktor ein. Zu ihm wollte der Dichter und ihm sagen — lächerliche Thorheit — daß man das Stück nicht geben solle, daß er's nicht mehr wolle, nicht erlaube, nicht er habe das Stück verfaßt, es sei eine Mistifizierung des Publikums und der Theaterleitung — er werde sich morgen das Leben nehmen und Gott weiß, was er noch für Unsinn sprechen wollte.

Er that zwei Schritte, da kam aus den Coulissen der Regisseur und flüsterte schnell dem Direktor etwas zu. Im Orchester begann die herkömmliche Musik, gestört durch das Auf- und Zuklappen der Sitze, das leise Plaudern, das Rauschen der Kleider und der Theaterzettel, das gegenseitige Begrüßen der täglichen Gäste, der Abonnenten. Er ließ den Blick nicht vom Direktor. Wenn dessen Unterredung mit dem Regisseur beendet, wollte er vor ihn hintreten und seine Gedanken enthüllen. Der Regisseur erklärte, der Direktor hörte gleichgültig zu, das Orchester spielte hinter dem Vorhange und ihm war's, als müßte er verrückt werden. Ihm schien es, als sei er wirklich nicht der Autor des Stückes, welches nach Bewältigung vieler Hindernisse endlich aufgeführt werden sollte, er bildete sich ein, daß all' die Scenen, von denen er sich großen Erfolg versprochen, nicht er verfaßt, daß er die eine in Shakespeare gelesen, die andre in Goethe, diese wieder war von Sardou — ihm kam es vor, daß jene Gedanken, die er seinen Helden in den Mund gelegt,

nur ganz alltägliche, banale, leichte Sätze seien — vor seinem Blick entrollte sich das ganze Manuskript und mit Entsetzen fühlte er, daß es besser gewesen wäre, er hätte sich und seinen Freunden an dem Feuer desselben Gläser heißen Thee's in langen Winternächten bereitet. —

Der Regisseur entfernte sich, aber gleich war der Maschinenmeister an seine Stelle getreten. Mit Besorgnis im Antlitz zeigte er nach dem Hintergrund der Bühne — der Direktor hörte mit großer Teilnahme zu, ja dem Autor bedünkte, als ob der Direktor erschrocken sei. Triumph! Vielleicht ist etwas geschehen — irgend ein Unglück vielleicht, einer der Schauspieler tötete sich durch unglückseligen Fall oder ein Feuer brach aus auf den Brettern. Wenn's Wahrheit wäre! Dann fand er doch Erlösung!

Auch der Maschinenmeister entfernte sich — er stürzte auf den Direktor zu — da aber erklang zum drittenmale das Glockenzeichen, eine fremde, starke Hand riß ihn zurück in die Coulissen und der Vorhang ging empor. Ein grelles Licht ergoß sich rings um ihn — der Zuschauerraum verfinsterte sich und schon flossen seine Worte von den Lippen der Schauspieler — — — —

Er faßte nach seinen Schläfen — sie waren mit kaltem Schweiß bedeckt — aber er fühlte sich dennoch mit einemmale wohler — das grelle Licht hatte ihn zum Bewußtsein gebracht und gerettet. — —

Um eines Huhnes willen.

In seinem alten Lehnstuhle, dessen Lederüberzug, einst wohl schwarz gewesen, jetzt ins Grauliche hinüberspielte, saß der Güterverwalter Herr Christian Taube und steckte seine stark gerötete Nase, welche beinerne Brillen schmückten, in vergilbte Papiere, die vor ihm auf dem Tische lagen. Er glich einer merkwürdigen Spinne, dieser Herr Verwalter!

Vor dem schwarzen Gitter des altertümlichen Schreibtisches stand in respektvoller Entfernung ein herrschaftlicher Musketier. Er stand da in militärischer Positur, aufrecht, die Fersen aneinander geschlossen, die Arme hingen längs des abgetragenen Rockes nieder.

Der Herr Verwalter hielt es nicht der Mühe wert, den Kopf zu erheben. Endlich begann er sich zu räuspern und sprach mit langgedehntem, ernsthaftem, ja strengem Tone:

„Diese Zigeuner darf Er hier nicht dulden! Hat Er verstanden?"

Der Musketier stand unbeweglich und schwieg.

„Ist Er ein Türke? Die Zigeuner darf Er hier nicht dulden, wiederhole ich, Er läßt sie über die Grenze peitschen! Hört Er?"

Der Musketier rührte sich nicht.

„Ich will Ihn peitschen lassen!" schrie der Verwalter, durch die Unbeweglichkeit des Musketiers in Wut versetzt.

„Wie's Euer Gnaden beliebt," sprach der Musketier, „wie's beliebt, aber die Zigeuner bleiben im Orte."

„Bleiben, wenn ich nicht will!" brauste der Verwalter auf, „ei, das wäre! Weiß Er, mit wem Er spricht?"

„Die Zigeuner bleiben im Orte," wiederholte ruhig der Musketier, „Ihre Durchlaucht geruhte so zu befehlen. Ihre Durchlaucht, die edle Fürstin will dem neugebornen Zigeunerkinde selbst Gevatterin sein. Und darum müssen die Zigeuner im Orte bleiben."

„Er ist verrückt, hört Er?" knurrte der Herr Verwalter.

„Durchaus nicht, es ist dies der Wille der durchlauchtigen Frau Fürstin."

„Und Er meint, ich lasse mir so etwas einreden? Ich? Da irrt Er sich gewaltig! Gleich gehe ich aufs Schloß und rede mit der Durchlaucht. Das wäre schön! Ihre Durchlaucht Gevatterin bei solchem Gesindel! Wo hat Er das gehört? Ich hielt Ihn wirklich für klüger, Musketier, aber ich merke, Er ist doch nur ein Stück Holz!"

Das „Stück Holz“ blieb ruhig auf seinem Platze stehen. Der Verwalter war außer sich vor Zorn und Wut. Er suchte hastig in der Tabatiere, schlug mit der Faust auf den Tisch, warf alle Papiere in Unordnung, sprang endlich auf und donnerte den entsetzten Musketier an:

„Ich werde mich überzeugen! Versteht Er? Ich will mich überzeugen und ist dem nicht so, dann sei Ihm Gott gnädig! Hört Er? Und jetzt — allons!“

* * *

In dem reizenden, nach chinesischer Art eingerichteten Salon, in jenem, der die schönste Aussicht auf die herrschaftlichen Gärten gewährte, saß an einem trüben, nebelreichen November-Nachmittage eine kleine Gesellschaft.

Der Fürst saß beim Fenster, eine duftige Havanna rauchend, und achtete nicht des Geplauders, welches vom Tische herüberscholl. Die Gesellschaft war ein bißchen bunt: der Güterdirektor Tausch, ein kleines, untersetztes Männchen; der Pfarrer Römer, ein biederer Landmann mit breitem, ewig lächelndem Gesichte; der demutsvolle Lehrer und Kantor Schwalbe, der sich beständig verbeugte und entschuldigte, daß er oft selbst nicht wußte, warum; der Oberförster Fuchs, der sich augenscheinlich recht langweilte, da er gerne sein vielgeliebtes Tarock gespielt hätte, was leider ohne höhere Initiative nicht gut möglich war. Der Fürst bagatellisierte ersichtlich die ganze Gesellschaft — er pfiff, indes die anderen plauderten, irgend eine Arie vor sich hin und blickte mit ostentativer Gleichgültigkeit zum Fenster hinaus in die nebelumhüllten Gärten.

Die Fürstin spielte die Wirtin und reichte selbst den Thee herum.

Das Wort hatte just der Herr Pfarrer.

„Durchlaucht können gar nicht wissen, wie fest diese Zigeuner an den lieben Herrgott glauben. Ich habe seit gestern über sie ganz andere Ansichten und Gedanken als früher.“

„Was ist Ihnen denn begegnet, Herr Pfarrer?“ fragte die Fürstin.

„Es war Allerheiligen, da kommt ein Zigeuner zu mir, sagt nicht A und nicht B, sondern legt schweigend einen Gulden auf meinen Tisch. Was willst du?“ fragte ich ziemlich scharf. — „Das ist für eine Messe, ehrwürdiger Herr; morgen ist ja Allerseelen.“ Das ergriff mich. „Behalte du nur deinen Gulden,“ sagte ich, „du kannst ihn besser brauchen als ich — deiner Toten will ich morgen im gemeinsamen Gebete gedenken. Geh' mit Gott!“ — „O nein!“ widersetzte sich der Zigeuner. „Hochwürden könnten vergessen und ich will, daß Sie eine Messe lesen.“ Er ließ den Gulden liegen und eilte fort. Ich konnte beim besten Willen ihm nicht den Gulden zurückgeben und mußte die Messe lesen,“ endigte der Pfarrer, seinen Thee schlürfend.

„Auch ich bin der Ansicht, daß die Zigeuner keine bösen Menschen sind,“ fügte schüchtern der Lehrer hinzu.

„Doch sind sie im Walde überflüssig und wir sehen sie dort nicht gerne,“ fiel der Oberförster dem Lehrer ins Wort, „wo sie hingeraten, lassen sie die Reste ihres Feuers zurück und zuweilen noch schlimmere Andenken.“

„Ich bitte Sie, was läßt sich dagegen thun?“ meinte Direktor Tausch, „zehnmal jagt man sie fort, aber sie kommen immer wieder zurück; es ist besser, man achtet nicht auf sie — heute sind sie hier und morgen dort —“

„Der Herr Direktor hat recht,“ bemerkte die Fürstin, indem sie, auf der Ottomane sich wiegend, mit Kennermiene den Thee schlürfte, „er hat ganz recht, ich bekenne, daß ich für die Armen wirklich Sympathie fühle, ja, ich erklärte mich bereit, bei dem neugeborenen Zigeunerkinde Gevatterin zu stehen — —“

„Der Herr Verwalter Taube,“ meldete der livrierte Bediente an.

Herr Taube trat ein und verbeugte sich tief. Niemand bekümmerte sich um ihn, er blieb bescheiden an der Thürschwelle stehen, indes die Fürstin weitersprach:

„Gevatterin bei dem Zigeunerkinde, das gestern auf die Welt kam.“

„Eine edle That, Durchlaucht,“ sagte gerührt der Pfarrer.

„Da wird es wenigstens ein Fest geben,“ meinte ironisch der Oberförster.

Der Fürst trommelte mit den Fingern gleichmütig auf die Fensterscheiben.

Der Verwalter stand noch immer mit vorgeneigtem Oberkörper an der Thür.

„Ah, unser Herr Verwalter!“ begrüßte ihn die Fürstin.

„Durchlaucht —“ stotterte Herr Taube.

„O, bitte, setzen Sie sich nur! Wissen Sie schon, daß wir morgen eine schöne Feier begehen werden, es giebt eine Zigeunertaufe, der Herr Pfarrer wird die Taufe vornehmen und ich werde Gevatterin sein — Sie glauben gar nicht, wie ich mich darauf freue.“

„Wahrhaftig, ein ganz absonderlicher Einfall Ihrer Durchlaucht, da aber Durchlaucht wollen —“

„Der Herr Verwalter ist kein Freund der Zigeuner,“ bemerkte bissig der Pfarrer.

„Ich stimme mit dem Herrn Verwalter überein,“ sagte der Oberförster, „wir betrachten die Sache etwas nüchterner.“

„Das schadet nichts, Durchlaucht, das schadet nichts,“ sprach begütigend der Direktor, „wenn auch die Meinungen auseinander gehen —“

„Wir wollen sie beim Tarockspiel versöhnen, nicht wahr, Herr Oberförster,“ meinte die Fürstin lächelnd.

„O, vortrefflich, Durchlaucht, gewiß, gewiß,“ frohlockte der Oberförster, „die Zigeuner sind ja auch Menschen —“

„Freilich, aber Tarock spielen sie nicht,“ ließ sich die ironische Stimme des Fürsten vom Fenster her vernehmen.

Sie spielten.

„Und wie heißt der glückliche Vater?“ fragte nach kurzer Pause der Direktor.

„Man nennt ihn Mischa,“ erwiderte der Pfarrer; „das Kind wird vermutlich nach Ihrer Durchlaucht Marie Eugenie heißen . . .“

Das Plaudern verstummte allmählich im Laufe des Spieles.

* * *

„Wie geht's meinem Patenkinde?" fragte die Fürstin einen unter ihrem Balkon stehenden braunen Mann, der, seine zerdrückte Mütze in der Hand, mit dem Ausdrucke ungewöhnlichen Respektes zu ihr emporschaute.

„Ich danke, Durchlaucht," antwortete Mischa, „es geht ihm gut und wie sollt' es auch nicht! Ein solches Glück!"

Die Fürstin lehnte an der wappengeschmückten Brüstung des Balkons und rauchte eine Cigarette.

Es waren etwa fünf Tage seit der Taufe verstrichen, die mit so besonderer Feierlichkeit vor sich ging, daß im Orte niemand einer ähnlichen sich erinnern konnte. Das Kind des Zigeuners wurde wirklich Marie Eugenie genannt, der ganze Haufen ward reich beschenkt und die Kleine erhielt ins Wickelband als Patengabe dreißig Dukaten.

Wir müssen gerecht sein und bemerken, daß Mischa sich heute nicht getraute, die Herrschaft etwa aufzusuchen. Nur ein Zufall war's, daß ihn die Fürstin an der Bohnenhecke der Fasanerie stehen sah und sie rief ihn selbst näher.

Mischa war wirklich ein schöner Mann, stark von Körper, gerade gewachsen und ein tiefschwarzer Bart umrahmte das stark gebräunte Antlitz.

Die Fürstin blies blaue Rauchwolken aus ihrer Cigarette und sah mit Wohlgefallen bald auf Mischa, bald auf die gelbschimmernden Baumwipfel der nachbarlichen Gärten.

„Der Wöchnerin geht es doch auch wohl, Mischa?"

„Ja, ganz wohl," erwiderte der Gefragte ruhig.

„Hat sie auch alles, was sie braucht?"

„Alles, Durchlaucht."

„Ei, Mischa, eines hat sie doch nicht, wie ich glaube."

„Ich wüßte nicht, Durchlaucht —"

„Ein Huhn mit Nudeln," lachte die Fürstin.

„Ein Huhn mit Nudeln? Nein, das hat sie nicht — woher sollt' es die Arme auch nehmen?“

„Nun denn, nimm dir selbst eines! Sieh, dort, an der Hecke wühlt just eines, das recht fett ist — fang' es dir ein und koch' es für deine Frau.“

Mischa zögerte.

„Ei, warum bleibst du stehen?“ rief die Fürstin lachend, „ich darf dir wohl ein Huhn schenken! Wie dumm du bist! So fange dir's doch und eile fort!“

Mit fabelhafter Gewandtheit drehte sich Mischa zu der bohnenumwachsenen Hecke, und eh' er fünf zählte, verschwand das Huhn, ohne einen Laut von sich geben zu können, in der Tiefe seines Brustlatzes. Die Fürstin sah lachend zu.

„Du machst es gut, Mischa!“ rief sie ihm nach, den Überrest ihrer Cigarette wegwerfend. Mischa hörte sie nicht mehr — der war längst weit fort.

* * *

Es war sein Unglück.

Der Weg vom Schlosse in den Wald führte an der Wohnung des Verwalters vorüber. Diese war ein unansehnlicher, einstöckiger, weinlaubumrankter Bau. Die Dorfbewohner nannten ihn kurzweg „Quartier“. Mischa mußte also an dem „Quartier“ vorbei, dem war nicht auszuweichen. Er hoffte, unbemerkt vorüberzugleiten — und wenn auch nicht — die Fürstin hatte ihm ja das Huhn geschenkt und sie selbst würde dies auch im Notfalle bezeugen.

Mischa schritt also ohne Furcht seines Weges.

Der Verwalter Taube stand zwischen der Thür und rauchte aus einer langen Pfeife:

„Wohin, Bursche!“ donnerte er Mischa entgegen.

„Nach Hause, Euer Gnaden, ins Dorf zu meinem Weibe.“

„Kerl, was hältst du da an der Brust versteckt?“

Ehe Mischa antworten konnte, verriet das Huhn seine Gegenwart; er preßte es mit liebevoller Zärtlichkeit an sein Herz.

„Sag' ich's nicht immer!" ereiferte sich der Verwalter, „was ein Zigeuner ist, ist ein Dieb! Her mit dem Huhn!"

„Ich bekam's von der Frau Fürstin," wagte der Zigeuner schüchtern zu bemerken.

„Das könnte jeder Dieb sagen. Her damit!"

Aber Mischa, zu seinem Unglück, machte sich auf die Beine und entfloh. Dadurch bestärkte er den Verwalter in seinem Verdachte.

„Ein Dieb," schrie Herr Taube, so laut er konnte, „ein Dieb, fangt ihn! Ergreift ihn!"

Mischa lief.

„Der Zigeuner stahl ein Huhn, ergreift ihn, fangt ihn!" schrie der Verwalter, das lange Pfeifenrohr in der Luft schwingend.

Mischa lief.

Das Gesinde kehrte aus den Feldern heim.

Einige blieben stehen und schauten Mischa nach, andere liefen bereitwillig hinter ihm her, als sie merkten, daß ihn der Verwalter verfolge.

„Wer den Burschen festhält, kriegt einen Thaler!" schrie der Verwalter.

Dieser Ruf elektrisierte auch die Gleichgültigen unter den Leuten.

Und Misch lief.

Es begann eine wilde, verzweifelte Jagd auf einen Menschen,

Die Knechte waren stark und behend. Die Hoffnung, den Thaler und des Verwalters Gunst zu gewinnen, außerdem auch die erwachte Antipathie der Landleute gegen Zigeuner, vielleicht auch der Neid wegen der Gevatterschaft der Fürstin — all' dies bewirkte, daß die Menge, so schnell als sie vermochte, Mischa nachstürmte.

Und Mischa lief.

Ihm deuchte dies anfangs leicht genug. Dieser Rotte sollte er nicht entfliehen? Der Sohn der Pußta hatte Flügel an den Sohlen. Aber die wilde Rotte war ihm bald nahe. Sie jagte ihn ins Feld, wo erst unlängst Kartoffeln ausgegraben

worden. Der Boden war aufgewühlt und durchlöchert, Mischa stolperte unaufhörlich. Verzweifelt drückte er das Huhn an die Brust, gab nicht mehr acht auf die Richtung des Weges, er lief nur, er lief, er lief!

Er hörte Stimmen hinter sich. Doch wandte er sich nicht um. Er hätte dies thun sollen — er hätte gesehen, daß seine wahnsinnige Flucht nicht mehr nötig sei, daß er seiner Kräfte ein wenig schonen könne, denn die Verfolger waren jetzt ein tüchtiges Stück zurückgeblieben. Er aber kehrte sich nicht um und ihr wildes Geschrei täuschte ihn. Er dachte, sie seien ihm dicht auf den Fersen und darum verdoppelte er die wahnsinnige Eile seines Laufes.

Die Schnellsten und Gewandtesten des Ortes eilten ihm nach. Als kräftiger Ansporn erwies sich die beleidigte bäuerische Ehre — sie sollten einen Zigeuner nicht erwischen?! Die ganze Gegend würde davon erzählen, sie wären für immer dem Hohne preisgegeben. Das fehlte noch! Und darum ihm nach!

Und Mischa lief wie ein Wahnsinniger!

Die ebene Gegend vor ihm dehnte sich in die Weite, unter seinen Füßen wellten sich die Furchen des neugeackerten Feldes — ein verräterischer schlüpfriger Boden für einen Fliehenden! Kaum vermochte er noch Atem zu schöpfen, vor seinen Augen tanzten Räder, in den Ohren hörte er ein furchtbares Brausen und Rauschen, die Brust arbeitete mächtig und kalter Schweiß perlte ihm über die Schläfen nieder — aber dennoch unterbrach er seinen Lauf nicht.

Er schaute empor. Der Himmel war grau, als hätte ihn jemand verschlossen mit dem großen, unbeweglichen Deckel eines Riesensarges. Dunkelheit schwebte herab — hier und dort fielen einzelne schwere, große Regentropfen nieder, wie Thränen auf die durchwühlte Erde.

Und Mischa lief weiter, weiter — —

Die ganze Welt drehte sich mit ihm. Die Verfolger mußten dicht hinter ihm sein — er hörte ihr Stampfen, Poltern und

Schreien. Aber weiter nur, weiter! Dort am Horizonte dunkelte sich schon der Wald, dort ist er daheim, dort stehen ihm seine Kameraden zur Seite — morgen muß sich dann alles aufklären und sein Weib wird sich dennoch heute Abend das Huhn schmecken lassen.

Er konnte nicht ausdenken. Die tanzenden Bilder vor seinen Augen wurden bunter und wechselten mit Blitzesschnelle, ein unbestimmtes Gefühl schnürte wie eine Faust ihm krampfhaft die Kehle zusammen, in seinem Kopfe hämmerte es gewaltig und Mischa sank hin auf die feuchte Erde, in seinem Falle das Huhn unter sich erstickend.

Noch einmal raffte er sich auf, vielleicht wär' es ihm dennoch geglückt, zu entrinnen, hätte er den richtigen Weg zur Flucht eingeschlagen, aber ganz betäubt und von Sinnen, warf er sich gerade nach der entgegengesetzten Seite — in die Arme seiner Verfolger.

Da flog ihm der erste Stein an den Kopf.

Kaum fühlbar wars, nur wie ein leichter Streich; er empfand keinen Schmerz, nur etwas Warmes strömte ihm reichlich über das Gesicht. Er griff nicht einmal darnach, um das Huhn nicht loszulassen, und floh weiter.

Ein Regen von Steinen und Holzknütteln sauste auf ihn nieder.

Mischa fiel mit dem Gesichte zur Erde. Mit wildem Jubel warf sich die Rotte auf den Armen und stampfte, trat ihn im wahren Sinne des Wortes in die Erde.

Noch atmete er, noch vermochte er sich umzukehren; aber als er zum Himmel emporschauen und den Namen seines Weibes, seines Kindes flüstern wollte, da fiel eine schwere Erdscholle in sein Gesicht und erstickte seine letzten Seufzer.

Wo er niedergesunken, ließen sie ihn liegen — sie entrissen ihm nur das tote Huhn und brachten es wie eine Trophäe zum Herrn Verwalter. —

Bald strömte ein dichter Regen zur Erde nieder. Aber Mischa fühlte nicht mehr die kühlenden Fluten — dieses ver-

spätete Mitleid des Himmels — sein Antlitz war ja noch kälter, und daheim im Lager erwartete ihn seine Frau vergebens. — —

* * *

Mit gekrümmten Rücken stand am anderen Tage der Herr Verwalter Taube in dem chinesischen Salon.

Er stand schüchtern an der Thürschwelle wie ein Schuldiger; er wagte nicht, die Augen aufzuschlagen.

Am Fenster stand der Pfarrer Römer; sein gutmütiges Gesicht war umwölkt und von Zeit zu Zeit entrang sich seinen Lippen ein Seufzer.

Die Fürstin ging im Salon in nervöser Erregung auf und ab. Ja, es waren Thränen in ihren schönen Augen zu sehen und ihr Antlitz war furchtbar bleich.

Plötzlich blieb sie vor dem Verwalter stehen und sagte mit scharfem Tone:

„Weiß Er wohl, daß Er gestern einen Menschen umgebracht hat?"

Dem Verwalter ging der Ton sicher ins Gebein, denn er zitterte und antwortete nicht. Er senkte noch tiefer sein Haupt.

Der Pfarrer neigte zustimmend und ernst das Haupt und die Fürstin sprach weiter: „Geh' Er und daß Er nie es wage, wenn er hierher kommt, mir unter die Augen zu treten! Er flößt mir Entsetzen ein! Ich will ihn, so lang ich lebe, nicht mehr sehen!" Und sie machte eine gebieterisch hinausweisende Bewegung mit der Hand.

Wortlos, sich tief bis zur Erde verneigend, entfernte sich der Verwalter.

* * *

Draußen, im Gange, begegnete er dem Fürsten. Er drückte sich an die Mauer, um unbemerkt fortzuschleichen, aber der Fürst blieb lachend vor ihm stehen, klopfte ihm auf die Schulter und sagte freundlich:

„Er ist doch ein ganzer Kerl, lieber Taube — Er macht mir wirklich Freude!"

Poesie und Prosa.

Sie wohnten beide in einem Hause einer abseits gelegenen Straße der großen Stadt.

Der Bäcker, ein Mann von untersetzter Natur, breitschulterig, mit Muskeln, wie von Eisen, durch Arbeit abgehärtet und entwickelt, bewohnte sämtliche Parterrelokalitäten. Er war, was man einen alten Zopf zu nennen pflegt, dem — das dicke und gutmütige Gesicht ließ diese Folgerung zu — sein Handwerk gut bekommen und der wahrlich keine Sehnsucht nach einem andern Wirkungskreis fühlte.

Die Backstube, der unaufhörlich ein warmer Hauch und ein wundersamer Duft dumpfigen Mehles und gebackenen Brotes entquoll, endigte in einen kleinen Laden mit großen, vergitterten Fenstern und kleiner Seitenthüre, an welcher ein Glöcklein angebracht war, das tagsüber nicht aufhörte zu klingeln.

Über dem Bäcker wohnte ein Parfümeur. Das war kein gewöhnlicher Handwerker — das war ein Mann, der sich von erfinderischem Geiste beseelt fühlte, der immer neue und verschiedenartige Düfte zu schaffen suchte. Der Duft von Veilchen und Rosen, von Reseden und Nelken, von Moosblumen und Moschus deuchte ihm banal, alltäglich. Der Umstand, daß ja gerade diese Düfte die beliebtesten zu sein pflegen, beirrte ihn nicht. Ganze Nächte durchwachte er in seinem engen, schmalen Arbeitszimmer — er destillierte, kombinierte, mischte, löste auf, siebte und kochte. Er ließ seiner Phantasie den freiesten Flug, selbst über die Grenzen des guten Geschmacks hinaus, nur, um eine neue Welt neuer, bisher nicht gekannter Düfte zu entdecken. Er besaß eine eigene Vorliebe für das Scharfe und Übelriechende, wie es etwa gesottene überreife und schon in leichte Fäulnis übergegangene Marillen oder Ananasse besitzen, für Duftarten, welche die Arterien durchfahren, wie ein beim Kamm der Violine genommener falscher Ton oder wie eine gewaltsame Verschmelzung zweier sich einer solchen gänzlich widersetzender Farben.

Durch seine anstrengende Arbeit ward er ein wenig bucklig und hager, in seinen Augen glühte es und die Nase im Rahmen des schwarzen Haares hatte gleichsam durch die Düfte, mit denen sie eine stete Verbindung unterhielt, ein langgezogenes, scharfes Profil erhalten.

Seine Erzeugnisse lieferte er in keine große Fabrik. Er hatte nur wenige Kundschaften und auch diese waren nicht sicher. Manchmal ertönte, wie ein echter, musikalischer Ton in dem endlosen Klimpern des Bäckereiglöckchens, auch das Glöckchen an seiner Thüre — ein Mädchen trat ein oder eine Demimondlerin oder ein junger Mann oder ein alter Geck — sie schauten die Waren durch, wählten etwas und jeder trug dann in einer kleinen Phiole aus schönem, geschliffenen Krystall in orientalischer oder venetianischer Façon, einige Tropfen bizarr duftender Essenz,, in welcher Opoponaxtropfen die Seele der chinesischen Lilie umarmten, oder aus welcher der über die altjungferliche Seele der Reseda triumphierende Ambraduft hervorjauchzte. Seine Käufer wurden an Zahl immer geringer und geringer — aber stets saß er über seine Arbeit gebeugt, immer nach neuen Eindrücken forschend, nach neuen Tropfen der raffinierten Blumenseelen suchend.

Das Glöcklein des Bäckers klingelt immer brutaler, von unten wird das Feilschen der Leute hörbar, das Werfen des Geldes auf den Pult, das lustige Plaudern der Gesellen und Köchinnen, das Lachen der Kinder, das Gerassel der Lastwagen, das Ausrufen der Verkäufer — ein buntes Getümmel und Leben . . . Bis in die späte Abendstunde dauerte der Lärm — dann verstummte er. Nur ein leises Geräusch aus der Backstube blieb hörbar — man konnte wahrnehmen, wie die Backöfen in Stand gesetzt und geheizt wurden, wie man die Brote hineinschob, die fertig aus den Öfen gezogenen abstäubte. Um zwei Uhr wird es still; aber als ob die Leute gar nicht den Morgen abwarten könnten, fing der Rummel um vier Uhr wieder an.

In solcher Nacht saß er allein, über Bücher gebeugt, über

Blüten exotischer Flora, über verschiedenen in Fäulnis befindlichen Stoffen, aus denen er mit geistreicher Analyse oder Kombination die in ihnen verschlossenen oder schlafenden Seelen des Duftes hervorlockte. In solcher Nacht hörte er zuweilen, wie in der Stille, nur vom scharfen Gezirp der Grillen begleitet, aus dem Backtroge das wunderbare Lied des Brotes emporklang:

„Ich bin das Manna der Armen, die Hostie des Lebens der durch Arbeit Beschwerten und Ermüdeten. Jeder Brocken ist heilig, ist Schweiß des Arbeiters, ist Thräne der Waisen. Ich flöße das Leben ein, denn ich bin das Leben, ich dringe aus dem Erdenschoße, gedeihe und wachse, ich atme Mutterwärme, ich bin Fleisch und Milch, in mir sind Phosphorembryos für das Gehirn der Denker, aber auch Muskelzellen für die Hand des Arbeiters. Ich bin das Manna der Armen, die Hostie des Lebens der durch Arbeit Beschwerten und Ermüdeten.“

Er lauschte dem seltsamen Liede, große Thränentropfen rieselten über seine bleichen, eingefallenen Wangen. Von seinen Lippen floß ein Gebet zum Himmel: „O, Gott, wie glücklich sind, die mit etwas Alltäglichem die Welt beglücken können und doch danke ich dir, daß du nicht den Bäcker dort unten aus mir geschaffen — daß du mir das Opium der Auserwählten zu kosten gabst, wenn auch um den Preis des Lebens!“

Aber im gleichen Augenblicke griff er mit der Hand in seine Tasche, zog zwei armselige Geldstücke hervor, wog sie lange in der Handfläche und flüsterte dann mit schmerzlichem Lächeln:

„Es ist schon Zeit, daß ich gehe, mir Brot zu kaufen.“ —

Lebende Bilder.

Ich verirrte mich nach ungefähr fünfzehn Jahren in einen malerischen Winkel des südwestlichen Böhmens, wo ich einst mehrere der schönsten Jugendjahre verlebte.

Es war ein Sonntag.

Im Laufe des Vormittags erledigte ich meine Angelegenheiten spielend und rasch. Ich hätte mit dem Mittagszuge wieder nach Prag zurückfahren können, aber ein besonderer Zauber hielt mich zurück. Der Zauber der Erinnerung zog mich nach den Orten hin, von denen aus ich begonnen in das Leben zu schauen, in die Welt. Die Macht der Erinnerung an die Vergangenheit mit ihrem ganzen Gefolge der ersten Träume und Ahnungen, jugendlicher Illusionen, Kämpfe und Täuschungen war stärker, und ich blieb.

Ich dachte nicht lange nach, wie den Nachmittag zu töten. Zwei kleine Stunden von der Stadt entfernt, ragen aus einem Kranze düsterer Tannen die weitgedehnten Ruinen einer Burg hervor. Dort findet sich gewöhnlich am Sonntag Nachmittag die bessere Gesellschaft aus der Stadt zusammen. Der Weg führt durch den Wald und das Ersteigen des Berges strengt nicht allzusehr an. Oben wird ein gutes Lagerbier aus felsigem Keller gezapft. Zwischen den Trümmern und Überresten der Mauern und Wälle sind einfache Holztische und Bänke in malerischer Unordnung aufgestellt, wo einst die Schloßkapelle sich erhob, ist jetzt eine Kegelbahn errichtet. So war es wenigstens vor fünfzehn Jahren, wir werden sehen, was sich inzwischen geändert hat.

Ich wartete bis der Hauptstrom der Ausflügler sich gemindert und erst gegen vier Uhr machte ich mich auf den Weg. Der Tag war wundervoll. Die Baumkronen wiegten sich im leichten Winde, Moos und Gräser dufteten süß, auf den Zweigen glänzten wie goldene Tropfen große Thränen des Baumharzes. Es ging sich so angenehm in dem harmonischen Rauschen des Waldes. Von der Mitte der Steigung zweigt ein Weg, zur Burg führend, ab und nötigt den Wanderer auf ein Viertelstündchen den kühlen Schatten und das elastische Moos zu opfern. Das zerklüftete Gestein, zwischen welchem Riesenbouquets aus Dornen hervorlugen, macht den Weg zeitweilig ziemlich ungangbar. Freilich währt es nicht

lange, aber der durch den Waldzauber verwöhnte Wanderer fühlt diesen raschen Wechsel doppelt und blickt sehnsüchtig nach oben, wo zwischen den Ruinen mächtige Bäume rauschen, neue Kühle und neues Erfrischen versprechend.

In der Mitte dieses steinigen Weges holte mich ein junger Mann ein. Er war von kleiner, gedrungener Gestalt; die dicke Nase saß herausfordernd zwischen glänzenden gesundheitstrotzenden Backen. Das kastanienbraune Haar legte sich in Büscheln an die Schläfen, der Schnurrbart war noch sehr leicht und es war die große Anstrengung und Kraftanwendung des Besitzers ersichtlich, ihn ein wenig an das Licht der Welt zu bringen. Ein schwerer goldener Zwicker aus dickem Glase, am schwarzen Schnürchen befestigt, glänzte unter der schweißbedeckten Stirne. Der Anzug des jungen Mannes war von modernstem Schnitte, leicht und kleidete ihn gut. Aus den Manschetten unter den halbaufgeschürzten Rockärmeln, sowie auf der Brust unter dem tiefausgeschnittenem Gilot glänzte etwas, wie brillantene Knöpfe. Das Männchen blieb jeden Augenblick stehen, trocknete sich mit einem Seidentuch den Schweiß von Stirn' und Wangen, dabei laut keuchend.

Wir waren ruhig aneinander vorbeigegangen; aber da blieb er wieder stehen und rief, sich abermals den Schweiß abwischend, für sich aus: „Sapristi, ist das eine Hitze!" Das Wort Sapristi und die Betonung desselben, sowie die Grimmasse dazu, brachten auch mich zum Stillestehen. Ich wußte nun, wen ich vor mir habe. Ich fühlte im Augenblicke wahrlich keine Sehnsucht nach einem Gesellschafter und wollte, meine erste Bewegung unterdrückend, den Freund aus vergangenen Studentenjahren gleichgültig vorbeigehen lassen. Aber schon machte ich mir Vorwürfe und beschuldigte mich im Geiste überspannter Sonderlichkeit; dem Männchen in den Weg tretend und so gut ich konnte seine Art nachahmend, rief ich:

„Sapristi, da fällt eine Bombe!"

Wie die Leser wohl erraten, eine Reminiscenz aus der Studienzeit. In jeder Stunde fast, vor jeder Prüfung, wenn

der Professor den verhängnisvollen Katalog aus der Tasche zog, seufzte Freund Schwänchen vernehmlich: „Sapristi, da fällt eine Bombe!“ Er erzielte dadurch oft große Sensation und je nach der Laune des Professors verhinderte oder beschleunigte er sein Vorrufen und somit auch das Fallen der gefürchteten „Bombe“.

Kaum hatte ich diese Phrase ausgesprochen, lag der Dicke schon an meinem Hals, nicht achtend, daß er seine große, grelle Krawatte ganz zerdrückte. Ein Wunder, daß er mich nicht erdrückte, daß er endlich die Worte herausbrachte: „Sapristi, ist dies ein Zufall!“

Nachdem ich kurz erklärt, was mich hergeführt, folgte von seiner Seite eine Flut von Vorwürfen: Warum ich so lange nichts von mir hören ließ, warum ich nicht gleich nach der Ankunft ihn, den alten Freund aufgesucht, nicht bei ihm eingekehrt, bei ihm Wohnung nahm. Er besäße ein großes Haus, ausgestattet mit jeglicher Bequemlichkeit, immer bereit, Gäste zu empfangen. Besonders seine Frau würde sich ungemein freuen, den Jugendfreund kennen zu lernen, von dem er ihr schon viel erzählt und der heute in der Litteratur — wer hätte dies sich damals träumen lassen! — — —

Ich schloß meinen Freund gewaltsam den Mund und führte rasch das Gespräch auf andere Dinge und Verhältnisse. Wir gingen langsam im Gespräche weiter, ja, wir blieben öfter stehen und ehe wir den Gipfel erreichten, von welchem herab ein Durcheinander von Stimmen und das Geräusch des Kegelschiebens erschallte, war ich Dank der Beredsamkeit meines Freundes Schwänchen von allen Verhältnissen und Klatschereien der Stadt unterrichtet.

„Du erlaubst doch, daß ich dich unserer Gesellschaft vorstelle,“ sprach mein nach Atem ringender Kollege, als wir vor dem ersten Thor der einstmaligen Burg stehen blieben. Ich wehrte mich dagegen, so gut ich konnte, ich schützte die Reihe von Jahren vor, die manchem Bekannten mich ganz entfremdet hatten, den Unterschied der Anschauungen, der gesellschaftlichen Stellung, die

sicher störend wären für die andern, welche ich aus ihrer gewohnten, angenehmen Unterhaltung reißen würde, kurz, ich gebrauchte alle möglichen Einwendungen, um Schwänchen zu beweisen, daß seine Sonntagsgesellschaft sich ohne meine geringe Person ganz wohl fühlen werde, — aber vergebens! Ich war einmal in die Falle geraten und mußte mich ergeben. Wir waren im Begriff den ehemaligen Burghof zu betreten, als ein jubelnder Ruf, begleitet von dem Lärm fallender Kegel, unsern Schritt fesselte.

„Ach, der Herr Steuereinnehmer schob alle Neune," sprach lächelnd Schwänchen, seine in Unordnung gebrachte Krawatte ordnend.

„Der Herr Steuereinnehmer? Wer ist das?" fragte ich leichthin. „Du mein Gott, Roden ist es, weißt du's nicht? Der lange Roden, der dumme Roden, wie wir ihn nannten. Der ist ein Sonderling geworden, — doch du wirst ja selbst sehen. Wundere dich nicht, wenn er sich zu dir nicht bekennt oder dir kaum auf deinen Gruß dankt. Nicht einmal im Amte spricht er mit jemand und gäbe es keine Kegel, wir würden ihn wohl kaum sehen.

„Aber in diesem Spiel, scheint mir, ist er ein Großer vor dem Herrn," entgegnete ich lächelnd.

„Ja wohl," meinte Schwänchen, „doch glaube mir, Roden ist so dumm nicht, als wir im Gymnasium stets glaubten. Im Gegenteil, ich habe ihn im Verdacht, daß er der einzige aus unserer Mitte in der Stadt ist, der ein wahrhaft tieferes, inneres Leben führt."

„Wie meinst du das?" fragte ich unwillkürlich.

„Nun, aufrichtig gesprochen, Roden gilt als Sonderling, als rauher, unzugänglicher Mensch, als Narr bei manchen, aber Roden liest und denkt über alles, er hat ein Urteil, mit dem er zwar immer ängstlich zurückhält, — er ist in allem eigen; das ist leicht zu begreifen. Er wird ein alter Junggeselle und liest, studiert aus langer Weile. Bei uns, die wir Familie haben, ist's ein anderes. Ich, der ich, wie dir bekannt,

in meiner Jugend gerne mit Litteratur mich befaßte, finde jetzt kaum die Zeit, mein Journal in aller Eile beim Frühstück durchzufliegen. Illustrierte Zeitschriften liest man ohnedies nicht, die sind für Frau und Kinder; aber Roden ist eben nicht wie wir. Schad' ist nur, daß man mit ihm nicht auskommen kann."

„Nicht einmal beim Kegelschieben?" fragte ich.

„Nein, auch da nicht. Er streitet zwar mit niemandem, aber alle wirft er und gewinnt immer. Und wie verletzt er dabei seine Spielgefährten! Nachlässig stellt er sich auf, nimmt die Kugel — kaum daß er sich mäßig vorbeugte — und schon wirft er sie im sichern Vorgefühl des Sieges. Dann lächelt er ironisch."

„In der Studienzeit war er ganz anders," erwiderte ich, „er war ein unbedeutender, gewöhnlicher Bursche, er las und lernte nicht viel — immer kam er nur mit genauer Not durch. Niemand war er im Wege, aber niemand flößte er irgend ein Interesse ein. Wodurch und seit wann ist er zu solchem Sonderling geworden?"

Schwänchen gab mir keine Antwort. Wir waren während des Plauderns vom Haupteingang abgewichen und schritten nun längs der frühern Burgmauer hin. Plötzlich hielten wir vor einer größeren Fensteröffnung, die ein großer, aufgeblühter Holunderstrauch halb verschleierte.

Von hier aus war die ganze Gesellschaft zu übersehen.

Ein Teil saß an den Tischen, ein Teil war um die Kegelbahn gruppiert. An dem mittleren Tische drängte sich alles um eine Dame von schlankem Wuchs in eleganter großstädtischer Toilette. In der Kegelbahn bildete den Mittelpunkt des Interesses Steuereinnehmer Roden. Die Reihe, zu schieben, traf gerade ihn. Von meinem Verstecke aus konnte ich ihm genau ins Antlitz schauen, es hatte den Ausdruck schmerzlicher Resignation. Der schlanke, hochgewachsene, brünette Mann, tadellos im Anzuge und Benehmen, mit dem nicht zu ergründenden Schatten im intelligenten Angesicht, interessierte mich

mehr als einst der Junge in der Schule, als wir noch dieselbe Bank drückten. Eben neigte er sich, die Kugel in der Hand, zum Wurfe vor. Er murmelte etwas vor sich hin. Mehr als ich sie hörte, erriet ich die Worte Czelakovskys aus der „hundertblättrigen Rose“:

> „Den Verstand ergötz' mit Nichtigkeiten,
> Wer nichts Höheres vollbringen kann,
> Spiel mit Kegeln, Würfeln, Schach und Karten
> Ziemt am wenigsten dem Mann.“

Die Kugel fiel und ihr Wurf bewirkte das gewöhnliche Halloh! Es klang wie Ironie zu den Dichterworten; es lagen wieder „alle Neune“.

„Schau dorthin, ob du jenen wohl erkennst, der meiner Frau Karten aufschlägt,“ fragte Schwänchen. „Es ist Halm, der Adjunkt Halm,“ fügte er rasch hinzu.

„Deiner Frau?“ fragte ich mit wachsendem Staunen; „du Glücklicher also bist der Mann Minna Erdlingers?“

Schwänchen nickte lächelnd mit dem Kopfe, aber es war ein sonderbares Lächeln, welches ich ganz und gar nicht verstand.

„Siehst du,“ sprach er weiter, „dort spielen meine zwei Mädchen mit Reifen.“

Ich that, als ob ich die wenige Schritte vor uns spielenden Kinder betrachten würde, beobachtete jedoch Frau Minna Schwänchen. Es war die schöne, schlanke Dame, welche den Mittelpunkt im Kreise der Herren und Damen bildete, die nicht am Kegelspiel teilnahmen. Sie hatte sich im Laufe der Zeit bedeutend verändert, das war ersichtlich, aber schön war sie noch immer. Ich dachte darüber nach und wollte es fast nicht glauben, daß sie Frau Schwänchen geworden. Ich wollte meinen Freund wahrhaftig nicht beleidigen, er war ein guter Mensch und sonst gewiß ein ganzer Mann, aber er und Minna, nein, das ging mir nicht in den Sinn. Ich versank in Erinnerungen, die Zeit meiner Studienjahre tauchte vor mir auf — damals war diese Minna der Brennpunkt unserer kleinen Welt. Sie, die Tochter des Kreisgerichtspräsidenten, ein

Mädchen mit musterhaftem Ruf, von seltener Schönheit, reich an Talenten und künstlerischem Sinne, jetzt das Weib meines Freundes Schwänchen! Nein — das geschah nicht auf gewöhnlichem Wege. Die halbe Oktava war vernarrt in sie und als sie später in den Universitätsjahren zu den Bällen des Akademischen Vereines geladen ward und dieselben fleißig besuchte, da erweiterte sich der Kreis ihrer Anbeter und Verehrer noch viel mehr. Sie hätte doch wählen können! Für sie paßte doch besser der Lärm der Großstadt mit seinen Konzerten, Theatern und andern Belustigungen — der Sommeraufenthalt im Bade, Reisen ins Ausland, der Dilletantismus in den Künsten — überhaupt das weite Feld der Gesellschaft, als dieses Stillleben in der Kleinstadt, wo der Adjunkt Halm Sonntag für Sonntag den Damen während des Ausfluges Karten aufschlägt und Herr Roden den Sonderling spielt und Kegelbahnkönig ist. Aber vielleicht haben ich und meine Kollegen sie im jugendlichen Enthusiasmus überschätzt, vielleicht war Minna eine gewöhnliche Erscheinung, wenig nur durch die Stellung ihres Vaters und ihr Äußeres ihre Umgebung überragend, vielleicht verdiente oder wollte sie nichts mehr als diesen Schwänchen, diesen Freund „Sapristi," der trotz seiner tadellosen Ehrenhaftigkeit und angeborenen Herzensgüte nichts anders war, als ein zu Dutzenden vorkommender Schwätzer mit einem leichten Anfluge großstädtischen Dandytums.

Ich fragte mich endlich im Geiste, was dies Mädchen eigentlich mehr beanspruchen konnte. Sie gewann einen Advokaten, einen tüchtigen Advokaten mit gut situierter Kanzlei, schöner Praxis, einen Advokaten, welcher — seine Beredsamkeit berechtigte und verlockte ihn dazu — sich für eine politische Carriere bereitete, der Anspruch hatte auf ein Mandat im Reichsrate, der auch in seinem Geburtsstädtchen Bürgermeister und Schloßschützenhauptmann werden konnte, der auch noch —

„Dichter, Dichter!" riß mich Schwänchen aus meiner Betrachtung und klopfte mir auf die Schulter: „Komm doch weiter, der Nektar schäumt schon im Kruge, ich habe bereits

der Gesellschaft deine Anwesenheit angemeldet, sie freuen sich, dich zu sehen, also komm“ — und schon zog er mich in den Burghof.

Begrüßung und gegenseitige Vorstellung. Dann schnelles Wecheln einiger landläufigen Phrasen.

Ich erkannte bald, daß die Unterhaltung, vermutlich durch das Erscheinen eines fremden Elementes, in verhängnisvolles Stocken kam. Eine Zeitlang herrschte gänzliche Stille, nur von der Kegelbahn tönten verschiedene Rufe herüber oder die Kinder am Spielplatz machten sich laut hörbar.

Ich versuchte im Hintergrunde zu verschwinden — umsonst; die Gesellschaft, einmal gestört, konnte nicht mehr in die frühere Stimmung kommen. Ich bemerkte, daß Freund Schwänchen in Gegenwart seiner Frau plötzlich seine Redseligkeit verlor, er war unruhig, zerstreut und verlegen. Minna unterhielt sich halblaut mit dem Adjunkten Halm, der die Karten hatte auf den Boden fallen lassen. Sie stritten über ein höchst interessantes Thema: Knödel mit Aprikosen. Minna behauptete, sie wären ausgezeichnet, der Herr Adjunkt widersprach und meinte, sie wären fade, nicht pikant, just so, wie die Liebe in der Ehe. Allgemeine Sensation! Etliche reifere Mädchen, wahrscheinlich berufen, die Naiven vorzustellen, machten verlegene Gesichter — Frau Minna gefiel allem Anscheine nach dieser Witz, sie lachte laut, ihre schönen Zähne zeigend — einige Herren, die Cigarre im Munde, schauten sich bedeutungsvoll an, als wollten sie sagen: Das ist wahr, der Halm ist ein geistreicher Kopf, der läßt sich nicht beschämen durch einen Prager — ja, einer aus der Gesellschaft, (später sagte man mir, es sei der Bezirkspoet und unzertrennliche Freund Halms) hielt sich vor lauter Lachen die Seiten und rief: „Ausgezeichnet! Das ist ein Witz für ein Lustspiel — erlaube mir, Freund, daß ich ihn bei nächster Gelegenheit passend anbringen darf.“

Am wenigsten gefiel Halms Witz Schwänchen, er hüpfte von einem Ort zum andern. Zweimal versuchte er die Auf=

merksamkeit der Gesellschaft auf mich zu lenken, aber es gelang mir stets dem Gespräche im geeigneten Momente eine andere Wendung zu geben.

Mir entging auch nicht, daß Steuereinnehmer Roden mit seinen Augen mehr bei uns — eigentlich bei Frau Minna war, als in der Kegelbahn. Schwänchen zog sich bald an den Nebentisch zurück, hielt sich an das Glas und vernichtete eine Cigarre nach der andern mit der Ausdauer eines alten Rauchers.

Nach kurzer Weile stockte das Gespräch wieder.

„Spielen wir irgend ein Gesellschaftsspiel," beantragte der Adjunkt.

„Ach, das ist schon zu gewöhnlich," entgegnete der junge Postoffizial Eiselt, der, wie mir nicht entging, darnach trachtete, Halm aus seiner festen Position in der Gunst Minnas zu verdrängen und darum stets aus Opposition mit dem Adjunkten polemisierte.

„Wie wär's, wenn wir Reime machen würden?" lies sich der Bezirkspoet hören.

Niemand antwortete ihm.

„Mir fällt etwas besseres ein," sprach wieder der Offizial. „Wir sind hier beinahe eine geschlossene Gesellschaft. Stellen wir lebende Bilder! Gleichviel, was sie vorstellen, nur recht phantastisch; die Ruinen und Bäume geben einen schönen Hintergrund" — Er konnte nicht aussprechen. Auf allen Gesichtern war zu sehen, wie täppisch und ungeschickt dieser Antrag erschien. Frau Minna wandte sich mit Verachtung von Eiselt ab, die Herren und Damen tauschten bedeutungsvolle Blicke und lächelten — besonders erregt schien Adjunkt Halm. Der Herr Offizial hatte sich ersichtlich geschadet und bedeutend geschadet. Was er den ganzen Tag über mit großer Ausdauer aufgebaut — ein einziges Wort von ihm warf alles zusammen.

„Lebende Bilder! Wie altmodisch!" hohnlächelte der Adjunkt.

„Schwänchen, sieh zu, ob unser Wagen bereits hier ist, er soll beim Waldhäuschen warten, wir fahren!" rief Frau Minna.

„Wie, Gnädigste? Schon nach Hause?“ erscholl es gleichzeitig von mindestens zehn Lippen.

„Fertig!“ rief jemand auf der Kegelbahn, „Basta und genug! Roden hat alles gewonnen, das ist selbstverständlich.“

„Daß Ihr noch mit ihm spielt?“ sagte ein anderer.

„Zahlen!“ rief man wieder an einem andern Tische.

„Wir spielen noch allein weiter!“ beantragte neuerlich jemand.

Weder Roden noch Schwänchen waren noch in der Gesellschaft. Der letztere eilte offenbar zum Waldhäuschen, des Wagens halber — Roden sah ich mit phlegmatischer Miene den ganzen Gewinn dem Burschen, der die Kugeln aufstellte, in die Mütze werfen und dann rasch in den dichten Wald treten, der hinter den Ruinen begann.

Die Gesellschaft zerstreute sich.

Ich hielt mich zurückgezogen, was mir leicht wurde, da niemand meiner achtete.

Auf gut Glück ging ich absichtlich abseits vom Wege in den Wald. Plötzlich fand ich mich auf einer Lichtung, die einen freien Ausblick über die Gegend gewährte.

Eine Sonntagsstimmung lag auf allen Feldern, bewaldeten Berglehnen und sanft gewellten Hügeln. Der Sonnenstrahl zu meinen Füßen, hier stärker, dort schwächer, malte, das Laub durchbrechend, ins Moos ganze Mengen Spitzen, Ringe und Netze. Unten, auf den Wegen im reifenden Getreide, schimmerten die Tücher und Röcke der Landbewohnerinnen, wie belebte Wiesenblumen. Auf der Haide vor mir glänzten große bemooste Steine in der Sonne und nur die Heuschrecke spannte zuweilen ihre purpurnen Flügel aus und hüpfte singend im vertrocknetem Grase.

Längs des nach unten sich schlängelnden Weges bewegten sich die Reste unserer Gesellschaft. Die dunklen Anzüge der Herren schufen schwarze Flecken ins saftige Grün, die lichten Toiletten der Damen und die roten Schirme, zogen sich, als die Gesellschaft abwärts schritt, wie ein buntes Band um die hohen

Birken, welche längs des steinigen, schmalen Weges standen. Ich erkannte die einzelnen Personen: Adjunkt Halm flog triumphierend voran, Offizial Eiselt knickte im stummen Ärger Disteln am Wege ab, der Gruppe jüngerer Mädchen folgte allein, gesenkten Hauptes, der Bezirkspoet — jetzt blieb er stehen, zog sein Notizbuch hervor und schrieb etwas ein. Vermutlich ein neues poetisches Motiv, mit dem er sicherlich alle Prager Redaktionen ärgern wird. — Am Waldhäuschen rollte ein Wagen vorüber. Frau Minna fuhr davon in Gesellschaft ihres gezähmten Gatten, den sie augenscheinlich nicht liebte und der sein Familienunglück mit seinem Reichtum maskierte und durch Gleichgültigkeit, wenn sie zugegen war und mit dem Wasserfall seiner Beredsamkeit und falscher Jovialität, wenn er ohne sie unter den Leuten erschien.

Über das Schicksal mußte ich nachsinnen, das mit uns spielt. Dieser Schwänchen, was war das für ein guter, lebhafter, aufgeweckter Junge! Eine vielversprechende Zukunft lag vor ihm. Seine Aufmerksamkeit war in ungewöhnlichem Maße den verschiedensten, selbst entfernt liegenden Gegenständen zugewendet, sein Urteil war manchmal excentrisch, aber immer interessant, zutreffend. Er war ein schlauer, tüchtiger Kopf, wie geschaffen in der Welt unter den Leuten eine Rolle zu spielen. Und was ist aus ihm geworden? Ein kleinstädtischer Großredner, der kaum seinen Wählern imponiert, ein Schwätzer, den das bloße Erscheinen seiner Frau zähmt und der sich beinahe seines Jugendfreundes schämt, obgleich er ihn, allein mit ihm gewesen, durch seine Umarmungen fast erdrückte.

Und Minna, zu der wir vor Jahren, wie zu einer Göttin und Königin der Schönheit und Grazie emporschauten? Schönheit besaß sie noch, aber die Grazie war mit der Jugend entflohn. Die Heroine der Dilettantenvorstellungen, die Deklamatorin feierlicher Prologe, die poetische Träumerin vermag sich jetzt eine Stunde lang über Pflaumenknödel zu ergötzen und ist herrisch gegen ihren Gatten, unachtsam und gleichgültig

gegen ihre Kinder, fade, wie der ganze Kreis, in dem sich das alltägliche Daheim dieser Leute abspielt. Und Roden? Ein Rätsel — — — —

„So unterhalten wir uns Sonntag für Sonntag,“ sprach hinter mir eine Stimme. „Im Sommer ist's noch erträglich, die Natur schmückt die Langeweile mitleidsvoll mit dem Rahmen ihrer Reize, aber im Winter! O, Schauder, Schauder, Schauder!“ Es war Roden, der nun vor mir stand und mit der Hand auf die zauberische Gegend zeigte, die im Strahle der untergehenden Sonne zu lächeln schien. Er war von dem Mooslager, auf welchem er geruht — das offene Buch lag noch dort — aufgestanden. Sein Antlitz trug, obgleich es lächelte, stets den düstern Zug der Resignation und Trauer.

„Vielleicht ist's in Wahrheit nicht so schlimm,“ versuchte ich ihn zu trösten. Mir deucht, auch das Landleben hat seine interessanten Seiten und ist nicht so trostlos, als Sie, wohl aus Höflichkeit gegen den Großstädter, es schildern.“

„Im Gegenteil! Es ist schlimmer, als Sie denken,“ entgegnete Roden. „Sie schauten in dies Leben bloß durch eine Spalte, aber kommen Sie auf ein Jahr hierher oder zwei — dann werden Sie anders reden.“

„Gehen Sie schon in die Stadt?“ fragte ich den Steuereinnehmer.

„Ja,“ —

„Darf ich Sie begleiten?“

„Sie verpflichten mich zu Danke.“

„Störe ich Sie nicht in ihrer geliebten Einsamkeit?“

„Ich genieße ihrer so viel, daß ich fürchte, manchmal darin unterzugehen, lieber Herr!“

Er hob das Buch auf, schob es so rasch in die Tasche, daß ich gar nicht Zeit fand, den goldgedruckten Titel auf dem Einbande zu lesen.

Wir gingen anfangs schweigend durch den Wald.

„Schwänchen ist in seiner Ehe nicht glücklich,“ begann ich das Gespräch.

„Er ist es nicht und niemand wär' es mit Minna.“

„Auch Sie nicht?“ fragte ich entschlossen.

„Ich am wenigsten,“ antwortete er finster.

„Und dennoch lieben Sie Minna?“

„Seit zwanzig Jahren liebe ich sie.“

„Wie kam es, daß sie, die Stolzgefeierte, Schwänchen zum Manne nahm! Und auf welche Art wurde Schwänchen so reich? Das begreife ich nicht.“

„Ihnen ist doch bekannt, daß Schwänchen eine reiche Tante hatte?“

„Also erbte er?“

„Das gerade nicht, aber er bekam dennoch ihr Vermögen.“

„Sie spannen meine Neugierde.“

„Man spricht viel darüber und doch dürfte Ihnen kaum jemand die Wahrheit sagen, wohl deshalb, weil niemand sie genau kennt.“

„Und sie wissen drum?“

„Mich interessierte die Sache ungemein und ich versuchte alles, die Wahrheit zu erfahren. Ich hatte beinahe ein Recht dazu, denn ich war Minnas Verlobter.“

„Sie, Minnas Verlobter?“

„Ja. Auch die Heirat hätte stattgefunden, — da starb aber Schwänchens Tante. Sie hinterließ ein derart widerspruchsvolles Testament, daß die Sache vor's Gericht kam.“

„Ich fange an, zu begreifen —“

„O, das können Sie nicht erraten,“ widersprach Roden, die Sache war anders, als Sie denken.“

„Aber ich wußte immer, daß der alte Präsident ein Intriguant sei.“

„Ihn drängten die Verhältnisse, er mußte so handeln, es blieb ihm kein anderer Ausweg. Ihn ruinierte das Erhalten der zahlreichen Familie, — eine eigentümliche Wirtschaft, alte Schulden. Das gab ein ewiges Vertuschen. Mitten in die Verlegenheit kam die Verlassenschaftsangelegenheit der Tante

Schwänchens. Der Präsident verhalf durch seinen Einfluß Schwänchen zu der Erbschaft."

„Und Schwänchen heiratete aus Dankbarkeit Minna? So ist es wohl!"

„So rasch und einfach, wie der alte Erdlinger dachte, ging es nicht. Schwänchen hat Minna niemals geliebt, obgleich er ihr den Hof machte, wie die meisten jungen Leute der Stadt. Er lehnte die Anträge des Präsidenten höflich aber deutlich ab."

„Da hatte er die Erbschaft wohl schon im Besitze?"

„Ja. Aber der alte Präsident konnte sich mit dem Gedanken, seinem Plane entsagen zu sollen, nicht vertraut machen. Wie ich erfuhr, war seine Verlegenheit aufs Höchste gestiegen, — es mußte sein. Die Katastrophe rückte näher und näher, — man murmelte von einer Kommission, die aus Prag kommen sollte, um den Stand der Sache zu untersuchen, — es war die höchste Zeit, gewisse unangenehme Geldangelegenheiten zu ordnen."

„Schwänchen gab also nach?"

„Das wahrlich nicht! Aber er wurde gefangen, genug ungeschickt gefangen samt seinem Vermögen. Haben Sie die peinliche Bewegung bemerkt, welche der Antrag Eiselts „Lebende Bilder" darzustellen, hervorgerufen? Eiselt ist nicht lange hier, kennt also die Vergangenheit nicht und richtete mit seinem Antrage eine heillose Verwirrung an. — Sie erinnern sich wohl, daß bei Erdlingers öfters große Nachmittagsgesellschaften stattfanden? Schwänchen ging dort aus und ein, wie zu Hause und benahm sich recht unvorsichtig. Einmal wurden nämlich „Lebende Bilder" dargestellt. Minna, damals in der Blüte ihrer Schönheit, bildete, wie immer, den Mittelpunkt der Unterhaltung. Schwänchen war der Arrangeur. Ich erinnere mich nicht mehr, bei welchem Bilde es geschah, aber Schwänchen erlaubte sich eine kleine Vertraulichkeit — er küßte den entblößten Arm Minnas. Am Ende gehörte dies sogar zur Darstellung des Bildes, aber Thatsache ist, daß der Präsident,

der ihn nie aus den Augen ließ, ihn dabei ertappte, beiseite in ein Nebenzimmer zog und nach einer erregten, aber stillen privaten Unterredung noch an demselben Abend seine Tochter und Schwänchen als Verlobte der Gesellschaft vorstellte. Vierzehn Tage später, nach der bald vollzogenen Hochzeit, war die Ehre des Herrn Präsidenten gerettet. Die angekündigte Kommission erschien nicht und Schwänchen begann den Roman, von dem Sie ein langweiliges Kapitel heute durchgemacht haben."

„Demzufolge möchte ich annehmen, daß Minna in das Spiel eingeweiht war," warf ich leicht hin.

„Ich glaube dies auch. Minna zeigte sich erst nach der Hochzeit in ihrem wahren Lichte. Doch sprechen wir nicht weiter davon. Glauben Sie mir — wäre sie ihrem Gatten wirklich untreu — das hätte einen Sinn, aber dies leere, ziellose Kokettieren mit Roden — dieser Hof von Parasiten um ihre Person — das verstehe ich nicht, das widerte mich an, das ist gewöhnlich, ist banal."

„Verzeihung, mein Freund," sagte ich bewegt, „aber Sie lieben Minna dennoch . . ."

„Ich muß. — Ich mag erwägen, wie ich will, ich sehe ein, so wie es gekommen, ist es gut. Durch Schwänchen erreichte Minna wenigstens Vermögen, sie kann ihren Gelüsten fröhnen und Schwänchen läßt es sich gefallen. Zu irgendwelchen Auftritten und Verdrießlichkeiten kommt es zwischen ihnen gar nicht. Schwänchen spricht sich außerhalb des Hauses in Gesellschaften aus. Was, träfe es mich oder einen andern, zu einem Drama führen müßte, das wird mit ihm nur zur langweiligen, alltäglichen Prosa, man vermag darin zu atmen, aber fragt nicht, wie."

„Und Sie bleiben ein stummer Zeuge des Ganzen? Warum suchen Sie nicht wenigstens um Versetzung nach einem andern Orte an?"

„Eine richtige Bemerkung. Ein stummer, vollständig stummer Augenzeuge, ein täglicher! Ich leide unaussprechlich, aber ich kann nicht fort von hier, — es würde mich vielleicht

das Leben kosten. Ich muß Minna wenigstens sehen! Darum besuche ich ihren langweiligen Gesellschaftskreis. Glauben Sie mir, wenn sie nicht spricht, ist sie von unbeschreiblicher Schönheit und mir genügt ein einziger Blick auf sie. Ich bin vielleicht ebenso lächerlich, wie Adjunkt Roden oder Offizial Eiselt, welche vergeblich um ihre Gunst ringen, aber ich bin nur in meinen Augen lächerlich, während diese zum Gespötte aller Welt dienen."

„Und Schwänchen sieht dem ruhig zu?"

„Ja. Denn was die Ehre seiner Frau betrifft, kann er ruhig sein. Diese zu bewahren, ist Minna ängstlich bemüht, sie ist eines großen Fehltrittes nicht fähig — sie ist voll weiblicher Schliche, darin gleicht sie ihrem Vater. Schwänchen wäre es besser, Landtags- oder Reichsratsabgeordneter zu sein, er wäre dann den größten Teil der Zeit außer dem Hause, und schneller, angenehmer verliefe ihm die Zeit. Nun, vielleicht gelingt's ihm, eines oder das andere zu erlangen."

„Und Sie?" erwähnte ich mitleidsvoll.

„Ich? Ich bitte Sie," sprach er lächelnd, „der Mensch giebt immer nach und darin liegt besonders die ganze Lebensphilosophie: Entsagen seinen Idealen und jugendlichen Phantasien, damit der Krautkopf ganz bleibe, um die Ziege zu sättigen. Aber wer vermag dies so leicht? Wie wird das Herz dabei abgenutzt und die Seele alltäglich! Wären nicht Bücher und Arbeit — wer vermöcht' es zu ertragen . . ."

„Und ein Blick in Frau Minnas schönes Angesicht," fiel ich ihm in die Rede.

„Ja, wenn sie nicht spricht," entgegnete er bitter. „Ach, was für traurige Figuren macht aus uns das Leben, lieber Freund!"

Ich drückte ihm schweigend seine Rechte.

Banalität.

Die Gesellschaft war schon in solch' lustige Stimmung geraten, daß zu den Cigarren und dem Punsch nur stark gepfefferte Anekdoten fehlten.

Der junge Bildhauer Oskar wollte just mit einer ganz neuen Anekdote herausrücken, aber Doktor Drosd fiel ihm noch rechtzeitig ins Wort, indem er den Gebrauch, freundschaftliche Zusammenkünfte mit derartigem Salat abzuschließen, die größte Banalität nannte.

Darob entstand nun ein übergroßer Streit, bei welchem es dem armen Punsch am schlimmsten erging, der in riesigen Quantitäten in den Kehlen der parlamentierenden Zecher verschwand. Der Lärm wurde unerträglich. Einer wollte den andern überschreien, jeder hatte eine andere Meinung über den Begriff des Wortes, welches alle so in Hitze brachte.

Der Poet Kajetan Federchen bestieg endlich einen Stuhl und verlangte mit der Stimme eines Kastraten die Definition des Wortes von Doktor Drosd.

„Ich bin kein Pedant und Wortklauber," wehrte sich Drosd.

„Er soll es durch ein Beispiel erläutern," machte Theaterreferent Stockfischer den Vorschlag.

„Vortrefflich! Ja, ein Beispiel soll er geben!" lärmte die Versammlung.

„Ruhig!" krächzte Herr Federchen.

Wirklich herrschte einen Augenblick solche Ruhe, daß sie kaum durch das Paffen der Raucher gestört wurde.

„Wann ihr es also wissen wollt," begann der Doktor ruhig, „so ist es banal, allwöchentlich hier zusammen zu treffen, Theater, Litteratur, Weiber und Politik durchzuhecheln, große Mengen lauen, schmutzigen Wassers in sich hinein zu gießen und aus dem Munde dichte Rauchwolken zu blasen — das ist, sag' ich euch, banal und gründlich banal."

„Oho! Oho!" scholl es aus zwanzig Kehlen.

„Willst du etwas wissen, Doktor? Warum kommst du

hierher zu uns? Bleibe du also hübsch zu Hause!" rief aufgebracht der satirische Oskar.

„Dann ist ja alles banal in der Welt," sagte der Theaterreferent Stockfischer, „zum Beispiel ein Lustspiel, mit einer Hochzeit zu endigen."

Niemand gab Antwort.

Drosd lachte in seinen Bart und meinte nach einer kurzen Pause ironisch:

„Sehr banal ist's auch, wenn im Theater das Publikum jubelte, tags darauf aus seiner Recensentenhütte den Mond anzubellen. Ja, fremden Erfolg nicht anerkennen, das ist das Banalste unter der Sonne!"

Ein Sturm des Lachens folgte dieser Bemerkung. Stockfischer zuckte mit den Achseln und trank seinen Groll hinunter. Er war gewöhnt, ähnliche Lektionen zu erhalten, aber er hatte das Fell eines vorsintflutlichen Rhinozeros, er hielt schon manchen Püff aus.

„Ei was," ließ sich jetzt Federchen hören, „ich bin Dichter, aber ich muß bekennen, daß ich ohne Banalität mir das Leben gar nicht denken mag. Sie ist das schwarze Brot, nach welchem sich der Mensch immer sehnt."

„Ich esse nur weißes," erwiderte Drosd.

„Und ich gleichfalls," meldete sich Stockfischer zum Worte.

„Hier wird schließlich ein Mensch gar nicht mehr in Bildern sprechen dürfen," zürnte Federchen.

„Ja, es ist auch besser, wenn er gar nicht spricht," sagte der Bildhauer.

„Federchen hat so Unrecht eigentlich nicht," ergriff Drosd wieder das Wort, „es ist schwer sich im Leben von Banalität freizuhalten, aber ich denke, dies dennoch durchzuführen, ist ein Zeichen von Bildung."

„Hier darf nicht moralisiert werden," schrie Oskar.

Der Doktor achtete nicht auf diesen Zwischenruf. Er legte die lange Pfeife, aus welcher er bis nun geraucht, beiseite und sprach weiter:

„Glaubt mir, daß eine Banalität manchesmal einen Menschen sein Leben lang verdrießt. Ich führte eine aus und heute noch verdrießt sie mich" —

„Erzählen, erzählen!" schrie die ganze Gesellschaft.

„Das muß gewiß etwas Pikantes sein!" freute sich Stockfischer.

„O nein, es ist gänzlich banal, ja mehr, eine Thorheit ist's, die ich ausgeführt. Euch ist ja bekannt, daß ich im Jahre 187 . in Paris lebte. Ich mußte bei Tage zuviel mit dem Studium mich anstrengen, als daß ich die Nächte hätte verschiedenen Abenteuern widmen können, denen zu lieb ja die Mehrheit der Fremden Paris besucht. Ich wich absichtlich den österreichischen Restaurants aller Art, in denen ich genug Bekannte finden mußte, aus.

Ich verzehrte gewöhnlich mein Abendbrot allein, bald hier, bald dort und begab mich dann ruhig in meine Wohnung auf dem Boulevard Montparnaß. Unterwegs überdachte ich alle Eindrücke und Begebenheiten, die ich in den großen Krankenhäusern durchlebte und, zu Hause angelangt, legte ich mich bald, von Ermüdung übermannt, zur Ruhe.

Einmal faßte ich absichtlich den Entschluß, einen andern Weg nach meiner Wohnung zu nehmen, als den gewöhnlichen. Die Gasse war öde. Etwa dreißig Schritte vor mir schritt ein Mädchen. Es schritt langsam, ich holte es bald ein. Es war modern, ganz in schwarz gekleidet. Schön war es nicht. Das Gesicht hatte normale Züge, der Mund war groß, die Augen dunkel und ungemein tief; der Wuchs elegant, die Gestalt elastisch, die Taille schlank, der Gang leicht und graziös. Den Hals schmückte ein Band aus schwarzen Korallen und ihr Handgelenk umschlossen ähnliche Armbänder, ja, statt der üblichen Fransen an der Mantille, klirrten bei jedem Schritt, den sie machte, solche Flitter, ähnlich einer Schnur von Perlen. Der leichte Schirm in ihrer behandschuhten kleinen Hand berührte kaum das Pflaster. Den Busen schmückte eine weiße Rosenknospe.

Ich ging langsam an ihr vorüber.

Ich blickte sie an — sie schlug nicht die Augen nieder und lächelte. Ich redete sie an und erbot mich, sie durch die öde Gasse zu begleiten. Sie nahm meine Begleitung ungezwungen an. Ich unterhielt mich während des Gehens vortrefflich und achtete gar nicht, durch welche Straßen sie mich führte. Endlich blieben wir vor einem hohen Hause stehen. Ich fragte nicht mehr — ich bot ihr meinen Arm und geleitete sie bis ins fünfte Stockwerk empor, in ihre Mansarde, die rein und häuslich war. Alles atmete hier die Gegenwart eines Weibes. Mit größter Ungezwungenheit lud sie mich ein, Platz zu nehmen und verschwand hinter dem Vorhang, der in den Alkoven führte. Ich trat ans Fenster und blickte hinaus auf das Meer der Dächer, das sich in einförmigem Grau dahin erstreckte. Mir ward wunderlich zu Mute. Ich dachte daran, daß gestern ein anderer hergekommen, wie heute ich, wie morgen und übermorgen wieder andere kommen werden und sie, immer gleich graziös, holdlächelnd, durch die Nonchalance verführerisch, mit der sie sich ergiebt, mit dem Zauber unaussprechlicher Poesie ihr alltägliches, banales Handwerk umkleidend. Und ich bildete mir dennoch ein — Selbstgefälligkeit in uns schlummert ja nie — daß ich besser sei, wenigstens um etwas besser, als jene, welche vor mir kamen und nach mir kommen, daß ich eher diese Zartheit, diese Grazie verdiene, diesen Zauber, mit welchem ihr ganzes Wesen umschleiert ist. Ich dachte — doch da trat sie ein im allerliebsten Spitzenröckchen und mit aufgelöstem Haar — ach, mit demselben Lächeln auch, voll träumerischer Hingebung. Ihr Benehmen war untadelig. Sie ließ sich, von mir in einiger Entfernung, in einem Schaukelstuhl nieder, kreuzte leicht die Fußspitzen und die Rosenknospe, die sie auf dem Busen getragen, zerzupfend, lachte sie und plauderte ungezwungen von nichts und von allem, was die Pariserinnen so meisterlich verstehen. Ich kam mir neben ihr vor, wie ein Schulknabe. Sie belachte nicht herausfordernd mein Französisch, aber einmal biß sie sich gewaltig in die Lippen. Sie

fragte mich nach meiner Heimat, erzählte von ihrer Kindheit, von ihrem Dasein, berührte mit wunderbarer Gewandtheit die delikatesten Dinge — dabei überflog ihre Stirne ein leichter Schatten bitterer Resignation — dann lächelte sie wieder — dem Gezwitscher der Schwalben bei der Wiederkehr in ihr Geburtshäuschen auf der Dachrinne — anderem kann ich ihr Plaudern nicht vergleichen.

Es war drei Uhr morgens und wir standen noch immer auf derselben Stelle. Mir war so wohl in ihrer Gesellschaft. Vielleicht habe ich sie nicht so beobachtet, wie sie mich. Es war beinahe vier Uhr, als ich aufstand und nach meinem Hute griff.

„Ich habe Sie lange aufgehalten." —

„O nein, ich bin gewöhnt, die Nächte durchzuwachen," sprach sie im leichten, vorwurfsfreien Ton.

Ich wollte gehen —

„Aber Ihre Hand werden Sie mir doch reichen, mein Herr?"

Ich reichte ihr die Hand und das brachte mich vollends aus dem Gleichgewicht. Ich sank ihr, — eigentlich sie mir, — in die Arme.

Aber während sie mich liebkoste, hörte ich sie mit ironischer Stimme sagen: „Und dazu bedurften wir so langer Vorreden!"

Der Doktor schwieg.

Auf allen Gesichtern war eine allgemeine Enttäuschung sichtbar.

„Das ist doch alltäglich, banal, nicht wahr?" endigte der Doktor. Aber ich sage euch, hätte die Scene nicht auf solche Art geendet, vielleicht wäre Kamilla mein Weib geworden, denn so viel Grazie, so viel Liebenswürdigkeit, solche Kühnheit geeint mit herrlicher Poesie fand ich noch bei keinem Weibe, das ich gesehen. Aber dieses Ende! Lacht nur, lacht wie ihr wollt, aber nicht könnt ihr mir abstreiten, daß es besser gewesen wäre, ich hätte mich entfernt, wie ich kam, reicher um eine Illusion, in der Seele mittragend den Duft einer kostbaren Blüte, den

nicht einmal die alltägliche, verwerfliche Beschäftigung zu verwischen imstande war. Möglich, daß, hätte ich sie auch nicht zu meinem Weibe gemacht — der Traum von ihren Reizen mich begleiten würde durch mein ganzes Leben." — Er stand rasch auf und eilte fort, ohne daß ihn seine Freunde zurückzuhalten versuchten. —

Das alte Weib.

Die Frühlingssonne lockte eine Menschenmenge aus der Stadt. In den Straßen herrschte lebhaftes Gewimmel, alles war in gehobener Stimmung. Alles drängte in fieberhafter Eile vor die Thore der Stadt. Noch war in der Natur nicht viel von dem Einfluß des ersehnten Frühlings zu merken. Das schüttere Gras auf den Fußsteigen war beinahe noch farblos, die Bäume noch kahl, nur Kastanienbäume erschlossen schon ihre goldenen Knospen. Dafür lag aber der ganze Frühling in der Luft. Man könnte sagen, er schwebte noch über der Erde. Die Luft war hell und duftig, der Himmel voll Lerchen, die nach Herzenslust sangen.

Auf dem Fußwege zu den öffentlichen Anlagen, wohin der größte Theil der sonntäglich geputzten Menge strömte, kauerte ein altes Weib. Die Kleider der Alten waren zerlumpt und zerrissen. Sie saß vornüber gebeugt, die ineinander geschlungenen Hände umschlossen die Knie. Es waren alte, tiefdurchfurchte, sonnenverbrannte, harte, knochige Hände, den dürren Zweigen eines gefällten Baumes ähnlich. Das Haupt hielt die Alte im Schoß vergraben, einzelne graue Haarbüschel verkrochen sich in die geflickte Schürze. Die Wärme der Sonnenstrahlen schien den verwitterten, alten, ermüdeten Händen wohlzuthun.

Zu Füßen der Alten spielte ein Kind. Mit einem Scherben grub es die Erde auf, scharrte den Lehm wieder ein und teilte es in gleichmäßige Felderchen ab. Es beachtete, ganz in sein

Spiel vertieft, die Alte nicht, die gleichfalls in ihr geheim-düstres, langes Brüten versunken, des Kindes nicht achtete.

Die Leute gingen scharenweis vorüber, es war, als sei die ganze Stadt ausgezogen, die Frühlingssonne zu genießen. Und die ganze Stadt zog an der Alten vorbei, die regungslos auf dem Boden kauerte, das graue Haupt in der geflickten Schürze vorborgen, die Hände über den Knien krampfhaft ineinander verschlungen, welche die wärmenden Strahlen aufzufangen schienen.

Wer mochte dies Weib sein und warum saß es da, wie versteinert?

Eine Bettlerin war es nicht. Vielleicht die Wärterin des Kindes? Oder seine Großmutter? War es vielleicht ihre Art, so die Wohlthat der Frühlingssonne zu genießen? Oder war ihr Schmerz so groß, daß sie nicht einmal die wohlthuenden goldenen Sonnenstrahlen zu ertragen vermöchte? Daß sie ihnen nur die harten, abgearbeiteten Hände entgegenstreckte. Vielleicht fühlte sie sich in dieser Lethargie glücklich — am Ende schlief sie gar mit Behagen und nur in meiner Phantasie spielte sich das schreckliche Drama ab, das ich bei ihrem Anblick ahnte.

Nicht weiß ich, warum, aber das Bild der seltsamen Alten wirkte peinlich auf mich. Mir war's, als sehe ich die ganze Menschheit, gemartert, abgehärmt, abgehetzt, abgearbeitet, sich des Ausganges ihrer Arbeit schämend und dennoch den Strahlen der Sonne die dürren Hände fortwährend entgegenstreckend —

Und die Lerchen sangen und die Sonnenstrahlen verbreiteten ihre Wärme.

Das hohe C.

Er fühlte sich unglücklich, tief unglücklich!

Ihm deuchte, daß er sein Haupt zerschelle an einem, schwarzen, zum Himmel reichenden Felsen. Auf dessen glatten

Flächen sah er weiße und rote Spuren — sein Gehirn und Blut — aber umsonst, der Felsen rührte sich nicht.

Was nützt es, den Verhältnissen zu fluchen? Versuchen, sie zu ändern? Ja! Aber wie? Mit Versen und Geschichten? Illusion! Ihm kam's zuweilen vor, als ob die schönen Bücher in den Auslagekästen der Buchhändler das Auge nur betrögen, daß es nur Holzplättchen seien mit schön bedruckter Leinwand umhüllt, damit man sage, wir haben eine Litteratur und Dichter. Aber wer kauft sie — wer liest sie? Einige langbehaarte Jünglinge, die in Caféhäusern zweifelhaften Rufes sich als Litteraten ausschreien — niemand andres! Und ohne Zweifel nahm von ihnen einer in irgend welcher Redaktion (in welcher er von Zeit zu Zeit erschien, um sich im Gedächtnis der die öffentliche Meinung repräsentierenden Leute zu erhalten) noch ein Redaktionsexemplar mit und trug es schnell in die Gesellschaft jener hungrigen Gesellen, um beim schwankenden Gaslicht, in erstickender Atmosphäre des Branntweins und Tabaks, beim Ausspielen beschmutzter, abgegriffener Karten durch cynisches Höhnen den ätherischen Traum der reinen Seele zu beflecken. O, wahrlich eine Schande so zu leben und schlimmer noch, ein Dichter sein in solcher Zeit!

Er schloß sich zu Hause ein, er ward ein Mißmutiger. — Und dennoch hatte er nicht die Kraft, die größte Göttin des neunzehnten Jahrhunderts zu umarmen, die einzige, welche olympische Ruhe und sardonisches Lächeln — Manna und Opium — geben kann, die große, unendliche Apathie. Etwas interessierte ihn immer noch, immer noch hatte er Vertrauen in die moralische Größe seiner Zeitgenossen, immer noch schimmerte irgend etwas wie ein Irrlicht vor seinem Auge — er nannte es „Ideal“. Ein schöner Name, wirklich schön, aber was bedeutet er in dieser Welt des reinen Gewinnes? Nur leeren Schall, nur hohlen Schall!

Im Halbdunkel seiner Stube träumte er dann lange, lange. Anders war das Schicksal der Barden des Altertums; das Volk lauschte ihren Gesängen und ward nicht bloß hin-

gerissen, Beifall zu geben durch Aufschlagen der Schwerter auf steinerne Schilde, sondern auch durch Thaten. Und wie erst das Schicksal der Sänger des Mittelalters, der ruhmgekrönten Dichter Italiens auf dem Kapitol! Er sehnte sich für seine Person nicht nach solchen Ehren, aber er fühlte, wie dadurch dem Ganzen gedient wäre, der ganzen Kunst. Der Jubel der Menge, das ist doch etwas, in welchem das Zischen einzelner Schlangen verstummen muß. Freilich, das Theater erübrigt noch, der letzte Rest altertümlicher Triumphe; dort sind Jubel, Beifall und Kränze. Aber unser Held war bisher noch so glücklich, nichts fürs Theater geschrieben zu haben — er hatte noch nicht sein Schicksal abhängig gemacht von gemieteten Händen irgendwelcher Müßiggänger.

Doch auch unsere moderne Zeit anerkannte zuweilen den Dichter. Es sind freilich nur seltene und kostbare Fälle, aber sie sind dennoch! Freilich anderswo, als bei uns. Juan Zovilla ernannten etwa hundert spanische Städte zu ihrem Ehrenbürger und die Stadt Tarracona ernannte sich selbst für sein Lebenlang zu seinem Mundschenk und versorgte den Dichter nach seinem Belieben mit einem Meere ihres flammenden, göttlichen Weines. Ist es je wohl unserem biedern Pilsen eingefallen, einigen hervorragenden Poeten auch nur ein einziges Fäßchen seines Hopfennektars zu schicken?! Unser Dichter verzog bei diesem Gedanken die Lippen — er trank nämlich kein Bier — aber er fühlte in der Tiefe der Seele das Glück der Anerkennung, welches, nach seiner Ansicht, den Poeten dadurch würde.

In solchen Träumen, durch welches er sich immer mehr und mehr der Welt und Wirklichkeit entfremdete, schien es ihm, daß er fortgetragen sei in andere Gegenden, in die Welt weiter Gedanken. Ihm war, als ob unsere ganze Welt — dies großartige Epopey des Heroismus und Wahnsinns — erst vor seinem Blick erschaffen und sich entwickeln würde. Er stand an der Wiege großer Gedanken und gottgleichen Thaten.

Er sah drei Ereignisse und er — der unpraktische Dichter — lächelte über drei unpraktische große Geister.

Zuerst sah er Salomon.

Er sah ihn gerade in dem entscheidenden Augenblicke, wo ihm die größte Weisheit angeboten wurde oder alles übrige, was wir Glück und irdische Ehre nennen. Wie dumm war Salomon! Was gilt denn heute alle Weisheit?!

Er sah Herakles auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Sünde, (dem Träumer klang die Musik von Saint-Saens ins Ohr); wie unglaublich naiv war Herakles! Was gilt denn heute Tugend!

Er sah Jesus in der Wüste, wie ihn Satan versuchte — aber damals war der Teufel der Dumme und der göttliche Meister hatte wie immer recht. Denn was war dies alles, was ihm Satan anbot? „Dies alles, was du siehst, wird dir gehören, wenn du vor mir dich beugen wirst!" Unsinn, Herrschaft und Herrschertum, heute, wo es Nihilisten giebt und Dynamit!

Und unser unpraktischer Dichter brach in lautes Gelächter aus. O, ihr Narren! O, Salomon, o Herakles, o, du Vater aller Weisheit, Satan! Und der Dichter sprang auf und rief: Welche Thorheiten: Weisheit, Tugend und Herrschermacht! C, das hohe C, wenn ihr, Träumer, das gewählt hättet! Das ist die größte Macht der Welt, der größte Triumph aller Künste! Scepter und Kronen — Güter und Reichtümer, wozu dies alles! Nur das C, das hohe C in den Hugenotten oder in Aïda hat die Zukunft für sich. Das ist der Götze, vor dem die Völker in den Staub sinken! In solchem heiligen, großen Augenblick, wenn der gemästete, vor Eitelkeit aufgeblasene Kerl, der vier Akte des großen Werkes lang gehudelt, im fünften dieses „C" ansetzt, umarmen sich versöhnt und verbrüdert die Nationen und Religionen. Wie dumm war Satan, daß er Jesus nicht dieses C angeboten! Wie dumm waren Salomon und Herakles, daß sie dieses C nicht verlangten! O, was sind Elegien und Hymnen, was Bilder und

Statuen, was die Pyramiden und Obelisken, was die Sterne der Welten, was die Unendlichkeit gegen solch' ein C! Der Sternenreigen bleibt stehen, der Weltgeist rückt seine Nachtmütze aufs andere Ohr und schreit, den Takt gebend, den Engeln zu: „Dummköpfe, hört ihr? Das ist das C. Das ist mein Sohn, an welchem ich Wohlgefallen finde!"

„Wem aber, Gott der Heerscharen, vertraust du solch' einen Schatz an, wem?" fragte der Dichter.

„Jedermann" klang eine unbekannte Stimmte durch die Stube — „Jedermann, aber Geist darf er nicht besitzen!" —

Der Fluch der Epigonen.

An einem schönen Morgen machte eine kleine Gesellschaft von Künstlern einen Spaziergang ins Freie, der nahgelegene halbverwüstete Park des Grafen Z. war ein willkommenes Ziel. Nach einer fröhlichen Wanderung von zwei Stunden lagen die Ausflügler ausgestreckt im dichten Grase des Parkes zwischen rings zerstreuten Jasminsternchen. Der Handtasche wurden ein kaltes Frühstück und zwei Flaschen Wein entnommen. Vier junge Leute waren's: Guido, der Bildhauer, eine athletische Gestalt, Julius, der Poet mit ziemlich gewöhnlichem Äußern, aber überaus schwärmerischem Blick, Paul, der Maler, der sich noch auf der Suche nach seinem eigentlichen Genre befand und Hans, wie der letzte genannt wurde, der ewige Student, ein gutmütiger Bursche, Amateur, Dilletant — alles und nichts.

Der Ort, den sie für ihre Rast erwählt, war ein außerordentlich poetischer. Hinter ihnen erstreckten sich zwei Alleen alter, dichtbelaubter Linden und vor ihnen, wo die Alleen, gleich Armen, die sich ausbreiten, voneinander schieden, lag ein kleiner, düsterer See, halb mit hohem Schilf durchwachsen. Einzelne weißschimmernde, verkrüppelte Birken bildeten den Weg zu den rauschenden Bäumen im Hintergrunde. Aus

dem wogenden Schilf, nahe der schon verfallenen Wasserablaßstelle, erhob sich die Statue eines Satyrs — ein Werk im reinsten Barokstil. Sein unförmliches Gesicht neigte sich zur Seite mit ironischem Lächeln, es machte den Eindruck, als ob er lauschte — doch auf was? —

Julius trank sein Gläschen leer, warf es dann ins Gras, legte die Hände unterm Kopfe zusammen und recitierte, den Satyr anblickend, einige seltsame, auf den alten Faun Bezug habende Verse Verlains.

„Es kommt doch immer nur auf das, was ich sage," begann ärgerlich der Maler Paul, „in der Kunst ist alles schon dagewesen. Alles ist alt, verbraucht, alltäglich. Den Alten war es leicht, groß zu sein und hervorzuragen, sie fanden die Welt unausgenützt, wir aber sind verdammt, die Scherben und Überbleibsel zu sammeln."

„Nun, da kannst du ruhig bis zum Tode sammeln, du würdest doch nicht fertig, mein Lieber," erwiderte der Bildhauer.

„Aber welchen Wert hat dies, da alles ja schon gewesen! Freilich, ein bißchen anders, aber es war. Julius muß bezeugen, daß ich wahr spreche. Er that dies schon — hier, der alte Satyr, wie oftmals wurde er schon besungen. Ich bin gewiß, daß Julius, als er das Ungeheuer erblickte, ein Gedicht zu schreiben sich angeregt fühlte, aber zum Glück sind ihm nur die wunderlichen, teuflischen fremden Verse eingefallen und —"

„Sage doch lieber zum Unglück!" fiel ihm Julius ins Wort. Ja, Freunde, zum Unglück! Denn ich bin unglücklich, in der Tiefe meiner Seele unglücklich. Paul hat recht. Das Leben der Epigonen ist ein einziger Fluch!"

Guido antwortete nicht. Er zündete ruhig ein kurzes Pfeifchen an und schaute rauchend in den unendlichen Azur.

„Ich habe Unglück," sprach Julius weiter — „da finde ich ein Motiv, ersinne eine Situation, in freudiger Erregung fange ich an zu schreiben, doch kaum begegnet ein Reim dem andern, so weiß ich auch schon, wer vor mir den gleichen Stoff

behandelt und entmutigt, wie ein Feigling, werfe ich die Feder von mir, mein Schicksal verfluchend."

„Das möchte mich nicht behindern," sagte Guido still, „ich würde meine Arbeit thun und kümmerte mich weder um Peter noch um Paul. Allzugroße Rücksichtnahme auf unsere Vorgänger führen entweder zur Unfruchtbarkeit, wie an dir sich's zeigt oder zur Hypochonderie, welcher der Patron anheimfiel, dessen verrückte Verse du vorhin citiert hast. Oder glaubst du, daß er der erste war, der solch' einen Satyr für ein Gedicht benutzte? Du bist Kenner genug und weißt ganz gut, daß vor ihm schon viele andere dasselbe thaten."

„Ja, selbst Viktor Hugo und in welch' einem Gedichte!" flüsterte seufzend Julius.

„Siehst du, doch hat dies den jüngern Dichter nicht abgeschreckt. Er verfaßte auch ein Gedicht, ein bißchen seltsam zwar, aber er lief nicht davon aus Furcht, alte Motive zu wiederholen."

„Stephan Mollarmé schreckte auch nicht zurück," meinte Julius verlegen, „und schuf aus diesem Motiv eins der schönsten Gedichte neuer Poesie, voll des träumerischen Pantheismus, schwer, wie die Glut des Sommers und inhaltsvoll, wie das flutende Leben in den Adern der Natur."

„Und doch ist's ein anderes, als das Viktor Hugos und auch ein anderes, als Verlains Gedicht — da ersiehst du selbst, welch' einen Unsinn du behauptest und Paul bestärkt dich noch darin. Paul hat sich selbst noch nicht gefunden und du, mein Lieber, hast durch allzuvieles Grübeln dein Talent verdorben. Die Kunst muß naiv sein, sonst wird sie zur Komödie, unwürdig ihres Schöpfers und unwert des Namens Kunst. Ich glaube nicht an Euren Fluch der Epigonen, mir ist die Kunst ewig neu und ewig anders — für mich ist ihre Quelle nicht versiegt, ich trinke aus ihr mit vollen Zügen — Ihr aber speiet vorher in ihre goldenen Pokale."

„Sage, was du willst," erwiderte der pessimistische Paul, wir sind Epigonen — wir essen aus halbgeleerten Schüsseln."

„Unsinn!“ ereiferte sich Guido. „Ich arbeite an einer Venus. Wie oft ging sie durch die Hände der Künstler! Mich aber kümmert weder Praxiteles, noch Canova, noch Thorwaldsen. Ich weiß, daß ich gegen diese Giganten ein Wurm bin, aber ich arbeite frisch fröhlich weiter — etwas neues finde ich sicher doch, was selbst den Größten entgangen, was gerade mir einfiel und niemand sonst. Doch warum ereifere ich mich? Sie schlafen ja alle um mich her — ei, so laßt mich wenigstens meine Pfeife in Ruhe rauchen.“

Und in der That schliefen Hans und Paul, als wär' es Mitternacht. Julius träumte mit halbgeschlossenen Lidern. Er antwortete Guido nicht mehr, welcher, gelehnt an einen Baumstamm, sich in Gedanken vertiefte.

Rings herrschte Stille, die tiefe Stille eines Julimittags. Den Himmel durchfluteten weiße Wölkchen, Schatten jagten sich im grünen Grase, in den Baumkronen rauschte es leise, aus dem Grase erstiegen Düfte, das Schilf schwankte im Winde und im Glanze der Sonne schien das Grinsen des Satyrs noch höhnischer. Julius erhob sich langsam, umschritt den Teich, tauchte seine Füße in das Schilf und blieb vor der Statue stehen. In dem magischen Lichte des Mittags, in dem Aushauche der Erde und der Pflanzenwelt — in jenem Augenblick, da es dem Menschen dünkt, daß er den Schlag fühlt und hört des Herzens der Natur — entspann sich zwischen beiden folgendes Gespräch:

„Warum grinsest du, Scheusal?“ fragte Julius.

Der Satyr lächelte höhnischer.

„Antwortest du nicht? Dir ist so manches bekannt. Sage mir, was du hier gesehen, seit dieser Park gegründet worden, seit man dich hierher gestellt — sprich! Enthülle mir's!“

„Du hast ja Viktor Hugos Gedicht gelesen!“ antwortete mit einer Grimasse der Satyr.

„Ich verstehe dich! Dir ist es leicht, zu lachen — du stehest hier nah dem Herzen der Natur, ihren Gedanken folgend im Sternenglanze, jede ihrer Regungen belauschend, das Fallen

des dürren Laubes, das Flüstern des Windes, das Geschrei des Wildes und der Vögel, das Knistern der Zweige. Du bist Zeuge des großen Lebens und mußt selbst zum Dichter werden, in die ewige Werkstatt Gottes blickend und in die ewige Entwicklung — Bewegung —

„Wie es Mallarmé in seinem Gedichte beschrieb," grinste der Satyr.

„Du bist ein Sinnbild der Zeit, welche dahinzieht — der Vergangenheit und der Zukunft. Du lachst hier der Leidenden ebenso wie der Liebenden — denn alles verschmachtet, vergeht und du nur bleibst!"

„Hast du nicht vorhin Verse gleichen Inhaltes recitiert?" grinste der Satyr.

„Was also bleibt uns? Sprich! Du weißt es, aber willst es nicht sagen. Ich fühle, es läßt sich noch manches sagen und aussprechen — selbst das, was andere schon gesagt, aber wie?"

„Das ist ein Geheimnis."

„Das deinige, Gespenst?"

„Nein, nicht meines, sondern des Künstlers."

„Warum also grinsest du so höhnisch?"

„Ich verlache jene, die hier vorübergehen ohne Ahnung dessen, was hier begraben. Sie schreiten an der Harfe vorbei und es rührt sie ihr Ton nicht, an den Farben vorbei und sehen die Harmonie nicht, an den schlafenden Gedanken vorbei, die unter ihren Füßen im verwelkten Laube knistern und — sie sprechen sie nicht aus. Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht."

„Aber ich will wissen, ich will hören! Warum haben andere von mir das Geheimnis des Lichts und der Schönheit der Poesie entwendet? Ich auch fühl' es lebendig in meiner Seele, aber zu spät — denn andere sprachen es vor mir aus."

„Sprich du es anders aus!"

„Wie, wie?!

„Tritt näher, ich will dir's sagen."

Julius näherte sich der Statue.

„Klettre längs der Säule bis zu meinen Lippen, nähere ihnen dein Ohr — ich kann mich nicht zu dir neigen, ich bin durch die Zeit steinern geworden. Höher, noch höher!"

„Nun denn" —

Julius umschloß krampfhaft die Säule, sein Ohr berührte die steinernen, verwitterten Lippen des Satyr.

„Jetzt sprich! Warum lastet der Fluch auf mir, warum kann ich nicht vorwärts dringen, warum?"

„Weil du ein Schwächling bist!"

Diese Worte klangen wie ein Donnerschlag und warfen, einem Blitze gleich, Julius zurück auf den Rasen. Er öffnete die Augen. Der Himmel war mit finstern Wolken umzogen und aus der Tiefe ertönte der Donner.

Julius ging zu den Freunden. Guido rauchte immer noch ruhig, Hans schnarchte mit dem Donner um die Wette — Paul rieb sich die Augen, plötzlich sprang er auf und rief:

„Seht doch, in dieser Beleuchtung hat dieser Winkel etwas Originelles — schnell meine Mappe, das soll ein schönes Bildchen werden! Wenn mich der Regen nur nicht durchnäßt, eh' ich mit der Skizze fertig bin!"

„Nun, Julius — fandest du kein Gedicht?" fragte Guido.

„Ja, und ich denke — ein gutes!"

„Da sehe man nur — ich behalte doch recht," lachte der Bildhauer.

Schwere Tropfen fielen in die Kronen der Bäume — Paul fluchte und der Satyr im Schilfe grinste! —

Wir sind alle glücklich.

Ich stieg eine Station vor Prag in den Eisenbahnwaggon, in ein Coupé dritter Klasse. Mein Einsteigen störte das Gespräch; als ich mich in einer Ecke niederließ, war es ganz stille im Wagen. Ich musterte meine Nachbarschaft.

Mir gegenüber saß ein Landgeistlicher, augenscheinlich ein Pfarrer; das Gesicht ziemlich gewöhnlich, der Körperbau knochig und eckig, die Hände stark abgebrannt. Der Landpfarrer beschäftigte sich gewiß außerhalb der Kanzel und des Altars auch mit der Landwirtschaft. Sein Haar war schon an vielen Stellen ergraut. Er machte, alles in allem, den Eindruck eines gutmütigen Landmannes.

Neben ihm saß ein ungefähr fünfzigjähriges Frauchen. Eine kleine Person im altmodischem Kleid. Die blau geäderte Hand, von genetzten Halbhandschuhen umfaßt, hielt einen mittelgroßen, festverbundenen Korb. Um ihren Mund spielte ein freundliches, beinahe kluges Lächeln.

Nach kurzer Pause setzten die beiden ihr durch meine Ankunft gestörtes Gespräch fort. Den Anfang kenne ich nicht, ich gebe alles, was ich hörte, treu und schmucklos wieder.

„Und was macht Lottchen?“ fragte die kleine Frau.

„Lottchen hat sich in ihr Schicksal auch schon eingelebt. Sie erkannte, daß ihr nichts anderes übrig blieb. Sie wohnt bei uns im Pfarrhaus und ist glücklich. Wir sind alle glücklich.“

„Und Ihr Mütterchen?“

„Ach die, die ist freilich nicht eben gut daran — sie hat kurzen Atem — die Füße versagen ihr den Dienst — sie klagt fortwährend — aber sie ist doch glücklich — ich sehe ja, daß sie gerne bei uns ist.“

„Das will ich glauben,“ erwiderte die Frau, „war es doch immer ihr Wunsch, vielleicht der einzige, den sie jemals hatte, das Hochwürden einmal Pfarrer würden und sie bei Ihnen leben könnte. Als wenn ich sie vor mir sähe! So hat sie's doch abgewartet! Und der Schwager Josef?“

„Auch der ist ganz zufrieden,“ sprach der Pfarrer ruhig. „Er besichtigt die Felder, besorgt das Vieh und spielt mit Veronikas Kindern und verzärtelt sie dadurch. Er ist ein grundbraver Mensch, jetzt erst lern' ich ihn erkennen und nach seinem Verdienste schätzen.“

„Und Veronika ist bei Euch.“

„Ich bitt' Euch, wo sollte sie denn sein? Die Leute sind schlecht und übles Nachreden hat sie genug erfahren müssen. Bei uns fühlt sie sich wohl — ich wenigstens glaube, daß sie glücklich ist."

„Aber sie hat doch so viel geweint. Es war freilich damals ein Schlag für sie — da gab es Gerede auf Gerede in der ganzen Umgebung."

In dieser Bemerkung steckte ein klein bißchen Gift; der Pfarrer schlug sofort den Angriff ab.

„Die Leute machen alles größer," sagte er ruhig. „Ich wünschte, daß ihre Verwandten sie sehen könnten. Wie frisch sie ist und wie klug sie ward! Sie spricht nie von dem Nichtswürdigen. Sie pflegt nur die Kinder, die sind ihre Freude und ihr Leben. Sie sind's auch für mich. Wir gehen miteinander in Wald und Feld — wir sind überhaupt alle sehr glücklich."

Stille trat ein. Nur das Brausen und Sausen des Zuges war zu hören. An unserem Fenster flog die stille Landschaft in der scharfen Beleuchtung des Sommermorgens vorüber. Der Pfarrer legte seine beiden Hände auf den schwarzen Knopf seines schweren Rohrstockes, schlug die grauen Augen nieder und lächelte. In seinem Gesichte lag etwas wie Triumph. Entweder freute er sich, die kleinen Angriffe seiner Nachbarin glücklich abgeschlagen zu haben, oder er war wirklich überzeugt von dem allgemeinen Glücke.

Eine ziemlich lange Pause verging. Wir näherten uns Prag.

Das Frauchen hustete ein bißchen und stellte dann bescheiden, die Augen niedersenkend, die Frage:

„Und wie geht es Ihnen, hochwürdiger Herr?"

„Ich," entgegnete mit seiner beständigen Ruhe der Priester, „ich, daß wißt Ihr doch, bin immer der letzte im Kalender. Aber ich bin auch zufrieden. Ich pflege täglich in den Wald zu gehen, ich suche sehr gerne Schwämme. Wir haben einen kleinen Fluß bei uns, darin bade ich mich gerne, im Hause

hab' ich heilige Ruhe, ich wünschte nur, daß es jedem so ergehen möchte wie mir, uns allen. Wir sind alle glücklich."

„Es ist wirklich eine Gottesgabe," erwiderte mit frommer Miene das Frauchen.

Wir waren in Prag und stiegen aus. Ich eilte in die Stadt, aber durch das Gewoge der Fuhrwerke, den Lärm der Passanten, das Getümmel der Straßen hörte ich mehr wie Ironie als Trost die ewige Antwort, die einfältige Antwort des ländlichen Pfarrers: „Wir sind alle glücklich." — —

Freund Onoratos Weihnachtsabend.

Ein eigentümlicher Weihnachtsabend war es, den ich im Jahre 187* in Livorno erlebte.

Der Tag war wie ein Frühlingstag, nirgend eine Schneeflocke sichtbar, ja, selbst der Kreis der ferngelegenen Gebirge war so rein und blau, wie der ihm gegenüber leuchtende Meeresspiegel und die dunklen Rücken der entfernten Inseln zeichneten sich in veilchenblauen Umrissen auf dem goldenen Grunde des Nordhimmels ab, wie an warmen Sommerabenden, da eine ganze Reihe von Equipagen an unserem Hotel in Ordenzi vorüber zu den Thoren der Stadt fuhr.

Es war nur der Unterschied in der Scenerie, daß heute die Ufer verödet waren, daß, wer nicht mußte, nicht ausgegangen war. Erst gegen Abend legte sich ein leichter Nebel über die Stadt und ein Wind erhob sich.

Auch das Nachtmahl und alles, was gewöhnlich mit ihm am heiligen Abende vereint ist, hatte nicht jene besondere, feierliche Form, an die wir Nordländer gewohnt sind. Es wurde wie gewöhnlich nach fünf Uhr gespeist, die Kinder hatten zwar ihr aufgeputztes Bäumchen im Nebenzimmer, doch berührte ihr ausgelassener Reigen uns Erwachsene nicht allzusehr. Wir saßen nach dem Nachtmahl allein beim Dessert, ich und der Hauspriester Don Paolo. Der Graf saß den

ganzen Abend bei dem Lager seiner kränkelnden Frau, ihr (Gott weiß, zum wievielten Male) einen Roman von Montepin vorlesend und die Gouvernante, eine Französin, ging den Kindern nach in das Nebenzimmer. Indes diese die Bescherung beschauten, setzte sie sich in eine Ecke; ich konnte durch die halbgeöffnete Thüre sehen, wie sie Thränen aus dem Auge wischte — sie erinnerte sich wohl ihrer entfernten Heimat. Auch Don Paolo, sonst immer ungemein gesprächig, war heute, als wenn ihn etwas drückte — er rauchte Cigarette nach Cigarette und schlenkerte wütend mit den langen Füßen in schwarzen, enganliegenden Strümpfen. Die Sutane hielt er auf den Knien und blickte finster in die Rauchwolken, die ihn umhüllten.

Ich konnte meinen Unwillen über den Mangel an echter Weihnachtsstimmung nicht unterdrücken und, dabei Nüsse zerkauend, sagte ich wohl etwas, was Don Paolo an seinem Nationalstolze berührte. Ich behauptete, daß wir Nordländer poetischer seien, daß wir hartnäckiger und stärker an ererbten Gebräuchen und Sitten festhielten, daß ein heiliger Abend ohne Schnee und anhaltenden Frost kein echter heiliger Abend sei, weil ihm dann der ganze Zauber fehle, jene Scenerie, welche nötig sei, die alten Eindrücke der Jugend wieder aufzufrischen und die echte Weihnachtsstimmung hervorzuzaubern.

„Sie urteilen nach dem Anblicke, der sich Ihnen jetzt bietet," erwiderte Paolo mit leiser Ironie und deutete auf seine Umgebung, „aber Sie dürfen darnach nicht das ganze Volk beurteilen. Was Sie hier sehen, das sind kosmopolitische Weihnachten — ich wünschte, Sie hätten bei mir, als ich noch Pfarrer im Gebirge war, die Weihnachten verbringen können, wie mein Freund Onorato, dann sprächen Sie gewiß anders."

„Onorato?" fragte ich neugierig, „Onorato Fave, mit dem wir in Modena zu Nacht gespeist?"

„Ja, Onorato Fave — ich habe Sie doch vorgestellt."

„Der demokratische Abgeordnete?"

„Ja!"

„Der mit dem langen, schwarzen Schnurrbart, grobem, abgebrannten Gesichte und Berserkermanieren?“

„Und einer Kinderseele,“ ergänzte Don Paolo.

„Der Gegenkandidat unseres Grafen?“

„Ja und auch Sieger über ihn bei den letzten Wahlen.“

„Dieser Garibaldianer — der, Ihr Freund?“

„Mein ältester Freund,“ erwiderte Don Paolo; „und sehen Sie, dieser demokratische Abgeordnete, dieser Berserker, dieser Garibaldianer, wie Sie ihn zu benennen beliebten, wäre beinahe ein Opfer jener Weihnachtspoesie geworden, deren gänzlichen Mangel Sie uns soeben eifrig und ein bißchen voreilig zum Vorwurfe machten.“

„Wie das? Erzählen Sie doch!“

„Die Historie ist ein wenig lang, aber sei es!“ sprach Don Paolo und schenkte sich das Glas von neuem voll, „ich will Ihnen beweisen, daß auch bei uns das Gefühl für Weihnachtspoesie stark ist und daß es in dieser Zeit sich in jedem rührt und sein Recht begehrt, gleichviel, ob der Mensch ein Gläubiger ist oder ein Atheist. Reste unserer Jugendzeit sind es, die so viel Poesie um den heiligen Abend weben und die Erinnerung an die Zeit, da wir noch etwas wollten und ersehnten, überwältigt an solchem Tage allen Kummer, alle Enttäuschungen des wirklichen Lebens. Freund Onorato ist der lebendige Beweis, ihm ist der Weihnachtsabend im wahren Sinne des Wortes verhängnisvoll geworden . . .“

„Sie machen mich ungemein begierig.“

„So hören Sie also! Onorato Fave ist von Jugend an mein Gefährte. Wir stammen beide aus D . . . ., ich kannte seine Familie wie die meinige, wir besuchten zusammen die Dorfschule und fanden uns eines schönen Tages auf den Bänken des Knabenseminars in M . . . . . Sein Vater war ein echter lombardischer Bauer, herb in seinem Äußern, aber eine gediegene Natur. Seine Mutter war eine außergewöhnlich weiche und gefühlvolle Frau. Ihr religiöser Eifer ging schon nahe bis zum Fanatismus. Außer dem glühenden Kultus der

Madonna lebte sie nur ihren Kindern, von denen der einzige Knabe, Onorato, ihr Liebling war. Onorato war, gleich mir, von den Eltern für den Priesterstand bestimmt; er hätte sicherlich den Willen seiner Eltern erfüllt, wenn nicht just ein heiliger Abend, sozusagen mit Gewalt, sein ganzes Leben in ein anderes Geleise gedrängt hätte. — Sie kennen die italienische Jugend nicht. Das ist ein Feuer, das ist Kraft und Gewalt! Wir waren kleine Seminaristen, Bürschchen zwischen neun und zwölf Jahren, aber wir waren damals alle für die Freiheit und Einheit Italiens entflammt — die heute, da sie erobert, kaum geschätzt wird. Kurz vor Weihnachten ereignete sich jener Zufall, der Onorato so verhängnisvoll geworden. An einem Hause, welches einmal Garibaldi zur Übernachtung gedient, wurde eine Gedenktafel feierlich enthüllt. Auch wir hatten eine Sammlung unter uns eingeleitet, um einen Kranz zu übersenden, da wir persönlich an der Feier nicht teilnehmen durften und konnten. Wir übersandten den Kranz mit einer herzlichen und flammenden Zuschrift. Wir waren so unvorsichtig, in unserem Namen für die ganze, ganze zukünftige Priesterschaft des großen Italiens zu sprechen. Aber alles wird verraten und auch wir entgingen diesem Lose nicht. Es folgte nun eine lange Untersuchung, deren Verlauf zu schildern Sie langweilen müßte. Wir hielten zusammen wie ein Mann und die Untersuchung ergab für die Forschenden keinen Erfolg.

Der Spiritual erfuhr nicht einmal, wer der Urheber, der Anstifter jener That gewesen, oder wer jenen Brief geschrieben. Die Geschichte begann einzuschlafen und wir dachten schon, uns des gewonnenen Spieles freuen zu können — da kam eine Kundmachung, die uns traf, wie ein Donnerschlag. Es hieß, sämtliche Seminaristen verbleiben in der Klausur — das wäre die Strafe. Niemand dürfe abreisen während der Weihnachtsferien. Sie können wohl ermessen, wie mächtig uns diese Kundmachung erschütterte. Am meisten niedergeschmettert wurde durch dieselbe Freund Onorato. Des Mittags

rührte er die Speisen nicht an — wenn er studierte, saß er, den Kopf in die Hände gestützt, bewegungslos und die Nacht — er schlief neben mir — hörte er nicht auf zu seufzen.

„Was liegt an mir!“ sprach er, als ich ihm Mut und Kraft einsprechen wollte, „um mich handelt sich's ja nicht, aber um meine arme Mutter. Sie hat noch nie ohne auch nur eines von ihren Kindern Weihnachten verbracht — sie wirds diesmal nicht überwinden.“

Ich konnte sehen, daß Onorato geweint hatte und hörte ihn die Nacht hindurch seufzen und auf seinem Lager sich herumwälzen. Am anderen Morgen riet ich ihm, den Direktor um Urlaub zu bitten, vielleicht, daß er von der Strafe ausnahmsweise befreit würde. Er aber schüttelte verzagt das Haupt und schwieg — er wußte, daß solch' ein Schritt doch vergeblich bliebe. Ich muß eingestehen, daß ich selbst den Direktor aufgesucht und für Onorato gebeten habe, da ich wußte, daß er auf mich etwas halte. Aber diesmal war auch mein Schritt nutzlos.

„Es ist nicht möglich, Ausnahmen zu machen — die Strafe muß exemplarisch sein, nicht nur für euch, sondern auch für die künftige Generation,“ gab mir der Direktor trockenen Tones zur Antwort. Onorato erfuhr nichts von dem Schritte, den ich ihm zur Liebe, freilich ohne Erfolg unternommen. Es vergingen zwei Tage. Am Morgen des zweiten Tages sah ich ihn noch beim Frühstück — zur Zeit des Mittagessens war er schon nicht mehr anwesend — er war verschwunden. Alles Nachforschen nach ihm blieb vergebens. Ich ahnte sogleich, daß Onorato entflohen, um am heiligen Abend bei seiner Mutter sein zu können. Aber besorgt dachte ich an die Möglichkeit oder vielmehr große Schwierigkeit des Gelingens. Wie wird er nach Hause kommen? Der Winter war ungewöhnlich streng — eine Eisenbahn gab es in der Richtung nach unserer Heimat nicht und Onorato hatte kein Geld. Ich rechnete und wurde sehr ängstlich. Onorato mußte sechzehn Stunden zurücklegen, wollte

er dem heiligen Abend zu Hause beiwohnen. Ich teile Ihnen jetzt mit, was er mir später selbst erzählte.

Zu Hause setzten sich alle gerade um den Tisch. Frau Livia, die Mutter Onoratos, fing an zu weinen und schluchzte: Mein Kind, mein armes Kind! Alle Anwesenden waren tief erschreckt, das Antlitz des Vaters verdüsterte sich, er schalt über ihre allzugroße Empfindlichkeit, er versuchte zu beweisen, daß Onorato seine Strafe vollständig verdient habe -- aber umsonst, Frau Livia hatte kaum den ersten Löffel Suppe zum Munde geführt, als sie mit einem lauten Schrei, von ihrem Weh überwältigt, zur Erde sank. Ein Glück, daß sie der Vater mit seinen Armen auffing. In diesem Augenblick ward draußen Hundegebell laut. Der Hund Sambo meldete die Ankunft des Gastes — das Bellen verwandelte sich bald in ein freudiges Heulen — es war zu hören, daß der Hund den Ankömmling freudig begrüßte und umsprang. Die Thüre öffnete sich und Onorato flog in die Arme seiner ohnmächtig werdenden Mutter.

Abermals ein Aufschrei, aber der kam aus der Tiefe des Herzens und Mutter und Sohn empfanden in diesem Augenblicke überirdische Freude.

Bonaventura, der Vater Onoratos, stand, die Arme über die Brust gekreuzt, beim Ofen und sprach kein Wort; die erschrockenen Schwestern standen ringsumher und das Gesinde zwischen der Thüre. Sohn und Mutter weinten laut.

„So ließen sich die Herren doch erweichen,“ fing der Vater nach einer Weile an, „und ließen dich ziehen?“

„Nein!“ antwortete ruhig Onorato.

„Du bist also entflohen? Du bist heimlich davongelaufen!“ schrie Bonaventura wild und wollte sich auf seinen Sohn stürzen.

Aber die Brust der Mutter ist ein sicheres Asyl.

Frau Livia richtete sich hoch auf, wie eine Löwin und ihren Onorato an ihr Herz drückend, vernichtete sie mit einem einzigen Blicke den Zorn ihres Gatten.

„Sehr freundlich heißest du deinen Sohn willkommen,“ rief sie trotzig und dabei unaufhörlich schluchzend, „anstatt ihn ans Herz zu drücken und zu sorgen, daß er sich umkleide und abtrocke, willst du ihn strafen für seine Liebe!“

Der alte Bonaventura trat zu dem Ofen zurück und brummte etwas von der Überspanntheit der Weiber und ihrer Gefühlsüberschwänglichkeit.

Die Mutter versorgte indessen ihren Knaben mit Zärtlichkeit. Er mußte sich umkleiden und dann erst begann man zu nachtmahlen. Während des Essens saß Onorato neben der Mutter, ihre Hand stets in der seinigen haltend, sie sprachen beide nicht und berührten die Speisen kaum; aber was sie fühlten, was sie in diesen wenigen Stunden durchlebten, das überwiegt alle unsere Begriffe von menschlicher Seligkeit. Auch Bonaventura hörte zu brummen auf und unter allen, welche den Mitternachtsgottesdienst besuchten, gab es wohl keine glücklicheren Menschen als diese.

Was dann folgte, werden Sie erraten. Onorato durfte nicht mehr ins Seminar zurück. Der alte Bonaventura kümmerte sich nicht einmal darum. Mich schmerzte Onoratos Fernbleiben, denn ihn liebte ich am innigsten. Doch Freunde sind wir geblieben. Nachdem er das Lyceum absolviert, studierte Onorato die Rechte. Seine Mutter erlebte sein Doktorat nicht. Ich überspringe eine Reihe von Jahren und spreche von der Zeit, da ich als Pfarrer in meinem Geburtsorte das erste Jahr wirkte und mich für den Mitternachtsdienst vorbereitete. Ein fremder Herr wünsche mit mir zu sprechen, sagte man mir. Ich trat ein wenig verdrießlich hinaus, aber sofort erhellte sich mein verdüstertes Gesicht. Vor mir stand mein Freund Onorato.

„Wie? Du hier und heute?“ entschlüpfte es unwillkürlich meinem Munde.

„Wie alljährlich,“ sagte er ruhig. „Ich bewahre treu die Erinnerung an jenen heiligen Abend. Seit meine Mutter tot ist, besuche ich am heiligen Abende ihr Grab, Jahr für

Jahr. Erstaunt vernahm ich, daß du jetzt hier Pfarrer geworden bist. Mir ward bange nach den Jugendzeiten, ich widerstand dem Drängen meiner Sehnsucht nicht. Ich sah dich nun, das genügt mir. Unsere Wege und Ansichten gehen auseinander — ich verlange nichts und gehe wieder . . ."

Seine Stimme bebte, er war ungewöhnlich erregt.

„Freund — Bruder!" rief ich, und schon lagen wir uns in den Armen.

Er blieb. Ach, das war damals ein unvergeßlich schöner heiliger Abend!

In der geräumigen Gesindestube meiner ländlichen Pfarre saßen wir bis zum Mitternachtsgottesdienst beisammen. Bei vollen Gläsern weckten wir Jugenderinnerungen wach, und da konnt' ich nicht umhin, ihm zu verraten, welchen Schritt ich damals zu seinen Gunsten bei unserem Direktor versuchte.

Onorato drückte, tief bewegt, meine Hand und begleitete mich in die Kirche. Als ich in die Sakristei schritt, erblickte ich ihn am Grabe seiner Mutter knieend.

Wir verlebten eine Reihe solcher heiliger Abende. Jahr für Jahr erwartete ich meinen Onorato am Weihnachtsabend, Jahr für Jahr hat er sich eingefunden zum Nachtmahl in meiner bescheidenen Pfarre. Eine Veränderung war nur, daß er später ein junges, schönes Frauchen und abermals später auch sein Kind mitbrachte.

Glauben Sie mir, das waren heilige Abende echt und wahr, voll Poesie, und die Stunden bis zur Mitternacht verflossen schöner wie heute, (er lächelte bitter); wir schätzten den Zauber der Weihnachtspoesie, wir waren glückliche Menschen, wahrhaft glückliche, einander liebend aus Liebe ohne selbstsüchtiges Interesse.

Don Paolo schwieg und versank in tiefes Nachdenken — seine Cigarre ganz vergessend. Es war stille, nur von draußen klang herein das Wogen des Meeres und das Sausen des mächtigen Windes.

„Und nun hat es ein Ende gefunden?" fragte ich gerührt.

„Ja, es hat ein Ende gefunden. Diese verdammte Politik — daß sie der Teufel —! Und dann — ich ging nach Rom wo ich mein Doktorat machte, wurde Erzieher, später Vorsteher der Kongregation von St. Maria, meinen Geburtsort habe ich seitdem nicht mehr gesehen. Aber Onorato und ich sind nicht auseinander. Ihr waret ja Zeuge, als ich und er in Modena miteinander zu Nacht speisten, wie wenn nichts zwischen uns vorgefallen wäre. O, die Jugend ist süß und mächtig!"

„Und besucht auch heute noch Onorato das Grab seiner Mutter?" fragte ich.

„O, daran zweifle ich nicht," erwiderte Don Paolo, „er ist ein demokratischer Delegat und hat einen starren Sinn. Doch sehet!"

Wir traten an das Fenster. Das Meer war besäet mit Lichtglanz. Die dunkle Masse der hier vor Anker liegenden Schiffe spielte in dem Feuermeer alle Farben.

„Was ist dies?" fragte ich bewundernd.

„Die Matrosen der fremden Schiffe feiern den heiligen Abend," sagte Don Paolo und nahm das Sammetkäppchen vom Kopfe ab.

„Frieden den Menschen und guter Wille," sagte ich, die Hand ihm reichend.

„Ja, es lebe unser Freund Onorato Fave," rief er, das Glas erhebend, „jetzt", (er blickte auf die Uhr) „jetzt knieet er an dem Grabe seiner Mutter, von seiner ganzen Familie umringt — o, es war ein schöner, unvergeßlich schöner Weihnachtsabend auf meiner kleinen Pfarre!"

Und schweigend stießen wir an! — — —

Die Quelle des Vergessens.

Der Abt Fulgentius stand an die Mauer des Klostergartens gelehnt und schaute zerstreut in die Ferne. Das Brevier entfiel seiner Hand in das dichte, unzertretene Gras.

Es war kurz vor Sonnenuntergang. Die alten Bäume des Klostergartens flammten im reichen Purpurglanz der Abendröte wie Säulen aus Rubinen, ihre Blätter strahlten, wie Smaragde — der ganze Garten bot fast den bezaubernden Anblick des Paradieses, von dem so oft die alten Chroniken berichten. Flog zeitweise ein Vogel vorüber oder ein Schmetterling, so glich er eher einer fliegenden Blüte oder einem fallenden Sterne. Alles glänzte und loderte, alles war in den Duft von durchdringender außergewöhnlicher Kraft getaucht.

Es war der mystische Augenblick des Überganges, wenn sich der Tag zum Abend neigt — es ist nicht mehr Tag und noch kein Abend; ein Augenblick, in welchem die Seele, wenn noch so an die Materie gekettet, die Schwere ihrer Fesseln nicht fühlt und glaubt, daß sie wirklich Schwingen besitzt und fähig ist, aus dieser Welt zu fliegen.

Der Abt war ungewöhnlich traurig.

Doch war es nicht die Trauer eines Menschen, der freiwillig der Welt entsagt und das letzte Fünkchen der Lebenslust in der Ascetik zu töten sucht. Seine Trauer hatte einen ganz anderen Ausdruck.

Es war die Trauer der nach dem Leben schmachtenden Seele, die Trauer, in welcher man nach dem letzten Strohhalm greift, durch den die sinkende Seele gerettet werden könnte, die Trauer, welche daraus entsteht, daß man gerne in seinem Busen alle Glocken in Schwingung versetzen möchte, zu einem die Schönheit, das Gute, das Erhabene feiernden Klange, aber nur, daß uns die einzige Möglichkeit dazu fehlt — vergessen zu können die Vergangenheit.

Der Abt erhob sein Haupt aus tiefem Sinnen und schaute auf die Feier des Unterganges. Vor ihm stand ein Mann in Pilgertracht, den breiten, muschelgezierten Hut auf dem Kopfe, in der Hand den Stab, um die Hüften seinen Sack und Kürbis. Die Gestalt war schlank und edel, das Antlitz trug den Stempel friedlicher, milder Ergebung.

Der Abt winkte ihm freundlich zu. Der Pilger trat näher. Es trennte sie nur die ziemlich niedrige, stellenweise eingestürzte, mit dichtem Dorngebüsche bewachsene Mauer des Klostergartens.

„Weit her?“ fragte der Abt den Fremden.

„Ja, weit her.“

„Es war seit je mein Traum und mein banges Sehnen, die heiligen Orte einmal zu besuchen,“ sagte der Abt, „aber immer wehrten mir's die Pflichten für meinen Orden und mein Amt. Und kaum werdet ihr glauben, daß, was schwer gewesen dem Novizen und Bruder, dem Abte fast unmöglich ist. Jahrelang stand ich an dieser Mauer, dahin schauend, wo sich der Weg am Firmament verliert, nachblickend den Kreuzen und Fahnen der Wallfahrer. Ihre Gesänge haben mich zuweilen bis zu Thränen gerührt, ich fühlte, als würden in meiner Brust sich Flügel entfalten, aber ach, ich mußte dies Aufwallen und Drängen unterdrücken, mit Bitterkeit im Herzen mußt' ich wieder ins Kloster zurückkehren, als der Ton der Vesperglocke erscholl. Und so gewöhnte ich mich langsam, die Bitterkeit wich stillem Mitgefühl, ich blickte später ruhig den Reihen der ins heilige Land ziehenden Pilger nach — ich vergönnte es ihnen, aber eines blieb doch zurück in meiner Seele.“

Der Abt versank nach diesen Worten wieder in kurzes düstres Sinnen und bemerkte nicht, daß ihn der Pilger mit seltsamen Blicken ansah, als wollte er mit seinem Auge eindringen in des Priesters ganzes Wesen.

Eine Frage nicht abwartend, sprach der Abt nach einer Weile wieder:

„Ich dachte mir, daß ich glücklicher sein würde als all' die Pilger, daß mir vielleicht glückte, das zu finden, nach dem unser ganzes Jahrhundert irrt, dem nachforschen die Armen und die Reichen, die Jungen und die Alten.“

Ein Wunder, daß die Augen des Wallfahrers den Abt nicht durchbohrten! Unter ihrem magnetischen Einfluß setzte der Abt fort.

Ihm war, als würde er einem höheren Wesen beichten und als ob er dadurch eine Last von seiner Seele herabwälzte, die er vordem nicht einmal zu benennen wußte.

Er sprach ruhig, leise, mit kaum bemerkbarem Zittern der Stimme.

„Wir leiden alle durch diesen Gedanken. Wie viele Seefahrer vergingen ihm zu Liebe in unbekannten Meeren! Was erzählen alte Klosterlegenden und Chroniken von Rittern, die ausgezogen sind, das Wunder zu suchen! Und sie fanden es nicht, sie fanden's nicht, mir aber flüstert etwas Geheimnisvolles zu, daß ich doch glücklicher gewesen wäre ...“

Die Augen des Pilgers leuchteten wie zwei feurige Sterne. Ihre Strahlen hefteten sich auf die Stelle, wo unter der rauhen Kutte das Herz des Abtes unruhig hämmerte.

„Ich denke an die Quelle der Jugend. Ich glaube an sie, aber wo ist sie zu finden? Ich glaube, daß sie einmal gefunden wird, aber wer wird der Glückliche sein, und wird er vermögen, sie zu verwerten für die ganze Menschheit? Wird er imstande sein, sie auch für sich zu verwerten? Welch' eine Tiefe haben diese Fragen und wer kann sie beantworten?“

Jetzt begann der Pilger zu sprechen:

„Und du vermeinst, Abt, daß dir helfen würde, dir von Nutzen wäre die Quelle der Jugend, wenn dir gegönnt wäre, sie aufzufinden? Wie irrst du dich! Blicke hinab auf den Grund deiner Seele und antworte mir auf eine einzige Frage: Bist du ohne Schuld?“

Der Abt erbebte bei diesen Worten. Er fühlte, wie die Röte der Scham in sein Antlitz stieg; er neigte tief das Haupt und schwieg.

Der Pilger fuhr fort:

„Was wäre dir und allen deinesgleichen die Quelle der Jugend nutz? Ihr würdet aus ihr trinken, Ihr würdet Euch verjüngen, aber dadurch würde sich auch das Bewußtsein Eurer Schuld verjüngen, mit welcher Ihr einst Euer Gewissen be-

lastet. Nicht die Zeit macht uns altern, sondern unsere Schuld, das, wodurch wir einmal uns gegen die Würde der Menschheit versündigt haben, gegen unsere Bestimmung, das Gute zu wollen und gut zu sein. Durch den Jugendtrank würde dieses Selbstbewußtsein mächtig wachsen und das Gewicht der Schuld und die Schwere des Standes drückender werden, denn zuvor. Und dieses Los müßte jeden erreichen, denn sage: Wer unter uns ist frei von Schuld?"

„Niemand, niemand!" rief der tief erschütterte Abt. „Aber sage selbst, was erübrigt uns?"

„Ich weiß ein besseres Mittel und fand es auf meinen Reisen," entgegnete der Pilger. „Es ist gleichfalls eine Quelle, freilich nicht die von Euch erträumte wunderbare Quelle der Jugend, es ist ein bitterer Wein, aber gesund, es ist das einzige, welches den genesen machen kann, der durch Schuld die einzige echte Jugend der Seele verloren."

Der Abt erhob den Blick zum Pilger. In seinem erweiterten Auge flammte das Feuer wilder Sehnsucht.

„Du fandest das Wunder? Sprich, wo und wann?"

„Daran ist nichts gelegen," erwiderte der Pilger ausweichend. „Genug, daß ich's besitze und daß ich, wenn du willst und dich nicht fürchtest, dir einen Schluck reichen kann."

„Ich fürchte nichts, ich will," sagte der Abt.

Der Pilger schnallte den Reisesack auf, entnahm demselben einen kleinen hölzernen Becher und füllte ihn mit einer schwarzen Flüssigkeit aus dem Kürbis, der ihm zur Seite hing. Der letzte Glanz der Abendsonne beschien das blasse Gesicht des Wanderers und bemühte sich umsonst, in der schwarzen Flüssigkeit den schwachen Reflex der Farbe alten Bernsteins zu entzünden.

Er reichte dem Abte den bis zum Rand gefüllten Becher.

„Was ist das?" fragte jener, den Becher an die Lippen setzend.

„Die Quelle des Vergessens," entgegnete der Pilger.

Die Abendröte erlosch, graue Schatten begannen sich auf der Erde auszubreiten. Der Abt trank die Schale leer.

Einen Augenblick schaute er in die grauen Schatten. Der Pilger verschwand in ihrem Schleier, dann der ganze Kreis um ihn her, sie legten sich ihm auf die Augen und auf die Brust; er fühlte, wie eine kühle Hand aus seinem Busen das entfernte, was ihn jahrelang gedrückt hatte; ihm wurde leicht und wohl, er war wirklich erfrischt und jung, er lächelte im Traume, dann ließ er das Haupt sinken und die Schatten umjagten ihn, hüllten ihn vollends ein, er selbst wurde allmählich zum Schatten und verschwand in ihrem unübersehbaren Gefolge . . . .

Spät in der Nacht fanden ihn die bestürzten Mönche des Klosters. Tropfen kalten Thau's hatten sich ihm gleich Brillanten in Haar und Bart gesetzt, auf der Brust, in welcher früher das Herz so unruhig gepocht, lag eine Jasminblüte und den Mund umspielte ein Lächeln unaussprechlicher Wonne.

Abisag.

Auf einem Cypressenruhebett lag in einem Zimmer seines königlichen Schlosses der große König David. Von der Decke hing eine große bronzene Schüssel nieder, aus welcher Duft brennenden Naftas strömte und dessen Glutschein die mit Cedernholz ausgelegten Wände und die mit goldenen Nägeln verzierte Decke mit einem Lichtschimmer umwob.

Die Nacht war ruhig, mild und hell.

Aus der Stadt herüber tönten von Zeit zu Zeit die Schritte der Wächter und das Klirren ihrer Schwerter und Schilder, von den Weinbergen, die Jerusalem, einem grünen Gürtel gleich, umschlossen, klangen zuweilen die Rufe der Hüter. Der Mond, einem goldenen Schilde gleichend, badete sich in dem Spiegel der flachen Dächer und bevölkerte mit gespenstigen Schatten die zwölf Thore der Stadt, deren sich

weithinerstreckende Wälle, die Reinigungsteiche, die Weinberge und die mit Bienenstöcken erfüllten Gärten, er streifte die Alleen der Sykomoren, der Palmen und Feigenbäume, den Staub, der sich tagsüber auf ihren Blättern niedergelassen, in flüssiges Silber verwandelnd, er schlich durch das Viertel der Kaufleute, wo unter freiem Himmel die an Pfählen angebundenen Kameele ungeduldig schnaubten, die Ankunft des neuen Morgens erwartend, er tauchte in die Cisternen hinab und versank in den Grabeshöhlen, darin die Gebeine der Väter unterm Fluch oder Segen der Söhne Israels erzitterten.

Die Nacht zog durch den Weltraum wie ein großes Gesichte durch das Haupt des Propheten.

Der König ruhte regungslos auf seinem Lager. Regungslos saßen ihm gegenüber vier Männer nebeneinander. Ihre knochigen Hände ruhten auf den Löwenköpfen, welche die Lehnen der hohen Stühle bildeten — ihre Gesichter waren wie aus Stein und nur der blinkende Feuerschein malte durch das Spiel des Schattens und Lichtes in dieselben Zeichen des Grames und der Ermüdung.

Der erste trug das Kleid eines Hohenpriesters; sein Bart, regelmäßig geteilt und gekämmt, reichte bis auf die breite Brust. Der Priester hieß Sadok. Der zweite, in der Tracht eines Heerführers, war Banajasch, der Sohn Jojads, die letzten zwei im Höflingsgewande waren Semej und Rej. Ihr reichgeöltes Haar roch stark nach Sandel und Hyacinthen; der Brustteil ihres Kleides war zerrissen, denn Trauer wohnte in ihrem Herzen und trübte das Blut in ihren Adern. Aus ihrer Haltung war zu ersehen, daß sie etwas erwarteten, ihre Blicke hefteten sich auf eine Stelle, das Bett des Königs, darin David regungslos lag, eingehüllt bis zum Kinn in Löwenfelle. Sein Antlitz glich der Maske, die man vom Antlitz einer Leiche nimmt. Es war furchtbar blaß, ohne das mindeste Lebenszeichen — der Körper des Königs begann schon zu erkalten.

„Nathan kommt nicht;“ sprach Sadok.

Niemand gab Antwort.

Banajasch verzog noch mehr seine Augenbrauen, Semej und Rej seufzten tief auf.

Und wieder herrschte langes, grabähnliches, banges Schweigen.

„Weiß Betsaba um Nathans Absicht?" fragte Semej flüsternd.

„Ja, sie weiß darum;" erwiderte Sadok.

„Und ist sie einverstanden?" fragte Rej.

„Sie muß es sein, denn spricht durch Nathans Mund nicht Gott selbst? Es ist ihre Schuld, daß nicht sie selbst mehr dem Könige den letzten Dienst erweisen kann."

„Sie ist mit Jahren ebenso wie mit Schmerzen belastet," sprach Semej.

„Still! Der König bewegt sich," flüsterte Banajasch.

„Nein — es war ein Geräusch im Vorsaale. Sklaven bringen vielleicht die mit glühenden Kohlen gefüllten Pfannen, sie um das Lager des Königs aufzustellen."

Dem war auch so.

Sieben Mohren in kurzen, scharlachroten Tunicken traten herein. Jeder trug eine große Messingpfanne voll mit glühender Kohle, ähnlich dem Sterne Sahil, wenn er durch den Nebelschleier auf die schlummernde Welt herniederschaut, und stellten sie rings um des Königs Lager auf: zwei zu Füßen, drei zu Häupten und je eine ihm zu Seiten. Sie schütteten Myrrha und Weihrauchkörner auf die Kohlen und entfernten sich dann leise, wie Fantome.

Die sieben glühenden Pfannen leuchteten in der Dämmerung durch das Gemach wie sieben Sterne — bläuliche Rauchwölkchen entstiegen ihnen, wie überm Meere sich der Nebel erhebt, ein starker Duft erfüllte die Luft des Gemaches. Das blasse Antlitz des Königs erschien noch grauenhafter in ihrem Scheine und die noch tiefer auf die Brust gesenkten Häupter der vier Greise wurden durch die Schatten verfinstert, welche

die vorstehenden Augenbrauen und die dichten Locken des Haares in ihre Gesichter zeichneten.

Zu der Wärme der Sommernacht gesellte sich die aus den Pfannen strömende Hitze — die Stirnen der an dem Lager des Königs Wachenden bedeckten sich rasch mit Schweißtropfen, welche, mattglänzenden Perlen gleichend, niederrollten in ihre fetten, lockigen Bärte.

* * *

Nach längerem Augenblicke bangen Schweigens öffnete sich die Thüre. Auf ihrer Schwelle stand ein Mann von riesenhafter Gestalt. Sein Haar und Bart, die weder Salbe noch Kamm oder scharfen Stahl kannten, waren verwirrt, sein Gewand umgürtete ein grober, knotiger Strick, die schwieligen, nackten Füße bedeckte eine dichte Staubschicht, die nackte Brust war wettergebräunt, wie der Stamm des Feigenbaumes, die Augen, umrahmt von grauen, zottigen Brauen, leuchteten wie zwei glühende Kohlen und die starken, niederhängenden Lippen zitterten fortwährend, wie im Gebete. „Nathan!" erscholl es aus dem Munde der Anwesenden. Sie erhoben sich und gingen ihm ehrfurchtsvoll entgegen. Das Antlitz eines jeden zeigte einen andern Ausdruck. Im Antlitz Sadoks spiegelte sich die Neugierde, gezähmt durch Furcht, in dem Banajaschs die Ruhe der Erwartung und befriedigter Sehnsucht, in jenen Semejs und Rejs scheues Mißtrauen, gepaart mit Ehrfurcht vor dem Propheten.

Nathan schaute im Gemach umher und schritt näher.

„Wie geht es dem Gesalbten des Herrn?" fragte er rasch.

„Wie er lag, als du fortgingst, liegt er noch, einer Garbe ähnlich, welche die vor dem drohenden Gewittersturme fliehenden Schnitter vergessen haben. Führst du das sunamitische Mädchen mit dir?" fragte Rej.

„Sie ist hier und auch ihr Vater," erwiderte Nathan und winkte in das Vorgemach.

Sogleich trat ein Mann mit gebeugtem Nacken, Fuchsaugen, rötlichem Bart und schmutzigen Händen in das Zimmer;

es war Lamech aus dem Geschlechte Issachar. Im folgte scheu ein schlankes Mädchen, ganz von Schleiern umhüllt; selbst übers Antlitz hatte es den Schleier gezogen und nur durch dessen dichtes Netz glänzten wie dunkle Sterne die Augen.

Lamech neigte sich tiefer. In diesem Augenblick war er so klein, daß er den Eindruck eines Zwerges machte. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch seine safrangelbe Tunika und sein rotes Haar. Das Mädchen stand hoch aufgerichtet, wie eine Palme.

„Banajasch,“ sagte Sadok ruhig, „geleite das Mädchen in das Bad des Königs — es möge sich baden, damit es das Lager Davids besteigen könne, um Israel zu erlösen.“

Banajasch stieß schweigend eine kleine Thüre nächst dem königlichen Lager auf, durch welche man in das Badezimmer gelangte. Auch dieses war erleuchtet und in der Tiefe des mit Jospis ausgelegten Raumes schimmerte das große runde, aus einem einzigem Stücke schwarzen Marmors geformte Bassin, in welches von der Decke nieder zwei Meeresschlangen mit Rubinenaugen Kaskaden von Rosenwasser spieen.

Banajasch ergriff die Hand der Jungfrau und führte das Mädchen bis zur Schwelle des Badezimmers; dort übergab er es vier jebusitischen Sklavinnen. Zwei hielten in den Händen Vasen mit Öl und Narde gefüllt, die beiden andern Metallspiegel mit Rahmen aus Ebenholz und große, zottige Decken aus purpurner Wolle.

Leise schloß sich die Thüre wieder und Sadok wandte sich nun zu Lamech, der seinen gekrümmten Nacken noch nicht erhoben hatte. Aber sein schlaues, scharfes Auge irrte schnell im Kreise umher, so daß ihm auch nicht die geringste Bewegung in den Gesichtern aller entging.

Nathan, der Prophet, stand an dem Lager des Königs, er hielt die Hände beschwörend nach vorne gestreckt und seine Lippen zitterten krampfhaft in prophetischer Verzückung.

„Ist dies deine Tochter, Lamech?“ fragte Sadok.

„Ja, meine eigene, obgleich sie schöner ist, wie ich und ihre verstorbene Mutter."

„Und willigst du ein, zu thun, was Nathan, der Mann Gottes, dir vorgeschlagen?"

„Wenn es Jehova will und mein Volk dadurch Erlösung findet, darf ich mich nicht weigern."

„Und willigt sie ein?"

„Das Mädchen weiß nicht, was ihrer wartet, aber meine Tochter ist gehorsam und wird ihr Glück zu schätzen wissen."

„Hat sie noch keinen Geliebten?"

„Ja und nein! Einen Geliebten hat jedes, auch minder schönes, Mädchen, als meine Tochter — warum sollte sie eine Ausnahme bilden? Das wär' eine Schande oder ein böses Zeichen. Dennoch hat sie eigentlich keinen Geliebten, weil dieser ihre Reize noch nicht kennt, denn meine Augen bewachen sie, wie ein Goldkörnchen, wie einen Tropfen Wasser in der Wüste."

„Wer ist ihr Geliebter?"

„Ein Jüngling, ein unbedeutender Jüngling. Er besitzt weder ein Feld noch einen Weinberg, noch ein Kameel, ja, er ist nicht einmal ein Karawanentreiber, er besitzt nichts, gar nichts und das ist traurig. Deshalb entschloß ich mich und auch Abisag, mein Kind. Ich will einen Weinberg in Sunams Nachbarschaft kaufen und ihn den Kindern geben, damit ich nicht enkellos ins Grab steige, damit mein graues Haar nicht ohne Segen bleibe."

„Und ist dem Jüngling bekannt, was geschehen soll?"

„Ja — er blieb ruhig und sagte nur zu meiner Tochter: Ich will so lange an dem Thore des Palastes stehen, bis deine Aufgabe zu Ende ist, ich will dich erwarten, um dich auf den Weinberg zu führen; den uns der Vater kaufen wird. Bleibst du rein, so wirst du kommen — ich weiß es — ohne daß ich dich rufen muß. Kommst du aber bis Sonnenuntergang nicht, dann gehe ich fort und niemals wirst du mich wiedersehen."

Sadok antwortete nicht. Er begab sich in den rückwärtigen Raum des Schlafzimmers, wo eine große, schwer beschlagene Truhe stand — diese öffnete er und winkte Lamech, näher zu treten.

Der Hebräer schlich näher und seine Basiliskenaugen verschlangen gierig den Inhalt der Truhe. Im magischen Scheine glänzten dort große Stangen von Gold, silberne Becher, goldene Ringe, Perlen, groß wie Taubeneier — er sah Edelsteine, zahlreich, wie Blumen auf den Wiesen im Frühling. Sadok griff in die Truhe und zog zwei Goldstangen nebst einem großen, edelsteingezierten Ring hervor. Lamech hielt seinen Schoß bereit, seine Augen glänzten mehr als das Metall und die Edelsteine.

Sadok wollte den Deckel niederlassen, aber der Hebräer stand immer noch da, den Schoß aufhaltend, mit weit bis zu den Ohren aufgerissenem Munde — das Funkeln seiner Augen sagte deutlich: Für so wenig werde ich meine Tochter nicht verkaufen. Sadok beugte sich noch einmal zur Truhe nieder und gab Lamech noch einen silbernen rubineingefaßten Becher und zwei Armbänder mit Anubisköpfen, die aus einem Stück Onix geschnitten waren. Lamech war zufriedengestellt und zog sich wieder in den Hintergrund zurück.

Die Thüre des Badezimmers that sich wieder auf und zwei Sklavinnen führten Abisag zurück. Ihre frühere Kleidung war verschwunden, ihre Gestalt umhüllte jetzt nur feiner, durchsichtiger Musselin, an den Händen und Füßen trug sie schwere goldene Reifen, ihr schwarzes Haar war mit goldenem Staub bestreut und machte den Eindruck, als ob in dunkler Nacht Milliarden Sterne auseinandergestäubt wären.

Sadok winkte der Sklavin, die schnell hinter der Thüre des Badezimmers verschwand. Und allein, inmitten der grauen Männer stand die sunamitische Abisag, zitternd am ganzen Körper. Sie hielt den Blick zum Marmorboden gesenkt und ihre über die Brust gefalteten Hände zitterten krampfhaft, denn ein heftiger Sturm durchwogte den vollen Busen, auf dem sie ruhten.

Sadok verzog die Brauen — Banajasch, diese Bewegung verstehend, näherte sich dem Lager des Königs und ergriff die Löwenfelle, in denen der König vergraben lag. In diesem Augenblicke riß Sadok das Musselingewand von dem Körper des Mädchens — zufällig flackerte die Flamme in der von der Decke niederhängenden Bronzeschüssel stärker auf — ein leiser Schrei des Mädchens erscholl — und einen Augenblick stand sie nackt, mit gefalteten Händen, inmitten des Gemaches, schön, wie eine überirdische Erscheinung — schlank, die Hautfarbe gelblich, wie die volle Ähre des Kukuruz, welche die Sonne dunkel geküßt. Nur ihr Haar, in welchem der Goldstaub glänzte, diente ihr notdürftig als Mantel. Ihre Wangen glühten wie Granatäpfel. Ein Flüstern des Staunens durchzitterte den Saal. Die Greise sahen verzückt, wie auf eine Erscheinung, nach dem feenhaften, jungfräulichen Körper hin, welchen der rote Schein der flackernden Flamme mit purpurnen Blüten auf schwarzen, schwankenden Stengeln umwob, den Schatten des märchenhaft aufgelösten Haares, welches dunkelgoldenem Laube glich.

Nathan erfaßte ihre Hand und führte das Mädchen zum Lager des Königs, wo Banajasch, der Sohn Jojads, die Löwenfelle auseinanderbreitete.

Und das Mädchen umarmte den kalten Körper des Königs, wie die Tochter den sterbenden Vater umarmt, aber es regte sich kein anderes Gefühl in ihr, als das der Scham.

Sadok zog über beide eine schwere, wollene Decke und winkte den andern. Sie entfernten sich. Nur Nathan blieb knieend an dem Lager zurück, die Hände, wie in Verzückung, ausgestreckt.

Die Greise wußten nicht, daß, als sie Abisag zu dem königlichen Lager führten, in der Thüre ein junger Mann in weißem Gewande erschien, dessen Antlitz der Sonne ähnlich war. Er entfernte sich schnell wieder, unbemerkt, aber verwundet im Herzen und geblendet durch die Schönheit des sunamitischen Mädchens. Und dieser junge Mann war Salomon!

* * *

Seit jenem Augenblick war der Friede aus dem Herzen Salomons geschwunden.

Selbst das ließ ihn gleichgültig, daß Adonias, der Sohn Hagiths, welcher von seinen Freunden zum Könige ausgerufen wurde, ganze Tage und Nächte mit seinen Anhängern durchzechte und die Straßen Jerusalems mit Lärm erfüllte; er wußte nicht, daß seine Mutter Bethsaba nächtelang hinter der Thüre des königlichen Schlafgemaches stand, blaß und zitternd vor Zorn, das Herz zerwühlt von Eifersucht, beobachtend, welchen Einfluß Abisag auf des Königs Gesundheit übte; er gab nicht acht, wohin sich der unbeständige Kreis der Hofleute und Heerführer in diesen häßlichen Unruhen wende oder was der listige Sadok und der schweigsame Nathan im Sinne hatten. Müde und mißgelaunt begab er sich, nur von zwei Dienern begleitet, auf sein Lustschloß in Baalhamon — hier schloß er sich ein, wachte in der Nacht und irrte umher in den Alleen der hundertjährigen Sykomoren, dem melancholischen Gesang der Weinbergswächter und dem lauten Liede der unermüdlichen Cikaden lauschend.

Einst, als er Mittags auf seinem Lager ruhte, Bitterkeit im Herzen, meldete ihm ein Sklave die plötzliche Ankunft Banajaschs an.

Salomon wollte ihn anfangs gar nicht vorlassen.

Der Sohn Jojads wartete aber nicht die Erlaubnis ab, sondern stürzte bestaubt und atemlos in das Gemach.

„Eine große Nachricht!“ rief er von ferne schon, „der König lebte auf und sprach.“

Salomon erhob sich von seinem Lager, als erwartete er noch weitere Mitteilungen.

„Es ist notwendig, daß du gleich mit mir zurückkehrst, es handelt sich um deine Salbung zum Könige.“

Salomon fiel wie kraftlos wieder in die bunten Teppiche seines Ruhebettes zurück.

„Ich reise nirgends hin.“

„Aber es ist der Wille des Königs und Bethsabas, deiner

Mutter. Nathan erwartet uns an dem Bache in Gihon, das mit heiligem Öle gefüllte Horn in der Hand. Adonias floh in die Berge."

„Ich reise nicht," weigerte sich hartnäckig Salomon.

„Die Nation erwartet dich, die Richter des Volkes sind auf deiner Seite, die Krieger rufen deinen Namen aus in den Straßen. Und all' dies verdankst du allein der sunamitischen Abisag."

„Abisag," widerholte langsam Salomon den Namen. „Abisag wäre ich zu Dank verpflichtet?"

„Für alles," erwiderte Banajasch, „sie brachte den König zum Bewußtsein — er hätte wohl sonst nicht mehr sprechen können."

„Wohlan, so gehen wir!" sprach Salomon.

* * *

Selten zeigte ein König bei seiner Salbung solche Gleichgültigkeit, wie Salomon. Er ließ mit sich thun, was man wollte, ließ sich führen, wohin man wollte. Er hätte sich nach seiner Ausrufung zum Könige gerne wieder nach Baalhamon begeben, doch die frühere Starrheit bemächtigte sich abermals Davids und er lag wieder wort- und bewegungslos auf seinem Ruhebette zwischen den Pfannen mit glühender Kohle in Löwenfelle eingehüllt.

Nathan, der Prophet, befürchtete das Schlimmste. Abisag besuchte den König wie vor, aber all' ihr Bemühen blieb vergeblich.

Es war abends, als Salomon in das Schlafgemach seines sterbenden Vaters trat. Nur Banajasch befand sich beim Könige.

Salomon ließ sich in einem Lehnstuhl, seinem Vater gegenüber, nieder, das Haupt auf die Brust gesenkt und ergab sich seinen Träumen. Abisag wollt' er wenigstens sehen, wenn sie zum Könige sich begab. Es verging einige Zeit. Banajasch beugte sich über den König, um die Decken auf seiner Brust zu ordnen. Ein Schauder erfaßte ihn. Er hörte Davids

Herz nicht schlagen. Er glaubte, sich zu irren und nahm vom Tische einen Spiegel, den er vor den Mund des Königs hielt. Die silberschimmernde Fläche trübte sich nicht.

David war tot!

Banajasch zerriß vollends sein Gewand und berührte, vor Salomon niederknieend, mit seiner Stirne die Erde.

„Was willst du, Banajasch?“ fragte in seinen Träumen Salomon.

„Jetzt erst bist du wirklich König! David ist nicht mehr. Ich eile es den Priestern zu melden.“

„Halt' ein!“ rief Salomon, „keinen Schritt darfst du thun!“ Dann fügte er mit weicher verführerischer Stimme hinzu: „Liebst du mich, Banajasch?“

Ich opfere freudig mein Leben für dich!“ sprach der Höfling.

„Du hast die Wache beim Königslager bis zum Morgen; es ist dir also leicht, den Tod des Königs bis Tagesanbruch zu verheimlichen.“

Salomon neigte sich zu Banajasch nieder und flüsterte lange mit ihm.

„Wirst du es thun, Banajasch?“

„Ich will's, mein König, wenn du mir enthüllst, welchen Schwur dir dein Vater abverlangt gegen Joab, den Heerführer und Semez, den man den Zauberer nennt.“

„Du sollst es später erfahren.“

„Nein; gleich muß ich es wissen!“ beharrte Banajasch auf seinem Verlangen.

„Später sag' ich dir's — bei dem Leichnam meines Vaters sei's geschworen!“ versicherte der König.

„Ich gehe, Bethsoba und die Priester zu verständigen —“

„So höre denn!“

Und sich zu dem Ohre des immer noch knieenden Banajasch tiefer beugend, flüsterte ihm Salomon wörtlich den letzten Willen Davids zu:

„Auch dir ist bekannt, was mir Joab gethan, du wirst nach deiner Weisheit gegen ihn verfahren und nicht zugeben,

daß sein graues Haar ruhig in die Gruft steige; du hast auch Semez in deiner Macht, der mich durch einen gräßlichen Fluch verfluchte und dem ich bei dem Ewigen geschworen: Ich werde dich nicht mit dem Schwerte töten! Du aber verzeihe ihm nicht; da du ein weiser Mann bist, wird dir's gelingen, dich ihm so zu nahen, daß sein graues Haar mit Blut ins Grab hinabsinken wird." —

„Ich werde meine Gefährten warnen;" dachte Banajasch.

„Ich werde doch nur thun, was mir beliebt," dachte Salomon.

* * *

Und wie an andern Abenden, bestieg die sunamitische Abisag auch in dieser Nacht das Lager König Davids. Sie bemerkte nicht, daß in der herabhängenden Bronzeschüssel nur wenig Naphtha glühte und darum im Gemache ein stärkeres Dunkel herrschte, sie bemerkte nicht, daß die Pfannen beseitigt waren, aber eine größere Anzahl von Fellen und Decken den Körper Davids umhüllten.

Sie legte sich nieder und schlief bald ein.

Ihr Traum war anfangs einförmig, wie die Wüste. Aber diese Wüste war nicht glutvoll — Kühle herrschte in ihr, Kühle, die bis ins Mark eindrang. Diese Wüste erstreckte sich bis zum Horizonte, sie war dunkel und tief, wie das Gemach, in welchem sie heute schlief. Weder ein Vogel noch eine Fliege gleiteten durch die dichte, trübe Luft. Und Abisag träumte, daß sie ganz allein auf dieser riesigen, graugelben Ebene liege, verloren in dem trüben Meere dieser Dämmerung und daß unsichtbare Hände ihr auf Brust und Füße gewaltige Felsenblöcke legen. Aus ihnen wehte eine im Orient ungewöhnliche Kälte und Abisag dachte im Traume, das es jene Steine seien, welche den Eingang zu den Schluchten der Toten und Aussätzigen verschließen. Mächtiges Bangen schnürte ihr den Hals zusammen, sie wollte um Hilfe rufen. Da deucht' es ihr, als ob die Felsblöcke plötzlich wichen, sich vollends von ihrem Busen, ihren Füßen fortwälzten. Die Wüste

erzitterte, die Dämmerung begann sich zu lichten! Azurstreifen schimmerten aus der Höhe und zwischen dem Sande sprießten Gräser und duftige Kräuter auf. Kraniche und Reiher zogen in den Lüften, ihr lustiger Flügelschlag klang wie ein siegreiches Jubeln. Abisag hatte die Augen geschlossen, aber sah durch die Lider alles, die wie aus mattem Perlmutter gebildet waren. Dort, wo die Wüste sich dem Horizonte einte, ertönte ein dumpfes Brausen — das waren die Wälder hundertjähriger Cedern! Die volle, glühende Sonne lag in ihren märchenhaften Kronen und der Meereswind trug ihren zaubervollen Duft herüber. Wie durch einen Zauber rückten die Wälder näher. Abisag hörte das Rauschen der unter den Fächern der großblättrigen Farnkräuter verborgenen Quellen — sie erblickte die längs des Stammes sich windende Liane und fühlte, wie zu ihrem Antlitz sich zwei große Narzissenblüten neigten, wie zwei Menschenaugen. Und die Liane umklammerte ihren Körper, wand sich um ihre Füße und Hüften, umfing sie wie zwei Arme und preßte sie, aber es war ein andres Gefühl, das Abisag jetzt beseelte, als jenes, das ihr die Felsblöcke von den Schluchten der Toten und Aussätzigen eingeflößt. Es war ein süßes, sonniges, jauchzendes, siegreiches Gefühl, sinneberauschend und stark, wie der Tod. Ja, so muß der Tod sein, dachte im Traume Abisag, ein glücklicher Tod in den Armen dessen, den wir lieben. — Und in der Krone der Ceder über ihrem Haupte saß ein großer, goldener Vogel, der schlug mit seinen Flügeln und schüttelte einen Regen von aufgeblühten, scharlachroten Blüten, die weich waren, wie Menschenlippen, auf ihren Mund, ihre Stirn' und Augen, ihren Busen und ihre Hände nieder; was er sang, das waren Worte voll mystischer Kraft und wilder Erregung:

„Lege mich, einem Siegel gleich, auf dein Herz und einem Siegelring gleich auf deine Hand. Stark wie der Tod ist die Liebe, hart wie das Grab ist die Sehnsucht. Die Liebe ist wie die stärkste Flamme — alle Wasser können sie nicht verlöschen, nicht alle Flüsse“ — — —

Und diese geheimnisvollen Worte wuchsen, wie wenn Haufen Gläubiger für kommende Geschlechter zu einem unbekannten Gotte der Liebe beten würden — sie flossen zusammen mit dem Rauschen der Wälder und Fluten — sie wurden gewaltig im Sturme, sie überfluteten ihre Seele mit einem Sturm jauchzender Töne und ihr deuchte, sie ruhe schon tausend Jahre unter einem Hügel von ewig frischen Blüten, die aus ihrem Herzen wuchsen, hinauf, bis in die höchste Höhe zwischen die Sterne — als Sterne wieder herniederfallend zwischen die Blüten im ewigen Wechsel! Und ihr ward unaussprechlich wohl und süß zu Mute. — — —

Das Morgenlicht berührte plötzlich ihre Augenlider. Sie erwachte. Neben ihr lag nicht der graue, kranke König — neben ihr lag ein junger Mann im weißem Gewande und von ungewöhnlicher Schönheit. Er schlief ruhig, in seinem Antlitz strahlte, sonnengleich, der Abglanz innern, unendlichen Glückes. Entsetzt sprang Abisag vom Lager auf und schlich auf den Zehen aus dem Gemache. Von unten aber — aus den Straßen Jerusalems, in denen sich ein riesiger Menschenhaufen wälzte, der Palmenzweige in den Lüften schwang, tönte der Ruf empor:

„Es lebe Salomon, der König von Israel!"

Banajasch und Nathan hatten dem Volke Davids Tod verkündet, denn die Morgendämmerung war herangebrochen.

* * *

Die sunamitische Abisag verließ nicht mehr den königlichen Palast.

Einige Tage nachher, als sie aus dem Bade stieg und ihre Sklavin fragte, was sich neues ereignet, da hörte sie, daß Adonias, der Sohn Hagiths auf Befehl Salomons durch Banajasch getötet worden, als er vor dem Thore des Palastes stand.

„Noch liegt er dort in seinem Blute, staubbedeckt das Antlitz, in zerrissenem Kleide," endigte Sefora, die Sklavin.

Getrieben von Neugierde und einem seltsamen, unbestimm=

baren Gefühle stieg Abisag von der Terrasse nieder — sie erschaute den Leichnam — warf sich mit einem entsetzlichen Aufschrei über ihn und bedeckte ihn mit Thränen und Küssen.

Es war ihr erster Geliebter — der arme Jüngling aus den Bergen, für den er sich ausgab und den sie verließ dem Geize ihres Vaters zu Liebe. Und indes Abisag den Körper Adonias mit ihren Thränen netzte, bewillkommnete Salomon unter den Klängen der Trompeten, Zithern und Glocken, im Gedränge der Mohren und Zwerge, der Elefanten und Kameele die große Königin von Saba, welche kam, um die Weisheit und den Ruhm Salomons kennen zu lernen.

An demselben Tage noch wurden auf Befehl des Königs Joab, der Heerführer und Semej, genannt der Zauberer, getötet, nach dem Schwure, den Salomon dem sterbenden David geleistet. —

Diese Bücher!

Herr Cyprian Helder schritt, eine kleine Handtasche in der Hand, durch die Ankunftshalle des Staatsbahnhofes. Die Reihen der ihre Dienste laut anbietenden Träger nicht beachtend, lenkte er seinen Fuß in die nächstgelegene Straße. Er war in Gedanken vertieft und bemerkte gar nicht, daß ein etwa zehnjähriger, ärmlich aber dennoch reinlich gekleideter Knabe ihm zur Seite lief.

Herr Helder kam vom Lande zurück, von dem Begräbnisse seiner Mutter. Sie war auf dem Gute seines Bruders Fabian gestorben. (In der Familie Helder war seit langem Sitte, seltsame, heut' ein wenig komisch klingende Namen zu führen.) Die alte Frau hatte ihren Sommeraufenthalt dort genommen, sie war schon im Anfange des Frühlings aus Prag fortgezogen, wo sie mit Cyprian eine schöne Wohnung in ihrem eigenen dreistöckigen Hause auf der Neustadt inne hatte. Der frische Hauch der Landluft that ihr anfangs wohl,

aber nicht lange währte die Besserung — die alte Frau erkrankte schwer und die Hoffnung auf Genesung schwand ersichtlich immer mehr und mehr. Als der Herbst ins Land kam, entschlummerte die siebenzigjährige Greisin für immer.

Herr Cyprian war nun sein eigener Herr. Sein Bruder Fabian erhielt das Gut, auf welchen er schon mehrere Jahre in Gesellschaft seiner stattlichen Frau und einiger Kinder wirtschaftete, an ihn, Cyprian, fiel das Prager Haus. Es konnte nicht anders sein, denn Cyprian war durch seine amtliche Stellung an die Stadt gefesselt.

Lachet nicht! Herr Cyprian war nur dem Namen, dem Titel nach in den Kanzleien einer Versicherungsgesellschaft beschäftigt. Was diese ihm bezahlte, reichte kaum hin, seinen Bedarf an Cigarren zu decken. Aber Herr Cyprian rechnete auch wahrhaftig nicht damit.

Ihm bangte vor der Zukunft. Er hatte sich an ein einförmiges, stilles Leben an der Seite seiner Mutter gewöhnt und ich kann sagen, daß die Sorge um ihr Wohl all' seine freie Zeit ganz ausgefüllt. Sich selbst fragte er nun im Geiste, wie es jetzt werde sein — wie er diese Einsamkeit gewöhnen lernen werde. Er fürchtete sich vor den langen Abenden. Ins Wirtshaus ging Herr Cyprian niemals. Ich verrate dem Leser, daß er in seiner ersten Jugend Mitglied war einer jener Verbindungen, welche die Liebe zum Vaterland beleben wollen und allerlei klangvolle und poetische Namen führen — aber nicht lange hielt er darin aus. Herr Cyprian war kein übermäßig kluger Kopf, das beständige Witzeln der andern ermüdete ihn bald und er zog sich allmählich in die Einsamkeit zurück, wie eine Schnecke in ihr Häuschen. Seines freilich war dreistöckig, von stattlichem Äußern, schuldenfrei und da ist es leicht, sich zu isolieren. Nicht einmal mit den eigenen Kanzleikollegen pflegte er besondern Verkehr. Sie schauten ihn deshalb nicht gerade über die Achsel an — aber er blieb ihnen fremd, er war ihnen ein zu großer Herr, der die Seufzer und Sorgen dieser kleinen Leute nie verstehen konnte.

Wie sein künftig' Dasein sich gestalten werde, das waren die Gedanken, die ihn derart beschäftigten, daß er gar nicht des Knaben achtete, der noch immer mit leidenschaftlicher Geduld an seiner Seite lief. Erst an der nächsten Straßenecke, als der Junge mit ihm beinahe zusammenstieß, wandte er sich zu ihm. Aus der Gebärde des Knaben erkannte er dessen geheimen Wunsch, aber — es thut mir leid, meinen Helden anklagen zu müssen — Herr Cyprian war vorsichtig und nicht gerne machte er überflüssige Ausgaben. Darum wehrte er mit leichter Handbewegung den Knaben ab.

„Es ist unnötig," sprach er mürrisch, „der Koffer ist nahezu leer."

Der Junge kam nicht in Verlegenheit.

„Ich bitte, Herr Helder, lassen Sie mich ihn dennoch tragen."

Herr Cyprian blieb stehen. Der Bursche kannte ihn also. Er blickte in des Knaben blasses, mädchenhaft zartes Antlitz, aus welchem zwei Augen, blau wie Kornblumen, bittend zu ihm aufschauten.

„Du kennst mich?" fragte Herr Cyprian, ihm den Handkoffer reichend.

„Wie sollt' ich nicht! Sie sind ja unser Hausherr!"

Herr Cyprian fühlte sich ein bißchen geschmeichelt.

„Dann kennst du den Weg. Geh' voran!"

Der Junge packte freudig den Koffer und trabte vor Herrn Cyprian einher.

Herr Cyprian dachte nach. Es war ja natürlich, daß er nicht alle Mieter seines Hauses kannte, aber diese kannten ihn gewiß. Besonders Kinder sind neugierig und haben ein gutes Gedächtnis. Er musterte den Knaben und fand an ihm Gefallen. Da regte sich in ihm die angeborene Vorsicht wieder.

„Was erhältst du fürs Tragen?" fragte er in halb ernstem, halb scherzendem Tone.

„Was mir zu geben Ihnen beliebt," antwortete der Knabe bescheiden.

„Und sendet dich die Mutter nach solchem Verdienst aus?"

„Gott bewahre! Mir erginge es übel, wenn sie darum wüßte."

„So handelst du also auch auf eigene Rechnung. Du liebst wohl Näschereien; Was? Oder solltest du gar schon rauchen?"

„Nein!" gab der Knabe leise zur Antwort.

In diesem kurzen „Nein" lag mehr, als der bloße Begriff, aber Herr Cyprian war kein großer Psycholog.

„Was thust du also mit dem Gelde?"

„Ich spare."

„Weshalb?"

Der Knabe blieb still. Er wollte offenbar mit der Wahrheit nicht heraus. Herr Cyprian drängte ihn nicht. Sie gelangten schweigend an sein Haus. Im Thorgang blieb der Knabe stehen und übergab den Koffer. Herr Cyprian zog ein Zwanzigkreuzerstück hervor, spielte damit, es dem Knaben zeigend, zwischen den Fingern und sprach:

„Sieh' her, das erhältst du als Entlohnung."

Die Augen des Knaben funkelten.

„Und ein zweites will ich noch dazu legen, wenn du mir gestehst, warum du sparst. Sagst du mir's aber nicht, dann gehst du ganz leer aus und ich werde deine Mutter wissen lassen, was du ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen thust."

Herr Cyprian scherzte nur, aber dem Knaben schien die Situation tragisch.

Ihm kamen Thränen in die Augen und furchtsam flüsterte er:

„Wenn Sie es wissen wollen — nun — ich — ich möchte mir gerne den Nußknacker kaufen, darum spare ich."

Herr Cyprian kannte keinen andern Nußknacker, als jenen, mit dem man Nüsse zerbricht. Vor seinem Blick erschien das Ungeheuer, dessen roh geschnittenes, bizarres Gesicht ein Moosbart schmückte.

„Ein Kind!" dachte er, griff in die Tasche, zog ein zweites Geldstück hervor und gab beide dem Jungen.

„So kaufe dir also deinen Nußknacker," sprach er, den Koffer nehmend.

Ein Wunder, daß der Knabe vor Freuden nicht in die Höhe sprang!

„Noch eins! Wie heißest du?"

„Peter Wilde," rief der Knabe zurück und verschwand in dem dunkeln Hofraum.

* * *

Herr Cyprian hatte längst diese einfache Begebenheit vergessen.

Es war Winter, kurz vor Weihnachten; draußen schneite es langsam, die Fenster waren mit Eisblumen geziert und ein scharfer Wind sauste durch die Straßen. In Herrn Cyprians Zimmer war es sehr gemütlich; hübsch warm und doch vom Dufte frischer Luft durchzogen, die bekannte Atmosphäre eines Zimmers, in welchem man, nach gutem Auslüften, gehörig eingeheizt. Es war acht Uhr morgens. Herr Cyprian ging heute nicht ins Amt. Er wußte selbst nicht, was ihm fehle — irgend eine Schwere lastete auf ihm, das ungewohnte Gefühl des Alleinseins ergriff ihn heute zum erstenmale mit geheimnisvoller Macht. Schlafrockumhüllt saß er im Lehnstuhl, schlürfte heißen Thee und rauchte aus einer langen Pfeife. Die alte Katharina, seine Wirtschafterin, stäubte verschiedene Kleinigkeiten auf dem Toilettischchen ab. Sie war längst mit ihrer Arbeit fertig, aber sie that, als ob Gott weiß was noch ihre Anwesenheit erfordert hätte. Schon einigemale wollte sie zu sprechen anfangen, hielt aber doch immer wieder zurück, sie wußte offenbar nicht, wie beginnen und war deshalb mürrischer als sonst.

Herr Cyprian hatte ein großes Buch aufgeschlagen vor sich liegen. Darin waren lauter Rubriken und Ziffern zu sehen. Der Leser hat gewiß schon erraten, daß es sein Zinsbuch war, in welchem alle Mieter des Hauses verzeichnet standen. Große Rauchwolken von sich blasend, wendete er verdrießlich die Blätter um — plötzlich hielt er inne, seine Stirne zog sich noch tiefer in Falten und er rief:

„Ich bitte dich, Kathrine, was sind das für Leute, diese Familie Wilde? Sie schulden schon zwei Quartale den Zins — das kann doch nicht länger so dauern!“

Das war Wasser auf Kathrinens Mühle!

„Freilich geht das so nicht länger, das ist auch meine Meinung,“ erwiderte sie scharf. „Beeilen Sie sich und werfen Sie die Leute auf die Straße, sonst könnt' es leicht geschehen, daß, ehe Sie zu Ihrem Gelde kommen, die Armen vor Hunger sterben.“

Herr Cyprian ließ das Buch aus der Hand fallen und machte große Augen.

„Ich bin wohl einer, der die Leute auf die Straße wirft, wie Katharina?“

Er ärgerte sich wirklich. Ein vorsichtiger Herr, ja, das war Cyprian, aber ein hartes Herz besaß er nicht.

„I nu, es scheint, als hätten Sie diesmal Lust genug dazu,“ antwortete schnippisch Katharina. Cyprian kannte seine alte Wirtschafterin, deren rauhes Äußere einen guten Kern verhüllte und ärgerte sich nicht weiter. „Was liegt mir an den paar Groschen,“ sprach er nach einer Weile, „ich würde nichts sagen, wenn jemand von ihnen käme und sich entschuldigte — du kennst mich doch — ich wüßte dann wenigstens, woran ich bin, aber das Schweigen ist unschicklich, unhöflich und darum werd' ich den Leuten die Kündigung schicken.“

„Nun also — werfen Sie die Leute ja doch hinaus!“ murrte Katharina. „Je früher, desto besser! Entschuldigen! Jemand soll sich entschuldigen, aber wer? Die Alte liegt schon seit zwei Monaten darnieder, der Junge versteht davon nichts und das Mädel, ei, du lieber Gott — das Mädel kann doch in solcher Sache nicht einen ledigen Herrn besuchen? Das schickt sich schon gar nicht!“

Katharina legte auf die Worte „ledigen Herrn“ einen besondern Nachdruck.

„Bin ich denn ein Don Juan?“ wehrte sich Herr Cyprian,

„ich bin ein alter Junggeselle und der bleib' ich auch, verstehst du?"

„Das sind just die allerschlimmsten. Kurz gesagt, die Cilli kann zu Ihnen nicht kommen, das gehört sich nicht, das ganze Haus wäre gleich voll damit, es würde ihr am Rufe schaden. Wer hat so etwas sein Lebtag gehört? Ein junges Mädchen soll einen alten Junggesellen besuchen und bitten, mit der Eintreibung des Zinses zu warten! Thun Sie es nicht, wird man Sie als einen hartherzigen Knicker ausschreien, thun Sie es, dann wird man noch häßlichere, abscheuliche Klatschereien herumtragen — umsonst schenkte man doch einem hübschen Mädchen nicht den Zins!"

Herrn Cyprian war die Pfeife ausgegangen. Er klappte das Buch zu und fragte anscheinend ganz gleichgültig:

„Und ist das Mädchen in Wahrheit hübsch, Katharina?"

„Hübsch? Je nun, nach meinem Gusto gerade nicht. Aber dafür kann sie nicht."

„Wie meinst du das?"

„Die Ärmste ist ganz eingefallen — aber, ich bitte Sie, dieses Elend! Nach außen, da geht es noch so, so, aber, glauben Sie mir, Herr, sie leidet mehr als der ärmste Tagelöhner. Cäcilie ist ein gutes Mädchen und bescheiden, sie hat hübsche, blaue Augen, nur schade, daß sie immer verweint sind. Ich weiß nicht, was mit den Leuten werden wird, ich weiß das nicht, aber fröhliche Weihnachten werden sie nicht haben."

„Was sind's denn eigentlich für Leute?" fragte Herr Cyprian nicht ohne lebhafte Teilnahme.

„Ein Elend ist's, Herr, das nackte Elend! Der Vater war Postoffizial. Er starb plötzlich und damals schon hatten sie Schulden. Die Mutter ist aus einem guten Hause, sie heiratete ihren Mann wider den Willen ihrer Eltern und erhielt deshalb keinen Kreuzer Mitgift. Das wissen Sie, Herr, wo nichts ist, da wirtschaftet sich's auch schlecht. Es kamen Kinder — zum Glücke starben sie, nur das älteste, Cäcilie, und das jüngste, Peter, blieben am Leben. Brave Kinder,

wohlerzogen! Cili schämt sich der Arbeit nicht, aber wo eine lohnende finden? Sie näht vom Morgen bis zum Abend, aber was giebt das heutzutage für Verdienst? Sie wird sich die Augen noch ganz verderben! Der Junge ist ein wenig wild, natürlich, wie alle Knaben. Und lieb haben sich diese Leute und den Burschen haben beide, die Alte und die Junge am liebsten. Der Knabe möchte gern studieren, aber daran ist nicht zu denken. Die Armen haben ja nichts für den Mund — seit die Alte schwer erkrankte, haben sie ohnehin alles schon versetzt."

„Was soll aus dem Knaben werden?"

„Sie wollen ihn zu einem Buchhändler in die Lehre geben."

„Warum just zu einem Buchhändler?"

„Das ist so. Der Junge ist vernarrt in Bücher. Er hat das von seinem Vater geerbt. Nicht glaublich ist, was der für ein Buch auszuführen imstande war! Die Alte seufzte immer: Diese Bücher! O, diese Bücher! Die werden einmal unser Unglück sein! Der alte Offizial mußte alles haben, was ihm irgendwie in die Hände kam. Es blieben nach ihm auch genug Bücher da. Den größten Teil verkauften sie gleich nach seinem Tode, aber den Lärm hätten Sie hören müssen, den Peter machte. Er weinte laut und eins der Bücher zerriß er lieber, eh' er's herausgab. Er hat's im Blute. Und selbst jetzt, da es ihnen so schlecht geht, verzichtet er lieber aufs Essen, aber nach seinen Büchern läßt er nicht greifen. Drum meinte die Alte: Du sollst Buchhändler werden, der hat sein ganzes Leben lang mit Büchern zu thun, wenn's auch nicht seine eigenen sind. Ja, diese Bücher!" — —

Katharina entfernte sich und ließ Herrn Cyprian allein.

Dies alles ergriff ihn seltsam. Er selbst war kein großer Bücherfreund, das liebste Buch war ihm irgend ein Kalender — aber dennoch verletzte ihn diese wahnsinnige, in der Familie erbliche Bücherliebe nicht im geringsten. Er schritt einige Minuten im Zimmer auf und ab, dann trat er ans Fenster und schaute hinaus in die Welt. War das heut' ein unfreund=

licher Tag. Herr Cyprian versank in tiefes Sinnen. Er dachte an das blasse Gesichtchen, von dem Kathrine gesprochen, er sah im Geiste die blauen, verweinten Augen, geschwächt durch das ewige Nähen und malte sich dazu die zierliche Gestalt voller Grazie. Nach allem, was er gehört, mußte ja Cäcilie ein hübsches Mädchen sein. Daß sie auch brav sei, hatte Katharina versichert und diese lobte so leicht nicht jemanden.

Die Gedanken des Herrn Cyprian verwirrten sich immer mehr. Er wußte selbst nicht, wie es geschah — ob der herbe Eindruck des Wintertages daran Schuld trug oder die Einsamkeit, deren Qual er heute mehr empfand, als je — er fing an nachzudenken über das Heiraten im allgemeinen und über die Frauen im besondern. Bisher hatte er diese Frage niemals ernstlich erwogen. Er fühlte die Notwendigkeit nicht und nachdenken war ja ohnehin nicht seine Sache. Heut' aber war ihm diese ungewohnte Flut von Gedanken und süßen Träumen wahrhaft willkommen. Es schien ihm, als fühlte er sich wohler — ein unnennbares Wohlbehagen bemächtigte sich seiner, als er sich erinnerte, daß ihm ein reines, ätherisches Wesen nahe war, voller Zartheit und guten Willens, erfüllt von jener süßen, stillen Poesie der Häuslichkeit, die nie stürmisch aufbraust, sondern träumerisch alle Sehnsuchtsgefühle stillt — ein Wesen, welches nicht weiß, daß es die Königin ist unseres Herzens und Herrin unseres Lebens.

Herr Cyprian erinnerte sich nicht ohne Vorwurf einiger im Ganzen genug unschuldiger Ausschreitungen seines Junggesellenlebens und wäre beinahe errötet, als er mit ihnen diese stille, erhebende Poesie der Häuslichkeit verglich, welcher die wahre Liebe Gesetz und Kern ist, aber nicht der Reichtum, diese nicht notwendige, aber immer willkommene Vergoldung. Und was sollte ihn abhalten, zu heiraten? Er hatte freilich nur wenig Bekanntschaft, fast keine Verbindungen in der Gesellschaft. — Aber warum hatte dies sein Ideal blaue Augen? — Katharina würde ihn nicht hindern können, zu heiraten, es verstand sich ja von selbst, daß er sie wie ein heiliges

Vermächtnis seiner Mutter im Hause ließ bis zum Tode — ja, würde sich Katharina dabei nicht wohler befinden? — — Aber Katharina könnte sich vielleicht mit seiner Idee nicht vertraut machen — sie würde ihn am Ende gar auslachen —

Die Prosa des Mittagessens zerstreute all' diese Gedanken. Nichts blieb Herrn Cyprian im Sinne, als der feste Vorsatz dieser Familie zu helfen. Wie, wußte er selbst noch nicht — hier mußte jedenfalls Katharina einschreiten, die Armen durften traurige Weihnachten nicht haben. Er wollte ihnen den ganzen Zins erlassen und Peter noch ein Buch mit hübschen Bildern kaufen. Liebe und Zins — Liebe und ein Buch mit bunten Bildern!

Herr Cyprian irrte sich, irrte sich gewaltig, so ließ sich das nicht abmachen. Es lag tiefer in seinem Wesen, in seinem Charakter. Er wehrte sich dagegen, wie er konnte, doch umsonst! Die süße Siesta, gewürzt durch den schwarzen Kaffee und die duftende Cigarre, verscheuchte die prosaische Atmosphäre des Mittags, Herr Cyprian träumte wieder, und wieder tauchte vor ihm die graziöse Gestalt Cäciliens auf mit ihren blauen, ein wenig ermüdeten Augen, voll seltsamen Zauber. — —

Es war gegen vier Uhr, als Herr Cyprian sich zu einem Spaziergange entschloß. Er schaute durchs Fenster — die Straßenlaternen wurden langsam angezündet, das Schneegestöber hatte aufgehört, nur hier und da flog eine vereinzelte Flocke durch die Luft, wie ein Silberflitter aus den Schwingen eines Weihnachtsengels.

Herr Cyprian hüllte sich in seinen warmen Winterrock, verwahrte seinen Hals durch einen bequemen Wollshawl, ergriff den mit großem Silberknopf gezierten Stock und schritt langsam die Treppe hinab in den Thorgang.

* * *

Als er den Thorgang langsam durchschritt, schlüpfte an ihm die schlanke Gestalt eines Mädchens vorüber. Sie kam aus dem dunklen Hofe und schwebte wie ein Lufthauch dahin. So viel Herr Cyprian im Halbdunkel unterscheiden konnte,

war das Mädchen bescheiden aber geschmackvoll gekleidet. Ein einfacher, mehr für den Sommer als Winter passender Hut saß kokett auf dem dichten, goldenen, in reiche Zöpfe geflochtenem Haare. Über die zarten, feingeformten Schultern hing ein altes, großes Tuch, in dessen Falten das Mädchen ein Paket versteckt hielt. Sie ging schnell und an ihrem Laufe war zu sehen, daß sie froh war, den Gang passiert zu haben. Noch einmal wendete sie sich um und Herr Cyprian erblickte zwei blaue Augen, so träumerisch und tief, daß ihn beinahe ein Schwindel erfaßte.

„Ja, das ist sie, das ist Cäcilie!" dachte er.

Gerne hätte er noch einmal in ihr Antlitz geschaut, aber das war nicht mehr möglich — wie der Wind war sie davongeeilt.

Er entschloß sich schnell, ihr zu folgen. Nie in seinem Leben noch war er einem Mädchen nachgegangen. Es war für ihn ein neues Gefühl, beseligend und süß.

Ihre leichten Füßchen berührten kaum die beschneite Erde. Herr Cyprian bewunderte Cäciliens Haltung und Gestalt. Sie war nicht unbedeutend und zierlich, wie er sich vorgestellt — sie war schön gewachsen und er vervollständigte sich das Bild nach den Umrissen ihres Gewandes.

Unermüdlich schritt Herr Cyprian hinter dem Mädchen. Es kostete ihm Mühe genug, in den großen, menschenvollen Straßen ihre Spur nicht zu verlieren. Das Mädchen lenkte in jene Straße ein, die nach der Altstadt führt. Wohin mochte sie gehen? Er ließ sie nicht aus den Augen — nach einigen Augenblicken schien ihm, als ob sie etwas suche, sie beschaute die Häuser, die Schilder und endlich blieb sie in der . . . Straße vor dem Laden eines — Antiquars stehen.

In kleiner Entfernung hielt auch Herr Cyprian seinen Fuß gefesselt. Seine Neugier wuchs. Das Mädchen trat nach kurzem Zögern scheu in den Laden. Herr Cyprian begab sich zu dem nächsten Nachbarladen — einer Pelzwarenhandlung — und blickte, verborgen durch einen ausgehängten,

riesengroßen Pelz, in den Laden des Buchverkäufers. Die reinen Glasthüren, nur zur Hälfte ihrer Höhe mit Annoncen bedeckt, gestatteten einen genügenden Einblick. Er sah also alles, was er sehen wollte: Vorerst Cäciliens süßes Angesicht, das ihn ganz bezaubert. Es waren darin die Spuren zu sehen, welche durchwachte Nächte hinterlassen — die Augenlider gerötet, aber der Ausdruck der Züge so fein, so durchgeistigt, daß Herr Cyprian erbebte.

Ja, das war sie, wie er am Nachmittag in seinen Träumen sie gesehen!

Im Innern des Ladens spielte sich inzwischen eine jener häßlichen Scenen ab, deren Bitterkeit und Pein der nicht ganz erfaßt, der sie nicht selbst schon durchlebt.

Diese Antiquare sind eine ganz besondere Gattung Menschen. Höflich gegen jene, die kaufen, aber hart und rücksichtslos gegen die Armen, die zu verkaufen genötigt sind. Solch' ein Antiquar verändert sich im Handumdrehen. Versucht es einmal! Kaufet etwas und wollet es nach einer Weile wieder verkaufen — dann findet ihr, daß in einem Körper zwei Menschen wohnen.

Cäcilie stand vor dem Pulte und öffnete ihr Paket. Es war zu sehen, daß sie ihre Bücher zum Kaufe anbot. Ihre Lippen zitterten krampfhaft. Herr Cyprian beobachtete, wie der Antiquar mit Kennerblick das Mädchen und die Bücher musterte und in ihm begann das Blut zu wallen bei dem Gedanken, daß dieser Vampyr in Menschengestalt — so erschien ihm der Antiquar in diesem Momente — Cäcilien etwas Unangenehmes oder gar Rohes sagen könnte.

Der Antiquar öffnete Buch um Buch, schüttelte den Kopf, durchschaute abermals die Bücher und schob dann den Haufen von sich — offenbar wollte er die Bücher nicht kaufen.

Aus den blauen Augen der Jungfrau floß eine Thräne und rollte über die blasse Wange. Sie raffte die Bücher zusammen und begann sie wieder in das Papier zu hüllen. Herr Cyprian konnte sehen, daß sie versuchte, etwas zu sprechen,

aber es nicht vermochte. Der Kampf dieser bleichen, zitternden Lippen wirkte erschütternd, sicher auch auf den Antiquar, denn wortlos ergriff er noch einmal nach den Büchern, legte sie beiseite, öffnete die Geldlade und legte vor das Mädchen — zwei Gulden hin. Für so viele Bücher!

Herr Cyprian mußte wohl darauf achten, nicht gesehen zu werden, wenn Cäcilie herauskam. Er eilte auf die andere Seite der Straße und kaum hatte das Mädchen den Laden verlassen, stürzte er wie ein Habicht in denselben. Er stand nun auf demselben Platze wie sie — er stand da mit offenem Munde, ohne ein Wort finden zu können. Er hatte ein herzlich albernes Aussehen.

„Was wünschen Sie?" fragte der Antiquar.

„Ich möchte gern einige Bücher kaufen," stieß Herr Cyprian hastig hervor. Er hatte solch' einen Laden noch nie betreten, ihm war alles neu und fremd.

„Was für Bücher?" fragte der befremdete Antiquar weiter.

Der Blick Herrn Cyprians fiel auf den Bücherhaufen, der seitwärts lag. Obenauf lag ein kleines Heft mit gelbem Umschlag und er las den großgedruckten Titel: „Der Nußknacker;" darunter stand von Schülerhand geschrieben: „Aus den Büchern Peter Wildes."

Herr Cyprian fühlte sich tief ergriffen. Wie durch einen Blitzstrahl ward ihm die Situation klar. Das also war der „Nußknacker", der Peter zum Sparen zwang! Vor Cyprians Blicken tauchte im Nu jene Straßenscene auf, die er erlebt, als er vom Begräbnisse seiner Mutter heimgekehrt. Er sah den aufgeweckten, hübschen, blassen Knaben mit bittender Gebärde vor sich stehen. Da lächelte er und auf den Bücherhaufen zeigend, sprach er naiv: „Diese Bücher hier."

„Diese alle wünschen Sie?" fragte zweifelnd der Händler.

„Ja, diese alle, diese alle."

Und die Titel der übrigen nicht anschauend, griff er nach den Büchern mit vor Ungeduld zitternden Händen.

„Sie wurden ihm gewiß von jenem Mädchen gestohlen,“ dachte der Antiquar, „oder er ist ein Narr.“

Herr Cyprian hatte die Bücher geordnet, packte sie wieder in das Papier ein, auf dem sie lagen und wollte gehen. In seinem glühenden Eifer vergaß er gänzlich, daß man dem Antiquar gekaufte Bücher auch bezahlen müsse.

„Fünf Gulden, fünfzig Kreuzer!“ erinnerte der Antiquar mit scharfem Tone.

Das hätte sonst Herrn Cyprian eine ungeheure Summe für Bücher geschienen, aber heute warf er, ohne ein Wort zu verlieren, sechs Gulden auf den Pult hin, wartete nicht einmal die Rückgabe des Restes ab und schon flog er aus dem Laden der Richtung nach, welche Cäcilie eingeschlagen. Er lief durch Straßen, welche den kürzern Weg zu seinem Hause bildeten, als jener, den sie durcheilte. Er lief so schnell, daß er öfters mit Begegnenden zusammenstieß — ein Wunder, daß er der Alten an der Ecke nicht ihren Ofen mit gebratenen Kastanien umwarf! Es gelang ihm, Cäcilie einzuholen, als sie gerade in den Thorgang schritt. Jetzt faßte er all' seinen Mut zusammen.

„Fräulein!“ rief er mit schwacher Stimme.

Sie hörte ihn nicht und ging weiter — er trat an sie heran und sagte bittend:

„Fräulein Cäcilie!“

Sie wandte sich erschreckt um und erblickte in seiner Hand das ihr wohlbekannte Paket. Sie zitterte heftig. „Fräulein, verzeihen Sie — Sie waren vor mir in dem Laden des Buchhändlers und vergaßen dort diese Bücher — ich kenne Sie und verbürgte mich dem Antiquar, sie Ihnen zurückzustellen. Bitte, hier sind sie.“

Sie stand ihm noch immer schweigend gegenüber — auch er fühlte peinliche Verlegenheit.

„Sie irren sich,“ begann sie endlich nach einer langen Pause und Thränen zitterten in ihrer Stimme — „Sie irren, ich habe dort nichts vergessen.“

„O, etwas dennoch, Fräulein Cäcilie, wenn nichts andres, so doch gewiß dieses kleine Büchlein, hier, diesen „Nußknacker" — es gehört ja Ihrem Brüderchen und schwer würde er's vermissen. Darum nehmen Sie wenigstens dieses Büchlein von mir an!"

„Sie gehören ihm alle, es sind Peters Bücher," schluchzte die Arme, „wir nahmen sie, ohne sein Wissen — die Mutter hatte nichts mehr für Medikamente — der arme Knabe" —

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Schwäche und der Schmerz überwältigten sie — sie schwankte — Herr Cyprian ließ die Bücher zur Erde fallen und fing die sinkende Jungfrau in seinen Armen auf. Er wußte selbst nicht, wie es geschah, daß er im Thorgang seines Hauses die Thränen wegküßte, die aus diesen schönen, blauen Augen strömten — daß er dies holde Köpfchen mit den goldenen Zöpfen an seine Brust drückte — es war ihm so wundersam, so unaussprechlich wohl zu Mute — er fühlte, daß er sein Glück gefunden.

* * *

„Diese Bücher!" sagte wieder die genesene Frau Wilde, „diese Bücher!" Aber sie sprach diese Worte ganz anders aus, als vor Jahren, da ihr Mann den letzten Pfennig seiner Leidenschaft opferte. Cäcilie war jetzt eine glückliche Hausfrau, am glücklichsten war Peter, der nun studieren konnte. Den Büchern aber blieben sie alle dankbar; selbst Herr Cyprian wurde ihr Freund — fraget nur nach seinen Rechnungen bei verschiedenen Prager Buchhändlern. — — —

Tragt die Scherben hinaus.

Auf meinem Tische stand eine schöne Vase.

Ein kaum merkliches und unvorsichtiges Berühren — sie lag zerschmettert auf dem Boden. Eine Handvoll Scherben. Ich rief durch die geöffnete Thüre:

„Tragt die Scherben hinaus!"

Da blieb mein Blick an einigen unter ihnen haften.

Etwa auf dreien waren die hübschen Arabesken unversehrt geblieben.

Die eine Scherbe schmückte ein erblühter Mandelzweig und ein davonflatternder Schmetterling; die andere ein über Schilf gaukelnder Eintagsfalter mit smaragdgrünen Flügeln — ich habe vergessen, was die dritte zierte.

Es that mir leid um die feingemalten Bildchen, ich klaubte einige der Scherben vom Boden auf und schloß sie in meinem Schreibtisch ein.

Die übrigen wurden hinausgetragen.

Nach Jahren ordnete ich meine Papiere. In dem Haufen vergilbter Blätter und altmodischer Photographien fand ich auch die Scherben der zerschlagenen Vase. Ich beschaute sie von neuem und da erkannte ich plötzlich, daß es doch eigentlich recht banales Zeug sei. Ich schlenderte sie achtlos zur Erde und rief, wie einst, durch die geöffnete Thüre:

„Tragt die Scherben hinaus!“

Dann versank ich in tiefes Sinnen.

Luftblasen — — —

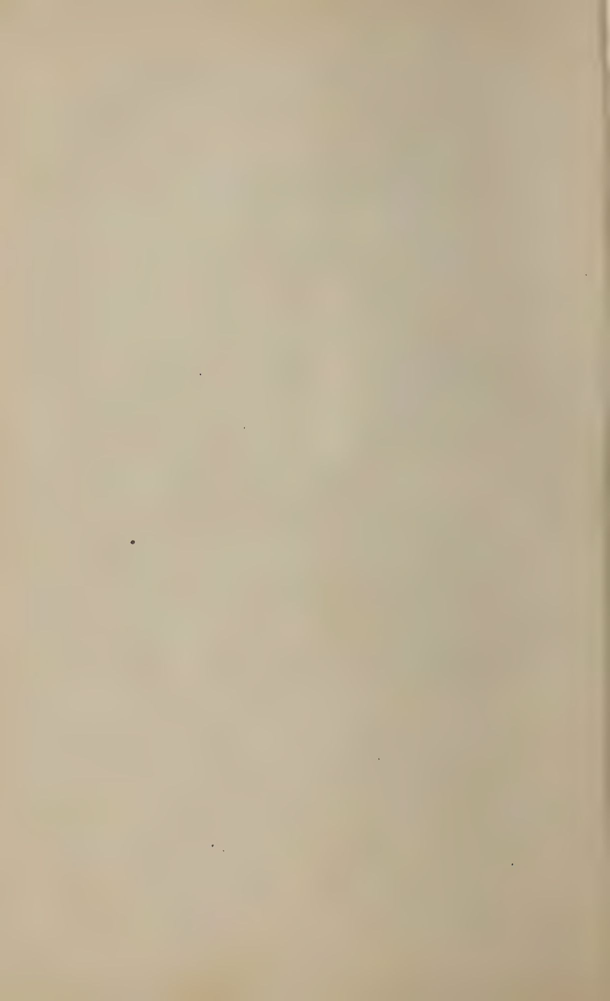
Ich sah, wie über das Weltall, über das Splitterwerk der Planeten, über unsere verkühlte Erde sich jemand in einem Strahlenmeer aus zerrissenen Wolken neigt und ich hörte durch den Raum die furchtbare Stimme des Gerichtes ertönen:

„Tragt die Scherben hinaus!“

Ende.

Farbige Scherben.

Inhalt.



Allgemeine Kunstchronik, Nr. 29, 1886: „Vrchlicky ist ein Dichter und Edmund Grün hat wohl daran gethan, ihn zu verdeutschen."

Wiener Hausfrauenzeitung, Nr. 22, 1886: „Aus der Reihe von Gedichten, welche Grün mit feinem Verständnis und zarter Spiegelung der Intentionen des Autors übersetzt hat, weht ein mächtiger, tiefdringender und doch zartfühliger Dichtergeist, der in jedem Herzen ein lange nachhaltendes Echo weckt."

Pester Lloyd, Nr. 146, 1886: „Edmund Grün hat ein sehr verdienstliches Werk gethan, indem er uns diesen vielseitigen und kräftigen czechischen Dichter näher rückte."

Prager Tagblatt, Nr. 147, 1886: „Jaroslav Vrchlicky, der die hervorragendste Stellung im Litteraturleben seines Volkes einnimmt, wird hier der deutschen Lesewelt durch Edmund Grüns Übersetzung in einer poetisch reinen und geklärten Region gezeigt."

Hamburger Nachrichten, Nr. 135, 1886: „Den echten Brustton des gottbegnadeten Sängertums hören wir schon voll und kräftig in den epischen Beiträgen erklingen. Hier finden sich z. B. in dem farbenprächtigen Gedichte „Satanella" Anklänge, die den Namen des großen britischen Minne- und Freiheitssängers von selbst im Ohr klingen machen. Der czechische Dichter ist nach dem, was wir in dem vorliegenden Buche von ihm zu Gesicht bekommen haben, eine Erscheinung, die bedeutend genug ist, das Verlangen nach einer eingehenden Bekanntschaft mit ihm und seinem Werke in dem Leser erstehen zu lassen."

Wiener Abendpost, Nr. 151, 1886: „Schwung des Gedankens, Leidenschaft und Innigkeit der Empfindung, Tiefe der Auffassung, starke Phantasie, poetische Gestaltungsgabe und Ausdrucksweise, das sind Vorzüge, welche an der Mehrzahl dieser Gedichte zu Tage treten. Zu den innigsten und sinnigsten Gedichten zählen: „Mitleid", „Illusionen", „Ein Kind". Als geradezu bedeutend sind die Dichtungen „Nirwana" und „Das erste Opfer" zu bezeichnen. Hier sind auch die Bilder wahrhaft groß, packend und von erschütternder Wirkung. Zweifellos zählt Vrchlicky zu den begabtesten Poeten unserer Tage."

Frankfurter Zeitung, Nr. 191, 1886: „Edmund Grün hat sich in der That ein unbestreitbares Verdienst erworben, indem er einen Teil der Dichtungen Jaroslav Vrchlickys der deutschen Lesewelt vermittelt hat. Was der Übersetzer von seinen Dichtungen mitteilt, liefert den Beweis, daß wir es hier mit einer unzweifelhaft sehr bedeutenden dichterischen Kraft zu thun haben, und daß es eine Unterlassungssünde wäre, wenn die Dichtungen Vrchlickys nur den Lesern seiner Nationalität bekannt würden. Die Erzählung in Versen „Satanella" allein würde schon das Unternehmen Edmund Grüns rechtfertigen. Sie zeigt unverkennbare Anklänge an Heinrich Heine, dessen romantischen Dichtungen sie an Kraft und poetischer Zartheit nicht nachsteht. Vrchlicky zeigt sich darin als ein echter Dichter, der tiefes, poetisches Gefühl mit ungewöhnlich reicher Phantasie verbindet."

Mimili.

Eine Erzählung

von

H. Clauren.

Mit einer kritischen Einleitung

von

Ad. Stern.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Einleitung.

Die Neuherausgabe eines Claurenschen Werkes und noch obenein die des seiner Zeit berühmtesten und gelesensten Werkes dieses Erzählers, kann aus verschiedenen Gesichtspunkten angesehen werden, und es erscheint uns notwendig den Lesern und alten Freunden der „Universal-Bibliothek" von vornherein den allein richtigen und denjenigen anzudeuten, unter welchem wir diesen Abdruck der „Mimili" veranstalten. Seit Hauffs „Controverspredigt über den „Mann im Mond", welche bei jeder Herausgabe der Hauffschen Werke wieder und wieder abgedruckt wird, gehört Clauren zu jenen Schriftstellern, deren Gegner unablässig vernommen werden, während sie selbst nicht mehr zu Wort kommen. Nichts liegt uns ferner, als eine der vielbeliebten „Rettungen", welche in der Gegenwart für historische und litterarische Persönlichkeiten aller Art versucht werden, etwa auch für Clauren zu unternehmen. Das Urteil, das sich über ihn, seine Erzählungen und Lustspiele gebildet hat, ist durchaus gerecht und im wesentlichen unumstößlich. Jeder Schriftsteller, der dem Durchschnittsgeiste seiner Zeit in der Weise dient, wie der Verfasser der „Mimili" und der langen Reihe ihrer Schwestererzählungen dies gethan hat, läuft die gleiche Gefahr, im Augenblick gepriesen, viel gelesen, mit leidenschaftlicher Ungeduld zum Vorwärtsgehen auf seinem Wege angespornt und nach Verlauf weniger Jahre verurteilt, verworfen und vergessen zu werden. Die größere oder geringere Begabung kommt hierbei kaum in Frage. Es ist ein tausendmal gehörter, an sich unbestreitbarer Gemeinplatz, daß, wo eine Wirkung auch eine Ursache, wo ein Erfolg auch eine Kraft vorhanden gewesen sein müsse. Gewiß besaß Clauren ein leichtes Erzählertalent und eine lebendige Kraft komischer Gestaltung. Aber er teilte mit tausenden von Schriftstellern vor ihm und tausenden von Schriftstellern nach ihm das Geschick, sein Talent im Sinne der Durchschnittsbildung seiner Tage anzuwenden und seine eigne Natur völlig unausgebildet zu lassen. Er unterschied sich durch

eine spezifische Begabung von der Masse seiner Leser, aber er teilte ihre Lebensanschauung, ihr Gefallen und Mißfallen, ihre sittliche Laxheit, ihre Bewunderung von Reichtum, äußeren Vorzügen, ihre Sehnsucht nach materiellem Wohlergehen bis herab auf gutes Essen und Trinken. Er war eine gewöhnliche Natur unter den Bedingungen seiner Zeit, der Schriftsteller einer Periode des Herabsinkens und Herabgleitens und des kleinlichsten Behagens, dem sich die Menschen nach großen Stürmen und Erschütterungen gern hinzugeben pflegen. Er hatte in seiner Jugend, vielleicht unbewußt, die Triumphe Goethes und Schillers mit denen verglichen, die Kotzebue feierte und sich dem Gesetz seiner Natur nach bald dahin entschieden, den Wegen des Letztern zu folgen. Wenn Entscheidungen dieser Art überhaupt einer Rechtfertigung bei denen bedürfen, welche sie treffen, so lag diese Selbstrechtfertigung nahe genug. Clauren brauchte sich nur zu sagen, daß die Dichtung im großen Stil das Unterhaltungsbedürfnis von Tausenden unbefriedigt lasse und für Tausende unverständlich bleibe. Er durfte sich nur erinnern, wie viele Schriftsteller vor ihm Glück dadurch gemacht hatten, daß sie Sprecher für die kleinen Neigungen und Freuden der Durchschnittsmasse geworden waren, die sich „doch auch als Menschen fühlten." Das Ethos des litterarischen Berufs einmal beiseite gesetzt, kann es auf ein Mehr oder Minder von Konzessionen an den Geschmack oder vielmehr Ungeschmack nicht mehr ankommen. Einem Belletristen wie Clauren indes erschien die Wiedergabe der Lebensauffassung von Tausenden gar nicht im Lichte einer Konzession, war sie doch im wesentlichen seine eigne Lebensauffassung; er fühlte sich von Haus aus eins mit dem Genußbedürfnis, der leeren Gutmütigkeit, der bequemen und gefälligen Art, die es mit den Pflichten des Lebens leicht nimmt und es demnach auch leicht hat alle Dinge im rosigsten Scheine zu sehen. Für Clauren und alle ihm verwandten Naturen unter Schriftstellern und Lesern war in der That das Dasein so behaglich und vergnüglich, wie es der Verfasser der Mimili darstellt, ein vorübergehender Gewitterschauer von Thränen machte stets nach wenigen Stunden der Sonne guter Laune Platz. Der Autor und sein Publikum saßen in der warmen, weichen, wohlgepolsterten Stadt, von der Treufreund und Hoffegut in Aristophanes-Goethes „Vögeln" nur träumen; sie hielten wenigstens dafür, daß die Erzählungskunst nicht nötig habe, den schweren Ernst und die tiefern Konflikte darzustellen, mit denen man sich da und dort in der Wirklichkeit herumschlagen mußte. Und

diese Grundstimmung, aus der sich Claurens leichte, flüchtige Weise, seine Lüsternheiten wie seine Späße nur zu gut erklären lassen, beherrschte das Durchschnittspublikum, beherrscht dasselbe noch heut, macht sich immer wieder geltend. Die pessimistisch gestimmten Realisten und Humoristen unsrer eignen Tage würden freilich entrüstet dagegen protestieren, wenn man sie in irgend einen Bezug zu der „Taschenbuchskunst“ und der Frivolität des Verfassers der „Mimili“, des „Dijonröschens“ und „Tornisterlieschens“ setzen wollte. Dennoch ist gewiß, daß ein Zusammenhang besteht. Zu Claurens Zeit gefiel es der großen Masse der Leser durch die Vorspiegelung, daß das Vergnügen der Zweck des Menschenlebens sei, sich in behagliche Stimmung setzen zu lassen. Heute fordert das gleiche Publikum von „seinen“ Schriftstellern die Versicherung, daß es in dieser nichtswürdigen, hohlen Welt, auf dieser Erde, die dereinst nichts sein wird als ein ausgebrannter Stern, nicht der Mühe lohne edel, hilfreich und gut zu sein, an höhere Mächte zu glauben und sich ihnen zu vertrauen. Beiden Auffassungen aber liegt, trotz des ungeheuren Unterschiedes der Bestrebungen und der Leistungen, die tiefe Abneigung gewöhnlicher Naturen gegen alle wahrhaften Ideale, der Zug nach mühelosem Daseinsgenuß und bequemem Sichgehenlassen zu Grunde. Insofern haben die Modeschriftsteller des Augenblicks ein geringes Recht auf Clauren verächtlich herabzusehen, und jenes Publikum, welches Claurens Nachfolger in Erzählungen und Bühnenstücken feiert, hat kaum Ursache, der Entzückungen seiner Großväter und Großmütter zu spotten.

So ist es im Grunde nur gerecht auch Clauren selbst zum Wort kommen und seine eigne Sache führen zu lassen. Kann der Eindruck seiner Werke heute schwerlich ein andrer als derjenige der Verwunderung und eines wohlberechtigten Widerwillens sein, so werden die gegenwärtigen Leser der „Mimili“ und der Claurenschen Lustspiele alsbald erkennen, wodurch diese Produkte ihrer Zeit die Lesewelt und das Theaterpublikum gewonnen haben und werden vielleicht erkennen, worin die Verwandtschaft der Modelitteratur von 1820 und 1825 mit der von 1880 und 1885 liegt. Freilich steht dies nicht von allen Lesern zu hoffen, denn es scheint ein unabwendbares Gesetz, daß von Generation zu Generation die jedesmalige Modelitteratur als die fehlerfreie betrachtet wird, welche von Mängeln und Irrtümern der voraufgegangenen Modelitteratur völlig frei sei.

Wenn man Leben und Wirken des einst gefeierten Heun-Clauren

rückblickend überschaut, so empfindet man deutlich, daß unsrer klassischen Litteratur wie unsrer Romantik die Litteratur für das große Publikum, jene Litteratur, die von der Kritik immer gering geschätzt, aber vom Buchhandel gepflegt und den Lesern gekauft wurde, unablässig zur Seite gegangen war. Aus dem Boden, den Goethe und Schiller oder selbst Voß und Engel angebaut hatten, würden Früchte wie die Erzählungen Claurens nie erwachsen sein. Aber dicht neben den klassischen Feldern lagen die von Kotzebue und dem Kanonikus Lafontaine umgepflügten, und auf ihnen gediehen in ganz natürlichem Wuchs die „Vergißmeinnicht" der Claurenschen Muse. Der Schriftsteller war neben der großen Entwicklung der deutschen Dichtung her-, nicht durch sie hindurchgegangen. Geboren am 20. März 1771 zu Dobrilugk hatte Karl Gottlob Samuel Heun (dies der eigentliche Name des Mannes, welcher als H. Clauren so entschiedene und so bedenkliche Triumphe feierte), während seiner Rechtsstudien in Leipzig und Göttingen die letzten Zuckungen des Sturms und Dranges und das Hervortreten der letzten Meisterwerke Schillers, der gleichzeitigen Goethes erlebt. Wahrscheinlich hatte er, wie es ein großer Teil des Publikums that, die letztern aufrichtig bewundert, ward aber im Innersten nur von den halb weinerlichen, rührseligen, halb leichtfertigen Phantasieprodukten ergriffen, die daneben üppig emporschossen. In verschiedenen Beamtenstellungen, welche er bekleidete, und die in seiner Anstellung als preußischer Postrat und später als Redakteur der „Preußischen Staatszeitung" in Berlin gipfelten, war er jederzeit auch litterarisch thätig. Die innere Unsicherheit, das Durcheinander der Empfindung, welches er aus den geistigen Einflüssen der Zeit und einer eifrigen Lektüre empfangen hatte, gaben sich in den Abständen seiner litterarischen Bestrebungen kund. Derselbe Schriftsteller, welcher Briefe über die Gefahren verfaßte, denen unerfahrene Jünglinge beim Besuch der Hochschule entgegengingen und erbauliche moralische Warnungen an Eltern, Erzieher und edle Jünglingsgemüter richtete, vergaß als Belletrist alle Jugendmahnungen und befriedigte die kleinen geheimen Neigungen des großen Haufens.

Freilich muß man zum vollen Verständnis dieser Art Autorschaft noch in Anschlag bringen, in welcher Zeit Claurens Hauptwerke entstanden und hervortraten. Der Autor stand schon in höherem Lebensalter, als seine eigentlich erfolgreiche Thätigkeit begann. Was von Lebensschwung und idealistischen Träumen — immer seltsam gemischt

mit alltäglichen Gesinnungen und Antrieben — in seiner Seele gelebt haben mochte, war längst verflogen. Er war in den Jahren, in denen seine Hof- und Justizräte, seine behaglichen alten Herren stehen, wo wir, wie Mephisto sagt, „was Guts mit Ruhe schmausen möchten.“ Die Ruhe, welche nach den gewaltigen Stürmen der ehernen Kaiserzeit über Deutschland lagerte, entsprach den Wünschen und Hoffnungen der Jugend wenig, denen der Fünfziger (welche nach einem alten Ausspruch die Welt regieren), um so mehr. Aus der tiefen Müdigkeit, aus dem Bedürfnis, dem Leben seine kleinen freundlichen Seiten abzugewinnen und sich gehen zu lassen wie man einmal war, erklären sich Charaktere, Situationen und Späße in Claurens Schriften. Jede Betrachtung und Erwägung führt darauf zurück, daß der Schriftsteller mit seinem Publikum eins war und keine Anforderungen an dasselbe stellte. Jeder wirkliche Dichter, jeder Denker, ja jeder Autor, dem es Ernst um irgend etwas im Leben ist, stellt Anforderungen und gegen diese sträubt sich die Menge so lange, bis sie von der größeren Natur, der größeren Persönlichkeit besiegt wird. Darum sind die Begabungen so willkommen, bei denen die Menge fühlt, daß sie von Ansprüchen verschont bleiben wird, daß sie nichts finden, nichts erfahren, in nichts hineingezogen werden kann, das sie nicht zum voraus wüßte und billigte. Jede Erfahrung, die seit Claurens Tagen in litterarischen Dingen gemacht worden ist, dient lediglich zur Bestätigung dieser Wahrheit und legt den Vergleich zwischen Clauren und späteren Lieblingen des Publikums nahe. Dies ist freilich so wenig eine Rechtfertigung, als diese Erläuterung eine Rettung sein soll und will. In Zeiten, wo ein großes ästhetisches Prinzip sein Licht in alle Kreise des Publikums ausstrahlte, würde man ohnehin nicht daran denken eine Claurensche Erzählung oder eine Claurensche Komödie zur Hand zu nehmen. In der eklektisch-historischen Strömung, welche unsere Litteratur gegenwärtig beherrscht, ist es unvermeidlich, daß neben andern vergangnen Werken auch diese wieder emportauchen und ein Verständnis für das Gleichbleibende in allen Wandlungen des Geschmacks wecken helfen.

Wenige Schriftsteller übrigens, die einmal verzogene Lieblinge des großen Publikums waren und dann vergessen wurden, haben die Strafe für den Mangel höherer Ziele und edlerer Empfindung so gründlich erfahren, als Heun-Clauren. Er ward seit den dreißiger Jahren nur mehr als Sündenbock für alle Fehler und Unzulänglich-

keiten der kleinen und oberflächlichen Belletristik seiner Tage genannt, er ging als solcher in die Litteraturgeschichte über und gewann eine wenig beneidenswerte Unsterblichkeit. Als geheimer Hofrat in den Ruhestand getreten, starb Heun-Clauren im höchsten Alter am 2. August 1854 zu Berlin, zu einer Zeit, in der wohl schon die letzten seiner einstigen enthusiastischen Leser hinübergegangen waren. Er erlebte noch Revolutionen der Politik und Litteratur, die mit den stillen Jahrzehnten der Restaurationsepoche im entschiedensten Gegensatz standen. Man sollte meinen, er müsse zahlreichen Erscheinungen der dreißiger und vierziger Jahre gegenüber die Empfindung gehabt haben, daß die neuen Lieblinge des Publikums sich gar nicht so weit von ihm unterschieden und daß seine und seiner Leser Ideale weder aus der deutschen Gesellschaft noch aus der deutschen Litteratur verschwunden seien. Hätte er noch die Darbietungen gewisser neuster Feuilletonisten und Lustspielverfasser erlebt, so würde ihn vermutlich ein wunderbar heimatseliges Gefühl und die Zuversicht beschlichen haben, daß auch sein Tag wieder kommen werde.

Nun dieser Tag wird nicht kommen — wenn auch die „Universal-Bibliothek" ihre Schuldigkeit thut, indem sie einige der einst gelesenen und gefeierten Werke Claurens erneuert. Aber selbst ein flüchtiges Nachdenken über den Geist dieser und den Geist in jüngster Zeit gepriesener Werke mag bei der Lektüre von „Mimili" und von Claurens Lustspielen zur Einsicht führen, daß der Abstand keineswegs ein so großer ist, als im Selbstgefühl der lebenden Generation hergebrachtermaßen angenommen wird.

Die Plattheit und falsche Empfindung vergangener und schon halbvergessener Schriftsteller ist verhältnismäßig leicht zu erkennen; möchten alle neueren Leser Claurens die etwas schwerere Nutzanwendung dieser Erkenntnis auf die Clauren des Augenblicks machen!

Allen denen

welche

eine Mimili suchen

ergebenst zugeeignet

vom

Verfasser,

mit dem Trostspruche:

Suchet, so werdet Ihr finden.

Klopfet an, so wird Euch
noch lang nicht aufgethan!



Die sogenannte Hauptstadt der Welt, das lärmende Paris, lag mir im Rücken; ich war ihrer herzlich müde geworden. Nach Ruhe, nur nach Ruhe sehnte sich mein Gemüt. Das Getreibe des herrlichen Feldzuges hatte mich erschöpft; im Wechselgeschwirre des Kriegslebens war mir ein Jahr verflogen; ich suchte ein Plätzchen, wo ich mich ausruhen konnte; ein stilles, friedliches Plätzchen, um mir nur einmal selbst zu gehören.

Darum eilte ich über Fontainebleau und Dijon in die Schweiz.

Von allem, was ich auf dem Wege bis dahin, und in dem freundlichen Neufchatel, und weiter links und rechts sah, ein andermal, heute nur in das Lauterbrunner Thal.*)

Ich hatte meinen Reisegefährten, der etwas unwohl war, in Unterseen gelassen, und machte mich, noch am Tage unsrer Ankunft, auf den Weg.

Mein Führer war ein rüstiger Mann; wir stiegen raschen Schrittes am Ufer der weißschäumenden Lütschine hinauf, die zwischen den himmelhohen Felsen sich durchwindet. Zuerst nach Matten, unfern der Ruinen von Unspunnen und Wilderswyl vorbei; dann links den tosenden Waldstrom immer weiter entlang; rechts aber fast senkrechte, bald nackte, bald bewachsene Felswände. Immer dunkler und enger ward die Schlucht und immer wilder die Gegend. Mein Führer verstummte nach und nach — bei einem Felsenblock, groß wie ein Haus schlug er sich ein

*) Im Kanton Bern.

Kreuz vor die Brust. „Was ist Euch!“ frug ich neugierig, und sah verwundert ein Bächlein schwarzes Wasser, neben dem Felsblock, aus dem steinigen Gerille, zu unsern Füßen in die Lütschine herabrieseln.

„Das, Herr, ist der böse Stein, und das hier, der böse Bach,“ entgegnete der Führer. „Hier erschlug der Freiherr von Rothenflüh seinen Bruder um leidiges Erbe, und flüchtete dann, und irrte ohne Heimat und Obdach umher, bis er verkümmerte und elendiglich starb, und niemand hinterließ, so daß sein Name mit ihm erloschen ist, auf ewige Zeiten.“

Ich sah den Gräßlichen, wie er, im weißen Schaum der eilenden Lütschine, das Bruderblut von den Händen sich wusch, dann, von der Geißel seines Gewissens gepeitscht, von dannen flüchtete, und den Frieden seines Herzens, auf die Dauer seines ganzen Lebens, in dem schauerlichwilden Thale ließ.

Mir lief es kalt über den Nacken, und ich eilte, von dem Mordplatze wegzukommen.

Von Zweilütschinen aus führt eine kühne Brücke auf die Iselten-Alp; hier treffen die schwarze Lütschine aus Grindelwald und die weiße Lütschine aus Lauterbrunn zusammen, und stürzen von da vereinigt, mit reißender Schnelligkeit, nach der Aar hinab.

Auf einigen Punkten gewinnt man hier, aus den engen Thalklüften die überraschende Aussicht auf die blendende Scheitel der Jungfrau in Süden, und auf den herrlichen Gletscher, das Wetterhorn, in Osten.

Vor Lauterbrunn kamen mir mehrere kleine arme Kinder entgegen, die mich um ein Almosen ansprachen. Sie thaten das mit einer so herzigen Manier, daß man keinem seine Bitte abschlagen konnte.

„I bi ä gar zu armes Bübeli!“ riefen gewöhnlich die kleinen Jungen, und streckten die Händchen weit vor, und sobald sie die Spende erhalten hatten, erboten sie sich dank-

barlich zu allen Liebesdiensten; besonders beeiferten sie sich, mir die schönsten Stellen ihres Thales zeigen zu wollen.

In den französischen Städten war man auf jeder Straße von Gassenbuben umringt, die zu den schönsten Mamsells zu führen, sich an den Fremden drängten; hier wollten mir der Sennhirten schuldlose Kinder, die Pracht ihrer stillen Thäler weisen. — Jeder der Kleinen hier hatte sein Lieblingsplätzchen; einer wollte mir das, der andere jenes zeigen; ich wäre heute noch nicht fertig, wenn ich mit jedem hätte gehen wollen. Mehrere raunten mir, hinterm Rücken des Führers, ins Ohr, daß sie links und rechts tief drinnen im Thal viel besser Bescheid wüßten, als er; allein meine Zeit war zu beschränkt, ich mußte mich von der kleinen Schweizerbrut mit Gewalt losreißen.

In Lauterbrunn selbst saßen vor den Thüren vieler Hütten, künstliche Holzschnitzer mit ihren Familien, und arbeiteten die niedlichsten Sachen aus Ahorn, die weit und breit verkauft werden: vornehmlich Milchterrinen, Milchlöffel und Buttermesser. Erstere konnte ich Fußwanderer nicht fortbringen, aber mit letzteren belud ich meinen Führer dutzendweise.

Wir wanderten weiter.

Von fern schon rauschte der Staubbach.

An der 800 Fuß hohen Wand des Pletschberges stürzt dieser Bach herab. Man kann stundenlang das Auge an dem seltsamen Spiel dieses Wasserfalls weiden. Oben am Rande der schroffen Felsenwand, bricht des Baches Wasser herüber, zerstiebt im Fallen in tausend Millionen kleiner Staubteile, schwebt als leichtes weißes Schaumbild in den Lüften, und spritzt in äußerst feinem, sanften Regenthau hernieder. Oft ist es, als walle ein blendend-weißer, vierhundert Ellen langer Florvorhang, von der Spitze der Felswand herab. Ein solches Prachtwerk der Natur kann kein Mensch beschreiben, kein Künstler malen; und die Versailler Wasserkünste sind gegen diesen Bach eitel Nürnbergerei.

Schräg ihm gegenüber liegt, im Hintergrunde eines einfachen Obstgartens, das Pfarrhaus. Die junge Pfarrfrau, eine frische, blühende Bernerin, kam, ein rundes, gesundes Kind auf dem Arm, und, nachdem wir ein langes und breites geplaudert hatten, bat sie mich, bei ihnen einzutreten, und mit dem vorlieb zu nehmen, was das Haus vermöge. Allein ich mußte die freundliche Einladung ablehnen; denn ich hatte noch einen weiten Weg.

Ein schmaler Fußpfad führte uns tiefer in den Hintergrund des Thales. Der Spis-, Buchen-, Ägerten- und Myrrenbach auf der einen, und der Schildwald-, Trimlete-, Rosen-, Maden- und Stuffibach, auf der andern Seite des Thales, stürzten, wie vorhin der Staubbach, von den Felsenwänden herab, und rauschten weit entgegen und weit nach. Das Ziel meines Wunsches war, diesen Abend noch, der Jungfrau näher zu sein. (— Daß ich ihr so nahe kommen, in ihrer Nähe so glücklich sein würde, ahnete ich nicht. —) Mein Führer versprach, wenn ich gut steigen könnte, mich in eine Sennhütte zu bringen, von der aus ich, auf die Jungfrau, den besten Standpunkt in der ganzen Runde haben sollte; und so ging es denn aus dem Lauterbrunner Thale heraus auf eine herrliche Alpe.

Hier und da trafen wir auf Senner, die, ihre Tause*) auf dem Rücken, eben im Begriff waren, zum Abendmelken in die Alpengründe zu gehen.

Wir stiegen immer bergauf, aber die Mühe ward mit jedem Schritt belohnt; denn immer reicher und größer ward die Aussicht.

Endlich war die Sennhütte erreicht. Sie hatte eine so himmlische Lage, und der Senner war ein so freundlicher Mensch, daß ich mich gleich entschloß, hier zu übernachten, und den Führer nach Unterseen zurückzuschicken. Den fol-

*) Milchgefäß.

genden Morgen wollte der Senner mir seinen Buben bis Grindelwald mitgeben.

Der Senner war arm, wie alle seines Gleichen. Er bot mir frisches Heu zum Lager, und Milch und Käse zum Abendbrot an. Ich dankte ihm, und eilte zur Hütte hinaus, um keinen Augenblick, so lange es noch Tag war, den großen, den unbeschreiblichen Genuß zu verlieren, den hier die Natur bot. Ich legte mich auf die blühenden Matten, und schwelgte in der schönsten Freude des Menschen, in der Freude über Gottes wundervolle Welt.

Die Jungfrau lag in ihrer ganzen Pracht dicht vor mir,*) hinter und neben ihr ragten das Mittaghorn, das Tschingelhorn, Eben-Flüe und andere Riesengletscher hinauf; aber die Jungfrau hob über alle diese himmelhohen Felsen ihr silbergeschmücktes Haupt in die azurblauen Regionen ihres Gottes empor!

Das sind die ewigen Grundpfeiler der Erde, diese zu den Wolken starrenden ungeheuern Granitfelsen!

Sonst — als der Erdball noch rund um im Wasser schwamm, mögen sie über dem Spiegel jenes unermeßlichen Ozeans hervorgeragt heben, als grünende Inselpunkte. Tausende von Jahren sind seitdem verronnen! Meere, Weltmeere sind seitdem vertrocknet, und diese Riesenfelsen stehen noch. Ihre ehrwürdigen Scheitel sind mit ewigem Eise bedeckt, ihre höchsten Gipfel betrat noch kein menschlicher Fuß! Sie schaffen und wirken und treiben im Stillen ihr Großes und Gutes, denn sie — sie speisen das schwarze und Mittelmeer, das adriatische und die Nordsee, und tränken die Länder Europens mit tausend Strömen, die ihren unerschöpflichen Tiefen entquellen.

Ich lag auf blumigem Rasen, und drüben die eisigen

---

*) Dieser weltberühmte Gletscher liegt 10,422 Fuß höher, als das Dorf Lauterbrunn, aus dem ich eben kam.

Gletscher. Selbst der Gipfel meiner Alpe war noch mit Schnee bedeckt.

Rund um mich herum war alles so still, als habe hier der ewige Friede seine Altäre gebaut. Tief unter mir das freundliche Lauterbrunner- und das schauerlich-furchtbare Ammertenthal, und in der Ferne das Tosen der Sturzbäche, die seit Jahrtausenden sich in die Thäler ergießen und nimmer versiegen; und weiter hinab das Rädergeklapper der Schmelzhütten und Frischfeuer, und weiter hinauf das einsame Klingeln der zerstreuten Herden, zuweilen wohl auch das Meckern einer jungen Gais, hier Ziggi genannt, oder das Schwirren eines lustigen Käfers, der sich bis hieher verirrte, um das Getümmel der Welt einmal von oben herab zu beschauen.

Der Abend war milde und warm; ein leiser Zephyr wehete von den eisigen Gletschern sanfte Kühlung herüber, und Millionen duftiger Blumen würzten die reine Bergluft mit ihren balsamischen Wohlgerüchen.

Es war einer der seligsten Augenblicke meines Lebens; ich staunte immer mit neuem Entzücken von meinem blühenden Klee, die Wunderwerke der unbekannten gigantischen Schneewelt da drüben an; ich schlürpfte die würzige Atmosphäre mit vollen Zügen ein. Eine namenlose Behaglichkeit ergoß sich über mein ganzes Innere; ich hätte laut mich freuen mögen, wenn nicht eine gewisse De- oder Wehmut mein Gemüt gefesselt hätte. Ich kann es nicht beschreiben, aber es kam mir vor, als wär' ich so fromm noch nie gewesen. Der uralte ungeheure Koloß von Granitfelsen und funkelndem Eise mir gegenüber — was war er weiter, als ein kleiner Eiszacken, gegen die Myriaden von Sternenwelten am dunkeln Himmel der Mitternacht!

Ich faltete die Hände und betete. Gott war mir nie näher gewesen; da hörte ich Menschentritte in der Ferne.

„Es kommt jemand," sagte ich zum Senner, der eben

aus der Thür seiner Hütte trat, „wohnt noch jemand bei dir?"

„Niemer,"*) antwortete er, „aber zu Abig**) kommt oft die Jungfer herauf und schläft hier."

„Wer ist die Jungfer?"

„Die Tochter meines Herrn."***)

Ich sprang auf; der Senner ging ihr entgegen; — noch sah ich sie nicht, der Weg kam hinter der Hütte herauf, — sie rief ihm mit einer sehr wohlklingenden Stimme zu: guten Abend, Rütli, ich werde heut bei Euch bleibe, es schonet, und 's ist schankli."†)

Der Senner mußte ihr von mir sagen; denn ich hörte, daß er vom Außerer††) sprach; sie ward still, und wahrscheinlich zögerte sie, näher zu kommen; denn ich hörte keine Fußtritte weiter.

Ich bog daher um die Hütte, um die Herrin meiner Alpe zu begrüßen.

Wer in der Schweiz war, wird die theatralische Tracht der Alpenmädchen kennen. Bei meinem ersten Eintritt in den Kanton Bern dachte ich anfangs immer, wenn ich die idealisch gekleideten Schweizerinnen sah, es habe ein Freund mir einen Scherz bereitet, und der holden Jungfrauen schönste, nach der Phantasie irgend einer zarten Idylle angezogen, mir entgegen gesandt, um mir einzubilden, ich habe das Schäferland meiner Jugendträume gefunden. Nach und nach hatte ich mich denn endlich an die freundliche Wirklichkeit gewöhnt; aber diesem Mädchen jetzt gegenüber, mußte ich wieder in dem süßen Wahn mich verwirren, als sei dieses liebliche Wesen, eine Erscheinung aus

*) Niemand.

**) Abend.

***) Die Senner sind bekanntlich nur die Hirten der Kühe, die wohlhabenden Alpenbesitzern gehören.

†) Der Abend ist schön, und es ist der Anschein da, daß es morgen auch gut Wetter ist.

††) Von einem Fremden.

der Dichterwelt jener seligen Vorzeit, wo die Unschuld in Menschengestalt auf der Erde wandelte. Das schwarze Lockenköpfchen schirmte ein großer italienischer Strohhut, an dem ein Strauß von frischen Wiesenblumen schwankte; zwei lange blaßblaue Bänder flatterten von der breiten Krempe bis zur Hüfte herab. In den großen blauen Augen spiegelte sich die sanfteste Freundlichkeit, die argloseste Kindlichkeit, die fromme Liebe selbst. Herrlich wölbten sich, über diesen stillen Sprechern der Seele und des Herzens, die schwarzen Bogen der Augenbrauen, und die langen seidnen Wimpern brachen den Feuerstrahl ihres glühenden Blickes. Jugend und Gesundheit blühten im Grübchen der Wange, auf den Purpurlippen und in der Fülle ihres ganzen schönen Körpers.

Das Brüstli wie das Miederchen war von schwarzem Sammet, geschnürt mit goldenen Kettchen und reich und geschmackvoll gestickt, mit Gold und buntfarbiger Seide. Die weiten Ärmel, vom allerfeinsten Battist, reichten vor bis zur kleinen Hand; und gleichfalls vom nämlichen Battist war das Hemdchen, das den blendend weißen Hals und den Busen züchtiglich verhüllte. Das schwarzseidene, hundertfaltige Röckchen, reichte kaum bis über das Knie, so daß die Zipfel der buntgestickten Strumpfbänder, die feingeformte Wade sichtbar umspielten; die Blumen der Matten aber küßten das Blütenweiß ihres feinen, baumwollenen Strümpfchens, das den zartesten kleinsten Fuß verriet. Vom Hinterkopfe hingen dem Mädchen zwei geflochtene, brandschwarze handbreite Zöpfe bis in die Kniekehle hinab, und am Arm schaukelte ein Körbchen, gar zierlich gearbeitet und künstlich durchflochten mit Rosen und samtenen Fäden. Im ganzen Wesen der himmlischen Erscheinung, die frische Kräftigkeit der unverdorbensten Alpenbewohnerin, und doch der Anstand, die Haltung der gebildeten Städterin!

Das Mädchen wollte hier übernachten!

„Du lieber Gott, warum thust du mir das!“ rief ich fragend heimlich in die Wolken, und warf einen Blick auf die unter mir liegende arme Welt, daß es mir vorkam, als schmelze das Eis der Jungfrau und ihrer Nachbaren, vor seinem verzehrenden Feuer in brühende Lava über.

Ich nahte mich ihr sittlich und ehrsam, und grüßte sie, als die Besitzerin der Alpe, mit feinen Worten recht manierlich.

Sie aber bot mir mit schweizerischer Treuherzigkeit die kleine Flaumenhand, und hieß mich willkommen.

Ich eröffnete ihr nach dem ersten Hin- und Herreden meine Freude, diesen herrlichen Abend in einer solchen, mir wie von Gott selbst hergesandten, Gesellschaft zu genießen, — von der Nacht selbst aber, und vom hier oben Schlafen, konnte ich um keinen Preis ein Wort über die Lippen bringen; denn ich schaute dem Engel von Mädchen in die Augen, die so klar, so himmelrein mir bis auf den Grund meiner Seele sahen, daß auch kein böser Gedanke in mir aufkommen konnte, den sie nicht erspäht hätte.

„Ein wahres Glück für uns,“ hob sie an, „daß ich herauf gekommen. Ihr hättet gewiß auf unserer Alpe eine böse Nacht gehabt; denn ihr hättet auf bloßem Heu schlafen müssen; so aber kann ich Euch mein Kabinett in der Hütte abtreten, wo Ihr bequemer liegen werdet.“

Sie trat mit mir in die Sennhütte, und schloß das besagte Kabinett auf.

Ich war in Trianon, Versailles, St. Cloud, und, auf dem zu meinen Füßen liegenden buntflitterigen Erdball, in manchem andern kaiserlichen Lustschlosse gewesen. Reichere Schlafgemache hatte ich wohl da gesehen, aber freundlicher, niedlicher keins. Das Hausgeräte höchst geschmackvoll gearbeitet, von Ahorn oder schwarzem Pappelmaser; rings an den Wänden herum, die ersten Prachtgemälde

von Aberli, Rieter, Biedermann, Lafont, Lory, Hackert, Wocher und mehreren andern trefflichen Künstlern, lauter Schweizer-Landschaften, viele von unschätzbarem Werte. Aber die Königin meiner Alpe öffnete das Fenster dieses Feenkabinetts, und in die weiten Räume der vor mir liegenden Fesen-Gletscherwelt flog mein entzückter Blick. Es war, als sei die ganze große Runde, dem Himmel noch näher gerückt; als sei sie heiliger geworden, seit das Mädchen in ihrem Luftkreise stand. Ich fühlte, daß ich hier oben besser geworden war; aber ganz schlackenrein war mein sündhaftiges Wesen noch nicht! denn als meine liebreizende Wirtin die schneeweißen feinen Vorhänge zurückschlug, die ihr jungfräuliches Bettchen mit frommer Feierstille umdämmerten, und ich auf dem Kopfkissen das eleganteste aller Nachthäubchen gewahrte, und meine Phantasie die schwarzen Ringellocken des zaubersüßen Mädchens, in dem Häubchen, und das Himmelskind selbst, unter der seidnen leichten Decke sich malte, und sie wiederholentlich versicherte, daß ich hier recht gut schlafen würde, da mußte ich die Augen heimlich zudrücken, denn mich wandelte der Schwindel an; es war mir, als guckte ich schnurstracks in das Paradies hinein. Der Schwindel aber war nichts als die Lotterflamme der Schlacken meines Innern, die im Ausbrennen begriffen waren.

Ich entgegnete ihr, daß ich in der ganzen Welt kein einladenderes Schlafgemach, kein süßeres Schlummerbette kenne; allein, sie werde mir hoffentlich zutrauen, daß ich es nicht annehmen könne, da sie gegen den Senner geäußert, diese Nacht hier oben zubringen zu wollen. Ich würde mich daher begnügen mit dem, was der Senner mir bereits geboten, und hoffe, da ich sie nun in der Nähe wisse, auf meinem Alpenheue sanfter zu schlafen, als mancher Fürst auf seinen Daunen. Der an sich gewiß nicht verwerfliche Vorschlag, das Kabinett mit ihr zu teilen, saß mir auf der Zunge.

„B'hütis Gott!"*) fiel sie mir lächelnd ins Wort, „was würdet Ihr denken von mir, wenn ich hier oben blieb, da Ihr hier seid. Das müßte ja ein wüscht Maidli**) sein. Nein, ich werde ein wenig mit Euch noch verweile, wenn Ihr mir erlaubt, und dann gehe ich nach Haus, und sende Euch z'Nachtesse***) herauf; denn der Senn hat nichts, als neimis Rauf,†) Schlipmilch und Schnitze.††)

Sie sprach gern und viel, und so traulich, wie ein Kind, und dann doch wieder so verständig und unterrichtet, wie kaum ein Mädchen aus unsern ersten Cirkeln. Ihr Schweizerisch-Hochdeutsch klang in ihrem kleinen Rosenmunde unbeschreiblich gut; nur wenn sie auf Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens stieß, bediente sie sich der dort üblichen Provinzialismen; doch waren mir diese, durch meine früheren Wanderungen in der Schweiz, schon verständlich.

Ich hatte sie anfänglich Sie genannt; sie meinte aber, es klinge so ausländisch, es wäre ihr dann, als sei sie nicht in ihrer Heimat, wo alles sie du hieße; ich mußte sie daher du nennen.

Was doch in solch einem einzigen Worte liegt. Ich machte einen Schritt, wie vom Montblanc bis zum Jura.

Es war nun, als kennten wir uns schon seit vielen Jahren, als wären wir beide auf dieser Alpe mit einander groß geworden.

„Wie heißt du, süßes Mädchen?" fragte ich, und umschlang das sammetne Miederchen mit meiner Rechten, und legte ihre kleine, zarte Hand auf mein Herz, in dem das Blut sich drängte, wie das wilde Wasser der Gletscher in den Sturzbächen.

---

*) Gott bewahre.
**) Leichtfertiges, unbesonnenes Mädchen.
***) Abendessen.
†) Etwas Brotrinde.
††) Buttermilch und Backobst.

„Mimili heißt mi de Äti!“*) antwortete das Alpenkind mit einem Wohlklange, der in dem Resonanzboden meiner gespannten Brust, wie der Laut einer Silberglocke wiedertönte. „Kommt!“ fuhr sie fort, „ich will Euch nun höher führen, Ihr sollt noch schöneres sehen; denn hier rechts um den Berg herum, sollt Ihr ein Thal und zwei Gletscherschlünde schauen, wie's keine weiter giebt im ganzen Land.“

Ich nahm ihren Arm, und wir stiegen dem Himmel entgegen.

Die steilsten Partieen erkletterte sie mit flinker Gewandtheit; höher rötete sich die Lilienhaut ihrer Wangen; lebendiger noch wogte ihr Busen unter dem dicht aufliegenden Battist-Hemdchen.

Es ward immer kühler und frischer; denn wir hatten nicht gar viel mehr zu steigen, bis wir an den Schnee kamen, der noch den Gipfel der Alpe bedeckte. In hundert kleinen Bächen rieselte herab, was die Sonne diesen Mittag geschmolzen, und das zarteste Grün entsproß den tiefer liegenden, vor wenig Tagen erst schneefrei gewordenen Bergwänden.

Hier grasten Mimilis Herden. Sie kannte jede Kuh beim Namen; und alle wendeten sich nach ihr um, und sahen sie still an, wenn sie ihnen zurief, und freundlich sie streichelte; sie waren alle spiegelblank, und rund wie die Aale; und die Gizzis kamen von den fernsten Felsenzacken herangemeckert, und saugten an ihren Rosenfingern, und knebberten an der Semmel und den Bräntlis,**) die sie ihnen aus dem Körbchen reichte. Sie aber bog sich zu ihnen herab, und tändelte schäkernd mit ihnen, daß ich schier hätte vergehen, und den Jupiter bitten mögen, mich auf dem Fleck in einen Bock zu verwandeln. Dann rief

*) Wilhelmine heißt mich der Vater.

**) Butterschnitten.

sie in die stillen Lüfte: „Aüli, Aüli, Aüli,“ *) und lustig wie ein Reh sprang mit kurzweiligen Sätzen ein krauswolliges Lamm heran, geschmückt mit einem klingenden Halsband von strohgelber Seide.

„Das hat seine Mutter verloren,“ sagte Mimili wohlwollend, und krabbelte mit den Fingern im Perückchen zwischen den Ohren des kleinen, verwaisten Tieres, und legte sein rotes Schnäuzchen in ihre weiße, hohle Hand, „deshalb habe ich mich des armen Dinges erbarmt, und es aufgezogen; nun liebt es mich wie seine Mutter.“ — Mit dem kleinen Wesen sprach sie rein schweizerisch. Sie bemerkte an seiner linken Vorderklaue ein wenig Blut, wahrscheinlich von einem Dornenritz; da streichelte sie drauf, und trocknete das Blut mit ihrem Tuche, und sagte mit unnachahmlicher Weichheit, „mi Aüli, hetter eppen epper eppis·tho?**) — Seht nur,“ fuhr sie fort und richtete sich wieder in die Höhe, und wies auf die Kühe, die nie auf einem Fleck um sich herum fraßen, sondern beständig unter dem leisen Gebimmel ihrer Halsglocken, von einem Punkte zum andern übertraten, und da wieder von neuem über die frisch aufgesproßten Gräser herfielen; „seht nur, wie die Fasels***) klug sind, die kennen die Kräuter eben so gut, als unser Haller und Geßner, und der selige Wildenow.“

Ich sah sie verwundert an. „Was weißt du von Haller und Geßner und Wildenow?“ frug ich erstaunt.

„Die werde ich doch kennen,“ sagte sie lächelnd; „was draußen vorgeht, in der weiten Ebene hinter den Bergen, davon erzählt mir der Äti nur, was ich brauche, aber was hier in unsern Thälern und auf unsern Alpen passiert, das muß man ja auf den Grund wissen, und glaubt mir,

*) Lämmchen.
**) Mein Lämmchen, hat dir jemand etwas gethan?
***) Junges Vieh. Sollte davon vielleicht unser Faseln (Läppschen, Vergeßlichsein) herkommen.

die drei sind hier in unsrer stillen Pflanzenwelt wie zu Hause. Schaut," fuhr sie mit einer Anspruchslosigkeit fort, die den eigentlichen Schlagschatten zu dem Lichte gab, was sie nun, ohne es zu wissen, auf dem Scheffel setzte, — und pflückte zwischen dem Sprechen sich die Hand voll Blumen — „schaut, wenn ich nun nicht wüßte, daß dies hier Anemone alpina, dies Dryas octopetala, und hier dies Ranunculus nivalis wäre, müßte ich mich nicht vor Euch schämen? Unsereins wird ja doch eben so gut die Kräuter und Gräser seiner Matten kennen, wie bei Euch zu Hause die Mädchen Eures Landes die ihrigen. Kaum daß der Schnee geschmolzen, schießen die hier alle lustig hervor, und dort, kommt höher, — das seht Ihr auch nicht bei Euch, — das blaue Alpenglöckchen, Soldanella alpina, blüht sogar auf dem Schnee, und das, Crocus vernus, darunter. Die wollen kühl stehen; denn, wenn der Schnee schwindet, verwelken sie mit. Beide kommen mir immer vor, wie die Kinder, die an der Mutter Brust sterben; die sind für dies Leben nicht. Die Luft des Irdischen ist ihnen zu schwer, sie streben zum reineren Äther. Aber unsere Goldquellen muß ich Euch zeigen; denn wenn Ihr das Trifolium Alpinum, und den Astragulus, und den Romey,*) und den Mutteri,**) und die Butterblume***) und die Pimpinella alba bei Euch verpflanzen könntet, dann brauchtet Ihr unsern Käse nicht, dann könntet Ihr ihn selbst dort bei Euch bereiten. Wes Landes seid Ihr Herr?"

„Dein Freund Wildenow ist mein Landsmann!"

„Was? — da ist ja wohl dies?" — auf meine Brust deutend — „das eiserne" — das Wort blieb ihr im kleinen Munde, so war sie überrascht. „O, seid mir doch tausendmal willkommen, Herr Ritter des eisernen Kreuzes!

*) Plantago alpina.
**) Phellandrium mutellina, Alpenfenchel.
***) Apargia aurea.

nein, nun müßt Ihr zum Vater! der würde mir nimmer verzeihen, wenn ich Euch hier oben schlafen ließe. Thut mir den Gefallen und kommt mit herunter, was unser Haus nur hat, soll Euch gehören. Mein Vater hält gar viel auf Euern König und Euer Volk, und erzählt mir alle Sonntage davon, wenn er aus der Kirche kommt, wo unter dem Nußbaum der Mesmer*) die Zeitung vorlesen muß."

Wer konnte dem Mädchen etwas abschlagen! ich willigte gern in ihren Wunsch, und wir machten uns auf den Heimweg.

Wir gingen jetzt Arm in Arm; ich war ihr kein Fremdling mehr, ich schien ihr ein alter Bekannter des Vaters zu sein. Sie erzählte mir von der Mutter, die schon vor acht Jahren gestorben; von der sanften Schwester Crescentia im Nonnenkloster zu Zug, wo sie erzogen; und von ihrem ganzen Thun und Treiben mit einer so traulichen Natürlichkeit, als gehöre ich zum Kreise ihres Hauses. „Die Alpe, auf der wir hier gehen, Herr Ritter," fuhr sie fort, „ist mein Mutterteil, die läßt mir der Äti zum Nadelgeld; aber ich kann die Batzen alle nicht brauchen; o ich bin reich, denkt Euch, ich habe sechsunddreißig Kühe, die Kuh bringt jährlich zwei Zentner**) und der Zentner kostet doch allerwenigstens zehn große Thaler.***) Der Vater streitet sich immer mit unserm Nachbar, woher das Wort Alpe abstamme. Einer will es vom griechischen αλπεις herleiten, der andere vom keltischen alb, weiß; das ist mir aber ganz einerlei; mein Alpchen giebt mir für meine Kühe immer frisches Gras und Winterheu, mehr als sie brau-

---

*) Der Küster.

**) Käse nämlich, das setzt der Schweizer aber nie dazu, weil es sich, meint er, von selbst versteht; denn vom Ertrag des Milch- und Buttergewinns, ist dort gar keine Rede.

***) Ein großer Thaler gilt 2 fl. 10 Batzen: der Karolin also 10 fl. 10 Batzen; der Gulden 15 Batzen.

chen, und weiter ist mir nichts nötig zu wissen. Habt Ihr denn auch Berge?"

Ich hätte ihr unsere Templower nennen können, und die Michelsberge, und die Pichels-Gletscher, und das Gebirge am Rollkruge, aber ich wollte ihre geographischen Kenntnisse nicht in Verlegenheit setzen, und nannte ihr unser Riesengebirge in Schlesien.

„Geht mit Eurer Riesenkuppe," sagte sie lächelnd, „ihre ganze Höhe ist ja nur 5000 Fuß, unser Finster-Ahorn*) ist über 13000 Fuß hoch. Das ist ein Firn!**) Mit dem Schnee hat es bei uns eine kuriose Bewandtnis. Die Schneelinie liegt unterm Äquator in einer Höhe von 14,000 Fuß, bei uns aber an manchen Felshörnern schon in einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meere."

Ich konnte meine Verwunderung über ihr Wissen nicht bergen, sie sagte aber mit verschämter Befangenheit: „Herr Ritter, Ihr müßt mich nicht aufziehen, sonst werde ich schweigen."

„Ach sprich doch Mimili," rief ich, und küßte die kleine Hand, die in meinem Arm ruhte, „ich könnte dir tagelang zuhören, wenn du von deinen Alpen erzählst."

„Nicht wahr," begann sie wieder freundlich, „unsere Berge sind schön? Ihr solltet immer hier bleiben; ich denke, es könnte mir nirgends in der Welt wohler sein als bei uns. Auf einer flachen Ebene muß es sich abscheulich leben lassen. O, wendet Euch jetzt zur Jungfrau, Herr Ritter; dies Schauspiel, das Euch jetzt der Abend bereitet, bietet Euch vielleicht noch der Libanon in Syrien, und der Ophyr auf Sumatra, und der Chimborasso, und der Nerona-Roa; aber Eure schlesische Kuppe gewiß nicht; wir

---

*) Nach dem Matterhorn, der Rosa und dem Montblanc, ist dies die höchste Granit- und Gneißpyramide des ganzen Alpengebirges; sie ist 13,234 Fuß über dem Meere. Dieser ungeheure Felsen liegt einige Stunden südlich von Grinsel, und ist noch nie erstiegen worden.

**) Gletscher.

nennen es das Glühen der Alpen. Kommt, setzt Euch dort unter die breitästige Buche, da ist immer des Abends mein Plätzchen; darum hat auch unser alter Senn ein weiches Moosbett mir unter dem Schatten gezimmert."

Wir setzten uns. Ringsum blühten rote Weidenröslein,*), Thymian, roter Schwingel,**) Mannsschild,***) Enzian und Eisenhütlein,†) und tausend andere herrliche Blumen; und das liebliche Stendelkraut††) würzte die Abendluft mit seinem Vanillengeruch.

Mimili holte aus ihrem Körbchen ein Stückchen Kuchen, das sie sich wahrscheinlich zum morgenden Frühstück bestimmt gehabt hatte, und teilte es mit mir. Köstlicher konnte kein Marzipan schmecken. Mimili war schon so traulich mit mir, daß sie läppschte wie ein Kind. Sie stellte sich vor mich, legte ihre Linke auf meine Achsel, und fütterte mich. Jeden Bissen steckte sie mir unter tausend Lachen in den Mund, und nannte mich ihr großes Aüli. Und doch hatte ich — so allmächtig ist die Gewalt der Unschuld — nicht das Herz, sie um einen Kuß zu bitten. Ich fühlte, das Mädchen stand höher, viel höher, als ich.

Sie setzte sich neben mich, als sie mich abgefüttert hatte, um nun ihre Hälfte Kuchen zu verzehren. Eine Liebe war der andern wert; ich päppelte sie nun, wie sie diese Manier des Essenreichens nannte; aus überwähligem Mutwillen biß sie mir mit ihren kleinen blendend-weißen Zähnen in die Finger, und schnappte wie ein Karpfen nach dem Stücken, die ich ihr in die würzigen Purpurlippen warf.

In dem Augenblicke fiel ein schwerer Donnerschlag, der in dem unermeßlichen Gebirge langsam widerhallte, und

---

*) Epilobium alpinum angustifolium.

**) Festuca rubra.

***) Androsace villosa; die Blume ist milchweiß, mit grünen und roten Sternen.

†) Wird 4—5 Fuß hoch, und blüht blau und gelb.

††) Satyrium nigrum.

durch die stillen Abendlüfte weit, weit fortrollte, bis in die fernsten Thäler und Schlünde. Ein Silberstrom brach sich von einer gegenüberstehenden Alpe los, und stürzte, umfunkelt von blinkendem leichtem Schneegewölb, immer tiefer und tiefer, unter dem grausen Tosen eines furchtbaren Ungewitters, in die Gründe hinab.

Vom Schrecken ergriffen, sprang ich hoch von dem Moossitze auf, und schlug die Hände über den Kopf zusammen. Ich glaubte, die alten Alpen brächen wie morsche Zähne in einander.

Der Boden bebte unter uns, und Trillionen von Schneejuwelen flogen im Schimmer des Abendlichts wie leiser Nebel weit umher und bis zu uns herüber!

„Was war das? um Gottes willen was war das, Mimili!“ rief ich, und suchte mit den Blicken den Weg, auf dem wir am kürzesten hinabfliehen könnten in die sichern Thäler.

„Das ist mir lieb, Herr Ritter, daß Ihr das gesehen habt,“ entgegnete, gleichfalls erschüttert, aber lächelnd das Mädchen, „das ist mir um vieles lieb. Es ereignet sich zwar in unsrer Runde fast alle Tage, aber man sieht es doch nicht allemal so nahe und so deutlich, wie wir es jetzt sahen. Nicht wahr, das ist ein großes, prächtiges Schauspiel? das war eine Lauwine!“

„Das eine Lauwine! die sollen ja aber so gefährlich sein!“

„Die Sommer- oder Staublauwinen, wie wir sie nennen, sind es nicht: die fallen nur in unsern höchsten Gebirgen, wo kein Mensch hinkommt; aber die Schlaglauwinen, die am Ende des Winters fallen, die richten oft Unglück an. Wenn das Thauwetter eintritt, da ist es schlimm in unsern Thälern zu reisen. Von der leisesten Erschütterung der Luft, oft vom bloßen Schellengebimmel der Saumrosse bricht so ein maßleidiges Ungeheuer los, reißt alles vor sich nieder, verschüttet Hütten und Dörfer, zer-

trümmert Blöcke und Felsen, zerquetscht die höchsten Schnelli*), und knickt die ältesten Lerchenbaumwälder in einander, wie eine Handvoll Zahnstocher. Hört Ihr es noch puwern in der Ferne?"

Und wirklich zitterte die Abendstille noch im bebenden Nachhall!

Aber jetzt senkte die Sonne sich am wolkenlosen Abendhimmel tiefer hinter den Saum des westlichen Hochgebirges, und nun begann das eigentliche Glühen der Alpen. Die Luft war milde und rein. Der ganze Himmel, aus dessen Räumen der große Riesenball des ewigen Lichtes eben entrollt war, glühte wie ein unermeßliches Feuermeer. Es war, als hätte sich der Vorhang der jenseitigen Verklärung aufgerollt; als sei die Sonne vor der Milde ihres Schöpfers, aus einander geschmolzen; als verlöre sich der Blick des Sterblichen in dem Allerheiligsten des höchsten Gottes.

Diese ganze unaussprechliche Purpurglut strahlte auf den himmelhohen blinkenden Eiswänden der Jungfrau, und in den meergrünen Spitzzacken ihrer Nachbargletscher prachtvoll wieder. In dem glühenden Äther erschienen die ungeheuern Schneemassen fast als durchsichtig, und es war als saugten die Spiegel des ewigen Eises das Feuer des nahen Himmels in sich, als verglühten in den unerreichbaren Höhen, des Westens liebliche Zephyre, Schnee und Sonnenstrahlen durch unbegreifliche Wunder in einander.

Mimili aber stand vor dem Zauberbilde der Natur in stillem Staunen verloren, und betete, die Hände vor der Brust gefaltet, zu dem Ewigen.

„Das ist ein himmlischer Abend," flüsterte sie leise, und die sanfte Glut im Abend, und die himmelreine Höhe der Jungfrau spiegelten sich in ihren dunkelblauen Augen, und die schwanenweiße Brust drängte sich wogend aus dem

---

*) Dämme.

samtenen Mieder! da gewältigte mich ihr namenloser Liebreiz, ich umschlang das schöne Mädchen, und drückte ihr, berauscht von dem Entzücken der Abendfeier, den ersten Kuß auf die süßen Lippen. Sie aber sank schweigend an meine Brust, und lispelte leise: „so haben die Alpen noch nie mir geglüht!“

So, glaube ich, haben sich die ersten Menschen im Paradiese geküßt; so fromm und so schuldlos. Es war nichts Böses, nichts Irdisches mehr in mir; ich hätte, vor überschwenglicher Seligkeit, in Mimilis Armen sterben, mit ihr auf den Purpurfittichen des Abendrots hinüberfliegen mögen in die Rosenschimmer der vor uns dämmernden Lichtwelt!

Ich küßte den Pfirsichsammet ihrer Wangen, die Purpurwürze ihrer Lippen, das Lilienweiß ihres schönen Halses. Sie hielt mich schweigend mit beiden Armen umschlungen, und das süßeste Verlangen der keuschesten Liebe funkelte in der veilchenblauen Tiefe ihres schmachtenden Blickes.

„Laßt uns gehen,“ sagte sie endlich, nach der seligsten Pause meines Lebens, wie aus einem Traume erwacht; und ich stand schweigend auf, und ging an ihrem Arme in die stillen Thäler hinab. Wir konnten beide eine lange Weile nicht sprechen, so wohl, so unaussprechlich wohl war uns. Wir waren jetzt unter einander als Bruder und Schwester. Wir hatten uns ohne Worte verstanden. Die Liebe bedarf keiner Laute.

Als wir der Wohnung*) des Vaters näher kamen, sprang Mimili voraus, um mich ihm zu melden; der Alte, ein wahres Kabinettsstück von Denner, kam mir freundlich entgegen, reichte mir die kräftige Rechte, und drückte mir

*) Wenn man sich eine lebendige Vorstellung von der Wohnung eines reichen Schweizerlandmannes machen will, muß man das vortreffliche Blatt von Rieter (la maison de paysan suisse) zur Hand nehmen; es kostet 32 Liv. und ist 19″ breit und 14″ hoch.

die Hand so derb zusammen, daß ich fürchtete, den ganzen Abend kein Glied mehr rühren zu können. „Seid mir willkommen, Herr Ritter des eisernen Kreuzes," sagte er mit feierlichem Anstande, „noch ist mir nicht das Heil worden, einen von Eurem Volke in meinem Hause zu beherbergen; Ihr macht mir zuerst diese Freude. Nehmt vorlieb mit dem, was mein Haus beschert! Ihr seid kein Gast darin; Ihr gehört, so lange Ihr bei uns seid, zu unserm Kreise. Mimili, schaff das Beste, was Küche und Keller vermögen; mir soll es ein Festabend sein, mit Euch bei einem Glase Wein, von der großen Zeit zu plaudern, die vor Euern Augen vorübergegangen ist. Noch habe ich keinen aus dem Felde gesprochen, und mich hat sehr darnach verlangt."

Mimili sprang wie eine geschäftige Martha im Hause Trepp auf, Trepp ab. Endlich trat sie aus der Thür, mit einem Kötscher von feinem weißen Garn, an einer bunten Ahornrute auf der Achsel.

Das Mädchen war zum Malen schön. „Wollt Ihr mit zum Forellenbach, Herr Ritter?" fragte sie freundlich, und ich flog an ihrer Seite schäkernd zum Bach hinab, der 80—100 Schritte vor dem Hause vorbeiplätscherte. Ein kleiner offener Hälter, der im Viereck in das Gestein eingehauen war, und bei dessen Abfluß bloß ein enges Gitter sich befand, faßte mehrere Schock der muntersten Forellen.

Das Wasser war so kristallrein, daß man bis auf den Grund sehen konnte. Mimili war hier wieder vollkommen das kleine wählige Kind; wer sie hier am Bache kauern sah, wie sie Semmelkrumen in den Hälter warf, das Mäulchen spitzte, und lockend in das Bächlein pfiff, und mit den Forellen umständlich plauderte, die, wie aus einer Pistole geschossen, zum Spiegel der Silberwellen herauffuhren, der mußte sie höchstens für dreizehn Jahre alt halten; sie senkte den Kötscher in das Kristallwasser, und fing den Bedarf der Abendmahlzeit mit einem Zuge. So sorglich

sie sich auch dabei benommen hatte, so waren ihr doch die Fingerspitzchen ein bißchen naß geworden. Lust und Mutwille schleuderten mir die Tropfen ins Gesicht, daß ich kein Auge aufthun konnte, und, als ich mit der hohlen Hand aus dem Silberbecken des Hälters schöpfte, um ihr nach Gebühr die Neckerei mit Zinsen zu erwidern, da setzte sie, lautlachend, mit ihrem Kötscher und ihren lustigen Forellen über Bach und Stock und Stein, wie eine Gemschi,*) und erst, als sie hinlänglichen Vorsprung hatte, wendete sie sich um und schabte mir Rübchen, daß ich mein Wasser in der Hand beim Nachsetzen rein verplumpert hatte, und ihr nun nichts mehr anhaben konnte.

Erst nach dem heiligen Versprechen, ihr nichts mehr thun zu wollen, ließ sie sich in Friedensunterhandlungen ein; ich trug ihr den Kötscher, und unter tausend Scherzen kamen wir zu dem Alten zurück, der sich unsers Jugendspiels freute, und mit eigenem Wohlgefallen die blühende Gestalt des holden Mädchens zu betrachten schien.

Mimili eilte in das Haus, um das Abendbrot zu besorgen. „Was seid Ihr um des Mädchens willen zu beneiden," sagte ich, als ich bemerkte, mit welchem stillen Entzücken der alte Mann dem Kinde nachsah.

„Wohl, Herr Ritter, ist es ein neidenswertes Glück, ein solches Kind zu haben. Sie ist meine einzige Freude und mein einziger Stolz. Die Jahre, da sie in Zug war, sind mir wie Jahrzehnte gewesen, und doch ist mir es lieb, daß sie dort war; denn sie hat dort etwas gelernt, vielleicht mehr, als sie für ihre Lebensweise braucht. Mein Nachbar, Herr ***, hat sie lieb gewonnen (— ich verlor bei dem Worte den Atem aus der Brust —), der liest mit ihr die alten Dichter, und sorgt für neue Bücher und Noten. Sie zeichnet und malt recht hübsch, und wenn sie mir zu ihrer Guitarre etwas vorsingt, da ist mir, als

---

*) Eine junge Gemse.

fehle mir in meinen stillen Bergen nichts zu meinem Glücke."

Ich hörte die Nachsätze alle nur halb; der Herr Nachbar *** lag mir wie ein Schlagfluß vor den Ohren.

Zehnmal wollte ich mit der Frage heraus, wer der Herr Nachbar wäre, wie alt, ob verheiratet u. s. w.; aber ich kam mir so albern vor, daß der Vater gleich bei dem ersten Worte merken mußte, was ich mit meinen Erkundigungen wollte.

Merkte ich es doch selbst jetzt erst. Es war seit meinem Eintritt in die Schweiz, das erste bittere Gefühl, der Gedanke an den Herrn Nachbar.

Mimili kam und brachte den alten Ryfwein, den der Vater ausdrücklich bestellt hatte. Wir setzten uns unter dem hundertjährigen Nußbaum, den drei Männer nicht umklaftern konnten, und der das ganze Haus mit seinem breitästigen Schatten beschirmte.

Ich hatte keine Ruhe, meine ganze Laune war von mir gewichen. — Mimili war mir verloren! das sah ich deutlich; der unglückliche Herr Nachbar war mir mit seinen alten Dichtern und mit seinen neuen Büchern in den Weg getreten. Es preßte mich, als läg' ich unter einer Schlaglauwine begraben. — Endlich fand ich den Faden in das dunkle Labyrinth meiner Ahnungen.

„Im Wirtshause zu Unterseen," begann ich mit kecker Lügenstirne, „bemerkte ich heut' einen jungen feinen Mann, der hier in der Gegend bekannt zu sein schien; gesprächig und unterrichtet, heiter und gefällig. Ist das vielleicht Euer Herr Nachbar gewesen?"

Ich freute mich wie ein Kind, daß ich das heraus hatte; denn, was ich damit ergründen wollte, konnte keinem von beiden einfallen.

„Nein," fiel mir Mimili lachend in das Wort, „das muß ein Fremder gewesen sein. Nachbar *** ist ein alter Mann von sechzig Jahren; er ist mit dem Vater aufge-

wachsen, und seine Frau ist die trauteste Jugendfreundin meiner verstorbenen Mutter. Schade, daß sie in das Waadtland verreist sind. Die beiden Leute solltet Ihr kennen lernen; das sind Menschen, die gar nicht für diese Welt gehören, so gut sind sie."

Mir fiel eine ganze Million Granitfelsblöcke vom Herzen.

Nun konnte ich wieder frei atmen, und der herrliche Ryfwein schmeckte nun erst. Mimili setzte sich mir gegenüber, der Alte an meine Seite. Wir schwatzten vom Kriege, und ich mußte erzählen von unserm treuen Volke, wie es überall mutig und kräftig aufgestanden war, das fremde Joch vom deutschen Nacken zu schütteln; wie wacker sich unsre fünfzehn- bis sechzehnjährigen Knaben mit den bärtigen feindlichen Garden herumgeschlagen; wie felsenfest unsere Landwehr, der brüllenden Batterieschlünde noch ungewohnt, im Feuer gestanden; wie unsere Truppen, oft ohne einen Schuß zu thun, mit gefälltem Bajonett, dem Tode in den Rachen gegangen; wie unter ihren Kolben ganze Reihen der feindlichen Scharen schmachvoll geendet; wie züchtige, unbescholtene Jungfrauen unter unsern Fahnen mutvoll gefochten, wie Frauen und Mädchen mit zarter Milde die Kranken und Verwundeten gepflegt; wie die ganze Nation freiwillig das Letzte und das Beste hergegeben, und im Vertrauen auf ihren Gott, auf ihre Schutzheilige (die verklärte Luise), auf ihren König und seine Braven, nie gewankt; wie das Silberhaar unsers Marschalls Vorwärts, überall der Ehrenpanner unsers siegreichen Heeres gewesen; und wie unser ritterlicher König, in allen Schlachten unerschüttert dem Tode für das Heil seines Volks die Stirn geboten; wie er dreimal in diesem blutigen Feldzuge, bei Culm, bei Leipzig und bei Bar sur Aube, das Glück des Krieges durch seine Besonnenheit, seinen Blick und seine persönliche Tapferkeit, fest gefaßt und fest gehalten habe.

Dem tieffühlenden Mädchen tröpfelten während meiner

Erzählung die Thränen still von den seidenen Wimpern, und der alte Vater stand am Ende meiner Erzählung gerührt auf, zog sein Mützchen, und trank auf das Wohl meines Königs, meines Volks und unsrer sieggekrönten Waffen. Mimili stieß teilnehmend mit an, trank ihr Glas in drei Zügen aus, reichte mir herzig die Hand und sagte: „möchtet Ihr doch Euer ganzes Volk von mir grüßen können: ich kann es nicht aussprechen wie gut ich ihm bin. Es hat seinen König so lieb, es ist tapfer, und hat Gott im Herzen. So wie Ihr seid, habe ich mir Eure Landsleute gedacht, so lebendig und heiter, und wenn's gilt, fest und ernst."

Der Vater schenkte die Gläser von neuem voll, und brachte meine Gesundheit aus.

Mimili erklärte, nicht eher mitzutrinken, bis ich versprochen, wenigstens acht Tage hier bei ihnen zu bleiben. „Ihr seid ein Mann für meinen Vater," setzte sie hinzu, „ich habe mein altes Väterchen lange nicht so vergnügt gesehen, als heute."

„Sprich nicht von acht Tage hier bleiben, Mimili," fiel ihr der Alte ins Wort; wenn der Herr Ritter nun länger hier bei uns verweilen will, wirst du's ihm doch nicht verwehren? Ist man traulich und herzig zusammen, so muß man vom Scheiden gar nicht reden.

Meine Einwendung, morgen früh schon wieder aufzubrechen, wurde als völlig unannehmbar verworfen.

Wir gingen jetzt in das Haus zum Abendessen. Ich kam mir gar nicht mehr wie ein Fremder vor; ich gehörte in die Familie als wär' ich von Jugend auf hier gewesen. Kein deutscher Baron kann besser speisen, so hatte Mimili aufgetischt; alle Schweizer-Erzeugnisse, aber die köstlichsten Leckereien hatte sie ausgesucht, und wenn es nach ihr gegangen wäre, ich hätte mich diesen Abend zu Tode gegessen. Der Côte-Wein, den der Alte mit gastfreundlicher Freigebigkeit einschenkte, machte mich lustig, und der feurige

Vaux-Wein, den er zum Nachtisch brachte, jagte mir eine solche Hitze in die Adern, daß, wenn ich mich inwendig besah, es mir vorkam, als glühten mir die Alpen im Kopfe.

Wir hatten endlich abgespeiset.

„Nun solltest du,“ sagte der Alte zu Mimili, „mit dem Herrn Ritter noch einen Gang bis zum kleinen Sturzbach machen; beim Abend nimmt sich der schwarze Felsenkessel, in den das Bächlein — lauter Schaum — silberweiß herabstürzt, gar wundersam aus. Ich bin müde, und werde mich niederlegen. Bleibt nicht zu lange aus, Kinder; denn es ist schon spät.

Ich entgegnete halb im Scherz, halb im Ernst, daß es gewagt sei, das Mädchen mit mir allein gehen zu lassen.

Er aber lächelte und sagte mit mildem Ernste: „dem Manne, Herr Ritter, dessen Brust Euer König mit dem Kreuze geziert hat, dem kann ein ehrlicher Vater seine ehrliche Tochter wohl anvertrauen, bei Tag und bei Nacht.“

Der Alte hatte gut reden; er stand in den Sechzigern und hatte an dem Ryf-, dem Côte- und dem Vauxwein nur immer genippt, den ich, im Durst und in der Freude, mit vollen Zügen getrunken hatte.

Wir wünschten dem Vater gute Nacht und gingen.

Der Abend war warm und lieblich. Alles schlief in heiliger Stille rund um uns her. Des Thaues kühlende Frische netzte die Matten, ihre balsamischen Wohlgerüche wehten uns leise Lüftchen entgegen, und in der Ferne rauschte der Sturzbach. Vor uns aber, hoch oben im schwarzen Dunkel des Nachthimmels, glänzte das Haupt der ewigen Jungfrau in rosenfarbener Pracht. Noch hat sich kein Pinsel an die Darstellung dieser magischen Beleuchtung gewagt, wie sollte es meine schwache Feder! die Glut des Abendrots hatte sich verzogen; nur ein leichter, matter Schein schimmerte in Westen, und von diesem spielte das Licht wunderbar wieder in den höchsten himmelanstar-

renden Eiszacken der Jungfrau, die das Feuer der hinuntergesunkenen Sonne gleichsam aufgesogen zu haben schienen, und nun im blassen Rosaflimmer leuchteten.

Ich stand im Anstaunen dieser mir ganz neuen Naturscene verloren, und Mimili hing, den Blick auf die rosene Jungfrau geheftet, schweigend an meinem Arme.

„Laßt uns nicht in den Felsenkessel gehen," flüsterte sie leise; „es ist dort kalt und schauerlich, schwarz und finster; kommt dort, wo der viele Klee blüht, auf die Bank, da ist es freundlicher und milder.

Wir setzten uns und kosten ein seliges Stündchen mit einander.

Sie war so gut, so traulich, so herzlich hingegeben, daß ich oft wähnte einen lebendigen Engel im Arm zu haben.

Ich mußte ihr — bloß um des Vaters willen, sagte die kleine Schlange — versprechen, morgen noch nicht zu reisen, und nun erst ward sie das naive, fröhliche Kind wieder, das mit tausend Lust und Liebe scherzte, sprach und küßte. Ich mochte — besinnen kann ich mich nicht genau mehr, wie, aber des Weines Tosen brauste mir in der unheimlichen Brust, wie der Sturzbach im schwarzen Felsenkessel — ich mochte einen kühnen Seitensprung über die Grenze gewagt haben, da faßte sie mir beide Hände, und drückte sie gegen das samtne Mieder, und sagte mit einer Weichheit, in die da drüben das ganze Urgebirge des Erdballs hätte verschmelzen mögen, „thut nicht also, Herr Ritter; ich bin ein schwaches Maidli, und Ihr ein starker Mann, dem der Vater das Maidli vertraut hat." Sie schlang ihre Linke um mich, und drückte mit ihrer Rechten das eiserne Kreuz an ihre Lippen, wie eine Gläubige im Drange der Gefahr ihr Amulet. — Gott nur und seine Jungfrau in den Wolken waren Zeugen, wie blutsauer mir das Entsagen ward; ich saß auf der Granitbank wie auf einem glühenden Roste.

Jetzt fühlte ich erst, was für einen ungeheuern Riegel mir der Alte mit seinem Kreuze vorgeschoben hatte.

Wir mochten so zwei Stunden, vom stillen Dunkel umschleiert, geschwatzt und gemunkelt haben, als wir heim gingen.

Mimili führte mich in mein Zimmer. Es war dicht neben den ihrigen. Bloß eine Thür trennte uns.

Es war doch ein wenig zu viel von der Selbstverleugnung verlangt, und ich mag einen solchen Kampf mit mir nicht wieder kämpfen. Kasteiungen dieses Grades sind tausendmal schlimmer als alles Fasten und alles Geißeln. Der selige Tantalus war gegen mich ein wahrer Glückspilz, und alle Asketen der christlichen Vorwelt haben keine sich aufgelegte Marterqual aufzuweisen, die der meinigen gleich käme. Ich verzehrte mich selbst bei lebendigem Leibe.

Wir sagten einander, ich glaube dreimal, viermal gute Nacht, und konnten immer nicht von einander. Mimili lag, mit allen ihren namenlosen Reizen vom Zauber der Liebe in meine Arme gegossen, und doch wich der Engel ihrer Unschuld keinen Finger breit von seinem Posten.

Vom heiligen Feuer der süßesten Gefühle überpurpert, wiegte sich ihr schwarzes Lockenköpfchen auf meiner Brust: aufgelöst hatten sich die ellenlangen, breiten üppigen Zöpfe, und ihr seidenes, herrliches Haar umfloß, in tausend wallenden Ringeln, ihre himmlische Gestalt. Das ganze Wesen war jetzt nichts als Liebe; nur wer die gesunde Kraft der Unverdorbenheit kennt, wird das Vertrauen ehren, mit dem das Mädchen den umschlang, den es sich gleich wähnte. Endlich riß sie sich aus meinen Armen, sagte mir eilends gute Nacht, schlüpfte in ihr Zimmer, und verriegelte hinter sich die feindselige Thür.

Es dauerte bis fast gegen Morgen, um so viel Ruhe zu gewinnen, mich niederzulegen. Der Kopf brannte mir wie ein verschlossener Feuerberg; das Herz klopfte, daß ich jeden Schlag hören konnte. Die Zunge lag mir im Munde

so trocken, wie eine englische Raspelfeile; ich goß mehrere Gläser Wasser in diese innere Glut, aber bei derlei Zuständen — Wasser thut's freilich nicht. Ich setzte mich in die Stelle des Sofas, wo vorhin Mimili gesessen hatte; ich hielt mir mit beiden Händen die Augen zu; um die Feier dieser Wonnestunden, in der Stille meines Innern, noch einmal an mir vorübergehen zu lassen, da knisterte in ihrem Zimmer ihr Bettchen, in das sie sich eben legte.

Ich sprang auf, und rief ihr durch die Thür eine gute Nacht. Sie sagte mit freundlicher Stimme: „Gute Nacht, lieber Herr Ritter! Legt Euch zu Bette, Ihr bedürft der Ruhe."

Ich wollte noch ein kleines Zwiegespräch anfangen, sie aber antwortete: „Ich spreche nicht weiter; schlaft wohl, morgen ein Mehreres!" Und nun war auch keine Silbe aus ihr herauszubringen.

Ich ging mit verschlungenen Armen in meiner Stube auf und ab; ich stand zehnmal vor der fatalen Thür. Wem so das Paradies mit Brettern vernagelt wird, bei Gott, der schläft auf keinen Rosen. Mich focht auch nicht im mindesten der Schlaf an; ich wandelte, mit dem Licht in der Hand an den Wänden hin, die hier wieder wie in Mimilis Kabinett auf der Alpe, mit den köstlichsten Zeichnungen, Kupferstichen und Gemälden geziert waren; ich kramte in den Bücherschränken, die von oben bis unten die ausgesuchtesten Prachtbände schmückten. Alle Klassiker der Alten, und die vorzüglichsten Bibliothekwerke im Fache der Botanik und Naturkunde! Auf dem Fortepiano eine Guitarre und das Neueste der ersten Tonsetzer aus der gegenwärtigen Zeit! Aber was half das alles; zwischen dem Mädchen drüben im niedlichen Nachthäubchen unter der seidenen Decke und mir, war doch ein undurchdringliches Brett.

Sie hatte ihren Hut bei mir hängen lassen, sein Nachbar an der Wand war mein treues deutsches Schwert. In

diesem stillen Augenblick der verlangenden Sehnsucht war mir das trauliche Nebeneinanderhängen dieser beiden Schutz- und Schirmmittel von der allerhöchsten Bedeutung. „Du rundes, leichtes, feines Ding," begann ich, und es that mir wohl, daß ich mit etwas sprechen konnte, was ihr gehörte, „du hast mir das zarte Weiß ihres freundlichen Gesichtchens erhalten, und du, mein unzertrennlicher Gefährte in den blutigsten Schlachten, ihr mein Leben. Nun ruht ihr friedlich neben einander, und winkt dem Herrn und der Herrin, ein Gleiches zu thun, und ein unglückselig Brett schiebt sich mit Schloß und Riegel dazwischen; du braves Schwert, du bahntest dir durch Eisen, Blei und menschliches Gebein den langen Weg von väterlicher Flur bis gen Paris, und diesen Schritt — du wagst ihn nicht?

Mein Schwert hing still und schweigend da, als wollt' es nicht aus seiner Scheide, und ich mußte schon endlich mein einsames Lager suchen.

Am frühen Morgen schon war Mimili auf dem Platze, sie rief mir einen fröhlichen guten Morgen zu, und schalt mich einen Langschläfer. Sie hatte bereits einen Eilboten an meinen Reisegefährten gesandt, und ihm, ohne mir ein Wort vorher davon zu sagen, geschrieben, daß ich in acht Tagen mit ihm in Schwytz zusammenzutreffen gedenke.

Nach dem Frühstück, daß wir mit dem Alten unter dem Nußbaume verzehrten, wurden zwei Saumrosse vorgeführt. Mimili bestieg das eine, ich das andere, und so ritten wir dem schönen Tage lustig entgegen. Ich sollte weit und breit die ganze Runde ihrer Heimat kennen lernen, und sie versicherte, daß ich Jahrzehnte lang hier wohnen solle, und sie werde mich täglich neue Wege führen, und ich solle immer einen reizender als den andern finden.

Das Mädchen hatte auf dem Pferde wieder seine neuen Zauber. An den gräßlichsten Abhängen, an denen sich, unter seiner süßen Bürde, das berggewohnte Roß mühsam hinaufkratzte, saß Mimili mit einer Leichtigkeit in ihrem

Sattel, als schwebte sie über den schaudervollen Schlünden, die sich dicht unter ihr so ungeheuer tief hinabschroffen, daß das Auge keinen Grund fand. That das Pferd nur einen einzigen Fehltritt, so war das wundersüße Kind unwiederbringlich verloren. Ich konnte nicht hinuntersehen in die schwarzen Schluchten, in den die himmelhohen Tannen wie kleine Christbäumchen aussahen und die Hütten der Thalbewohner wie daumenhohe Kartenhäuserchen. Mich schwindelte vor dem Unermeßlichen da unten, in dessen Felsenbette ein eilender Waldbach wildbrausend das Tiefere suchte, und im stillen Entzücken des Vertrauens hing mein Blick an meiner kühnen Führerin, die von der Pracht des Morgens und von dem Reichtum der herrlichen Natur, mit jedem tausend Schritt, immer mehr und mehr angeheimelt wurde.

Auf breitern Wegen ritt sie neben mir, und da sie mir denn immer noch nicht nahe genug war, setzte sie sich, nach vielem Bitten, mit auf mein Roß, und ließ das ihrige hinterdrein laufen.

Um desto fester zu sitzen, mußte sie mich mit beiden Schwanenarmen umschlingen, und ich befand mich auf meinem Saumrosse von diesem Mädchen umfangen, viel besser, wie dermalen der liebe Gott in Frankreich.

Ging es bergab, so rutschten die Pferde, wie die Hunde wenn sie sitzend Schlitten fahren, auf allen Vieren über die Felswände hinab, mit einer Sicherheit, daß man diese halsbrechende Partie hätte im Schlaf machen können. Mimili war dabei übermütig keck; oft im Augenblick, wenn ganze Massen kleines Gestein und Gerille mit und hinter uns herrollten, und ich dachte, die ganze Nagelflüe der morschen Felsen würde mit uns hinabgleiten in die schwärzlichen Tiefen, läppschte sie mit mir, und stippte und krabbelte mir mit ihren kleinen Fingern an den kitzlichsten Stellen meiner Halsbinde herum, daß ich sie um Gottes willen bitten mußte, mich nicht aus dem Sattel zu brin-

gen. Ich ward dann auch wohl wild, und umschlang das vor mir sitzende himmlische Mädchen, und strafte es mit hundert glühenden Küssen; aber wenn ich nur eine halbe Linie über die Schnur ging, wozu denn für jeden Adamssohn mancherlei Anlaß und Verleitung war, so hatte Mimili eine Manier, alle Übergriffe dieser Art in ihre Schranken wieder zurückzuweisen, daß nur ihre göttlichen Reize vermögen konnten, einen zweiten Versuch dieser Art zu wagen.

Nach neun Uhr lagerten wir uns im grünen Grunde an einer frischen Quelle im Schatten eines Nußbaumwaldes, und Mimili brachte aus den Satteltaschen ihres Rosses ein köstliches Frühstück mit einer Flasche roten Corteillod.*) Sie kredenzte mir das perlende Rebenblut in einem kleinen silbernen Becher; wir leerten beide Zug um Zug, unter tausend Tändeln und Scherzen die Flasche, und ruhten uns im würzigen Grase. Es kann gar kein Mensch in der ganzen Welt glücklicher gefrühstückt haben, als ich diesen Morgen. Die ganze Atmosphäre war ein warmlaues Meer von Wohlgerüchen; denn Billionen bunter Blumen dufteten weit um uns her; heimlich rieselte der klare Bach zu unsern Füßen hinab; im langen tiefen Thale spähte kein menschliches Auge; der ewigen Jungfrau ernster Blick konnte uns hier nicht erlauschen, und selbst den wachsamsten Schutzgeistern des azurblauen Himmels waren wir hier verborgen; denn das grüne Dach, das die hundertjährigen Nußbäume über uns wölbten, war so dicht, daß kein Sonnenstrahl sich durchschleichen konnte. Der Corteillod glühte mir im Kopfe, und im Arme die unaussprechlich liebliche Mimili.

Ich sog des Himmels Seligkeit von ihren Lippen. Schäkernde Lüftchen, in den Blütenkelchen der Matten geboren und vom leisen Westwinde zu uns herüber getragen,

---

*) Er wächst im Fürstentume Neufchatel, und wird dem feinsten Burgunder gleich geachtet.

spielten mit ihren Locken, mit ihren Bändern, mit den Säumen des fest überspannten Battisthemdchens und mit den Zipfeln ihrer bunten Kniegürtel, und säuselten mir ganz vernehmlich ins Ohr, ein Gleiches zu thun. Mimili aber meinte, ich sei kein schäkerndes Lüftchen, schlug mir auf die Finger, und bestieg halb schmollend ihr Saumroß.

Dahin war das götterähnliche Stündchen des Frühstücks, und ich hatte tausend Mühe, das Mädchen nur wieder zu besänftigen. „Ich bin Euch gut, wie ich noch keinem gewesen," sagte sie, und sah wahrhaftig recht böse aus, „aber dann müßt Ihr auch Euch darnach halten, sonst bin ich nie mit Euch wieder allein; ich werde weinen, wenn ich in meinen Thälern werde ohne Euch sein, aber bleibt Ihr so, wie Ihr gestern Abend und diesen Morgen gewesen, dann wünsche ich, daß Ihr heute noch über die Berge geht."

Ich ritt mäuschenstill hinterdrein, wie Sancho Pansa, wenn er von seinem Herrn verdientermaßen mit dem engen Kamme gekämmt wurde, und erst nach langer, langer Weile reichte sie mir rückwärts die Hand und fragte, ohne sich umzuwenden, aber mit gutmütigem Tone: „Ihr seid wohl böse, Herr Ritter!"

Da sprang ich vom Pferde, und ergriff die Hand des Engels, und drückte sie herzlich an meine Lippen, und sie ward wieder freundlich und streichelte mir mit kindlicher Unschuld die Wange.

In dem Augenblicke, daß ich neben ihr herging, kam wieder so ein schäkerndes Lüftchen, das aber diesmal — wir befanden uns wieder auf der Höhe, zudringlicher ward und ihr das faltige Röckchen aufblähte. Ich hätte gern, in aller bestmöglichsten Geschwindigkeit des Knies rosiges Grübchen geküßt; aber ich erhaschte schnell des Röckchens flatternden Saum, und bedeckte mit weggewandtem Gesichte das blendend weiße Füßchen der Holdin.

„Kommt zu mir herauf, ich sitze dann besser," sagte

die kleine Lügnerin, weil sie nicht gern wollte, daß ich dem Spiele des Windes länger zusehen möge, und ich flog hinter sie auf das Pferd und ritt mit ihr fröhlich wieder nach Hause. Ich schob die Schuld von vorhin auf ihren hitzigen Corteillod. „O," entgegnete sie lachend, „dafür ist Rat: trinkt Wasser! wir haben das schönste in der Welt, und so viel, daß Ihr es nicht gewältigen sollt."

Hatten wir gestern reichsfreiherrlich gegessen, so speisten wir heute Mittag fürstlich, und mit schweizerischer Gastfreundlichkeit gab der Alte seinen besten Wein, und am wohlbesetzten Nachtisch verplauderten wir das behaglichste aller Verdauungsstündchen. Die feinsten Südfrüchte, und zierliches Backwerk, die seltensten Desertweine und Ananas Eis — kurz, es fehlte nichts, um nicht nach aufgehobener Tafel, die, vom vielen Essen müden Hände gefaltet auf den Bauch zu legen, und im Stillen auszurufen, „Herr, segne was du bescheret hast. Amen!"

Der Kaffee ward unter dem Nußbaume vor dem Hause eingenommen. Mimilis Unterthanen, 6—700 Seelen an der Zahl, versammelten sich zu ihren Füßen. Puten, Enten, Gänse, Hühner, Tauben von allen Gattungen und Farben. Aller Blicke waren auf die Königin gerichtet; in hundert fremden Sprachen krähten, schnatterten, quakten, kauderten und kurrten die buntgefiederten Lieblinge, der Lieblichen ihr Entzücken vor, sie zu sehen; und mit beiden Händen streute sie mild und fröhlich des Hafers goldene Pracht unter die schuldlosen Höflinge.

Federvieh hatte ich in meinem Leben hundert, tausendmal füttern gesehen; aber wer Mimili in diesem lustigen Kreise sah, mußte von ihrer Laune, von ihrer Gemütlichkeit, von ihrer glücklichen Gabe, in das einfachste Geschäft, Genuß und Charakter zu legen, bezaubert werden. Sie sprach mit den treuen Genossen ihres stillen häuslichen Lebens plattschweizerisch, wovon ich leider nur den zehnten Teil verstand. Aber die Tiere verstanden die Melodie ihrer

Stimme; näher kamen die jungen Küchlein und pickten das Futter aus ihrer Schwanenhand, und die geschwätzigen Enten wackelten heran, und erzählten ihr gegenseitig die Begebenheiten der letzten vierundzwanzig Stunden im Kreise des Hofes, und die Tauben umschwirrten mit gespreitetem Fittig das wohlthätige Mädchen; Mimili sagte jedem etwas schönes, nannte viele bei Namen, schalt die Futtergierigen aus, und liebkoste schmeichelnd die Bescheidenen, die sich nicht herandrängten, sondern in geziemender Entfernung abwarteten, bis die Herrin ihrer gewahrte.

Später spielte Mimili, nach langem bescheidenen Weigern auf dem Fortepiano; ich setzte mich in den Winkel des weichen Sofas und bewunderte im Stillen ihre Fertigkeit, ihre Delikatesse im Spiel; sie hatte erst eine sehr schwere Sonate vorgetragen, dann ging sie aus dem Thema der Sonate in eigne Phantasien über; sie verlor sich in die unendlichen Räume der Harmonie; bald rauschte das Instrument unter der Kraft ihrer kleinen Hand wild durcheinander, bald erklang in herrlicher Volltönigkeit ein frommes Hirtenlied, bald ergoß sich das Gemüt des sanften Mädchens in einem weichen Adagio.

So endete sie und saß mit gesenktem Köpfchen still vor dem Instrumente und spielte mit den goldenen Ketten ihres Mieders.

Ich stand — die Melancholie ihres letzten Adagios im Herzen — auf, und ging zu ihr. Sie hatte Thränen in den großen blauen Augen.

„Was weinst du?“ fragte ich leise, und küßte die kunstfertige Hand, die den harten Saiten solche weiche Töne entlockt hatte. „Was weinst du, Mimili?“

Sie schüttelte den Kopf, und lächelte durch die Thränen mit freundlicher Wehmut.

„Warum die Thränen, meine Mimili? sprich doch! darf ich es nicht wissen?“

„Ihr werdet mich nicht verstehen,“ antwortete sie end-

lich mit niedergeschlagenem Blick, und stand auf und legte sich an meine Brust. Da brach ihr das Herz und sie weinte lauter.

„Liebste Mimili! was ist dir, sprich doch, ich bitte dich!“

„Ihr versteht mich nicht, und ich habe niemand, dem ich es sagen kann! das dort“ — sie wies auf das Fortepiano — „weiß meinen Schmerz und hat mir geantwortet.“

„Lacht nicht über mich, Herr Ritter,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „ich bin ein Kind, ein thörichtes Kind, das seine Träume hat; nun mein Herz sich ausgeweint hat, will ich wieder ruhig sein.“

„Ich verstand sie halb; sie ganz zu verstehen, war ich nicht eitel genug; ich umschlang sie und drückte einen langen, seelenvollen Kuß auf ihre Lippen.

Sie ging auf ihr Zimmer, um sich die Augen mit frischem Quellwasser zu waschen, damit der Vater nicht merke, daß sie geweint habe, und ich blieb und sah mit geschlossenen Augen, in süßer Verzückung das Rosenlicht meiner seligen Zukunft aufgehen.

Mimili mein — in diesen zwei Worten lag die ganze Summe meines Erdenglücks. Sobald diese zwei Worte sich nur in meinem geheimsten Innern zusammen gesetzt hatten, — über die Lippen waren sie mir noch nicht gekommen — sobald war ich mit mir einig, keinem andern Mädchen in der ganzen weiten Welt meine Hand zu bieten, als diesem himmlischen Engel.

Gut war mir Mimili! das hatten mir ihre Thränen, das hatte mir ihr herzlicher Kuß vorhin gesagt. Für eine so heilige Liebe, als in Mimilis jungfräulichem Herzen wohnte, war kein Wort unserer armen Sprache bezeichnend genug. Konnte ich doch in dem Augenblick selbst nicht sprechen. Ich ging im Zimmer auf und ab, ich hörte noch in meinem Innern die sanften Töne ihres Spiels, ich fühlte noch ihre Arme auf meinen Achseln, ihre wür=

zigen Lippen auf meinem Munde, die Fülle ihres wogenden Busens auf meiner überseligen Brust.

„Aber," — daß doch den Menschen, so lange er auf dieser Erde wallt, das verdammte Aber, jeden Genuß stören muß — „aber wird Mimili das Paradies ihrer Heimat verlassen und dir folgen? wird sie, hier aufgeblüht unter den Blumen ihrer Matten, dort leben können, wo das kümmerliche Haidekraut im saftlosen Sande verwelkt? wird sie für die tausend Naturreize, die sie hier fesseln, dort Ersatz finden? wird es ihr nicht bangen, wenn sie statt ihrer herrlichen Alpenwelt, leere flache Steppen, statt ihrer würzigen Nußbaumwälder, raupenfräßige Kiefernhaiden, statt ihrer Kristallquellen, moorige Sümpfe, statt ihrer blanken Kühe im duftigen Klee, schlabernde Pferde im sauern Schilfgrase, statt ihrer muntern Forellen, einsame Unken findet? wird ihr für alle diese Entbehrungen, dein Herz, dein armes Herz allein Ersatz sein? wird der Vater sich entschließen können, dies Mädchen, die Freude seiner Alpen, in unsere märkisch-phrygischen Wüsten ziehen lassen? wird Mimili ihr Brüstli, ihr Miederchen und ihr faltiges Röckchen nicht mit den, uns von der Mode aufgedrungenen, französischen Kleidern vertauschen müssen? wird sie mit ihrer einfachen Schweizertracht nicht am Ende auch ihre schweizerische Natürlichkeit ablegen? wird das freie Alpenmädchen nicht an der flachen Erbärmlichkeit unserer Konventionswelt tausendmal anstoßen? wird sie sich nicht aus unsern steifen gemütleeren Cirkeln, die oft nur von den roten und schwarzen Kleksen auf zweiundfünfzig Pappblättern zusammen gehalten werden, hinaussehnen zu ihren fröhlichen Gizzis und Aülis und zu ihren schnatternden Gänsen und Enten, zu ihren kurrenden Tauben? wird sie? — — —

Ich hätte noch hundert solche „wird sie's" mir in den Weg geworfen, wenn nicht eben eine Dienerin des Hauses mich zum Abendessen eingeladen hätte.

Auch Mimili mußte unterdessen ein Selbstgespräch gehalten haben, was sich mit „wird er" angefangen hatte, denn sie war still und ernst.

Erst als sie der Vater fragte, ob ihr etwas fehle, fiel sie der davon gehenden Laune in den Zügel, und gewann es über sich, mit mir und den Vater zu scherzen; aber ich sah heller wie der Alte; ich sah dem kristallklaren Wesen bis auf den Grund ihres reinen Gemüts, und warf in ihm den goldenen Anker meiner Hoffnungen.

„Auf die Bank, wo der viele Klee blüht," flüsterte ich ihr nach dem Essen leise in das Ohr; sie nickte lächelnd mit dem kleinen Kopfe, und holte ihre Guitarre, und sagte zum Vater: „Mi Ätti, dem Ritter heimelt die Bank an, wo wir gestern gesessen, da will ich ihm vorsingen, bis er einschläft, und dann lege ich ihm Ketten an, daß er bei uns bleibe, bis der Klee verblüht ist."

Der Alte lachte, wir aber gingen Arm in Arm nach der Bank, wo wir gestern gesessen; und Mimili griff ungebeten in die Saiten ihrer Guitarre und sang der Schweizerlieder lieblichste, die sie nur wußte. Der Silberglockenklang ihrer metallreinen Stimme tönte weit über die stille Matte hinaus in die schwarzen Felsengründe hinüber. Es war als rege sich kein Läubli in den Zweigen, als höben die Blumen ihre kühlbethauten Kelche höher, um die zarten Zaubertöne zu behorchen. Ich schauerte aus einem Entzücken in das andere hinüber; ich setzte mich ihr näher, und als ich dicht neben ihr saß, war mir immer noch, als wäre sie noch viel zu weit von mir, ich zog sie herüber in meine Arme, auf meinen Schoß. Sie legte schweigend die Guitarre weg. Ich hätte unter der süßen Bürde meiner kleinen Mimili vor Wonne, vor unnennbarer Seligkeit vergehen mögen.

„Verderbt mich nicht, Herr Ritter," sagte sie bittend und schlang den schönen Arm, wie ihn kein Apelles geschaffen, um meinen Hals; „machet nichts Arges mit mir,

ich bin ein schwaches Maidli und Ihr ein starker Herr und Ritter; ich bin Euch so gut, als noch keinem im ganzen Alpenland. Aber laßt mich bleiben, wie die Jungfrau, die immer hell und klar ist, und rein und ewig unbefleckt.“ Sie wies auf die Himmelhohe, die in der Sternennacht heiligem Dunkel rosenfarbig glänzte, wie ein ungeheurer Rubinballais; sie drückte mir der Liebe süße Küsse auf die Lippen, sie streichelte mir unter den zartesten Liebkosungen die Wangen, sie wirrte mir mit ihren niedlichen Fingern in den Haaren — wäre es dunkler gewesen, ich hätte geglaubt, ein Kind von drei Jahren auf dem Schoße zu haben, so schuldlos tändelte Mimili.

„Das kann ja wohl nichts Böses sein,“ fuhr sie fort, „wenn ich Euch küsse. Ich weiß es nicht, woher es kommt, aber wenn der Vater oder der alte Herr Nachbar mich küßt, ist mir das nicht, was es ist, wenn Ihr mich küßt, und mich Eure kleine Mimili nennt. Ich bin heute so froh und so fromm aufgestanden, als gestern früh; und das hätte ich, sollte ich meinen, nicht gekonnt, wenn die Küsse, die Ihr mir gestern gegeben, etwas unchristliches gewesen wären. Meint Ihr nicht auch so, Herr Ritter? — Heute früh, o, Ihr schlieft noch, fauler Herr, war ich schon hier auf der Matte; alle Felsen rundum haben müssen Euren Namen lernen, daß sie mir Euch nennen können, wenn Ihr fort seid; da habe ich doch jemand, der mir von Euch spricht, wenn ich allein bin. Nun will ich Euch auch sagen, warum ich vorhin weinte, und beim Nachtessen anfangs verstimmt war. Wenn Ihr werdet weg sein, da — vielleicht schickt es sich nicht, daß ich Euch das sage, aber es ist ja nichts Böses an sich, und mir ist als müßtet Ihr alles wissen was ich denke und fühle — wenn Ihr werdet weg sein, da wird mir mein Leben nicht mehr gefallen. Dem Ätti darf ich das nicht sagen, der spricht gleich, hast du nicht deine Herden, deine Gizzis und Tauben, deine Alpen und Blumen? Alles gut; aber ich habe

niemand, der mich seine kleine Mimili nennt, der mit mir schwatzt, mit dem ich kosen kann, und der mir hundertmal in einem Tage sagt, daß er mir gut ist. Ihr werdet weit, weit weggehen, und an die arme kleine Mimili in ihren stillen Bergen wird kein Mensch in der ganzen Welt denken. Mein Geist wird über den Saum unserer Gebirge zu Euch hinüber fliehen, und mich werden sie unter kalte Felsen begraben. Seht, das fiel mir heute im Zwielicht, als ich spielte, alles ein, und da wallte mir das Herz über, und ich mußte weinen. Nun ist es besser das jetzt sagen können, was mir vorhin, ich weiß selbst nicht warum, um keinen Preis möglich gewesen wäre. Nun ihr es aber wißt, und Ihr habt mich wirklich so lieb, als Ihr immer sagt, und als ich gern glauben mag; — nicht wahr, nun gebt Ihr den acht Tagen, die Ihr hier zu bleiben versprochen, noch achte zu? nicht wahr, Herr Ritter? Ihr wißt, ich kann's nicht leiden, wenn Ihr mich auf das Ohrläppchen küßt; es kitzelt mich so entsetzlich — aber ich will mich zwingen, ich will's aushalten; ich will alles thun, was Euch Freude macht, und was ich thun kann, aber bleibt noch acht Tage länger! bedenkt, wir sehen uns dann nie — nie wieder, und was sind acht kurze Tage für ein Menschenleben!"

„Mimili," sagte ich, und drückte sie herzlich an mich, und küßte das sammetne Ohrläppchen, daß sie die kleinen, blendend-weißen Zähne zusammen biß, um die Pein des Kitzels zu überwinden. „Mimili, meine heilig geliebte Mimili, wenn wir nun immer beisammen blieben!"

„Wie denn immer?" fragte sie auf einmal sanft, aber ernst, als ob sie erschrocken sei, und der Frage Rätsel ahne, zu der mich ihre Wünsche verleitet! —

„Mimili, sprich mein Urteil aus," sagte ich, und mir ward so ernsthaft und so feierlich ums Herz, als mir im Leben noch nicht gewesen, „wenn du nur so klar in meiner Seele lesen könntest, als ich in der deinen, dann wür-

dest du wissen, was du jetzt hoffentlich glaubst, daß ich es ehrlich mit dir meine, und daß ich dich liebe, wie kein Wesen in der ganzen Welt, daß ich ohne dich nicht leben kann, und daß ich dir Treue schwöre bei Gott dem Ewigen, bis in den Tod. Sei mein, Mimili, sei mein holdes Weib."

Mimili sah mir lachend ins Gesicht und sagte: „Ich glaube Herr Ritter, Ihr faselt; was wollt Ihr mit dem dummen Alpenmaidli in Eurer blanken Residenz? was würden Eure großherzigen Frauen und Mädchen sagen, wenn Ihr eine brächtet, die nichts, gar nichts gethan für Euern König und Euer Volk; die nicht kennte ihre Sitte und Weise, und die nichts weiter wüßte, als Ihre Liebe zu Euch. Hier gefalle ich Euch, weil Ihr keine andre seht! aber kommt nur erst heim! wenn sie Euch entgegen ziehen werden mit Glockengetön und lustigen Reigen, und die Jungfrauen Euch bringen werden des Dankes Thränen im Auge, blühende Myrtenkränze in der Hand, und liebende Herzen im Mieder — o, wo werdet Ihr dann an mich denken! Für die Euer Herzblut geflossen; für die Töchter Euers Volks hebt Euch auf, edler Herr Ritter, nicht für das Hirtenmädchen der fremden Schweiz. Und — denket Ihr denn, daß mein Ätti mich ziehen lassen mögt? Müßt' ihm nicht das Herz mitten von einander brechen, wenn ich über die Berge ginge, und nicht wieder kehrte? Könnte ich denn in Euren lärmenden Gassen ruhig sein wenn ich wüßte, daß der alte Mann in seinem stillen Hause daheim allein säß, bis er zur seligen Mutter käme? — Oder wolltet Ihr ewig Euch von Eurem ritterlichen König trennen, dem Ihr Euren Arm geschworen, ewig von Eurem großen Volke, für dessen Heil Ihr dem Tode Euch preisgegeben, und hier in einem Lande bleiben, in dem Ihr nie heimisch werden könnt? Wird das Unendliche meiner Liebe Euer stilles Leben hier auf immer ausfüllen? — Nein, mein Herr und mein Ritter," schloß sie und

lachte nicht mehr, sondern legte sanft weinend das Köpfchen auf meine Achsel, „nein, diesen schönen Traum habe ich aufgegeben; ach — ich darf es Euch jetzt sagen, ich habe ihn auch geträumt; aber als ich vorhin spielte, und tief in meinem Innern prüfte, zerfloß der bunte Schimmer meines Glücks wie eine leichte Lauwine; ich hatte meiner geheimsten Wünsche Höchstes darauf gebaut, und es ist alles, alles hinabgestürzt in die tiefen Schlünde, aus denen keine Rettung möglich ist. — Keine Rettung! — mein Freund — mein süß geliebter Freund, das ist schrecklich!"

„Morgen," entgegnete ich ihr, von ihrer herzigen Rede ergriffen, „spreche ich mit dem Vater. Jetzt, da ich das Geständnis ihrer Gegenliebe hatte, war keine Macht der Welt möglich, mich von diesem Engel zu trennen. Wir machten hundert Pläne, und verwarfen sie alle wieder. Wir saßen bis nach Mitternacht auf der Bank, glücklicher, als mancher Fürst auf seinem Throne. Als wir heimgingen, rief sie den Bergen meinen Namen, damit sie ihn, wie sie sagte, nicht vergäßen; ich rief ihren Namen, und die Felswände jenseits der Kleematten riefen ihn vier — fünf — sechsmal wieder, erst deutlich Mimili, dann mili, und ili, bis endlich in weiter, weiter Ferne leise es wiederhallte li — li — li."

Sie sagte wehmütig lächelnd: „Ihr habt keine Berge! wenn Ihr auch meinen Namen dort bei Euch einmal nennt, so wird der Wind ihn verwehen, der über Eure Flächen fährt, und niemand wird Euch mich nennen, und Ihr werdet mich vergessen. Die Vertrauten meines Geheimnisses aber, die Freunde meiner Jugend, meine Berge, die Euch gesehen haben, die Euch kennen, die Zeugen unserer seligen Stunden gewesen sind, die werden mir teilnehmend antworten, wenn ich sie im Schmerz meiner Einsamkeit, um Euren Namen frage, und mein einziger Vertrauter soll hier das heimliche Echo sein." Sie rief noch einmal mit ihrer Silberstimme durch die schweigende Mit-

ternacht, gegen die himmel-anstarrenden Felsen, meinen Namen, und lauschte mit zurückgehaltenem Atem auf die Laute, welche die Berge eben so melodisch wiedergaben, als sie solche bekommen hatten. Es war, als spräche ein Wesen aus den Sternen zu uns herab, so weit und so himmelrein klang die Sprache, die Mimili in ihre Berge gesprochen hatte.

Als wir nach Hause kamen, saßen wir noch länger als eine Stunde in meinem Zimmer; ich hatte unterwegs über Durst geklagt; sie holte selbst — denn das ganze Haus schlief schon — eiskaltes Wasser an der Quelle, und tröpfelte Limoniensaft hinein, schnitt Ananasscheiben in das Glas, süßte es mit Zucker, mischte Wein darunter und bereitete so ein herrliches Getränk. Wir tranken aus einem Glase, und küßten uns bei jedem Zuge.

„Ich schiebe auch heute den Riegel nicht vor," flüsterte mir Mimili halb verschämt in das Ohr; „wenn Ihr mich so liebt, wie Ihr sagt, muß ich ja Vertrauen zu Euch haben, denn Ihr werdet meine Liebe ehren, wenn Ihr Euch selbst ehrt. Aber nun auch gute Nacht mein Freund. Es ist spät, so lange bin ich im Leben noch nicht auf gewesen."

Der Gutenacht-Kuß dauerte wieder wenigstens eine Viertelstunde; endlich ging Mimili und schob den Riegel hinter sich — nicht zu

Die Geschichte mit dem Riegel leitete sich eigentlich von einem kleinen Zwiespalt her, den wir diesen Abend gehabt hatten. War mir es wirklich als ein Zeichen von Mißtrauen — — — nein, nein, ich will ehrlich sein! Ich komme jetzt auf eine recht schlechte Seite von mir, aber offen und wahr will ich, wenigstens in diesem Augenblick, gegen mich selbst sein — der Riegel war mir gestern ganz entsetzlich fatal gewesen. Ich konnte mir an allen zehn Fingern abzählen, daß der verdammte Riegel diese Nacht mir wieder in die Quere kommen würde, und studierte

nun auf eine feine Überflügelung, um mir die Thüre frei zu erhalten.

Pfui über mich!

Mimili, dieses fromme, reine, unschuldige Mädchen hatte ich betrügen wollen.

Durch ein einziges Wort, was mir der Satan eingab, hatte ich das zarte, weiche Gemüt dahin gebracht, mir meinen Willen zu thun. Ich hatte ihr auseinander gesetzt, daß, wo Mißtrauen sei, keine wahre Liebe aufkeimen könne, daß sie mich daher unmöglich lieben könne, so lange sie mißtrauisch auf mich sei, und daß der bewußte Riegel ein offenbarer Beweis ihres, mich sehr niederschlagenden Mißtrauens sei; sie hatte mir in dem ersten Augenblick kurz abgebrochen und empfindlich geantwortet, und ich hatte geschmollt; später war sie auf den widrigen Riegel wieder zurückgekommen, und hatte mir mit unendlicher Züchtigkeit die Gründe angegeben, warum sie nicht thun könne, was ich begehre; — und jetzt gab sie von selbst die freiwillige Versicherung, die Thüre unverriegelt zu lassen, und sie hielt Wort.

Die Gewalt der Tugend, — die unendliche Gewalt der Tugend, lernte ich in dieser Nacht erkennen.

Mimili, im Pointhäubchen, unter der leichtseidenen Decke, in dem weiß umvorhangten Bettchen zehn Schritte von mir, die Thüre offen, stille heimliche Mitternacht — überall die höchste fleischliche Sicherheit — weiß Gott im hohen Himmel, kein alltäglicher Fall — — — und ich will tausend an meine Stelle setzen, die halb so gut waren als ich, und sie wären nicht gegangen. „Ihr werdet meine Liebe ehren, wenn Ihr Euch selbst ehrt,“ hatte Mimili gesagt, und dabei hatte sie sehr ernsthaft, sehr bestimmt und sehr stolz ausgesehen — ich hatte, ich will es nicht leugnen, einmal die Klinke der Himmelspforte beinahe schon in der Hand; ich wollte, log ich mir vor, nur sehen, ob Mimili schliefe! aber ich fuhr mit der Hand zurück, als wäre

die Klinke glühend; denn Mimili stand wie eine Heilige vor mir. Ich war zufrieden mit mir, aber doch auch nicht recht. O die Menschen, wenigstens die Mannspersonen, sind grundschlechte Kreaturen! — Mimili schlief, umstellt von den Engeln der Unschuld, und eingewiegt in die Träume der süßesten Liebe; und ich — rang mit dem Satan, der mich in meine schnöden Begierden verstrickte, wie eine Kreuzspinne die Fliege in die Fäden ihres Gewebes. Zehnmal sagte ich mir: „Mimili muß dich hassen lernen, wenn du ihr Vertrauen mißbrauchst; geh' nicht, bleib' zurück, entweihe das Heiligtum nicht, in dem das Engelskind ruhig schlummert, weil es dich so tugendhaft glaubt, als es selbst ist" — und zehn= — — nein, zu meiner Ehre, nur einmal sagte ich mir wieder: „hast du denn keine Augen? Siehst du denn nicht, daß das alles die raffinierteste Koketterie ist? Würde denn eine unbescholtene Jungfrau deiner Residenz sich dir in dunkler Nacht auf den Schoß setzen? würde sie mit dir allein gehen? ja, würde sie nur ein Röckchen tragen, das kaum bis zur Wade reicht? Ist denn dies alles nicht offenbar berechnet, über deinen Sinnenzunder ein Feuer anzuschlagen, welches, wenn es einmal zur Flamme emporgelodert, gar nicht mehr gelöscht werden kann? Ist dir denn mit dem Riegel endlich der Staar nicht vollends gestochen? Sie sagt dir ja selbst mit klaren Worten, daß sie ihn nicht vorgeschoben, daß du kommen sollst. Geh', versäume den süßen Augenblick nicht.

Mimili, das lieblichste Alpenkind des ganzen Erdenrundes, öffnet dir Thüre, Herz und Mieder.

So wogte es mich hin und her; ich glühte und fror; ich wollte und wollte nicht; ich bildete mir ein, tugendhaft zu sein, und verkaufte meine ewige Seligkeit, samt allen Gnadenmitteln, dem leidigen Teufel; ich schwelgte im Gedanken, Mimilis Reize zu erschöpfen, und ich hätte mich vernichten mögen vor Ärger, daß ich eines so bübischen

Gedankens nur fähig war. Kurz, ich verbrachte das dritte Viertel der Nacht auf eine so quälige Weise, als ich noch keine in meinem Leben durchwacht hatte.

„Nein," sagte ich endlich, und legte mich, müde, als hätte ich mit einem Giganten gekämpft, zu Bette, „nein, das muß anders werden. Morgen spreche ich mit dem Vater, und über ein Kleines werdet Ihr mich um diese Zeit nicht mehr hier in diesem Bette sehen, sondern drüben, hinter den blütenweißen Vorhängen, die vor Mimilis Bettchen hängen, schweigend und verschwiegen wie der Vorhang vor dem Allerheiligsten des Salamonischen Tempels."

Mimili war, als ich den folgenden Morgen aufstand, schon ausgeflogen; zu ihren Bergen, zu ihren Herden, zu ihren Fischen, zu ihren Tauben, zu ihren Blumen, ich weiß es nicht. Mir war es lieb, denn von ihren gewöhnlichen Läppschereien wäre ich nur gestört worden, und ich war eben sehr feierlich und ernst gestimmt; ich hatte meine Worte, mit denen ich den Vater um das Mädchen begrüßen wollte, sehr sinnig und zierlich geordnet. Er konnte sie mir gar nicht abschlagen, denn ich hatte ihn bei seinen schwächsten Seiten angegriffen; ich setzte mir seine Einwendungen entgegen, und beantwortete sie gleich auf dem Fleck alle so bündig, daß er nicht ein noch aus konnte, und am Ende seine holde Mimili holte, und sie mir an das Herz legte. Ich stand mit dem Gesichte gegen das Fenster, und perorierte halblaut meine ganze Rede noch einmal durch, als auf einmal Mimili hinter mir vor Lachen laut ausplatzte; sie war auf den Strümpfchen, hinter meinem Rücken herein geschlichen, und hatte die größte Hälfte meiner Rede gehört, ohne den Zusammenhang zu verstehen.

Der Morgenthau hatte sie gefrischt! die veilchenblauen Augen funkelten klar und lebendig wie ein Paar Morgensterne, und am Busen wogten die köstlichsten Wiesenblumen, in ihrer Mitte ein kleiner Strauß würziger Erdbeeren. „Eßt, genießt," sagte sie, und bot mir des Busens

herrliche Fülle, „sie sind reif; ich habe sie eben gepflückt, sie werden Euch schmecken."

Ich pflückte mit den Lippen die roten aromatischen Beeren aus den bethauten Blumen. Mimili drückte mir dabei einen fröhlichen Morgenkuß auf die Stirn, und fragte lachend, was ich so pathetisch gepredigt habe? — Ich aber schloß das himmlische Mädchen in meine Arme und bat sie schweigend um ihren Segen zu meinem Gang, denn ich sagte nichts von meinem Vorhaben, weil mir, so gewiß ich meiner Sache noch vor einem Augenblick gewesen, ihr jetzt gegenüber, doch die Möglichkeit vor die Seele trat, daß das Geschick mir dieses Mädchen nicht gönnen, und dem Vater, nach Anhörung meiner Anträge, ein niederschmetterndes „Nein" auf die Zunge legen möchte.

Der Vater hörte meine Worte halb lächelnd, halb ernsthaft an, und entgegnete mit herzlichem Händedruck: „Ich dank' Euch der Ehre, Herr Ritter, die Ihr mir und dem Maidli anthut, gar höflich. Es ist mir nichts Neues, denn daß Ihr dem Dinge gut seid, habe ich schon den ersten Abend gemerkt; auch Mimili ist Euch nicht abhold, und wider Eure Person, Herr Ritter, habe ich nichts einzuwenden; auch gefällt mir, was Ihr mir wegen Eures Häuslichen gesagt, aus dem ich wohl abnehmen mag, daß Ihr eine Frau ernähren möget, auch wenn sie Euch nichts zubrächte, was, Gott sei Dank, hier der Fall nicht ist. Indessen, Herr Ritter, Ihr liebet das Maidli seit zwei Tagen, ich seit sechzehn Jahren. Ihr solltet wohl abnehmen, daß mich es nicht erfreuen mag, mein einziges Herzkind mit Euch ziehen zu sehen über die Berge nach Eurem Lande, und allein hier zu bleiben mit meinen Herden bis an mein seliges Ende. Gott der Herr hat meine Alpen gesegnet, daß Mimili mir einen Eidam geben kann, auch mit leerer Hand, er wird an ihrer Seite hier nicht darben. Da habe ich mir denn nun die letzten Tage meines Lebens von je an nicht anders gedacht, als daß Mimili bei

mir bleiben, und mir die Augen zudrücken soll, wenn mir die Alpen zum letztenmale glühen. Ihr verderbet mir den Plan, denn das Weib soll dem Manne folgen und ich kann Euch nicht bitten, hier zu bleiben, da Ihr Eurem Lande gehört und Eurem König. Doch will ich gern meiner Wünsche liebsten hintansetzen, wenn ich weiß, daß Gott Euch auserwählt hat für mein Kind, auf daß es glücklich sei mit Euch sein Leben lang. In Eurer Heimat wohnen brave Leute, die ich liebe und ehre, dort wird Mimili Menschen finden, von denen sie Gutes und Liebes genießen wird; ich werde Euch dort besuchen und Ihr mit meinen Enkeln mich auch; und so wird mir die Trennung nicht so schmerzlich fallen, als es mir jetzt dünken will; und wenn ich nicht mehr bin und Ihr älter geworden seid und Eure Kräfte, mit denen Ihr Eurem Lande nutzen sollt, geschwunden sind, dann könnt Ihr mit Mimili und meinen Enkeln herziehen und Euer letztes Stündlein in Ruhe hier abwarten, weil ich meine Alpen nicht gern in fremden Händen wissen mag, und weil es sich, meine ich, in einem stillen Thale besser sterben läßt, als in einer großen Stadt. Seht, edler Herr, das habe ich mir alles schon ausgedacht, nur weiß ich nicht sicher, ob Ihr der seid, den Gott meinem Kinde mit seiner Gnade erwählt hat. Mimili hat noch keinen gesehen, als Euch. Vielleicht liebt sie Euch nur darum. Ziehet jetzt hin in Frieden. Es sind in unserm Kanton, und in den nächsten hier herum, manche junge Bursche von rechtlichen Eltern, unter denen ich früher den einen oder den andern im Stillen wohl wert gehalten, um meines Maidlis Hand werben zu dürfen. Ich werde mich mit meinem alten Herrn Nachbar darüber beraten, und ihnen den Zutritt nicht wehren, daß Mimili sie kennen lerne, und wendet sich dann ihr Herz nicht von Euch, sondern bleibt es Euch binnen Jahresfrist noch treu und gewärtig, so werde ich Euch, wenn Ihr zurück kommt und um sie fürder freiet, mit Freuden meinen Segen geben.

Jetzt aber, guter Herr, gebt mir Ritterwort und Handschlag, daß Ihr gegen Mimili, von dem, was wir gesprochen, nichts merken laßt, auch ihr kein Gelöbnis ablocken wollet, damit solches nicht an Eides Statt sie an Euch binde, sondern sie frei bleibe, wie ein Schweizer Maidli sein soll, das seine Hand noch keinem zugesagt hat. Ich werde unterdessen nichts wehren und nichts stören, sondern Gott walten lassen, der es immer mit uns am besten macht."

Ich möchte wohl einen Spiegel zur Hand gehabt haben, um das Gesicht zu sehen, was ich bei dieser Erklärung machte; mir kam es unermeßlich lang vor.

War die Bestimmung des Probejahres dem Vater wirklicher Ernst, oder war es berechnete Schlauheit, mich nur erst mit guter Manier über den Gebirgskamm zu schaffen, und dann Mimilis Hand an einen, wahrscheinlich schon in petto habenden Schweizerburschen zu verjüdeln, der eben so viel Alpen und Kühe in die Schale legen konnte, als der Alte hatte?

Widersprach ich, so kam ich nicht durch, das sah ich der Festigkeit des Vaters wohl an; auch sagte mir mein Gefühl, daß sich hier nichts erstürmen lasse, daß einem Vater nicht zuzumuten sei, eine Tochter, wie Mimili, dem ersten besten Reisenden zum Weibe zu geben, den er kaum zweimal vierundzwanzig Stunden kannte, und von dem er eigentlich nichts weiter wußte, als daß der künftige Herr Schwiegersohn einen recht gesunden Appetit und ein vortreffliches Gefälle hatte. Der Alte hatte seine Verbindungen mit Handelshäusern in Bern, diese die ihrigen in meiner Heimat; sehr möglich also, daß er erst nähere Erkundigungen über mich einziehen wollte, und dies konnte ich ihm, bei aller Gewißheit, daß diese Nachfrage nicht unvorteilhaft für mich ausfallen werde, auch wieder nicht verargen.

„Es ist schwer," entgegnete ich nach kurzem Kampfe mit mir selbst, offen und ehrlich, „es ist schwer, von Mimili

zu gehen, ohne den Kuß der Verlobung mitzunehmen; aber Ihr wollt es! Ein guter Sohn muß dem guten Vater gehorchen. Laßt hundert um des Mädchens Hand werben, wenn Mimili mich so liebt, — nein das kann sie nicht, — wenn sie mich nur halb so liebt, als ich sie, so fürchte ich mich vor keinem; hier meine Hand und mein Wort, ich will hinter Eurem Rücken ihr förmliches Jawort nicht ablocken; aber dagegen müßt Ihr mir auch versprechen, sie keinem Dritten zu geben, bevor ich sie nicht wieder gesehen; ich komme, läßt mir Gott das Leben, nach Jahresfrist wieder, dann mag Mimili über mein Glück vor Euch selbst und vor Eurem Herrn Nachbar entscheiden, als ein freies Schweizermädchen. Versprecht Ihr mir das?"

Der Alte nickte schweigend und gab mir die Rechte.

„Und ihr verhehlen, wie unsere Sachen stehen, kann ich auch nicht. Der Mann muß gegen das Mädchen, dem er einmal seines Lebens höchstes Glück, seine Kinder und sich selbst vertrauen will, keine Geheimnisse haben, er muß immer mit freiem Blick ihr in das freie Auge sehen können; also muß ich ihr sagen dürfen, was Ihr mit mir und ihr, im Laufe dieses Jahres, vorhabt, und ich muß sie bitten dürfen, über sich nicht eher bestimmen zu lassen, als bis ich nach Verlauf des von Euch festgesetzten Jahres wieder zurückgekehrt bin. Das ist noch kein Gelöbnis. Seid Ihr das so zufrieden?"

Nach einigem Besinnen sagte der Alte: „Meinetwegen, — und ohne Schwur, ich weiß jetzt noch keinen, der mir zum Eidam mehr gefällt, als Ihr, Herr Ritter; nur daß Ihr mein einziges Kind mir aus meinen Thälern mit wegführen wollt, das will mir nicht gefallen."

Die wenigen Tage, welche ich noch in diesen, mir ewig unvergeßlichen Thälern verweilte, waren nun Tage der

süßesten Seligkeit. Kein Seraph kann fröhlicher, schuldloser, reiner, glückseliger leben, als ich und Mimili. Der Alte — ich muß es ihm zur Ehre dankbar nachsagen, behielt sein unbeschränktes Vertrauen nach wie vor. Er ließ uns allein gehen, wohin wir wollten, und thun und treiben, was wir wollten.

Mimili lachte hell auf und klatschte in die kleinen Hände, als ich ihr von dem Probejahr und von den jungen Schweizern erzählte, die nun aus allen Kantonen rundum angestiegen kommen würden.

„Das soll mir recht lieb sein," meinte sie, „dann habe ich doch eine kleine Veränderung; denn die Einsamkeit, glaube ich, wird mich erdrücken wenn Ihr fort seid: ich muß jedem freundlich sein, und höflich, das verlangt das Gastrecht, und auf so was sieht der Ätti streng; aber — und sie ballte die rechte Hand in die Linke — so, wie Ihr glaubt, soll mir keiner kommen. — Macht Euch nicht finster und traurig vor der Zeit, lieber Freund und Herr, in der Stunde des Abschieds wollen wir mit einander weinen, aber bis dahin laßt uns guter Dinge sein. Dies eine Jahr ist ja immer nur ein Jahr; die sechzehn, die ich verlebt habe, sind mir ja ohne Euch geworden, wie vierzehn Tage; wenn ich Euch im Herzen habe, wird mir die Zeit noch kürzer werden, denn nun habe ich immer erschrecklich viel zu denken und zu dichten und zu trachten; das einzige nur, was mich bei der Sache verdrießlich macht, ist, daß ich unterdessen um ein ganzes Jahr älter werde, und daß ich, wenn Ihr wiederkommt, vielleicht nicht mehr so hübsch bin, als Ihr meinet, daß ich jetzt sei; seht, Herr Ritter, wenn das wäre, ich konnte mir die Augen aus dem Kopfe weinen, denn daß Ihr mich in dem Jahre vergessen könntet, nein, das ist nicht möglich, nicht wahr, lieber Freund, mein erster, mein einziger Freund, das ist nicht möglich! Ihr habt mir es ja gesagt, daß Ihr mich treu lieben wollt, und Ihr habt, als Ihr mir das sagtet,

Eure Hand dazu auf Euer Herz gelegt. Nein, Ihr könnt mich nicht betrügen. Nein, nein, wer sein Leben hat einsetzen können für das Heiligste der Menschen, für die Wahrheit und für das Recht, der kann nicht lügen, der kann einem schuldlosen Maidli nicht wortbrüchig werden, nein, er kann nicht. Das Herz würde mir ja in der Brust zerbrechen, und ich würde bittere blutige Thränen vergießen, bis mich Gott abrief zu meinem Mütterlein, die treu geliebt hat, und treu geliebt worden ist, und die nun schläft im stillen Frieden. Nein, guter Herr, das thut nicht an mir, das würde Euch keinen Segen bringen."

Sie brach bei den Worten in lautes Schluchzen aus: sie faltete die Hände schmerzlich in einander, und flüchtete, wie ein, von schwarzen Traumbildern aufgeschrecktes Kind, an meine Brust.

Ich beschwichtigte ihre aufkeimenden Zweifel durch die heiligsten Versicherungen, schloß sie dicht in meine Arme, und küßte ihr Ruhe und Vertrauen wieder in das Herz.

„Nein," sagte sie durch die Thränen lächelnd, „nein, ich will nicht zweifeln; ich bin ein albernes Maidli gewesen! es wird mich nach Euch bangen, wie meinen Aülis nach den Müttern, wenn sie daheim bleiben müssen, und die Mütter zur Weide gehen. Aber, Ihr kehrt ja auch wieder, wie diese. Ihr kehrt gewiß wieder, und daß Ihr dann so wieder kommt, wie Ihr jetzt geht, o — Herr Ritter — wenn Ihr wollt, daß ich ganz ruhig sein soll, so schwört mir das mit einem leiblichen Eide. Legt die drei Finger Eurer Rechten auf meine linke Brust, unter der für Euch, und ewig nur allein für Euch, das Herz Eures Maidli schlägt, und schwört mir Liebe und Treue, und ich will auf Euch bauen und trauen, wie auf Gott meinen Herrn."

Und ich schwur auf diesem himmelreinen Altar der Unschuld Liebe und Treue bis zum Tode, und ein minutenlanger Kuß besiegelte den frommen Schwur.

Seit diesem Augenblick war Mimili meine Braut. Ich bat sie, mich nun auch du zu nennen; allein dazu war sie nicht zu bewegen. „Wenn ich mit Euch in Gedanken rede,“ sagte sie verschämt, und schlug die großen blauen Augen halb zur Erde nieder, „da kann ich Euch wohl du nennen, aber laut bringe ich es nicht über die Lippen; aber, wenn Ihr wieder kommt, werde ich Euch gleich mit du begrüßen, denn ich werde bis dahin soviel mit Euch in Gedanken gesprochen haben, daß ich es mir dann gewiß angewöhnt haben werde. Auch wäre dies du jetzt ein Zeichen vom förmlichen Gelöbnis, und das will ja der Ätti nicht. Gegen den wollen wir ehrlich sein, denn er ist es gegen uns; er meint es gut mit Euch, und hält auf Euch große Stücke.“

Als ich endlich an dem längst gefürchteten Morgen ging, und vom Vater mich verabschiedete, drückte er mich an sein Herz und sprach sehr bewegt: „geht mit Gott, Herr Ritter, und kehrt nach der besprochenen Frist, wenn unterdessen meines Kindes Sinn sich nicht geändert hat, was ich Euch dann melden würde, als mein Sohn wieder. Gebt uns oft Nachricht von Euch und bewahrt in Eurer Brust ein reines Herz, denn ein solches nur gefällt Gott unserm Herrn. Er geleite Euch in Eure Heimat, und segne Euch und Euren König und Euer Volk für und für.“

Mimili ging mit mir fast bis Lauterbrunn. Sie hatte sich die letzten Tage alle nur ersinnliche Gewalt angethan, um fest und heiter zu bleiben. Allein jetzt war ihr der Mut gebrochen. Schon beim Frühstück hatte sie rotgeweinte Augen, und als sie den Becher in die Hand nahm, um mit mir und dem Vater auf fröhliches Wiedersehen anzustoßen, erbleichte sie; sie mußte das Glas wegsetzen, und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Jetzt hing sie schweigend an meinem Arme; an ihren seidenen Wim=

pern zitterten der Wehmut Perlen; sie hörte mit stiller Freundlichkeit auf meine Tröstungen, und legte, alle zwanzig bis dreißig Schritte ihre Rechte auf die schmerzerfüllte Brust. Wir ließen den Boten, der meine Sachen trug, bis Lauterbrunn vorangehen, und setzten uns auf einem bemoosten Felsblock im Schatten einer hundertjährigen Buche. Mimili ruhte auf meinem Schoße, in meinen Armen, an meinem Herzen. Sie versprach mir, sich von Wocher malen zu lassen, und mir ihr Bild zu schicken. Sie bat mich, nicht lange Abschied zu nehmen, sie fürchte sonst, so angegriffen zu werden, daß sie nicht zurück gehen könne. „Die Füße schwanken unter mir," sagte sie in abgebrochenen Lauten, „im Herzen stürmt mir das Blut, als wollte es mir die Brust zersprengen, und der Kopf glüht mir. Ich kann nicht mehr weinen; ach, wenn Ihr fort seid, dann wird mir Gott Thränen geben, daß ich doch nicht ganz allein bin." Ich selbst war vom Schmerz der Trennung, und von der Trauer des himmlischen Mädchens so tief ergriffen, daß ich keine Worte finden konnte, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Mimili reichte mir, aus der süßen Tiefe ihres schneeweißen Busens, ein himmelblaues einfaches Blümchen. „Hebt Euch das auf, und denket dabei mein. Wir nennen es Mannstreu,*) ich habe es heute Morgen gepflückt zu den Füßen der Bank, wo der viele Klee blüht; und nun lebt wohl, mein einziger Freund auf dieser Welt; Gott, hoch über uns sei Zeuge, daß ich Euch nimmer vergessen werde. Ich liebe Euch mehr denn mein Leben. Auf der Höhe, dicht unter der Bläue des Himmels, sahen wir uns zuerst. Dort auf dem Erbteil meines Mütterleins entblühte unsres heiligen Bundes heilige Myrthe; wir standen dort hoch über allen Menschen, über allen Freuden, allen Leiden der Welt. Hier tief im Thale, auf fremdem

*) Eryngium alpinum (also nicht unser Vergißmeinnicht.

Grund und Boden, scheide ich von Euch, das deutet mir Gutes; in einem fremden Lande werde ich einst von Euch scheiden, wenn Gott mich abruft zur lichteren Heimat meines Mütterleins. Seht, ich kann jetzt wieder weinen — o mir ist wohl, unaussprechlich wohl. Mein Blick überfliegt den kurzen Raum eines Jahres, und knüpft sich an das herrliche Fest des Wiedersehens. Hier auf dieser Stelle werde ich Euch erwarten. Das treue Maidli den treuen Ritter. Leb wohl, hörst du's, mein Einziger, leb wohl!"

Sie sank erschöpft in meine Arme; sie umschlang mich mit ihren Schwanenhänden. Ein langer, langer Kuß. — Es war der letzte! —

Ich ging tiefer in das Thal hinab, und Mimili stieg im Schatten des Gebüsches, das sie meinem Blicke entzog, in ihre Berge zurück; an einem freien Punkte sah ich sie noch einmal; sie winkte mit ihrem weißen Tuche zu mir herab, sie warf mir mit ihren Rosenfingern die freundlichsten Küsse noch zu, und breitete, auf das Wiedersehen deutend, die Arme nach dem Thale aus. Dann sah ich sie nicht wieder. — —

So weit die Geschichte meines glücklichen Freundes, an der ich weiter keinen Teil habe, als das Vergnügen, sie erzählt zu haben, und den bittern Groll, nicht an des Neidenswerten Stelle gewesen zu sein.

Mimili hat ihm ihr Bild gesandt,*) und seitdem, daß ich es gesehen, verzeihe ich ihm, daß er seit seiner Rückkunft aus der Schweiz ungenießbar ist für jedermann, und nichts weiter denkt und sinnt und weiß, als seine Mimili.

Ihre Briefe, mit denen sie ihn wöchentlich erfreut, sind

*) Es ist das Titelkupfer, von Wocher gemalt, und dem liebenswürdigen Originale höchst treu und ähnlich.

allemal bogenlang; einige Stellen, die er mir aus Gnade und Barmherzigkeit vorgelesen hat, bestätigen, was er mir von ihren Kenntnissen, von ihrer Kindlichkeit, von ihrem Verstande und von ihrer zarten Gemütlichkeit früher erzählt hatte, und was ich, unter uns gesagt, ihm nicht immer recht glauben wollte; so schien mir z. B. das, was er von ihrem botanischen Wissen, und von ihrer Kunde der alten Sprachen mir vorgeschwatzt hatte, eingelegt zu sein; aber ich habe mit meinen beiden eigenen Augen in ihren Briefen Blumen gesehen, die sie meinem Freunde schickte, um durch unsere Botaniker ihre Zweifel, die sie über ihre Namen hegt, berichtigen zu lassen, und dann wieder sehr passende Stellen aus dem Homer und Virgil und ganz besonders aus dem Ovid, die auf ihren Schmerz der Trennung Bezug haben, so, daß ich nun wohl an der Wahrheit seiner Schilderung glauben muß.

Das Probejahr ist bald vorüber. Der Freier sind mehrere da gewesen von nah und fern. Mimilis Beschreibungen dieser Bewerbungen sind einzig in ihrer Art; die mutwilligste Laune, und doch die gutmütigste Herzlichkeit blickt aus jeder Zeile. Die Freier sind, wie von diesem Alpenkinde zu erwarten war, alle abgewiesen worden, und es lag nun, auf dem Wege zum Ziele der beiderseitigen Wünsche, kein Hindernis mehr. Ich war schon förmlich zur Hochzeitfeier eingeladen — da reißt sich das gräßliche Ungeheuer der Insel Elba wieder los, und die Pflicht ruft meinen Freund, statt zum Hochzeitsreigen, zum Blutreigen. Wer Mimili lieb gewonnen, bete für das liebliche Maidli.

Wer aber unterdessen in das Lauterbrunner Thal kommt, und — man kann gar nicht fehlen, hinauf geht links, den einsamen, wenig betretenen Pfad, himmelan auf ihre blühende Alpe, und das holde Maidli früher sieht, als ich, der grüße es freundlich von mir.

Bis hierher lautete die Geschichte, wie sie im Freimütigen, im Mai 1815 geschlossen wurde.

Mein Freund war, wie dort erwähnt, den Fahnen seines Königs von neuem gefolgt. Vor seinem Ausmarsch schrieb er an Mimili. Der Sicherheit halber traf er die Veranstaltung, daß ich den fernern Briefwechsel besorgen mußte. Durch die an sein Armeekorps abgehenden Couriere, hatte ich wöchentlich Gelegenheit, ihm die Briefe zu senden; die ich von Mimili erhielt, und dafür wieder die seinigen zu empfangen, die ich an Mimili beförderte. Es war zwar einer der langwierigsten Umwege, den diese Correspondenz zu machen hatte, allein unmittelbar vom Kanton Bern aus, war die Verbindung mit den Niederlanden, in denen mein Freund Wilhelm stand, besonders späterhin ganz gesperrt, und so hatte ich das Vergnügen, von dem holden Alpenkinde, manche freundliche Zeile nebenbei zu erhalten.

Allein diese Freude dauerte nicht lange. Fast zu gleicher Zeit blieben von beiden Teilen die Briefe aus.

Über Wilhelms Schweigen erhielt ich leider die gefürchteten Aufschlüsse.

An den großen Tagen bei Belle-Alliance, an denen Gott zeigte, daß er mit uns im Bunde sei, sollte der schöne Bund der Liebe, den der Zufall auf jenen Schweizerhöhen geknüpft hatte, gelöst werden.

Den ehren- und eisenfesten Marschall Vorwärts an der Spitze der wütenden Preußen, war die ganze Armee auf den grimmigen Feind gegangen, als habe der Tod keine Schrecken für sie. Tausende und aber Tausende waren gefallen — unter ihnen Wilhelm. Zwei seiner Freunde hatten ihn vom Pferde sinken gesehen, Blut aus Kopf und Brust strömend. Das Pferd, selbst getroffen, hatte sich hoch in die Lüfte gebäumt, und dann im Zusammenstürzen seinen Herrn bedeckt.

Das Regiment zum Einhauen kommandiert, war auf die Leibknechte des Korsikaners, in gestreckter Karriere geflogen. Jetzt saß es drin in den Reihen der Verruchten, und hieb vor sich nieder, was der Hölle gehörte. An das, was hinter ihm war, konnte keiner denken.

Ungeheuere Kavalleriemassen und reitende Artillerie kamen denselben Weg nach, um das Regiment zu unterstützen; was von den Gefallenen noch nicht tot war, ward jetzt zertreten und überfahren. — —

Tage= — wochenlang stand ich an, der unglücklichen Mimili, diese Trauerpost mitzuteilen. Und doch mußte es einmal geschehen. Ich setzte mich mit schwerem Herzen hin, dem alten Herrn Nachbar zu schreiben, der ihr den Kelch tropfenweise reichen sollte, als von diesem ein Brief an mich einlief.

Mimili war krank. Die Angst um Wilhelms Leben, von dem sie so lange keine Nachricht hatte, die bange Sehnsucht, hatten dem Mädchen das Herz gebrochen. Ob meine Antwort sie noch unter den Lebendigen treffen werde, hoffe er kaum, schrieb der alte Mann, aber ich solle schreiben, was ich wisse, auch das schlimmste; das erleichtere nur ihren Tod, und wäre ihr also Wohlthat.

Das Vermögen der Seele, was wir mit dem unbestimmten Begriff Ahndung bezeichnen, bewährte sich hier mit bewundernswürdiger Klarheit.

Mimili wußte, nach des alten Nachbars Briefe, Wilhelms Tod mit Zuverlässigkeit. „Seit dem Augenblick," schrieb der alte Mann weiter, „seit dem Augenblick, daß der Feldzug wieder eröffnet ward, ließ sie sich alle deutsche und französische Zeitungen kommen, deren man in Bern nur habhaft werden konnte. Die besten Karten von Frankreich, Deutschland und Belgien hingen in ihrem Zimmer. Sie folgte den Zügen der Armeekorps mit immer ängstlichern Blicken, denn sie sah, daß die Heere sich mit jedem Tage immer mehr und mehr gegen einander drängten.

Wenn es das Wetter nur irgend erlaubte, stieg sie auf ihre Alpe und ging so hoch, als sie vor dem Schnee nur konnte, und wendete sich dorthin, wo er jetzt war, und legte die Hände gefaltet vor die unsäglich gequälte Brust, und betete laut zu dem Gotte, der hoch über den Bergen wohnt. Und die Welt war still unter ihr, und sie lauschte, ob sie höre der Waffen Geklirr in der unermeßlichen Ferne, und des Geschützes brüllenden Donner. Aber sie vernahm nichts, als das eintönige Glockengebimmel der grasenden Herden und das heimliche Summsen der Insekten, die in den Blütenkelchen der tausendfarbigen Frühlingskinder schwelgten. Ich gewahrte sie einst auf ihrer Alpe, als sie, mich nicht sehend, mit unnennbarer Sehnsucht, den Namen des Geliebten in die blaue Luftwelt hinaus rief; aber kein vertrautes Echo war auf der Höhe, daß ihr ihn im Silberklange ihrer Stimme wiedergegeben hätte. Er hört mich nicht, sagte sie dann wehmütig, und zerdrückte die Thränen, die ihr in das Auge getreten waren und ging hinab in des Vaters leeres Haus, und grüßte unterwegs die Plätzchen, welche Zeugen ihrer seligen Stunden mit Wilhelm gewesen waren."

„Meine Frau, die es tief schmerzte, das leidende Mädchen mit jedem Tage immer mehr dahin welken zu sehen, ärgerte sich über Wilhelm, daß er diesen Engel dem Tode opfern konnte. „Er hatte das Seinige gethan," hob sie einst an, und machte ein sauer Gesicht, „nun konnte er daheim bleiben, und andere das Kriegsleben versuchen lassen. Das Jahr ist nun in wenigen Wochen um; und alles ist bereitet und zugerichtet, und das Maidli harret sein mit klopfendem Herzen, und statt in die Arme der Liebe zu eilen, zieht er gegen die fränkischen Horden — nein Mimili — rund heraus gesagt, das gefällt mir nicht von ihm."

Da nahm das Mädchen das Wort, und maß die mütterliche Freundin mit dunkelm Blick und sagte, meint Ihr

denn, Frau Trini, daß Wilhelm anders gekonnt? Wenn nun dort alles wieder aufstand, in dem Volke, das jetzt auch mein Volk ist, und die kräftigen Herren und Mannen das Schwert um ihre Lenden gürteten, zu züchtigen die böse Rotte, über die Gott im Himmel ergrimmt ist, und wenn die Fahne wieder wehte, auf der mein Wilhelm seinem ritterlichen König sich mit Blut und Leben zugeschworen, und wenn die Spitzen ihrer flatternden Bänder dorthin zeigten, wo die Bäche zu Pech werden müssen, und die Erde zu Schwefel, und wenn der alte Herr Blücher, unter dem Wilhelm vorhin gefochten und geblutet, sein Streitroß wieder munter bestieg, und alle Glocken und alle Mädchen und Frauen den Ausziehenden laut nachweinten — glaubet Ihr denn, daß da Wilhelm daheim bleiben konnte, glaubt Ihr denn, daß ich ihn so geehrt und geliebt hätte, wie ich ihn jetzt ehre und liebe? Das Weib soll dem Manne folgen, sagt die Schrift. Meine Heimat ist nicht mehr hier. Mit denen dort, unter die mich Wilhelm führen wird, will ich Freude und Leid, Ehre und Schande, Jubel und Thränen, Glück und Unglück teilen. Gute Frau Trini, dort sitzt heute auch manch treues Weib und manch herziges Mädchen mit nassen Augen und freudigem Gemüt, und schaut durch schmerzliche Thränen dahin, wo ich hinschaute. Ich will beten zu Gott meinem Herrn, und zu Christum Jesum meinem Heiland, daß, wenn der Todesengel seine Fittige über die Schlachtfelder breitet, mein Wilhelm nicht untergehe. Nein, er wird nicht untergehen. Gott wird mein Flehen erhören, ich bin ja fromm gewesen, und weiß von keinem Bösen."

„So sprach Mimili und verwies meiner Frau ihr schiefes Urteil über Wilhelms Entschluß, zum zweitenmale mit zu Felde zu gehen, so ernstlich, daß diese sich nicht wieder unterfing, über Wilhelm nur eine böse Silbe fallen zu lassen."

„Aber als die Nachricht von jenen mörderischen drei

Tagen bei Waterloo und Belle-Alliance kund ward, und Wilhelms Briefe ausblieben, da war der Anker ihres Glaubens gebrochen."

„Tausendfältige Angst trieb sie auf die höchsten Spitzen der Felsen und in die finstersten Gründe; sie wollte keinem gestehen, daß sie an Gott zweifle, und doch sagten ihr blasses Gesicht, ihr stierer dunkler Blick, ihr absichtliches Flüchten in die tiefste Einsamkeit, daß ihr Mut von ihr gewichen. Die Bitten des Vaters, meine und meiner Frau tröstende Worte halfen nicht."

„Laßt mich," sagte sie mit schneidender Kälte, „ich werde Euch nicht lange im Wege sein. Was Leben hat, vergeht, nur das Leblose steht ewig. So hat es der gewollt, den die kurzsichtigen Menschen den Vater der Liebe nennen. Dort drüben die kalten Gletscherwände, — die starren schon seit Jahrtausenden die ungeheuere Allmacht des Ewigen an, und werden noch tausend Jahrtausende in ihrer schauerlichen Pracht feststehen, aber das fromme treue Herz meines edeln Wilhelms schlägt nicht mehr. Schweigt, ich bitte Euch, vom Lohne der Gerechten. Gott hat meine Wege gesehen, und alle meine Gänge gezählet. Es ist nichts unreines an mir gewesen, und doch drückt mich der Grimm des Unerforschlichen in den Staub nieder, als habe ich das Gräßlichste verbrochen. Ich weine nicht, denn ich bin stark, und biete dem Unglück, was über mich zusammenbricht, die kalte Stirn. Ich will größer sein, denn mein Elend; Wilhelm war auch groß. Er ist gefallen für seinen König, für sein Vaterland. Mit seinem Blute hat er mich beiden gekauft; ich gehöre nicht mehr zu Euch. Die drüben über den Bergen, die mit dem eisernen Kreuze den Feind erschlagen haben, die sind meine Freunde; dort thronet mein königlicher Herr, dort ist mein Wilhelm geliebt und geehrt, dort lebt sein Name in der Geschichte seines Heldenvolks für und für. — Mein Odem ist schwach, und meiner Tage sind wenig. — Was soll ich hier har-

ren? ich gehe hin des Weges, den ich nicht wieder kommen werde."

„So hatte sie sich wohl acht Tage gehalten, aber da erlag ihr Körper. Ein gefährliches Fieber warf sie nieder, und nun sehen wir mit jeder Stunde ihrer sanften Auflösung entgegen."

„Sie ist weich und still geworden. Ich habe, sagte sie heute früh noch zu mir, und winkte mich an ihr Lager, ich habe mit Gott gehadert, aber er verachtet mein doch nicht; er hat sein Ohr zu mir geneigt und mein Flehen erhört, mir ist es dunkel vor den Augen; meine Tage sind gezählet; den letzten erwarte ich bald; der allbarmherzige Gott wird mich in meiner letzten Stunde nicht verlassen. Mir ist leicht und wohl, die Nacht des Todes hat mir kein Grauen, denn Er hat seinen Engeln befohlen, daß sie mich behüten. Bald werden die Alpen unter mir glühen, und die Sonne wird unter mir sein, und der Mond und die Sterne; und ich werde schauen meines Volkes verklärte Königin, und mein Mütterlein und meinen Wilhelm. Seine Wunden werde ich küssen, und an seinem Herzen werde ich der Liebe leben ewig. Amen, Amen, setzte sie leise hinzu und faltete die Hände und zerfloß in frommen Thränen."

Amen — Amen rief ich mit nassen Augen der himmlischen Dulderin nach, und ließ meinen Brief mit der Trauerpost vom Tode meines wackern Freundes Wilhelm, an den ehrlichen alten Herrn Nachbar abgehen.

So also mußte die Geschichte der armen Mimili enden, die bei den Lesern des Freimütigen einen so allgemeinen Anteil erregt hatte, daß ich aus mehreren Gegenden Deutschlands aufgefordert worden war, die Fortsetzung derselben zu liefern; ich zögerte lange und gebe jetzt leider mehr, als verlangt wurde, den Beschluß. Erlaß mir, zartfühlender Leser, der Worte langen Schwall; mehr, als ich, sagen dir

Wilhelms und Mimilis prunklose, fern von einander liegende Totenhügel! bete für ihre sanfte Ruhe.

Vor wenigen Tagen erhielt ich einen Brief vom alten Herrn Nachbar.

Ich ließ ihn mehrere Stunden uneröffnet liegen, denn es fehlte mir an Herz, ihn zu lesen. Ich wußte ja schon seinen Inhalt. Mimilis letzte Stunden, den Schmerz des gebeugten Vaters, den Kummer des alten Freundes und seiner Gattin.

Zürnend mit dem Geschick, daß ein solches Wesen, wie Mimili war, in der Blüte des Lebens, abrufen, und einen so liebenswürdigen Mann als meinen Freund Wilhelm in der Fülle seiner Kraft des jammervollsten Todes sterben lassen konnte, erbrach ich endlich das Siegel und las:

„Ihr werdet mich unter den Engeln im Himmel suchen, lieber Herr und Freund, aber zur Zeit bin ich noch in meiner herrlichen Schweiz, doch seliger als alle Engel im ganzen Himmelreich, denn Wilhelm lebt in meinen Armen."

Ich weiß nicht wie es gekommen war; aber ich hatte Wasser in den Augen als ich den Brief des Herrn Nachbars eröffnete; darum schwammen mir jetzt alle Buchstaben vor dem Gesichte, so daß ich mir selbst nicht traute, da ich diese Zeilen erblickte, und unten am Ende des bogenlangen Briefes ganz deutlich den Namen Mimili.

Ich wischte mir, vor Freude zitternd, die Thränen aus dem Gesicht, ich durchflog mit trunkenem Blick den Brief — es war, es blieb richtig! Mimili lebte und Wilhelm. Beide frisch und gesund.

Wilhelms Geschichte war ganz kurz und erbaulich.

Was nach dem Augenblick seiner Verwundung mit ihm vorgegangen war, wußte er nicht; er hatte, halb verblutet, besinnungslos, unter seinem Rappen gelegen.

Gegen Mitternacht war er endlich wieder zu sich gekommen. Seine erste Frage an die ihm zunächst liegenden Verwundeten war gewesen, ob der Feind geschlagen? und, als hierauf ein beseligendes Ja erfolgte, wohin er geflüchtet? „Auf Paris zu“ hatte ein Unglücklicher ohne Beine geantwortet: und jetzt erst hatte er, dem Ewigen dankbar, bemerkt, daß ihm beide Beine noch waren; vor ihm Paris, hinter ihm Deutschland und die Lazarette: links die Schweiz. Die rechte Hand vom Sturz gelähmt, in der Brust eine Kugel, im Kopfe eine Hiebwunde, im Herzen Mimili.

Er hatte sich links gewandt, um sich von Mimili pflegen zu lassen. Drei Meilen war er in der Nacht gewandert, am Morgen war er vor einem Städtchen kraftlos umgesunken. Ein Müller war des Weges gefahren gekommen.

Wilhelm hatte das Letzte seiner Besinnung zusammengerafft, um dem Manne sein ganzes Gold zu bieten, wenn er ihn nach Unterseen im Kanton Bern schaffen wolle; von dort aus hatte er sich auf ein Saumroß laden und auf Mimilis Alpe schaffen lassen wollen.

Der Müller hatte nach einigem Zögern und Rechnen ja gesagt und dem erschöpften Wilhelm waren die Augenlider zugefallen.

Von da ab, fährt Mimili in ihrem Brief fort, weiß Wilhelm nichts, als daß er unendlich lange, auf einem mit Stroh ausgefütterten Wagen gefahren, daß er von fremden Gesichtern bedauert, und von unbarmherzigen Wundärzten verbunden worden ist. Wahrscheinlich hat er in einem sehr starken Wundfieber fortwährend gelegen, oder hat ihn der Blutverlust so geschwächt, oder hat die Hiebwunde so nachteilig gewirkt; kurz er hat von allem, was mit ihm vorgefallen, keinen klaren Begriff, nur so viel weiß er, daß, als er dann endlich wieder ein wenig mehr zu sich kam, und sich in einem Bette liegen sah, er nicht im Arme seines treuen Maidli lag, sondern in einem Bette

zu Freiburg in Breisgau; das Bette aber gehörte einem wackern christlichen Manne, bei dem ihn der Müller abgeladen hatte, weil Wilhelm ohne Todesgefahr nicht weiter gefahren werden konnte. Der Freiburger hat mit Frau und Kind an Wilhelm fromm gethan, wie der barmherzige Samariter, und Wilhelm ist nach langen Leiden gesund geworden, und ist fürder gezogen gen Thun, von dannen er gekommen ist über den See zu seinem Maidli.

Am selbigen Tage, als Euch unser Herr Nachbar geschrieben, lag ich im stillen Scheiden von dieser Welt. Der Tag hatte sich geneiget; es war Abend geworden; des Grabes Dunkel umdüsterte mich. Ich hatte meinem Ätti Ade gesagt, und die Augen geschlossen, und der Todesfrost schauerte durch meine Glieder. Nur nach jenseits sehnte sich meine Seele, und ich sah im sanften Schlummer den jungen Morgen der ewigen Verklärung vor mir aufgehen; da hörte ich den Wohllaut seiner Stimme. Er rief leise meinen Namen; und ich vermeinte im Fieberreiz, daß ich der Erde, die nun keinen Wert für mich mehr hatte, schon entrückt sei, und daß ein Engel mir meinen Wilhelm entgegenführe, um mich zu empfangen an der Pforte der himmlischen Freuden.

Aber er sprach meinen Namen wieder aus, und seine Stimme war eine irdische, und ich fühlte seiner warmen Lippen sanfte Küsse auf meiner kalten Hand.

Da schlug ich die Augen auf und erwachte aus meiner Verzückung, und Wilhelm kniete vor meinem Bette, und heiße Thränen rollten über sein blasses Gesicht.

O, lieber Herr, wie mag ich Euch beschreiben, wie mir war, als ich das sah.

Er rief, sie lebt, und schlang seine Arme um mich, und ich richtete mich auf, und konnte nicht sprechen vor freudigem Erstarren.

Seinen Namen nur konnte ich nennen, und ihn an mein Herz drücken, und Thränen, die seligsten, die ich geweint,

entquollen dem Herzen, dessen stockende Pulse sich wieder zu regen begannen.

Aber das Übermaß meiner Seligkeit war zu groß, ich erlag der Überschwenglichkeit meiner Empfindungen, und die Freude löste mich auf in — ja ich weiß kein andres Wort, in eine himmlische Ohnmacht. Mit seinem Bilde schlummerte ich hinüber in die Lage, die zwischen Sein und Nichtsein schwebt, und erst als ich aus dieser erwachte, kehrten meine Sinne mir wieder; meine Krankheit war gebrochen; Gott hatte mich durch Wilhelm geheilt.

Wilhelm war, als er kam, auch noch schwach und krank; aber den will ich schon wieder gesund machen. Er hat schon von Freiburg aus um Urlaub nachgesucht, und ihn bis zu seiner völligen Wiederherstellung gestern erhalten. Der Friede ist geschlossen und nun lasse ich ihn nicht wieder aus unsern Bergen, bis ich mit ihm ziehe.

Er würde Euch selbst schreiben, aber mit seiner rechten Hand vermag er es noch nicht. Von Freiburg aus hat er an Euch einen Brief abgehen lassen, und wundert sich, daß Ihr solchen nicht erhalten;*) die Kugel, die zwischen zwei Rippen auf der linken Brust sitzen geblieben, ist in Freiburg herausgeschnitten worden; ich trage sie jetzt an einem goldenen Kettchen auf meinem Herzen; seine Hiebwunde ist schlimmer gewesen; doch heilt sie jetzt von Tage zu Tage immer besser, und die Narbe wird ihm recht schmuck lassen. Selbst seine Blässe kleidet ihn nicht übel; er ist zahm und fromm geworden, und das soll mir in der Ehe zu passe kommen, denn er war sonst zuweilen auch gar zu wild und unbändig.

Er trägt mir eben einen Kuß an Euch auf, aber den sollt Ihr gut haben, bis ich ihn Euch selbst geben kann.

---

*) Dieser Brief traf erst vierzehn Tage nach Mimilis Schreiben ein; ich hatte unterdessen, Berufsgeschäfte halber, einigemale meinen Aufenthalt verändern müssen, und daher war mir der Freiburger Brief von einem Ort zum andern nachgesendet worden.

Ihr müßt schlechterdings bei unsrer Hochzeit sein, die auf nächsten Himmelfahrtstag bestimmt ist. Ihr seid, sagt Wilhelm, ein fröhlicher Herr, und sein ältester Freund, darum dürft Ihr nicht fehlen.

Der Rappe kommt auch, den mein Wilhelm an jenen Schlachttagen geritten; Wilhelms Kameraden werden ihn uns in kurzem schicken; er hinkt ein bißchen, aber das schadet nichts. Das wackere Tier soll hier in Ehren gehalten werden und gute Tage haben, bis an seinen Tod.

Sehet, so hat Gott alles gewendet. Ehre sei ihm in der Höhe, und Friede auf Erden. Ich freue mich und bin fröhlich über die Güte des Allmächtigen. Er hat meine Seele errettet von dem Tode, er ist gewesen meine Hilfe und mein Schild, auf ihn will ich bauen ewiglich; er hat mir gegeben, was mein Herz begehret; und mein heißes Flehen hat er in seinen Himmeln gehört — so will ich ihn denn preisen für und für, und meine heilige Liebe zu Wilhelm soll mein Dankopfer sein.

Ihr aber, lieber Herr, vergesset des Festes nicht, an dem Christus gen Himmel fuhr; denn dann erwarten Euch Wilhelm und Mimili.

Daß ich bei diesem Feste nicht fehlen werde, versteht sich von selbst; noch habe ich ein Plätzchen im Wagen leer. Wer Lust hat, die Reise mit mir zu machen, der melde sich in Zeiten, und bringt er gute Laune und gesunden Appetit mit, so soll er mir, und gewiß dem ganzen Hochzeitshause willkommen sein.

Hier schließt sich die erste Ausgabe, und ich kann jetzt, bei dem Schluß der zweiten (im Oktober 1816) hinzusetzen:

1) Daß mir die Freude, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen, leider durch Geschäftsverhältnisse vereitelt worden.

2) Daß ich glaube, hierdurch die vielen an mich eingegangenen Fragen wegen des Plätzchens im Wagen, hinlänglich beantwortet zu haben.
3) Daß die Hochzeit selbst am Himmelfahrtstage, höchst vergnügt vollzogen worden.
4) Daß das junge Pärchen in diesem Augenblicke noch auf der heimatlichen Alpe haust, und wahrscheinlich erst kommendes Frühjahr die Schweiz verlassen wird, und
5) Daß der Alte — doch dies bleibt unter uns — mich ersucht hat, ihm, durch eine meiner Bekanntinnen, die davon mehr verstehe als ich, die allerniedlichsten und geschmackvollsten Kindersachen, die sie nur aufbringen könne, zu besorgen.

Es freut mich, am Schlusse der dritten Auflage (den letzten Dezember 1818) meine freundlichen Leser versichern zu können, daß es unserer Mimili mit ihrem Gatten wohl geht, und daß ihr unterdessen eingetroffener Silli,*) nach Versichern des Vaters, des liebholden Frauchens Ebenbild ist. Noch lebt das glückliche Paar mit dem Alten in seinen stillen Bergen. Ich hatte neulich an Mimili geschrieben und ihr unter andern gemeldet, daß, ungeachtet ihre Geschichte schon im Freimütigen gestanden, und ungeachtet jede der darauf erschienenen zwei Auflagen dreitausend Exemplare stark gewesen, doch jetzt eine dritte, ebenso starke Auflage nötig sei, und sie möge daraus abnehmen, mit welchem herzigen Anteile man ihr bei uns zugethan sei.

Ich kann mich nicht enthalten, aus ihrer gestern bei mir eingetroffenen Antwort einige Bruchstücke mitzuteilen.

„Eure Nachricht, lieber Herr," schreibt sie, „hat mir wohl Freude gemacht; denn wenn ich auf ein Buch zehn Leser rechne, so mögen wohl ihrer hunderttausend sein, die von

*) Kleiner Sohn.

dem einfältigen Maidli da oben in der Schweiz, der Jungfrau gegenüber wissen. Aber eben das macht mich herzlosig,*) selbst einmal nach Eurem Lande herunter zu kommen. Wohl träume ich jelimahl**) wie das hübsch sein müßte, all' den bunten Flimmer zu sehen, von dem mein Wilhelm mir erzählt; aber leggorni***) — ich komme nicht. Würden sie nicht alle stehen bleiben, und auf mich mit Fingern weisen? und sagen, das ist die Mimili vom Berner Oberland? ich wüßte ja nicht wo ich sollte die Augen hinthun. Auch passe ich nicht in Eure Kleider. Wilhelm ließ einen solchen Schlumper fix und fertig kommen aus Frankfurt. Wir haben laut aufgelacht, als ich mich endlich hineingezwängt hatte, sogar mein klein Bübeli hat gelacht, als ob es davon schon wer weiß was verstände. Nein, da ist mir mein leichtes Jüppeweihi†) viel tausendmal lieber. Da hat mir die Brust Platz, daß ich frei atmen kann, und mit dem langen engen Wesen Eurer Damenröcke ist es für uns hier auf unsern Alpen nun einmal gar nichts, beim Bergauf- und Bergabgehen machen die einem viel zu viel Fisperementli,††) und wo sollt ich mit meinen vielen tausend, tausend langen Haaren hin? Abschneiden etwa? — da müßte mir doch gewür†††) ein Ziggi worden sein. α)

Aber kommt zu uns lieber Herr, und das bald. Wir haben fast täglich auf unserer Alpe Besuch gehabt von Leuten, die herauf kamen, bloß aus Neugier. Da ist es etwas anders; da bin ich Frau im Hause, und wenn sie nicht Gefallen finden an uns, so können sie wieder gehen,

---

*) Mutlos.
**) Zuweilen.
***) Eine Redensart, bei der man gewöhnlich Rübchen schabt.
†) Miederchen.
††) Umstände.
†††) Wahrhaftig.
α) Da müßte ich alle Besinnung verloren haben.

woher sie gekommen; aber sie bleiben alle gern, denn Wilhelm weiß mit ihnen gut zu schwätzen, und was ich ihnen bereite, das schmeckt ihnen, denn ich lasse sie vorher tüchtig auf den Bergen klettern; bis zu der Wildi*) hinauf müssen sie, und da bringen sie wohl Appetit mit herunter.

Doch ich muß enden, mein Silli begehrt meiner, und wenn ich nicht gleich mit ihm küsele**) und narrele; ***) so macht das Currli-Murli†) ein Brüscheli, ††) und dann ist Not in allen Ecken.

Lebt wohl, lieber guter Herr. Mein Geschreibsel wird Euch ungefähr am Jahresschluß treffen. Gott der Herr gebe Euch und allen, die uns kennen, und, wie Ihr meinet, Teil an uns nehmen, ein fröhliches Neujahr.

Mimili.

Mit diesem herzlichen Wunsche begrüße auch ich, im letzten Augenblicke des scheidenden Jahres, meine sämtlichen Leser.

H. Clauren.

Dresden, am Sylvesterabend 1818.

Ende.

---

*) Höchste Alp, wo kein Laubholz mehr wächst
**) Kose.
***) Tändele.
†) Das kleine Sauerköpfchen.
††) Weinerliches Gesichtchen.

Mein Onkel Benjamin.

Social-Roman

von

Claude Tillier.

Deutsch

von

H. Denhardt.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



1. Was mein Onkel war.

Ich weiß in Wahrheit nicht, weshalb der Mensch so sehr am Leben hängt; was findet er denn so Angenehmes an dieser albernen Aufeinanderfolge von Nächten und Tagen, von Winter und Frühling? . . . Stets derselbe Himmel, dieselbe Sonne; stets dieselben grünen Wiesen und dieselben gelben Felder; stets dieselben Gespräche über die Krone, dieselben Spitzbuben und dieselben Gimpel. Wenn Gott es nicht hat besser machen können, ist er ein trauriger Arbeiter, und der Maschinist der Oper versteht mehr als er.

„Noch Anzüglichkeiten!“ sagst du. Du selbst bist es, der jetzt Anzüglichkeiten gegen Gott ausstößt. Was willst du! Gott ist in Wahrheit ein Beamter, und noch dazu ein hoher Beamter, obgleich dieses Amt keine Sinecure ist; aber ich befürchte nicht, daß er mich wegen des Schadens, den ich seiner Ehre zugefügt haben könnte, auf Schadenersatz verklagen wird, um daraus eine Kirche bauen zu lassen.

Ich weiß wohl, daß die Herren des Gerichtshofes hinsichtlich seines guten Namens empfindlicher sind, als er selbst; aber das halte ich gerade für schlecht. Aus welchem Grunde maßen sich diese schwarzen Herren das Recht an, Beleidigungen, welche rein persönlich sind, zu rächen? Haben sie eine „Jehova“ unterzeichnete Vollmacht, welche sie dazu berechtigt?

Hältst du es für sehr angenehm, wenn ihm die Zuchtpolizei seinen Donner aus der Hand nimmt und Unglückliche um einer mit wenigen Silben begangenen Gesetzesübertretung willen gewaltthätig zu Boden schmettert? Was beweist denn überhaupt diesen Herren, daß Gott beleidigt worden ist? Er ist gegenwärtig da, ist da, an sein Kreuz

geheftet, während sie in ihrem Lehnstuhl sich ihres Daseins freuen. Mögen sie ihn fragen; wenn er ihnen bejahend antwortet, gebe ich zu, Unrecht zu haben. Weißt du, weshalb er die Dynastie der Capetinger, diesen alten und erlauchten Salat von Königen, den so viel heiliges Oel getränkt, hat von dem Throne sinken lassen? Ich, ich weiß es und will es dir sagen: Weil sie das Gesetz gegen Entheiligung erlassen hat.

Aber darum handelt es sich ja nicht.

Was heißt leben? Aufstehen, zu Bett gehen, frühstücken, essen, und am folgenden Tage wieder von vorn anfangen. Hat man diese Arbeit vierzig Jahre lang verrichtet, so wird sie endlich sehr albern.

Die Menschen gleichen Zuschauern; die einen sitzen auf Sammetpolstern, die anderen auf nackten Holzbänken und die meisten stehen; alle Abende wohnen sie demselben Drama bei und gähnen alle, daß sie sich fast die Kinnbacken verrenken; alle sind darüber einig, daß es tödtlich langweilig ist und sie sich in ihrem Bette weit besser befinden würden, und doch will keiner seinen Platz verlassen.

Leben! Lohnt es sich der Mühe, deshalb die Augen zu öffnen? Alle unsere Unternehmungen haben nur einen Anfang; das Haus, das wir bauen, ist für unsere Erben; der Schlafrock, den wir mit Liebe wattiren lassen, um unser Alter einzuhüllen, wird zu Windeln für unsere Enkel zerschnitten werden. Wir sagen uns: der Tag ist nun zu Ende, wir zünden unsere Lampe an, schüren unser Feuer und rüsten uns, einen angenehmen und friedlichen Abend in der Ecke unseres Kamines zuzubringen. Bums! Bums! Wer klopft an die Thür? Wer ist da? Es ist der Tod; wir müssen fort; wenn wir noch alle Lüste der Jugend haben, wenn unser Blut noch voller Eisen und Weingeist ist, haben wir keinen Thaler; wenn wir keine Zähne und keinen Magen mehr haben, sind wir Millionäre. Wir haben kaum Zeit, einer Frau zu sagen: „Ich liebe dich!“ bei un=

serem zweiten Kusse ist sie schon eine abgelebte Greisin. Kaum sind die Reiche consolidirt, so stürzen sie wieder zusammen: sie gleichen diesen Ameisenhaufen, welche arme Insecten mit großen Anstrengungen errichten; wenn nur noch ein Sandkörnchen zu ihrer Vollendung fehlt, vernichtet sie ein Ochse unter seinem breiten Fuße oder ein Karren unter seinem Rade. Was du die Pflanzenschicht dieses Erdballes nennst, sind tausend und abertausend von einem Geschlechte zum andern übereinandergehäufte Leichentücher. Diese große Namen, die in dem Munde der Menschen wiedertönen, die Namen von Hauptstädten, von Monarchen, von Generalen, sind Scherben alter Reiche, die noch nachklingen. Du könntest nicht einen Schritt gehen, ohne um dich den Staub von Tausenderlei aufzuwirbeln, was zerstört ist, bevor es vollendet ward.

Ich zähle vierzig Jahre und habe in einem vierfachen Berufe gelebt; ich war Aufseher der Schüler, Soldat, Schullehrer und bin jetzt Journalist. Ich bin zu Wasser und zu Lande, unter dem Zelte und an der Kaminecke, zwischen den Gittern eines Gefängnisses und im freien Weltenraume gewesen; ich habe gehorcht und habe befohlen; ich habe Augenblicke des Ueberflusses und Jahre der Noth kennen gelernt. Man hat mich geliebt und man hat mich gehaßt; man hat mir Beifall geklatscht und man hat mich verspottet. Ich bin Sohn und Vater gewesen, Geliebter und Gatte; ich habe die Zeit der Blüte und die Zeit der Früchte, wie die Dichter sagen, durchgemacht. In keinem dieser Zustände habe ich gefunden, daß ich mir Glück dazu wünschen müßte, lieber in die Haut eines Menschen eingeschlossen, als in die eines Wolfes oder Fuchses, in die Muschel einer Auster, in die Rinde eines Baumes oder in die Schale einer Kartoffel gekleidet zu sein. Wäre ich Rentier, namentlich Rentier mit einem Einkommen von fünfzigtausend Francs, würde ich vielleicht anders denken.

Meine Meinung ist jedoch, daß der Mensch ganz aus-

drücklich für den Schmerz geschaffen worden ist; er hat nur fünf Sinne, um das Vergnügen zu empfinden und das Leiden ist auf der ganzen Oberfläche seines Körpers zu Hause; wo man ihn auch sticht, da blutet er; wo man ihn auch brennt, da bildet sich eine Blase. Die Lungen, die Leber, die Eingeweide können ihm keinen Genuß bereiten; die Lunge entzündet sich jedoch und reizt ihn zum Husten; die Leber verstopft sich und bringt ihm ein Fieber; die Eingeweide krümmen sich und ziehen ihm Kolik zu. Du hast keinen Nerv, keinen Muskel, keine Sehne unter der Haut, die dich nicht dahin bringen kann, vor Schmerzen laut aufzuschreien.

Deine Organe gerathen jeden Augenblick, wie eine schlechte Uhr in Unordnung. Du hebst deine Augen gen Himmel empor, um ihn anzuflehen: der Koth einer Schwalbe fällt hinein und vertrocknet sie; du gehst auf den Ball: du verstauchst dir den Fuß und man muß dich auf einer Matratze nach Hause bringen; heute bist du ein großer Schriftsteller, ein großer Philosoph, ein großer Dichter: eine Faser deines Gehirnes zerreißt, vergeblich läßt man dir Ader, legt man dir Eis auf den Kopf, morgen bist du nur noch ein armer Narr.

Der Schmerz schleicht sich hinter allen deinen Vergnügungen her; du bist ein Leckermäulchen, das er durch den Köder eines angenehmen Geruches an sich lockt. Du sitzest im Schatten deines Gartens und sagst zu dir: „Ach, die schöne Rose!“ und die Rose sticht dich; „ach die schöne Frucht!“ eine Wespe ist darin und die Frucht verletzet dich.

Du sagst: „Gott hat uns dazu geschaffen, ihm zu dienen und ihn zu lieben.“ Das ist nicht wahr; er hat uns zum Leiden geschaffen. Der Mensch, welcher nicht leidet, ist eine schlechtgebaute Maschine, eine mangelhafte Kreatur, eine Mißgeburt der Natur. Der Tod ist nicht allein das Ende des Lebens, er ist das Heilmittel dagegen. Man ist nirgend so wohl aufgehoben, als in einem Sarge. Wenn

du mir glaubst, so bestelle dir statt eines neuen Oberrocks einen Sarg. Er ist das einzige Kleid, das dir nicht unbequem wird.

Was ich dir soeben gesagt habe, wirst du für eine philosophische Idee oder für einen paradoxen Satz halten; das ist mir wahrlich ganz einerlei. Aber ich bitte dich wenigstens, es freundlichst als eine Art Vorrede annehmen zu wollen, denn ich könnte keine bessere und auch keine schreiben, die besser zu der traurigen und kläglichen Geschichte paßte, die ich die Ehre haben werde dir zu erzählen.

Du mußt mir gestatten, meine Geschichte wie die eines Fürsten oder eines Helden, dem man die Leichenrede hält, bis zum zweiten Geschlechte zurückgehen zu lassen. Du wirst dabei vielleicht nicht verlieren? Die Sitten jener Zeit hatten wohl eben so hohen Werth wie die unsrigen: Das Volk trug Ketten, aber es tanzte damit und ließ sie klirren wie Castagnetten.

Denn, achte darauf, Frohsinn gesellt sich immer zur Knechtschaft. Er ist ein Gut, das Gott, der alles so meisterhaft auszugleichen versteht, ganz speciell für diejenigen, welche unter der Abhängigkeit von einem Herrn oder unter der harten und schweren Hand der Armuth leben, erschaffen hat. Dieses Gut hat er hervorgebracht, um sie in ihrem Elend zu trösten, wie er gewisse Gräser hervorgebracht hat, um zwischen dem Steinpflaster, das man mit Füßen tritt, hervorzuschießen und gewisse Vögel, um auf alten Thürmen zu singen, wie er das schöne Grün des Epheus geschaffen hat, um an alten Gebäuden, die Gesichter schneiden, zu lächeln.

An den hohen funkelnden Dächern zieht der Frohsinn wie die Schwalbe vorüber. Er verweilt auf den Schulhöfen, vor der Thüre der Kasernen, auf den schimmeligen Steinplatten der Gefängnisse. Er weilt auf der Feder des Schülers, der seine Pensa hinkritzelt. Er trinkt in der

Kantine den alten Grenadieren zu und singt nie so laut — wenn man ihn überhaupt singen läßt — als zwischen den geschwärzten Wänden, in denen man die Unglücklichen einsperrt.

Uebrigens ist der Frohsinn des Armen eine Art Stolz. Ich bin arm unter den Aermsten gewesen; nun wohl, es machte mir Freude zu dem Glücke zu sagen: „Ich werde mich nicht unter deine Hand beugen, ich werde mein hartes Brot eben so stolz essen, wie der Dictator Fabricius seine Rüben aß, ich werde mein Unglück tragen wie die Könige ihr Diadem; schlage so lange du willst, schlage immerzu: ich werde auf deine Geißelhiebe mit Sarkasmen antworten. Ich werde dem blühenden Baume gleichen, den man an der Wurzel umhaut, und der Säule, deren metallener Adler noch in der Sonne leuchtet, während schon die Carst an ihr Fundament gelegt ist.

Liebe Leser, gebt euch mit diesen Erklärungen zufrieden, ich werde euch keine besseren sagen können.

Was für ein Altersunterschied besteht denn zwischen uns? Ein constitutioneller Mann liebt den Scherz nicht, weit entfernt davon.

Er ist heuchlerisch, habgierig und durch und durch egoistisch; so oft er sich vor die Stirn schlägt, dröhnt seine Stirne wie ein Schubfach voller dicker Sousstücke.

Er ist anspruchsvoll und von Eitelkeit aufgeblasen; der Gewürzkrämer nennt den Zuckerbäcker seinen Nachbar, seinen ehrenwerthen Freund, und der Zuckerbäcker bittet den Gewürzkrämer die Versicherung seiner ausgezeichnetsten Hochachtung genehmigen zu wollen, mit der er die Ehre hat u. s. w. u. s. w.

Der constitutionelle Mann hat die Eitelkeit, sich vor dem Volke hervorthun zu wollen. Das Volk geht in einem Kittel von blauer Leinewand und der Sohn in einem Mantel von Elbeufer Tuch. Kein Opfer ist dem constitutionellen Manne zur Befriedigung seiner Manie, etwas

scheinen zu wollen, zu hoch. Er will dem Treibholze gleichen. Er lebt von Brot und Wasser; freiwillig entbehrt er im Winter das Feuer, im Sommer das Bier, um einen Rock von feinem Tuche, eine Weste von Kaschemir und gelbe Handschuhe besitzen zu können. Wenn man ihn für einen feinen Mann ansieht, so sieht er selber sich für einen großen Mann an.

Er ist geziert und steif, er ruft nicht, er lacht nicht ganz laut, er weiß nicht, wohin er spucken soll, alle seine Gesten sind einander vollkommen gleich. Er sagt sehr gern: „Guten Tag, mein Herr; guten Tag, Madame!" Das gehört alles zum feinen Anstande. Was ist denn nun aber feiner Anstand? Ein lügnerischer Firniß, den man über ein Stück Holz streicht, um es für einen Rohrstock auszugeben. So benimmt er sich den Damen gegenüber, mag es sein; aber Gott gegenüber, wie wird er sich da benehmen müssen?

Er ist Pedant; er ersetzt den Geist, der ihm fehlt, durch Reinheit der Sprache, wie eine gute Hauswirthin die ihr fehlenden Möbel durch Ordnung und Sauberkeit ersetzt.

Er ißt stets wenig. Wohnt er einem Banquet bei, so ist er stumm und zerstreut; er verschlingt einen Pfropfen, anstatt eines Stückes Brot und greift nach der Sahne anstatt nach der weißen Sauce. Er wartet mit dem Trinken, bis man einen Toast ausbringt. In seiner Tasche hat er stets ein Journal; er spricht nur von Handelsverträgen und Eisenbahnlinien und lacht nur in der Kammer.

Aber in der Zeit, in welche ich dich zurückführe, waren die Sitten der kleinen Städte noch nicht mit Eleganz aufgeputzt; sie waren voll eines reizenden Sichgehenlassens und einer ganz liebenswürdigen Einfachheit. Der Charakter dieses glücklichen Zeitalters war Sorglosigkeit. Alle diese Menschen, ob Schiffe oder Nußschalen, überließen sich mit geschlossenen Augen dem Strome des Lebens, ohne sich darüber zu beunruhigen, wo sie landen würden.

Die Bürger betrieben keine Geschäfte; sie sammelten keine Schätze; sie lebten zu Hause in fröhlichem Ueberflusse und gaben ihre Einnahmen bis auf das letzte Goldstück aus. Die damals noch seltenen Kaufleute bereicherten sich langsam, ohne viel dazu zu thun und nur durch die Natur der Dinge. Die Handwerker arbeiteten nicht um zu sammeln, sondern um ihr Auskommen zu haben. Sie hatten diese furchtbare Concurrenz, die uns drängt, die uns unaufhörlich zuruft: „Vorwärts, vorwärts!“ nicht auf den Fersen. Auch überließen sie sich nur ihrer Bequemlichkeit; sie hatten ihre Väter ernährt, und wenn sie alt waren, mußten ihre Kinder sie ihrerseits ernähren.

So groß war die Ungenirtheit dieser Gesellschaft, daß die ganze Advocatur und selbst die Glieder des Gerichtshofes ins Wirthshaus gingen und daselbst förmliche Orgien veranstalteten: aus Besorgnis, daß man es nicht wüßte, hätten sie ihre viereckige Mütze gern draußen auf das Schild gehängt. Alle diese Leute, große wie kleine, schienen keine andern Geschäfte zu haben, als sich zu belustigen: sie sannen nur auf Mittel, einen guten Schwank auszuführen oder eine gute Geschichte zu erdenken. Wer damals Geist besaß, verzettelte ihn nicht in Intriguen, sondern wandte ihn auf Scherze auf.

Die Müßiggänger, und deren gab es eine große Zahl, versammelten sich auf dem Marktplatze; die Markttage waren für sie Komödientage. Die Landleute, welche ihre Lebensmittel nach der Stadt gebracht hatten, waren ihre Märtyrer; sie spielten ihnen die drolligsten und geistreichsten Streiche; alle Nachbarn strömten herbei, um ihren Antheil an dem Schauspiele zu haben. Heutigen Tages würde die Zuchtpolizei die Dinge vom Standpunkte des Staatsanwaltes aus betrachten; aber die damalige Justiz hatte gerade wie die anderen ihre Lust an solchen burlesken Scenen und übernahm gar oft selbst eine Rolle dabei.

Mein Großvater war nun Ueberbringer der Executions=

ankündigungen; meine Großmutter war eine kleine Frau, der man nachsagte, sie könnte, sobald sie nach der Kirche ginge, nicht sehen, ob der Weihkessel voll wäre. In meinem Gedächtnisse steht sie wie ein kleines Mädchen von sechzig Jahren da. Nach sechsjähriger Ehe hatte sie schon fünf Kinder, Knaben sowohl wie Mädchen; dies alles lebte von der armseligen Pfründe meines Vaters und befand sich vortrefflich. Man speiste sieben mit drei Heringen, aber man hatte Brot und Wein nach Belieben, denn mein Großvater besaß einen kleinen Weinberg, der eine unversiegbare Quelle weißen Weines war. Alle diese Kinder wurden von meiner Großmutter nach ihrem Alter und ihren Kräften nützlich verwendet. Das älteste, mein Vater, hieß Gaspard; er wusch das Geschirr und ging nach der Fleischbank; in der ganzen Stadt gab es keinen besser gezähmten Pudel als ihn, das zweitfolgende kehrte das Zimmer; das dritte hielt das vierte auf den Armen und das fünfte wälzte sich in seiner Wiege. Während dessen befand sich meine Großmutter in der Kirche oder schwatzte bei der Nachbarin. Im übrigen ging alles gut; man kam, ohne Schulden zu machen bis ans Ende des Jahres leidlich aus. Die Buben waren kräftig, die Mädchen waren nicht häßlich und Vater und Mutter waren glücklich.

Mein Onkel Benjamin wohnte bei seiner Schwester; er maß fünf Fuß zehn Zoll, trug einen großen Degen an der Seite, hatte einen Rock von scharlachrothem Tuche, eine Hose von nämlicher Farbe und nämlichem Stoffe, Strümpfe von perlgrauer Seide und Schuhe mit silbernen Schnallen. Auf seinem Rocke wedelte ein großer schwarzer Zopf, fast eben so lang wie sein Degen, der, da er unaufhörlich hin- und herschwankte, dermaßen Puder um sich gestreut hatte, daß der Rock meines Onkels mit seiner rosa und weißen Färbung einem Ziegelsteine auf sandigem Felde glich. Mein Onkel war Arzt, deshalb trug er einen Degen. Ich weiß nicht ob die Kranken großes Zutrauen

zu ihm hatten; aber er, Benjamin hatte wenig Zutrauen zu der Arzneikunde; er sagte oft, ein Arzt hätte genug gethan, wenn er seinen Kranken nicht getödtet hätte. Sobald mein Onkel Benjamin irgend ein Dreißigsous-Stück eingenommen hatte, kaufte er einen tüchtigen Karpfen und gab ihn seiner Schwester, um ihm daraus ein Gericht auf Matrosenart zu bereiten, mit dem er dann die ganze Familie bewirthete. Nach der Erzählung aller, die meinen Onkel Benjamin gekannt haben, war er der lustigste, drolligste, geistreichste Mann der Gegend und wäre auch der . . . wie soll ich sagen, um es nicht an Achtung vor dem Gedächtnisse meines großen Onkels fehlen zu lassen? . . . wäre auch der am wenigsten nüchterne gewesen, wenn nicht der städtische Trommler, namens Cicero, seinen Ruhm getheilt hätte.

Gleichwohl war mein Onkel Benjamin nicht, was du trivialer Weise einen Trunkenbold nennst, glaube das beileibe nicht. Er war ein Epikuräer, der die Philosophie bis zur Trunkenheit trieb und das war alles. Er hatte einen Magen voller Erhabenheit und Adel. Er liebte den Wein nicht um seiner selbst willen, sondern um dieser seligen Narrheit willen, welche sie auf einige Stunden verschafft, eine Narrheit, die den Mann von Geist in so naiver, so fesselnder, so origineller Weise Unsinn schwatzen läßt, daß man immer so schwatzen möchte. Hätte er sich beim Messelesen berauschen können, so hätte er alle Tage die Messe gelesen. Mein Onkel Benjamin hatte Grundsätze: er behauptete, ein nüchterner Mensch läge noch im Schlafe; der Rausch würde eine der größten Wohlthaten des Schöpfers sein, wenn er nicht Kopfweh verursachte; das Einzige, was dem Menschen die Ueberlegenheit über das Thier verliehe, wäre die Fähigkeit sich zu berauschen.

Die Vernunft, sagte mein Onkel, ist nichts; sie ist die Kraft, die gegenwärtigen Leiden zu fühlen, sich der verflossenen Leiden zu erinnern und die zukünftigen Leiden

vorauszusehen. Das Privilegium, auf seine Vernunft zu verzichten, ist allein etwas. Du sagst, daß der Mensch, der im Weine seine Vernunft fortschwemmt, sich zum Thier herabwürdigt; diese Ansicht giebt dir der Kastenstolz ein. Glaubst du denn, daß die Lage des Thieres schlechter ist als die deinige? Wirst du von Hunger gepeinigt, so möchtest du gern jener Ochse sein, der bis zum Bauche im Grase weidet; schmachtest du im Gefängnis, so möchtest du gern der Vogel sein, der mit freiem Flügel das Blau des Himmels zertheilt; stehst du auf dem Punkte aus deinem Hause gedrängt zu werden, so möchtest du gern jene armselige Schnecke sein, der Niemand ihr Haus streitig macht.

Die Gleichheit, von der du träumst, besitzt das Thier. In den Wäldern giebt es weder Könige, noch Edelleute, noch einen dritten Stand. Das Problem des gemeinsamen Lebens, das deine Philosophen vergeblich suchen, haben arme Insekten, die Ameisen und Bienen, seit hunderttausenden von Jahren durchgeführt. Die Thiere haben keine Aerzte, sie sind weder blind, noch buckelig, noch lahm, noch krummbeinig und sie haben keine Angst vor der Hölle.

Mein Onkel Benjamin zählte achtundzwanzig Jahre. Seit drei Jahren betrieb er die Arzneikunst, aber die Arzneikunst gewährte ihm keine Einnahmen, weit davon entfernt; seinem Tuchhändler war er drei scharlachrothe Röcke schuldig, seinem Friseur die Kosten für dreijähriges Frisiren, und in jedem der angesehensten Wirthshäuser in der Stadt hatte er eine niedliche kleine Rechnung, von denen er nur einige Recepte in Abzug bringen konnte.

Meine Großmutter war drei Jahre älter als Benjamin; sie hatte ihn auf ihren Knien geschaukelt, auf ihren Armen getragen und betrachtete sich als seinen Mentor. Sie kaufte ihm seine Hals- und seine Taschentücher, flickte ihm seine Hemden und ertheilte ihm gute Rathschläge, die er, man muß ihm hierin alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aufmerksam anhörte, aber niemals benutzte.

Alle Abende, regelmäßig nach dem Essen, forderte sie ihn auf, eine Frau zu nehmen.

„Pfui," sagte Benjamin, „um wie Machecourt" — so nannte er meinen Großvater — „sechs Kinder zu bekommen und sich an den Floßfedern eines Herings gütlich zu thun!"

„Aber, Unglückseliger, du wirst doch wenigstens Brot haben!"

„Ja, Brot, das heute hübsch aufgegangen, morgen schon trocken und übermorgen ungenießbar sein wird! Was ist denn das Brot? Es ist gut, um den Tod abzuhalten, aber nicht gut, um leben zu können! Ich werde meiner Treu sehr alt werden, ehe ich mir eine Frau nehme, die stets darüber klagt, daß ich zu viel Zucker in mein Glas lege und zu viel Puder für meinen Zopf verbrauche, die mich aus dem Wirthshause holt, die meine Taschen durchsucht, sobald ich zu Bette liege, und sich drei Mantillen kauft, ehe ich einen Rock zerreiße."

„Aber, Benjamin, wie willst du es denn machen, um deine Gläubiger zu befriedigen?"

„Erstlich ist es, so lange man Credit hat, so gut, als wäre man reich, und sind deine Gläubiger aus einem guten Gläubigerteig geknetet, so daß sie geduldig sind, so ist es, als hätte man keine. Und was ist mir ferner eigentlich nur nöthig, um wieder aufs Reine zu kommen? Eine gute epidemische Krankheit. Gott ist gut, meine liebe Schwester, und wird den, der ihm sein schönstes Werk wieder ausflickt, nicht in Verlegenheit lassen."

„Ja," schaltete mein Großvater ein, „und der es so gut außer Dienst stellt, daß man es der Erde übergeben muß."

„Ganz richtig," erwiderte mein Onkel, „das ist der Nutzen der Aerzte; ohne sie würde die Erde viel zu bevölkert sein. Wozu diente es denn, daß Gott sich die Mühe

gäbe, uns Krankheiten zu senden, wenn sich Menschen fänden, die sie heilen könnten?"

„In dieser Beziehung bist du dann ein schlechter Mensch; du stiehlst denen, die dich rufen, ihr Geld."

„Nein, ich stehle es ihnen nicht, weil ich ihnen Muth einflöße, weil ich ihnen Hoffnung mache und immer etwas herausfinde, um sie zum Lachen zu bringen. Das hat wohl einigen Werth."

Als meine Großmutter einsah, daß sich das Gesprächsthema geändert hatte, entschloß sie sich einzuschlafen.

2. Weshalb mein Onkel zu heirathen beschloß.

Eine schreckliche Katastrophe, die ich die Ehre haben werde, dir augenblicklich zu erzählen, erschütterte jedoch Benjamins Entschlüsse.

Eines Tages kam mein Vetter Page, Advocat am Gerichte zu Clamecy und lud ihn mit Machecourt zu einem kleinen Feste ein. Das Essen sollte in einer berühmten Weinschenke, zwei Büchsenschüsse von der Vorstadt entfernt, stattfinden; die Gäste waren übrigens auserlesene Leute. Benjamin würde diesen Abend nicht für eine ganze Woche seines gewöhnlichen Lebens hingegeben haben. Auch fanden sich nach der Vesper mein Großvater in seinem Hochzeitsstaate und mein Onkel, den Degen an der Seite, an Ort und Stelle ein.

Die Gäste waren fast alle versammelt. Das Trinkgelage hatte seine würdigsten Repräsentanten vereinigt. Zunächst war da der Advocat Page, der seine Vertheidigungsreden nur zwischen zwei Weinflaschen halten konnte; der Gerichtsactuar, der sich daran gewöhnt hatte, schlafend zu schreiben; der Sachwalter Rapin, der, als er von einem Prozeßführenden ein Faß etwas stichigen Weines zum Geschenk erhalten hatte, ihn vor Gericht laden ließ, damit er gezwungen würde, es gegen ein besseres auszutauschen; der Notar Arthus, der einen Lachs als Nachtisch gegessen

hatte; Millot-Rataut, Dichter und Schneidermeister, Verfasser des Liedes „Das heilige Weihnachtsfest“; ein alter Architekt, der seit zwanzig Jahren nicht nüchtern geworden war; Herr Minxit, ein Arzt aus der Umgegend, der den Urin untersuchte; zwei angesehene Kaufleute, bemerkenswerth wegen ihrer Heiterkeit und ihres Appetits, und einige Jäger, welche die Tafel reichlich mit Wildpret versehen hatten.

Bei Benjamins Anblick erhoben alle ein Beifallsgeschrei und forderten ihn auf, sich zu Tische zu setzen.

Während der beiden ersten Gänge ging alles gut. Mein Onkel sprudelte von Geist und Witz; aber beim Nachtisch erhitzten sich die Köpfe: alles begann auf einmal zu schreien. Bald war die Unterhaltung nur noch ein Geklingel von Epigrammen, großen Worten und witzigen Einfällen, die alle auf einmal herausfuhren und sich gegenseitig zu übertönen suchten; alles bildete einen Lärm, wie wenn mit einem Dutzend Gläser zugleich angestoßen würde.

„Meine Herren,“ rief der Advocat Page, „ich muß Ihnen etwas aus meiner letzten Vertheidigungsrede zum Besten geben. Hören Sie die Geschichte:

„Zwei Esel waren auf einer Wiese in hitzigen Kampf gerathen. Der Herr des einen, ein schrecklicher Taugenichts, wie sich denken läßt, läuft herbei und schlägt den andern Esel. Aber dieser Vierfüßler war nicht geduldiger Natur; er beißt unsern Mann in den kleinen Finger. Der Eigenthümer des Esels, der gebissen hat, wird als verantwortlich für das Benehmen und die Heldenthaten seines Thieres vor den Herrn Amtsrichter geladen.“

„Ich war Advocat des Angeklagten. Bevor ich auf den Thatbestand eingehe, sagte ich zum Amtsrichter, muß ich Sie über die Moralität des Esels, den ich vertheidige, so wie über die des Klägers aufklären. Unser Esel ist ein vollkommen harmloser Vierfüßler; er genießt die Achtung aller derer, die ihn kennen, und der Flurhüter hat vor

ihm eine persönliche Hochachtung. Ich fordere den Mann, der zu unserer Gegenpartei gehört, auf, sich ebenfalls auszusprechen. Unser Esel hat ein Zeugnis von dem Bürgermeister seiner Gemeinde aufzuweisen — und dieses Zeugnis war wirklich vorhanden — das ihm seine Moralität und seine gute Führung attestirt. Wenn der Kläger ein gleiches Zeugnis vorzeigen kann, so sind wir bereit, ihm tausend Thaler Entschädigungsgelder auszuzahlen."

„Gambrinus möge dich segnen!" sagte mein Onkel; „jetzt muß uns der Dichter Millot-Ratant sein heiliges Weihnachtslied vorsingen:

Auf die Knie, Christen, auf die Knie!

Es ist eminent lyrisch! Diesen schönen Vers kann ihm nur der heilige Geist eingegeben haben."

„Mache du nur erst einen solchen," rief der Schneider, der eine sehr reizbare Galle hatte.

„Gut herausgebissen!" erwiderte mein Onkel.

„Silentium!" unterbrach hier der Advocat Page, mit aller Gewalt auf den Tisch klopfend; „ich erkläre dem hohen Gerichtshofe, daß ich meine Vertheidigungsrede vollenden will."

„Gleich, gleich," sagte mein Onkel, „du bist noch nicht betrunken genug, um eine Rede halten zu können."

„Und ich, ich erkläre dir, daß ich augenblicklich reden will. Wer bist du mit deinen fünf Fuß und zehn Zoll, um einen Advocaten vom Sprechen abhalten zu können?"

„Sei auf deiner Hut, Page," fiel der Notar Arthus ein, „du bist nur ein Mann der Feder und hast es mit einem Manne zu thun, der den Degen führt!"

„So gehört es sich für einen Mann von der Gabel, für einen Lachsvertilger, von Männern mit dem Degen zu reden; nur vor Gekochtem könntest du Einem Furcht einjagen."

„Benjamin ist in der That schrecklich," sagte der Archi-

tekt. Er ist ein wahrer Löwe: mit einem Schlage seines Zopfes könnte er einen Menschen niederschmettern."

„Meine Herren," sagte mein Großvater, sich erhebend, „ich trete für meinen Schwager als Bürge ein; er hat nie anders als mit seiner Lancette Blut vergossen."

„Wagst du das wirklich zu behaupten, Machecourt?"

„Und wagst du, Benjamin, etwa das Gegentheil zu behaupten?"

„Dann wirst du mir für diese Beleidigung sofort Genugthuung geben; und da wir hier nur einen Degen haben, nämlich den meinigen, so will ich die Scheide behalten und du kannst die Klinge nehmen."

Mein Großvater, der seinen Schwager sehr liebte, nahm, um ihm nicht zu widersprechen, die Herausforderung an. Als sich die beiden Gegner erhoben, sagte der Advocat Page:

„Einen Augenblick, meine Herren; man muß die Kampfbedingungen ordnen."

„Ich schlage vor, daß jeder der beiden Gegner, damit er nicht vor der Zeit falle, seinen Secundanten am Arme halte."

„Angenommen!" riefen alle Gäste.

„Bist du da, Benjamin?"

„Hast du deinen Platz eingenommen, Machecourt?"

Mit seinem ersten Degenhiebe schlug mein Großvater Benjamins Scheide mitten durch, als wäre sie eine Haarlocke gewesen, und brachte ihm an der Handwurzel eine leichte Schnittwunde bei, die ihn zwang, wenigstens acht Tage lang mit der linken Hand zu trinken.

„Der ungeschickte Kerl!" rief Benjamin, „er hat mich verwundet."

„Und weshalb," erwiderte mein Großvater mit einer reizenden Gutmüthigkeit, „hast du denn einen Degen, der schneiden kann?"

„Einerlei, ich will Genugthuung, und habe noch genug,

um dich um Gnade flehen zu lassen, die Hälfte dieser Scheide."

„Nein, Benjamin," versetzte mein Großvater, „die Reihe ist an dir, den Degen zu ergreifen. Wenn du mich ritzest, werden wir jeder gewonnen haben und brauchen nicht weiter zu spielen."

Durch diesen Unfall ernüchtert, wollten die Gäste wieder nach der Stadt zurückkehren.

„Nein, meine Herren," rief Benjamin mit seiner Stentorstimme, „jeder möge auf seinen Platz zurückkehren; ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Machecourt hat sich bei seinem Probehiebe auf die bewunderungswürdigste Weise benommen; er ist im Stande sich mit dem mörderischesten aller Barbiere zu messen, vorausgesetzt, daß dieser ihm den Degen abtritt und die Scheide behält. Ich schlage deshalb vor, ihn zum Fechtmeister zu ernennen; nur unter dieser Bedingung kann ich darauf eingehen, ihn leben zu lassen; und gehen sie auf meinen Vorschlag ein, so bin ich sogar erbötig, ihm meine linke Hand zu reichen, da er mich an der rechten verstümmelt hat."

„Benjamin hat recht!" riefen eine Menge Stimmen; „bravo Benjamin, man muß Machecourt als Fechtmeister anerkennen. Gehe jeder wieder auf seinen Platz!"

Die Nachricht von diesem Unfalle hatte sich jedoch in Clamecy verbreitet. Während sie von Mund zu Munde ging, hatte sie außerordentlich an Umfang gewonnen, und als sie zu meiner Großmutter gelangte, hatte sie eine riesenhafte Größe angenommen und war zu einem von ihrem Manne an der Person ihres Bruders verübten Morde aufgebauscht worden.

Aber in einem Körper, der nur eine Elle groß war, trug meine Großmutter einen Charakter voller Festigkeit und Energie. Sie ging nicht zu ihren Nachbarn, Klagegeschrei auszustoßen und sich das Gesicht mit Essig besprengen zu lassen. Mit dieser Geistesgegenwart, welche

der Schmerz starken Seelen verleiht, erkannte sie sofort, was sie zu thun hatte. Sie ließ ihre Kinder zu Bett gehen, nahm alles Geld, welches sich im Hause vorfand, und die wenigen Schmucksachen, die sie besaß, um ihrem Manne die Mittel zur Flucht, wenn eine solche nöthig wäre, zu gewähren, machte, um den Verwundeten, falls er noch leben sollte, zu verbinden, aus zu Bandagen und Charpie geeigneter Leinewand ein Paquet, zog aus ihrem Bette eine Matratze und bat einen Nachbar ihr mit derselben zu folgen, und machte sich darauf, nachdem sie sich in ihren Kappenmantel gehüllt hatte, ohne Schwanken auf den Weg zu der verhängnisvollen Weinschenke.

Als sie in die Vorstadt einbog, begegnete sie ihrem Gatten, den man, mit einem Strohkranze geschmückt, im Triumphe zurückbegleitete. Er war auf den linken Arm Benjamins gestützt, der aus vollem Halse schrie:

„Allen Anwesenden machen wir hiermit kund und zu wissen, daß der edele Herr Machecourt, Gerichtsdiener Seiner Majestät, soeben zum Fechtmeister ernannt worden ist, zur Belohnung . . .“

„Betrunkener — Hund!“ rief meine Großmutter, als sie Benjamin gewahrte, und unfähig, der Erregung, die sie seit einer Stunde zu ersticken drohte, länger Widerstand entgegenzusetzen, fiel sie auf das Straßenpflaster. Man mußte sie auf der Matratze, die sie für ihren Bruder bestimmt hatte, nach ihrer Wohnung zurücktragen.

Was diesen anlangt, so erinnerte er sich seiner Wunde erst am nächsten Morgen beim Anziehen seines Rockes wieder; aber seine Schwester hatte ein starkes Fieber. Acht Tage war sie gefährlich krank, und während dieser Zeit wich Benjamin nicht vom Kopfende ihres Bettes. Als sie ihn zu hören im Stande war, versprach er ihr, daß er von nun an ein geordneteres Leben führen wollte und entschieden daran dächte, seine Schulden zu bezahlen und sich zu verheirathen.

Meine Großmutter wurde bald wieder hergestellt. Sie beauftragte ihren Mann, für Benjamin eine Frau zu suchen.

Einige Zeit darauf langte eines Abends im November mein Großvater, bis auf den Rücken mit Koth besprengt, aber freudestrahlend zu Hause an.

„Ich habe mehr gefunden, als wir hofften," rief der herrliche Mann, seinem Schwager die Hände drückend. „Jetzt, Benjamin, wirst du reich und kannst Fische wie die Matrosen essen, so oft du willst."

„Aber was hast du denn gefunden?" fragten meine Großmutter und Benjamin gleichzeitig.

„Eine einzige Tochter, eine reiche Erbin, die Tochter des Vaters Minxit, mit dem wir vor einem Monat auf dem Trinkgelage zusammen waren."

„Jenes Dorfarztes, der den Urin untersucht?"

„So ist es. Er nimmt dich ohne irgend einen Einwand an; er ist von deinem Geiste entzückt; er hält dich wegen deines Benehmens und deiner Beredsamkeit für vollkommen geeignet, ihm in seinem Gewerbe hilfreich beizustehen."

„Zum Teufel!" sagte Benjamin, sich den Kopf kratzend, „ich kümmere mich den Kuckuk um die Untersuchung des Urins."

„Ei, die allergrößte Kleinigkeit! Bist du erst sein Schwiegersohn, dann schickst du ihn mit seinen Medicinflaschen aus und führst dein Frauchen nach Clamecy."

„Ja, aber hat Fräulein Minxit nicht rothe Haare?"

„Sie ist nur blond, Benjamin, ich gebe dir mein Ehrenwort darauf."

„Man sollte meinen, ihr wäre eine ganze Hand voll Sommersprossen ins Gesicht geworfen."

„Ich habe sie heute Abend gesehen und versichere dich, daß es nicht der Rede werth ist."

„Und überdies ist sie fünf Fuß drei Zoll groß. Ich

fürchte wahrhaftig die menschliche Rasse zu verderben, wir werden Kinder wie Hopfenstangen erzeugen."

„Alles, was du da sagst, sind schlechte Scherze," bemerkte meine Großmutter; „ich bin gestern deinem Tuchhändler begegnet, er will durchaus bezahlt werden, und du weißt wohl, daß dich dein Friseur nicht mehr frisiren will."

„So willst du also, liebe Schwester, daß ich Fräulein Minxit heirathen soll; aber du weißt nur nicht, was Minxit bedeutet."

„Und weißt du es, Machecourt?"

„Ohne Zweifel weiß ich es; es bedeutet Vater Minxit."

„Hast du Horaz gelesen, Machecourt?"

„Nein, Benjamin."

„Nun wohl. Horaz hat gesagt: Num minxit patrios cineres. Es ist dieses schuftige Praeteritum, das mich in Aufruhr versetzt, zumal meine liebe Schwester nicht mehr krank ist. Herr Minxit, Frau Minxit, Herr Rathery Benjamin Minxit, der kleine Jean Rathery Minxit, der kleine Peter Rathery Minxit, die kleine Adele Rathery Minxit. Ach, in unserer Familie wird eine Kraft liegen, um eine Mühle in Bewegung zu setzen. Und, frei herausgesagt, liegt mir auch gar nichts am Heirathen. In einem Liede heißt es:

. . . Wie glücklich lebt man
In der Ehe Rosenbanden.

Aber dieses Lied weiß nicht, was es besingt. Nur ein alter Junggesell kann gedichtet haben

. . . Wie glücklich lebt man
In der Ehe Rosenbanden.

Wäre der Mann frei, sich eine Lebensgefährtin zu wählen, so würde es ja am Ende ganz gut sein; aber der Drang der Umstände zwingt uns immer, uns auf eine lächerliche und unseren Wünschen zuwiderlaufende Weise zu verheirathen. Der Mann heirathet eine Mitgift und die Frau ein Gewerbe. Hat man dann die Hochzeit mit

all diesen schönen darauffolgenden Sonntagen hinter sich, ist man in die Einsamkeit seiner Häuslichkeit zurückgekehrt, so gewahrt man, daß man nicht zusammenpaßt. Der eine ist geizig und der andere verschwendet, die Frau ist gefallsüchtig und der Mann eifersüchtig; aber man muß in dem eisernen Reifen leben, in den man sich einmal eingeschlossen hat, und zusammenbleiben usque ad vitam aeternam."

„Ist er etwa betrunken?" fragte mein Großvater leise seine Frau.

„Weshalb?" erwiderte diese.

„Weil er ganz vernünftig spricht."

Indessen brachte man meinem Onkel Vernunft bei, und es wurde beschlossen, er sollte den nächsten Sonntag Fräulein Minxit besuchen.

3. Wie mein Onkel einen alten Gerichtsdiener und einen Pudel traf, was ihn verhinderte, Fräulein Minxit zu besuchen.

Am nächsten Sonntage war mein Onkel schon früh acht Uhr rein angezogen und frisirt, er erwartete, um sich auf den Weg zu machen, nur noch ein Paar Schuhe, die ihm Cicero, dieser famose Bekanntmacher, dessen wir schon erwähnt haben und der die Profession des Schusters mit der eines Trommlers verband, bringen sollte.

Cicero säumte nicht zu kommen. Zu dieser schönen Zeit war es Sitte, daß man, wenn ein Handwerker ein Stück Arbeit brachte, ihn nicht fortgehen ließ, ohne ihm einige Gläser Wein vorgesetzt zu haben. Es mag dies sein Unangenehmes gehabt haben, ich will es zugeben; aber diese wohlthuende Freundlichkeit brachte die Stände einander näher; der Arme wußte dem Reichen für dieses freundliche Entgegenkommen Dank und beneidete ihn nicht. Auch hat man während der Revolution bewundernswerthe Beispiele von Hingabe der Diener an ihre Herrschaften,

der Pächter an ihre Großgrundbesitzer, der Handwerker an ihre Gönner gesehen, die in unserer Zeit insolenten Hochmuthes und lächerlichen Stolzes nicht wieder vorkommen würden.

Benjamin bat seine Schwester, eine Flasche Weißwein zu holen, um Cicero zuzutrinken. Seine Schwester holt erst eine, dann die zweite, die dritte und bis zur siebenten.

„Liebe Schwester, ich bitte dich noch um eine Flasche."

„Aber weißt du nicht, Unglückseliger, daß das schon die achte ist?"

„Du weißt wohl, liebe Schwester, daß unsere Rechnungen nie stimmen."

„Aber du weißt doch noch hoffentlich, daß du einen Gang zu machen hast?"

„Nur noch diese einzige Flasche, und ich gehe."

„Ja, du bist in einem schönen Zustande zu gehen; und wenn man dich nun zu einem Kranken abholte?"

„Du verstehst, meine gute Schwester, die Wirkungen des Weines wenig zu würdigen. Man sieht wohl, daß du nur das helle Wasser aus unserem Bache trinkst. Soll ich gehen? Nun, mein Schwerpunkt befindet sich noch immer an demselben Platze. Soll ich Ader lassen? . . . Bei der Gelegenheit fällt mir ein, liebe Schwester, daß ich dir zur Ader lassen muß: Machecourt hat es mir noch heute beim Weggehen anbefohlen. Du beklagtest dich heute Morgen über starkes Kopfweh, ein Aderlaß wird dir gut thun! Und Benjamin holte sein Besteck hervor und meine Großmutter bewaffnete sich mit den Pincetten.

„Zum Teufel, du bist eine sehr widerspenstige Kranke. Nun wohl, wir wollen einen Vergleich eingehen; ich will dir nicht zur Ader lassen und du holst uns dafür eine achte Flasche Wein herauf."

„Ich hole kein Glas mehr herauf."

„So muß ich ihn also heraufholen," versetzte Benjamin

und schlug, die Flasche nehmend, den Weg nach dem Keller ein.

Da meine Großmutter kein besseres Mittel hatte, um ihn zurückzuhalten, so hängte sie sich an seinen Zopf; aber ohne sich darum zu kümmern, ging Benjamin mit so festem Schritte in den Keller, als hinge ihm kein Bündel Flicken hinten am Zopfe, und kam mit der vollen Flasche zurück.

„Es macht wirklich Mühe, meine liebe Schwester, um einer schlechten Flasche Weißwein willen zu zweit in den Keller zu gehen. Aber ich muß dich im Voraus davon in Kenntnis setzen, daß du mich, wenn du bei diesen schlechten Gewohnheiten beharrest, zwingen wirst, mir den Zopf abschneiden zu lassen."

Gleichwohl bestand Benjamin, der den Marsch nach Corvot soeben erst als eine lästige Frohne betrachtet hatte, darauf, jetzt aufzubrechen. Um ihm die Möglichkeit zu benehmen, hatte meine Großmutter seine Schuhe in den Schrank geschlossen.

„Ich sage dir, daß ich gehen werde!"

„Ich sage dir, daß du nicht gehen wirst!"

„Willst du, daß ich dich bis zu Herrn Minxit an meinem Zopfende tragen soll?"

Dieser Dialog fand zwischen Bruder und Schwester statt, als mein Großvater anlangte. Er machte dem Streite durch die Erklärung ein Ende, daß er morgen in la Chapelle zu thun hätte und Benjamin mitnehmen würde.

Mein Großvater war noch vor Tagesanbruch auf den Beinen. Als er seine Ausfertigung gekritzelt und darunter geschrieben hatte: „Die Kosten belaufen sich auf sechs Francs und vier Sous," wischte er seine Feder an dem Aermel seines Oberrockes ab, steckte seine Brille sorgsam in ihr Futteral und ging hin, Benjamin zu wecken. Dieser schlich wie der Prinz von Condé -- wenn der Prinz über=

haupt nicht blos that, als ob er schliefe — am Abende vor einer Schlacht.

„Auf, auf, Benjamin; es ist schon heller Tag."

„Du irrst dich," erwiderte Benjamin brummend und drehte sich nach der Wand um, „es ist noch stockfinstere Nacht."

„Hebe nur den Kopf in die Höhe, dann wirst du auf den Dielen den hellen Sonnenschein sehen."

„Ich sage dir, daß es nur der Schein der Laterne ist."

„Du willst also heute wieder nicht gehen?"

„Nein; ich träumte die ganze Nacht von hartem Brot und dem elendesten Krätzer. Wollten wir uns heut auf den Weg machen, würde uns nur Unglück treffen können."

„So erkläre ich dir denn, daß ich dir, wenn du nicht in zehn Minuten aufgestanden bist, deine liebe Schwester schicken werde. Erhebst du dich jedoch, so stecke ich den Anker alten Weines an, den du ja kennst."

„Es ist aber doch richtiger Pouillyer, nicht wahr?" sagte Benjamin, indem er eine sitzende Stellung einnahm, „du giebst mir dein Ehrenwort darauf?"

„Ja, auf Gerichtsdienerwort!"

„Dann geh und stecke deinen Anker an; aber ich sage dir vorher, daß, wenn uns unterwegs ein Unglück begegnet, du allein dafür meiner Schwester gegenüber verantwortlich bist."

Eine Stunde später befanden sich mein Onkel und mein Großvater auf dem Wege nach Mulot. In einiger Entfernung von der Stadt begegneten sie zwei armen Landleuten, von denen der eine ein Kaninchen unter dem Arme und der andere zwei Hühner in einem Korbe trug. Der erste sagte zu seinem Reisegefährten:

„Wenn du Herrn Cliquet sagen willst, daß mein Kaninchen aus meinem eignen Gehege ist und du selbst gesehen hast, wie ich es in einer Schlinge fing, dann zeigst du dich als echten Freund."

„Ich will es schon thun,“ versetzte dieser, „aber unter der Bedingung, daß du der Frau Deby sagst, meine Hühner legten zweimal am Tage und zwar Eier wie Enteneier.“

„Ihr seid mir ein paar liebenswürdige Spitzbuben,“ sagte mein Großvater, „ich werde euch an einem der nächsten Tage von dem Herrn Polizeicommissarius an den Ohren zupfen lassen.“

„Und ich, meine Freunde,“ sagte Benjamin, „bitte euch, jeder dieses Zehnpfennigstück annehmen zu wollen.“

„Das ist eine wohlangewandte Freigebigkeit,“ versetzte mein Großvater die Achseln zuckend. „Wahrscheinlich wirst du dem ersten anständigen Bettler deine flache Klinge zu kosten geben, da du dein Geld an diese beiden Taugenichtse hinwirfst.“

„Taugenichtse in deinen Augen, Machecourt, der du immer nur die Oberfläche jedes Dinges siehst; aber in meinen Augen sind es zwei Philosophen. Sie haben eine Maschine erfunden, die richtig organisirt das Glück dieser beiden ehrlichen Leute begründen würde.“

„Und was ist denn das für eine Maschine,“ entgegnete mein Großvater mit ungläubiger Miene, „die diese beiden Philosophen, welche ich tüchtig durchprügeln würde, wenn wir Zeit hätten uns aufzuhalten, erfunden haben?“

„Diese Maschine ist einfach,“ erwiderte mein Onkel, „ich will dir ihre Thätigkeit beschreiben:“

„Wir sind unserer zehn Freunde, die wir uns nicht zu einem Frühstücksessen vereinen, sondern um unser Glück zu machen.“

„Sich dazu vereinen verlohnt sich wenigstens der Mühe,“ sagte mein Großvater, ihn unterbrechend.

„Wir sind alle zehn intelligent, gewandt, wenn es noth thut sogar schlau. Wir reden stolz und stellen wunderbare Erörterungen an; wir springen mit dem Worte mit derselben Geschicklichkeit um, wie der Taschenspieler mit seinen

Kügelchen. Was die Moralität der Sache anlangt, so sind wir in unserem Fache alle befähigt, und wer guten Willen hat, kann, ohne sich allzusehr zu compromittiren, behaupten, daß wir mehr werth sind als unsere Collegen."

„Wir bilden, in allem Guten und in allen Ehren, eine Gesellschaft, um uns gegenseitig herauszustreichen, um unser kleines Verdienst zu rühmen und zu preisen."

„Ich verstehe," sagte mein Großvater, „der eine verkauft Rattengift und hat nur einen einzigen Kräuterkasten, der andere Schweizerthee und hat nur einige Mauerpflanzen. Ihr vereinigt euere Mittel, um Aufsehen zu erregen und . . ."

„Du triffst es genau," unterbrach ihn Benjamin. „Du begreifst, daß wenn die Maschine richtig im Gange ist, jedes Vereinsglied neue Instrumente um sich hat, die einen gräulichen Lärm machen."

„Wir neun sagen: der Advocat Page trinkt zu viel, aber ich glaube, daß dieser verteufelte Kerl die Logik auf Flaschen gezogen hat. Alle Prozesse, die er gewinnen will, gewinnt er auch, und am andern Tage erwirkt er einem Edelmanne, der einen Bauer halb todt geprügelt hatte, bedeutenden Schadenersatz."

„Der Gerichtsvollzieher Parlanta ist allerdings allzu listig; aber er ist der Hannibal der Gerichtsvollzieher. Seiner Zwangsverhaftung kann sich Niemand entziehen; um ihm zu entrinnen, müßte sein Schuldner keinen Körper haben. Er würde einem Herzog und Pair die Hand auf die Schulter legen."

„Was den Benjamin Rathery anlangt, so ist er ein sorgloser Mann, der sich über alles lustig macht und dem Fieber in das Gesicht lacht, wenn du willst, ein Mann, der nur für Schüssel und Flasche Sinn hat. Aber gerade deswegen würde ich ihn seinen Collegen vorziehen. Er sieht nicht wie diese finsterblickenden Aerzte aus, deren Kunden schon einen ganzen Kirchhof füllen; er ist zu lustig

und hat eine viel zu gute Verdauung, um sich viel Todesfälle vorwerfen zu müssen."

„So findet sich jedes Vereinsglied mit neun multiplicirt . . ."

„Wird dir dies aber," fiel ihm mein Großvater in das Wort, „neun rothe Röcke eintragen? Was bringt ein neunfacher Benjamin Rathery hervor?"

„Er bringt einen neunhundertfachen Machecourt hervor!" versetzte Benjamin lebhaft. „Aber lasse mich mit meiner Beweisführung erst zu Ende kommen. Nachher kannst du Witze reißen."

„Das sind also neun leibhaftige Reclamen, die überall eindringen, die dir am nächsten Tage wiederholen, was sie dir den Tag vorher unter anderer Form gesagt haben; neun Anschlagzettel, die da reden, die die Vorübergehenden am Arme festhalten; neun Genossen, die durch die Stadt umherziehen, discutiren, einfache und Doppelschlüsse machen und alle auslachen, die nicht ihrer Ansicht sind."

Daraus ergiebt sich, daß sich Pages, Rapins und Ratherys Ruf, der sich bisher in dem Umfange ihrer kleinen Stadt mühselig wie ein Advocat in seinem Trugschlusse dahinschleppte, plötzlich mit überwältigender Kraft in die Höhe schwingt. Gestern besaß er keinen Fuß, heute besitzt er Flügel. Er dehnt sich wie Gas aus, nachdem man den Behälter, in welchem es eingeschlossen war, geöffnet hat. Er verbreitet sich durch die ganze Provinz. Die Kunden kommen zu diesen Leuten von allen Punkten des Gerichtssprengels; sie kommen von Süden und Norden, von Morgen und Abend her, wie in der Offenbarung Sanct Johannis die Auserwählten zu der Stadt Jerusalem kommen. Nach Verlauf von fünf bis sechs Jahren besitzt Benjamin Rathery ein schönes Vermögen, welches er unter großem Lärm von Gläsern und Flaschen an Frühstücks- und Mittagstafeln verzehrt; du, Machecourt, bist nicht mehr Ueberbringer der Executionsanzeigen, ich

habe dir eine Landrichterstelle gekauft. Deine Frau rauscht wie eine Großstädterin in Seide und Spitzen einher; dein Aeltester, der schon ein frommes Kind ist, tritt in das geistliche Seminar ein. Dein Zweiter, der kränklich und gelb wie ein Kanarienvogel ist, studirt die Arzneiwissenschaft; ich trete ihm meinen Ruf und meine alten Kunden ab und unterhalte ihn mit rothen Röcken. Aus deinem Jüngeren machen wir einen Rechtsgelehrten. Deine Aelteste heirathet einen Mann von der Feder und die Jüngste verheirathen wir mit einem reichen Bürger, die Maschine aber setzen wir den Tag nach der Hochzeit auf den Boden."

„Ja, aber deine Maschine hat einen kleinen Fehler, ehrliche Leute können sie nicht gebrauchen!"

„Weshalb denn?"

„Deshalb."

„Aber rede doch endlich!"

„Weil ihre Wirkung unmoralisch ist."

„So beweise es mir, mit deinen Wenn und Aber!"

„Geh mit deinen Wenn und Aber deiner Wege. Du, ein Gelehrter, urtheilst nach deinem Geiste; ich dagegen, ein schlichter Unterbeamter, lasse mich von meinem Gewissen leiten. Ich behaupte, daß kein Mensch, der sein Vermögen durch andere Mittel als Arbeit und Talente erwirbt, rechtmäßiger Besitzer desselben ist."

„Was du da sagst, Machecourt, ist sehr wahr," rief mein Onkel, „du hast vollkommen recht! Das Gewissen ist von allen Denklehren die beste, und der Charlatanismus ist, unter welcher Form er sich auch verbirgt, immer eine Prellerei. Zerbrechen wir also unsere Maschine und reden nicht mehr davon."

Unter diesem Geplauder näherten sie sich dem Dorfe Moulot; auf der Schwelle einer Weinbergsthür, fast ganz von Brombeerstauden bedeckt, deren von der Kälte braun und roth gewordene Ranken wie in Unordnung gerathene Haare bunt durcheinanderfielen, gewahrten sie eine Art

Soldat. Dieser Mann trug die Ueberreste eines Dreimasters ohne Kokarde; sein ruinenhaftes Gesicht hatte eine steinartige Farbe, diese goldgelbe Farbe, wie sie alte Monumente in der Sonne zu haben pflegen. Die beiden Seiten seines weißen Schnurrbartes rahmten seinen Mund wie zwei Parenthesen ein. Er war mit einer alten Uniform bedeckt; quer über einen der Aermel zog sich eine fast ganz zerrissene Tresse. Der andere, seines Abzeichens beraubte Aermel hatte die Gestalt eines Rechteckes, dessen Stoff sich übrigens durch neuere Wolle und eine dunklere Schattirung auszeichnete. Seine nackten, vor Kälte geschwollenen Beine waren roth, wie rothe Rüben. Er ließ aus einer Feldflasche einige Tropfen Branntwein auf alte Stücke Schwarzbrot fallen; ein Pudel von der großen Rasse saß vor ihm auf den Hinterbeinen und folgte allen seinen Bewegungen, als wäre er stumm und könnte nur mit den Augen auf die Befehle seines Herrn lauschen.

Mein Onkel wäre lieber vor einer Schenke vorübergegangen als vor diesem Manne. Auf der Seite des Weges stehenbleibend, sagte er:

„Das ist ein schlechtes Frühstück, Kamerad!"

„Ich habe schon schlechtere essen müssen, aber Fontenoy und ich, wir haben guten Appetit."

„Wer ist Fontenoy?"

„Mein Hund, dieser Pudel, den Sie da sehen."

„Potzblitz, das ist ein schöner Name für einen Hund. Der Ruhm ist allerdings für die Könige, weshalb sollte er aber nicht auch für die Pudel sein?"

„Es ist sein Spitzname," erklärte der Sergeant, „sein Familienname ist Azor."

„Und weshalb nennen Sie ihn Fontenoy?"

„Weil er in der Schlacht bei Fontenoy einen englischen Kapitän zum Gefangenen gemacht hat."

„Und in welcher Weise denn?" sagte mein Onkel ganz verwundert.

„In sehr einfacher Weise, indem er ihn an einem Rockschooße festhielt, bis ich ihm die Hand auf die Schulter legen konnte. Wie er da geht und steht, ist Fontenoy in die Tagesordnung aufgenommen worden und hat die Ehre gehabt, Ludwig XV. vorgestellt zu werden, der mir zu sagen geruht hat: ‚Sergeant Duranton, Sie haben da einen schönen Hund!‘“

„Das ist ja ein gegen die Vierfüßler sehr leutseliger König; ich wundere mich, daß er Ihrem Pudel kein Adelspatent verliehen hat. Wie geht es denn zu, daß Sie den Dienst eines so guten Königs verlassen haben?“

„Weil man mir ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt hat,“ sagte da der Sergeant mit rothglühendem Auge und zornschnaubender Nase. „Seit zehn Jahren trage ich diese goldenen Tressen auf dem Arme. Alle Feldzüge unter Moritz von Sachsen habe ich mitgemacht und trage mehr Narben auf dem Leibe, als für zwei Dienstlisten nöthig wären. Sie hatten mir die Epaulette versprochen, aber den Sohn eines Webers zum Officier ernennen, wäre ein Scandal gewesen, daß sich alle Taubenflügel des Königreiches Frankreich und Navarra vor Frost geschüttelt hätten. Sie haben mir einen kleinen frisch aus der Eierschale gekrochenen Junker vorgezogen. Die Sorte wird sich ja auch tödten lassen, denn tapfer sind sie, das kann man ihnen nicht nehmen; aber sie können nicht commandiren: ‚Augen . . . rechts!‘“

Auf dieses von dem Sergeanten scharf betonte Commandowort richtete der Pudel militärisch die Augen nach rechts.

„Sehr schön, Fontenoy!“ sagte sein Herr, „aber du weißt, daß wir nicht mehr im Dienste sind.“ Darauf fuhr er fort: „Ich habe dies dem allerchristlichsten Könige nicht verzeihen können; von diesem Augenblicke an habe ich mich mit ihm überworfen und ihn um meinen Abschied gebeten, den er mir gnädigst bewilligt hat.“

„Sie haben recht daran gethan, mein Tapferer,“ rief Benjamin, indem er den alten Soldaten auf die Schulter schlug, eine höchst unvorsichtige Bewegung, für die ihn der Pudel beinahe gebissen hätte. „Wenn Ihnen an meiner Billigung gelegen ist, so gebe ich sie Ihnen ohne Einschränkung; die Edelleute haben mir nie in meinem Avancement geschadet; aber das hält mich nicht ab, sie aus vollem Herzen zu hassen.“

„Dann ist es wenigstens ein ganz platonischer Haß,“ unterbrach ihn mein Großvater.

„Sage lieber ein ganz philosophischer Haß, Machecourt. Der Adel ist das sinnloseste von allen Dingen; er ist eine flagrante Empörung des Despotismus gegen den Schöpfer. Hat Gott einige Gräser auf der Wiese höher wachsen lassen als die anderen, und hat er den Vögeln Wappenschilde auf die Flügel und dem Rothwilde auf das Fell geprägt? Was giebt diese höheren Menschen zu erkennen, die ein König durch Adelspatente schafft, wie er einen Salzbedienten und einen Salzhöker macht? Von heutigem Datum an werdet ihr den edelen Herrn so und so als einen höheren Menschen anerkennen. Unterzeichnet Ludwig XVI., und etwas weiter unten Choiseul! Das ist eine prachtvoll begründete Erhöhung!“

„Ein Bürgerlicher ist von Heinrich IV. zum Grafen ernannt worden, weil ihm dieser mit einem guten Ei aufgewartet hatte; ein Kapaun zu dem Ei und er wäre Marquis geworden; es wäre dazu weder mehr Tinte noch mehr Pergament nöthig gewesen. Jetzt haben die Sprößlinge dieser Menschen die Berechtigung, uns zu prügeln, uns, deren Vorfahren keine Gelegenheit gehabt haben, einem Könige einen Kapaunflügel anzubieten.“

„Und nun wollen wir einmal ein wenig zusehen, worauf es bei den erlauchten Gebietern dieser Erde ankommt: Wäre das Ei etwas mehr oder etwas weniger gekocht gewesen; hätte man eine Messerspitze Salz mehr

oder eine Messerspitze Pfeffer weniger hinzugethan; wäre eine wenig Ruß in den Untersatz oder ein wenig Asche auf die Brotschnitte gefallen; hätte man ein wenig früher oder ein wenig später gedeckt, so gäbe es eine adelige Familie weniger in Frankreich! Und das Volk beugt die Stirn vor einer solchen Hoheit! O, ich wünschte Frankreich, wie einst Caligula dem römischen Volke, nur ein einziges Paar Backen, um es ohrfeigen zu können."

„Aber sage mir doch, du schwaches Volk, welchen Werth findest du denn in den drei Buchstaben, welche diese Leute vor ihren Namen setzen? Wird ihr Leib dadurch um einen Zoll stärker? Haben sie im Blute mehr Eisen als wie du? Ist mehr Gehirnmasse in dem Knochengehäuse ihres Kopfes? Können sie einen schwereren Säbel schwingen als du? Heilt dieses wunderbare ‚von' Skropheln? Schützt es seinen Besitzer vor der Kolik, wenn er zu viel gegessen, oder vor dem Rausche, wenn er zu viel getrunken hat? Siehst du nicht, daß diese Grafen, diese Barone, diese Marquis nur Anfangsbuchstaben sind, die trotz des Platzes, welchen sie in der Linie einnehmen, nur den Werth einfacher Buchstaben haben? Wenn ein zum Pair ernannter Herzog und ein Holzhauer zusammen in einer Savanne Amerikas oder inmitten der Wüste Saharas wären, so möchte ich wohl wissen, wer von den beiden der edelste sein würde?"

„Ihr Urahne führte den Rundschild, und dein Vater machte baumwollene Mützen; was beweist das nun für sie und gegen dich? Kommen sie mit dem Rundschild ihres Urahnen zur Seite auf die Welt? Haben sie seine Narben auf ihrer Haut? Was ist das für eine Hoheit, die sich vom Vater auf den Sohn überträgt, wie man eine neue Kerze an der erlöschenden anzündet? Sind die Pilze, die aus den Ueberresten einer abgestorbenen Eiche hervorwachsen, etwa Eichen?"

„Wenn ich höre, daß der König wieder eine neue Adels=

familie geschaffen hat, so kommt es mir vor, als sähe ich einen Landmann einen großen, zu nichts nutzen Mohnkopf auf sein Feld pflanzen, der mit seinem Samen zwanzig Furchen inficiren und alle Jahre nur vier große rothe Blätter hervorbringen wird. So lange es indeß Könige giebt, wird es auch Adelige geben. Die Könige machen Grafen, Marquis, Herzöge, damit die Bewunderung bis zu ihnen hinauf stufenweise steigt. Im Verhältnisse zu ihnen sind die Adeligen nur die Kleinigkeiten vorn an der Thür, die Eingangsposse, welche den Maulaffen einen Vorgeschmack von den Herrlichkeiten der eigentlichen Zauberposse giebt. Ein König ohne Adel würde ein Salon ohne Vorzimmer sein; aber diese Lüsternheit ihrer Eigenliebe wird ihnen theuer zu stehen kommen. Es ist unmöglich, daß zwanzig Millionen Menschen stets einwilligen werden, nichts im Staate zu sein, nur damit einige tausend Hofleute etwas vorstellen; wer Privilegien ausgesäet hat, muß Revolutionen ernten. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo alle diese glänzenden Wappenschilder in das Wasser geworfen werden, und wo diejenigen, die sich jetzt damit schmücken, des Schutzes ihrer Diener bedürfen."

„Was, du erzählst mir, dein Onkel Benjamin habe dieses alles gesagt?"

„Weshalb nicht?"

„Alles in einem Athem?"

„Unstreitig. Was giebt es denn Erstaunliches dabei? Mein Großvater hatte eine Schleifkanne, die anderthalb Maß faßte, und mein Onkel leerte sie in einem Zuge; er nannte das Tiraden machen."

„Und auf welche Weise haben sich seine Worte erhalten?"

„Mein Großvater hat sie aufgeschrieben."

„Er hatte also auf freiem Felde alles bei sich, was zum Schreiben nöthig war."

„Welche Thorheit! Er war ja Gerichtsdiener."

„Und hat der Sergeant noch etwas zu sagen?"

3*

„Sicherlich. Er muß ja reden, damit ihm mein Onkel darauf antworten kann."

Der Sergeant sagte also:

„Ich bin seit drei Monaten auf dem Wege, ich gehe von einem Meierhofe zum andern und bleibe daselbst, so lange man mich dulden will. Ich lasse die Kinder exerciren, erzähle den Männern unsere Feldzüge und Fontenoy ergötzt die Weiber mit seinen Sprüngen. Mit dem Ankommen habe ich es nicht eilig, denn ich weiß nicht ganz genau, wohin ich gehe. Sie schicken mich an meinen Herd zurück, und ich habe keinen Herd. Der Ofen meines Vater ist längst eingestürzt, und meine Arme sind kraftloser und gebrochener als zwei alte Flintenläufe. Dennoch glaube ich, daß ich in mein Dorf zurückkehren werde. Ich hoffe es daselbst allerdings nicht besser zu haben, als in jeder andern Gegend. Der Boden ist dort eben so hart als anderswo und man trinkt den Branntwein dort nicht aus Wagengeleisen. Aber was thut es? Ich wandere dort immer umher. Es ist nie eine krankhafte Laune. Ich werde die Garnison der Gegend sein. Wollen sie den alten Soldaten nicht ernähren, so werden sie ihn wenigstens einscharren müssen, und," fügte er hinzu, „sie werden wohl die Barmherzigkeit haben, Fontenoy ein wenig Suppe auf meine Grube zu bringen, bis auch er vor Kummer gestorben ist, denn Fontenoy wird mich nicht ganz allein gehen lassen. Wenn wir allein sind und er mich anblickt, verspricht er mir dies, dieser gute Fontenoy."

„Das ist also das Loos, welches sie Ihnen bereitet haben," erwiderte Benjamin. „Die Könige sind in Wahrheit die egoistischsten aller Wesen. Wenn die Schlangen, von denen unsere Dichter so Uebeles reden, eine Literatur hätten, würden sie aus den Königen das Symbol der Undankbarkeit machen. Ich habe irgendwo gelesen, daß, nachdem Gott das Herz der Könige geschaffen hatte, ein Hund es wegschleppte. Deshalb setzte er, um seine Arbeit

nicht von vorn anfangen zu müssen, einen Stein an die Stelle. Das scheint mir sehr wahrscheinlich. Die Capetinger tragen vielleicht an der Stelle des Herzens die Knolle einer Lilie: ich glaube nicht, daß man mir das Gegentheil beweisen kann."

„Weil man jenen Leuten mit Oel ein Kreuz auf die Stirne gezeichnet hat, ist ihre Person erhaben, sie sind Majestät, sie sind Wir anstatt Ich. Sie können nicht böse handeln; wenn ihnen ihr Kammerdiener beim Ueberstreifen des Hemdes wehe thäte, so wäre dies Entheiligung; sie, diese kleinen Wesen, die eine Frau auf dem Arme trägt, deren Wiege unter einem Küchleinkorbe stehen sollte, sind sehr hohe Hoheiten, die allererhabensten Berge. Man sollte eigentlich die Brustwarze ihrer Amme vergolden. Wenn schon ein wenig Oel eine solche Wirkung hat, welche Ehrfurcht sollten wir dann vor den Anchovis haben, die in Oel schwimmen, bis man sie ißt!"

„Bei der Kaste der Sire, dieser hohen Herren, geht der Stolz bis zum Wahnsinn. Man vergleicht sie mit dem Jupiter, den Blitz in der Hand, und sie finden sich durch diesen Vergleich nicht allzu geehrt. Fehlte der Blitz, würden sie sich ärgern. Jupiter hat jedoch die Gicht und es sind zwei Diener nöthig, um ihn an seine Tafel oder an sein Bett zu führen. Der Reimschmied Boileau hat den Winden aus eigener Kraft geboten zu schweigen, weil er mit Ludwig XIV. sprechen wollte:

„Ihr Winde, schweiget jetzt,
Ich muß mit Ludwig reden!"

„Und Ludwig XIV. hat darin nur etwas sehr Natürliches gesehen; allein er hat nicht daran gedacht, den Commandanten seiner Kriegsschiffe zu befehlen, von Ludwig zu reden, um die Stürme zu beruhigen."

„Sie glauben alle, die armen Narren, daß der Raum der Erde, auf dem sie herrschen, ihnen gehört, daß Gott ihnen und ihren Nachkommen das Irdische wie das Unter-

irdische zum Genusse gab. Wenn ein Hofmann ihnen sagen sollte, Gott habe die Seine ganz ausdrücklich nur dazu geschaffen, um das große Bassin der Tuilerien zu speisen, so werden sie ihn für einen Mann von Geist halten. Sie betrachten diese Millionen Menschen, die rings um sie her sind, wie ein Eigenthum, das man ihnen bei Strafe des Hängens nicht bestreiten darf; die einen sind in die Welt gekommen, um ihnen Geld zu liefern, die anderen, um im Kampfe für sie zu sterben; einige, die helleres und rosafarbeneres Blut haben, um ihnen Maitressen zu zeugen. Das alles kommt offenbar von dem Kreuze her, das ihnen ein alter Erzbischof mit seiner gebrechlichen Hand auf die Stirn gezeichnet hat."

„Sie nehmen dir einen Mann in der Kraft der Jugend, legen ihm ein Gewehr in die Hand, hängen ihm ein Tornister auf den Rücken, heften ihm eine Kokarde an die Stirn und sagen dann zu ihm: ‚Mein College in Preußen hat gegen mich Unrecht, du wirst über seine Unterthanen herfallen. Ich habe sie durch meinen Gerichtsdiener, den man Herold nennt, benachrichtigen lassen, daß du am ersten April die Ehre haben wirst, dich zu ihrer Abwürgung auf der Grenze zu zeigen, und daß sie sich zu deinem freundlichen Empfange bereit zu halten hätten. Zwischen Monarchen ist man sich Rücksichten schuldig. Beim ersten Anblick wirst du vielleicht glauben, daß unsere Feinde Menschen sind, aber ich versichere dich, es sind keine Menschen, es sind Preußen; du wirst sie an der Farbe ihrer Uniform von der menschlichen Rasse unterscheiden. Bestrebe dich, deine Pflicht gut zu erfüllen; denn ich werde auf meinem Throne sitzend da sein, werde dich anblicken. Erringst du den Sieg, so wird man dich, sobald du nach Frankreich zurückkehrst, unter die Fenster meines Palastes führen; ich werde in großer Uniform herabkommen und zu euch sagen: ‚Soldaten, ich bin mit euch zufrieden!' Seid ihr hunderttausend Mann, so wirst du als deinen Antheil

den hunderttausendsten Theil von diesen sechs Worten erhalten. Solltest du auf dem Schlachtfelde bleiben, was dir recht wohl zustoßen kann, so werde ich deiner Familie deinen Todtenschein senden, damit sie dich beweint und deine Brüder dich beerben können. Wenn du einen Arm oder ein Bein verlierst, so werde ich dir bezahlen, was sie werth sind; wenn du aber, wie du willst, das Glück oder das Unglück hast, der Kugel zu entgehen, wenn du nicht mehr die Kraft besitzest, deinen Tornister zu tragen, so werde ich dir den Abschied ertheilen und du kannst dann sterben, wo du willst; das geht mich nichts weiter an.'"

„Das ist die Sache," versetzte der Sergeant, „haben sie den Phosphor, aus dem sie ihren Ruhm bereiten, aus unserem Blute gesogen, dann werfen sie uns auf die Seite, wie der Winzer, nachdem er den Saft aus der Traube gepreßt, den Trester auf den Dünger, wie das Kind, nachdem es den Kern gegessen, die Schale in das Wasser wirft."

„Das ist sehr traurig für Sie," sagte Machecourt, dessen Geist in Corval war und der seinen Schwager schon dort hätte sehen mögen.

„Machecourt," entgegnete Benjamin, ihn seitwärts anblickend, „wähle deine Ausdrücke besser; das ist kein Stoff zum Scherzen. Wahrlich, wenn ich sehe, wie diese tapferen Soldaten, die mit ihrem Blute den Ruhm ihres Vaterlandes erkämpft haben, wie dieser arme alte Cicero, gezwungen sind, den Rest ihres Lebens in einer Schuhflickerbude zuzubringen, während eine Schaar vergoldeter Hampelmänner alle Steuereinnahmen an sich reißt, und liederliche Dirnen sich des Morgens nachlässig in Kaschemirshawle einhüllen, von denen ein einziger mehr werth ist als die ganze Garderobe einer armen Hausfrau: dann bin ich gegen die Könige erbittert. Wäre ich Gott, so würde ich ihnen eine bleierne Uniform um den Leib legen und sie dazu verurtheilen, mit all ihren Missethaten in

ihrem Tornister tausend Jahre Dienst auf dem Monde zu thun. Die Kaiser müßten Unterofficiere werden."

Nachdem er Athem geschöpft und die Stirne getrocknet hatte, denn er schwitzte, mein würdiger Großonkel, vor Erregung und Zorn, nahm er meinen Großvater auf die Seite und sagte zu ihm:

„Wie wäre es, wenn wir diesen braven Mann und diesen ruhmreichen Pudel mit uns bei Manette frühstücken ließen?"

„Hm, hm!" wandte mein Großvater ein.

„Zum Teufel!" versetzte Benjamin, „man trifft nicht alle Tage einen Pudel, der einen englischen Kapitän gefangen genommen hat, und man giebt Leuten, die diesem ehrenwerthen Vierfüßler nicht das Wasser reichen, alle Tage politische Feste."

„Aber hast du denn Geld?" fragte mein Großvater; „ich besitze nur ein Dreißigsousstück, das mir deine Schwester, ich glaube, weil es nicht gut ausgeprägt ist, heut morgen gegeben, und sie hat mir strenge anbefohlen, ihr ja die Hälfte wiederzubringen."

„Ich habe keinen Sou; aber ich bin Manettens Arzt, wie sie von Zeit zu Zeit meine Wirthin ist, und wir geben uns gegenseitig Credit."

„Nur Manettens Arzt?"

„Geht dich das etwas an?"

„Gar nichts; aber ich sage dir zuvor, daß ich nicht länger als eine Stunde bei Manette bleiben werde."

Mein Onkel trug also dem Sergeanten seine Einladung vor. Dieser nahm sie ohne Umstände an und stellte sich munter zwischen meinen Onkel und meinen Großonkel, was in der Militärsprache sich in Reihen setzen heißt.

Ein Bulle, welchen ein Bauer auf die Wiese führte, kam auf sie zu. Wahrscheinlich Benjamins rothen Rock übelnehmend, stürzte er sich wüthend auf ihn. Mein Onkel wich seinen Hörnern geschickt aus, und da er stählerne

Glieder hatte, sprang er ohne größere Anstrengung, als wenn er einen Entrechat gemacht hätte, in einem Satze über einen breiten Graben, der die Straße von den Feldern schied. Der Bulle, der unstreitig darauf versessen war, den rothen Rock zu zerfetzen, wollte es meinem Onkel nachmachen, fiel aber mitten in den Graben; „gut gemacht," sagte Benjamin, das kommt davon, wenn du mit Leuten, die gar nicht an dich denken, Streit anfangen willst!" Aber hartnäckig wie ein Russe beim Sturmlaufe ließ sich der Vierfüßler durch diesen schlechten Erfolg nicht abschrecken; seine Hufe gegen die halbgefrorene Erde stemmend, suchte er die Böschung zu erklettern. Als mein Onkel dies sah, zog er seinen Degen, und während er das Maul des Thieres aus Leibeskräften bearbeitete, rief er dem Bauer zu: „Halte dein Thier fest, mein Bester, wenn ich ihm nicht den Degen durch den Leib bohren soll!" Aber während er noch so redete, ließ er seinen Degen in den Graben fallen. „Ziehe deinen Rock aus und wirf ihn schnell von dir!" schrie Machecourt. „Retten Sie sich in die Weingärten!" rief der Bauer. „Faß, faß, Fontenoy!" befahl der Sergeant. Der Pudel warf sich auf den Bullen und biß ihn, da er sein Geschäft verstand, in die Kniekehle. Jetzt wandte sich der Zorn des Thieres gegen den Hund, aber während er mit seinen Hörnern umherwüthete, kam der Bauer endlich an und es gelang ihm, um die Hinterfüße des Bullen einen Strick zu schlingen. Diese geschickte Kriegslist hatte vollkommenen Erfolg und machte den Feindseligkeiten ein Ende.

Benjamin sprang wieder auf die Straße zurück; er glaubte Machecourt würde sich über ihn lustig machen, aber dieser war blaß wie Linnenzeug und seine Füße zitterten.

„Munter, Machecourt, erhole dich," sagte mein Onkel, „sonst muß ich dir Ader lassen; und du, mein braver Fontenoy, hast heute etwas Schöneres gethan, als uns La

Fontaine in seiner Fabel, ‚Die Taube und die Ameise‘ erzählt. Ihr seht, meine Herren, daß eine Wohlthat nie verloren ist. Meistentheils muß der Wohlthäter dem Verpflichteten lange Credit gewähren, Fontenoy aber hat mich im Voraus bezahlt. Zum Henker, wer hätte mir wohl sagen können, daß ich je einem Pudel Dank schuldig sein müßte."

Moulot ist am linken Ufer des Flusses Beuvron, am Fuße eines stattlichen Hügels, an welchem die Straße nach la Chapelle vorüberläuft, in einem Gehölz von Weiden und Pappeln versteckt. Weiß und schmuck wie Bauermädchen, die nach einem von der schönen Welt besuchten Orte wandern, ziehen sich schon einige Bauerhäuser die Straße entlang; zu ihrer Zahl gehörte Manettens Schenke. Beim Anblicke des aus der Bodenluke herabhängenden dicht bereiften Kranzes fing Benjamin mit seiner Stentorstimme zu singen an:

„Hier, Freunde, müssen wir uns ruhen,
Ich sehe eines Kranzes Schatten."

Bei dieser Stimme, die sie sehr gut kannte, kam Manette ganz roth auf die Schwelle ihrer Hausthür hinausgelaufen.

Manette war eine in der That sehr hübsche Bauerfrau, fleischig, bausbäckig, ganz weiß, aber vielleicht ein wenig zu blaßroth. Du hättest ihre Wangen eine Schale Milch, auf welche man einige Weintropfen geträufelt, nennen können.

„Meine Herren," sagte Benjamin, „gestatten Sie mir vor allem unsere niedliche Wirthin als Angeld auf ein gutes Frühstück, welches sie uns sofort bereiten wird, zu umarmen."

„Ei, ei, Herr Rathery," versetzte Manette, sich zurückbeugend, „Sie sind nicht für Bauerfrauen geschaffen; gehen Sie hübsch zu Fräulein Minxit und umarmen Sie diese."

„Das Gerücht von meiner Heirath," dachte mein Onkel, „scheint sich schon in der Gegend verbreitet zu haben. Das

Gerede davon kann nur von Herrn Minxit ausgegangen sein. Er legt also Werth darauf, mich zum Schwiegersohn zu bekommen; empfängt er heut meinen Besuch nicht, so wird dies also kein Grund für ihn sein, die Unterhandlung abzubrechen."

„Manette," fügte er laut hinzu, „es handelt sich hier nicht um Fräulein Minxit; haben Sie Fische?"

„Fische?" erwiderte Manette, „Herr Minxit hat in seinem Fischkasten viele."

„Ich wiederhole Ihnen meine Frage, Manette," sagte Benjamin, „haben Sie Fische? Achten Sie ja auf Ihre Antwort."

„Mein Mann," entgegnete Manette, „ist fischen gegangen und wird bald zurückkehren."

„Bald ist unsere Sache nicht; legen Sie so viel Scheiben Schinken auf den Rost, als er zu fassen vermag, und machen Sie uns aus sämmtlichen Eiern, die sich in Ihrem Hühnerstalle vorfinden, eine Omelette."

Das Frühstück war bald bereit; während die Omelette in der Pfanne rasch briet, röstete der Schinken. Die Omelette war fast eben so rasch bereitet wie aufgetragen. Eine Henne legt sechs Monate, um ein Dutzend Eier zu bringen, eine Frau braucht eine Viertelstunde, um sie in eine Omelette zu verwandeln und in fünf Minuten verzehren drei Mann diese Omelette.

„Da sehen Sie, meine Herren," sagte Benjamin, „wie die Zersetzung schneller geht als die Ersetzung; die mit einer zahlreichen Bevölkerung bedeckten Gegenden werden täglich ärmer. Der Mensch ist ein gefräßiges Kind, das seine Amme mager werden läßt; das Rind giebt der Wiese keinen Grashalm wieder, den es ihr genommen hat; die Asche der Eiche, die wir verbrennen, kehrt nicht als Eiche in den Wald zurück; der Zephyr bringt dem Rosenstrauche nicht die Blätter aus dem Strauße zurück, die das junge Mädchen um sich herstreut; die Wachskerze, die vor uns

verbrennt, sinkt nicht in Wachstropfen zur Erde; die Ströme berauben unaufhörlich das feste Land und lagern im Schoos des Meeres ab, was sie in ihren Betten mit fortschleppen. Die meisten Berge haben auf ihren hohen, steilen Rücken keine grüne Rasendecke mehr, nackt zeigen die Alpen ihr zerrissenes Skelet; das Innere Afrikas ist nur noch ein Sandmeer, Spanien ist eine unermeßliche Heide und Italien ein großes Beinhaus, in dem nur noch eine Schicht Asche übrig ist. Ueberall, wo einst große Völker gelebt, haben sie Unfruchtbarkeit auf ihren Fußtapfen zurückgelassen. Diese mit Grün und Blumen geschmückte Erde ist wie ein Schwindsüchtiger, dessen Wangen glühen, aber dessen Leben zum Tode verurtheilt ist. Es wird eine Zeit kommen, wo nur noch eine leblose, todte, eisige Masse da sein wird, ein großer Grabstein, auf den Gott schreiben wird: ‚Hier ruht das Menschengeschlecht.‘ Inzwischen, meine Herren, lassen Sie uns das Gute genießen, das uns die Erde giebt, und da sie eine ziemlich gute Mutter ist, so wollen wir auf ihr langes Dasein trinken.“

Man kam mit dem Schinken; mein Großvater aß aus Pflicht, weil der Mensch zur Blutbereitung essen muß und Blut wieder nöthig hat, um gebieten zu können; Benjamin aß zum Vergnügen; der Sergeant aber aß wie ein Mann, der sich nur zu diesem Zwecke zu Tische gesetzt hat, und er ließ kein Wort verlauten.

Bei Tische war Benjamin ein großer Mann; aber sein adeliger Magen war nicht frei von Eifersucht, von dieser niederen Leidenschaft, die den hervorleuchtendsten Eigenschaften ihren Glanz benimmt.

Er betrachtete das Thun des Sergeanten mit der verächtlichen Miene eines überlegenen Mannes, wie Cäsar von der Höhe des Kapitols, wie Bonaparte nach der gewonnenen Schlacht von Marengo geschaut haben würde. Nachdem er seinen Mann einige Zeit schweigend angeblickt

hatte, hielt er es für angemessen folgende Worte an ihn zu richten:

„Essen und Trinken sind zwei Dinge, die sich ähneln; beim ersten Anblick könnten Sie sie für leibliche Vetter halten. Aber Trinken steht so hoch über dem Essen, wie der Adler, der sich auf die Felsenspitze niederläßt, über dem Raben, der auf dem Gipfel der Bäume nistet. Essen ist ein Bedürfnis des Magens, Trinken ein Bedürfnis der Seele. Essen ist nur ein gemeiner Arbeiter, während Trinken ein Künstler ist. Trinken giebt den Dichtern lachende Ideen, den Philosophen edele Gedanken, den Musikern melodische Töne ein; Essen bereitet ihnen nur Indigestion. Ich schmeichle mir, Sergeant, daß ich wohl eben so viel trinken würde wie Sie, ich glaube sogar, daß ich verständnisvoller trinken würde; aber in Bezug auf das Essen bin ich neben Ihnen ein reiner Stümper. Sie könnten sogar Arthur an seiner Tafelrunde die Spitze bieten; ja, bei einem Truthahn könnten Sie ihm noch, glaube ich, einen Flügel vorgeben."

„Gewiß," erwiderte der Sergeant, „weil ich für gestern, heute und morgen esse."

„Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen noch für übermorgen diese letzte Scheibe Schinken vorzulegen."

„Herzlichen Dank," versetzte der Sergeant, „alles hat einmal sein Ende."

„Ei, der Schöpfer, der die Soldaten zum plötzlichen Uebergange vom äußersten Ueberflusse zu äußerster Hungersnoth geschaffen, hat ihnen wie dem Kameele zwei Magen gegeben; ihr zweiter Magen ist ihr Tornister. Legen Sie also dieses Stück Schinken, das wir beide anderen nicht mehr mögen, in den Ihrigen."

„Nein," antwortete der Soldat, „ich brauche keine Magazine anzulegen: Lebensmittel kommen immer genug. Erlauben Sie mir, diese Schinkenscheibe Fontenoy anzu-

bieten; wir sind gewohnt alles miteinander zu theilen, Festtage wie Fastentage."

„Sie haben da in der That einen Hund, der verdient, daß man für ihn sorgt," sagte mein Onkel; „würden Sie ihn mir verkaufen wollen?"

„Mein Herr!" rief der Sergeant, die Hand schnell über seinen Pudel haltend.

„Verzeihung mein Tapferer, Verzeihung! Es thut mir leid Sie beleidigt zu haben; ich sagte es nur, um zu sprechen; ich weiß wohl, daß einen Armen auffordern seinen Hund zu verkaufen, ebensoviel heißt als von einer Mutter verlangen, ihr Kind zu verkaufen."

„Du wirst mir nicht den Glauben beibringen wollen," bemerkte mein Großvater, „daß man einen Hund eben so lieb haben kann, wie ein Kind. Ich habe auch einen Pudel gehabt, einen Pudel, der sich mit dem Ihrigen messen konnte, Sergeant, natürlich ohne Fontenoy beleidigen zu wollen, da er nichts Anderes als die Perrücke des Steuereinnehmers gefangen genommen hat. Als ich nun eines Tages den Advocaten Page bei mir zu Tische hatte, schleppte er mir einen Kalbskopf fort, und noch denselben Abend warf ich ihn unter das Mühlenrad."

„Was du sagest, beweiset nichts; du hast eine Frau und sechs Kinder, und das ist für dich, wenn du sie alle lieben willst, Arbeit genug, ohne noch eine romantische Zuneigung zu einem Pudel zu fassen; aber ich rede zu dir von einem, unter den Menschen allein dastehenden, armen Teufel, der keinen anderen Verwandten als seinen Hund hat. Versetze einen Menschen mit einem Hunde auf eine wüste Insel, versetze auf eine andere wüste Insel eine Frau mit ihrem Kinde, und ich wette mit dir, daß der Mensch nach Verlauf von sechs Monaten den Hund, wenn der Hund überhaupt liebenswürdig ist, ebenso lieben wird, wie die Frau ihr Kind."

„Ich finde begreiflich," versetzte mein Großvater, „daß

ein Reisender einen Hund hat, um ihm Gesellschaft zu leisten, daß eine alte Frau, die in ihrem Zimmer allein ist, einen Mops hat, mit dem sie den ganzen Tag schwatzt. Daß aber ein Mensch einen Hund aus Zuneigung liebt, daß er ihn wie einen Christenmenschen liebt, das läugne ich, das ist nicht möglich!"

„Und ich sage dir, daß du unter gegebenen Umständen eine Klapperschlange lieben würdest; die Liebesfiber kann bei dem Menschen nicht völlig unthätig bleiben. Der Mensch hat vor der Leere einen Gräuel; man beobachte den verhärtetsten Egoisten, und man wird endlich, wie eine kleine Blume zwischen Steinen, eine unter einer Falte seines Herzens verborgene Zuneigung entdecken."

„Es ist eine allgemeine und ganz ausnahmslose Regel, daß der Mensch irgend etwas liebt. Der Dragoner, der keine Maitresse hat, liebt sein Pferd; das junge Mädchen, das keinen Geliebten hat, liebt seinen Vogel; der Gefangene, der seinen Kerkermeister füglich nicht lieben kann, liebt die Spinne, die an der Fensterluke seines Gefängnisses ihr Netz spinnt, oder die Fliege, die im Sonnenstrahle zu ihm hinabkommt. Finden wir nichts Lebendiges, woran sich unsere Zuneigung klammern kann, so lieben wir die rohe Materie, einen Ring, eine Dose, einen Baum, eine Blume. Der Holländer schwärmt für seine Tulpen, und der Alterthumskenner für seine Kameen."

In diesem Augenblicke trat Manettens Mann mit einem Aale in seinem Sacke ein.

„Machecourt," sagte Benjamin, „es ist grade Mittag, die richtige Eßstunde; wenn wir diesen Aal zum Mittagbrote bestellten?"

„Es ist Zeit zum Aufbruch," sagte Machecourt, „und wir müssen bei Herrn Minxit speisen."

„Und Sie, Sergeant? Wie wäre es, wenn wir diesen Aal verspeisten?"

„Ich," versetzte der Sergeant, „habe es mit meiner

Ankunft nicht eilig; da ich stets nur anderswohin gehe, finde ich jeden Abend meine Lagerstätte."

„Sehr gut gesprochen! Und was hat der achtungswerthe Pudel in dieser Hinsicht für eine Meinung?"

Der Pudel blickte Benjamin an und wedelte zwei- oder dreimal mit dem Schwanze.

„Gut, wer nicht antwortet stimmt bei: also sind wir unserer drei gegen dich, Machecourt und du mußt dich der Ansicht der Majorität unterwerfen. Die Majorität, siehst du, mein Freund, ist stärker als alle Welt. Setze zehn Philosophen auf eine Seite und elf Schwachköpfe auf die andere, so werden die Schwachköpfe den Sieg davontragen."

„Der Aal ist in der That sehr schön," sagte mein Großvater, „und wenn Manette ein wenig frischen Speck hat, kann sie uns daraus ein vortreffliches Essen bereiten. Aber zum Teufel, meine Ausfertigung! Ich werde wohl den Dienst des Königs verrichten müssen."

„Laß nicht außer Acht," entgegnete Benjamin, „daß mir unstreitig jemand wird den Arm bieten müssen, um mich nach Clamecy zurückzubegleiten; wenn du dich von dieser frommen Pflicht losmachtest, würde ich dich nicht mehr für meinen Schwager halten."

Nun, da Machecourt große Stücke darauf hielt, Benjamins Schwager zu sein, so blieb er.

Als der Aal fertig war, setzte man sich wieder zu Tische. Manettens Gericht war ein Meisterwerk; der Sergeant unterließ nicht es zu bewundern. Aber die Meisterwerke der Kochkunst sind vorübergänglich: man läßt ihnen kaum Zeit kalt zu werden. Es giebt auf dem Gebiete der Kunst nur etwas, was man den culinarischen Leistungen vergleichen kann, nämlich die Leistung des Journalismus; und dabei ist doch noch ein Unterschied: ein Ragout läßt sich wieder warm machen, eine Schüssel mit fetter Leber kann einen ganzen Monat aushalten; ein Schinken kann seine Bewunderer

wieder um sich sehen; aber ein Journalartikel hat nur den nächsten Tag. Man ist noch nicht am Ende, so hat man den Anfang schon vergessen, und hat man ihn durchlaufen, so wirft man ihn auf seinen Schreibtisch, wie man die Serviette auf den Tisch wirft, sobald man gespeist hat. Auch begreife ich nicht, daß sich ein Mensch, der einen literarischen Werth besitzt, dazu herbeiläßt, sein Talent bei den ruhmlosen Arbeiten des Journalismus zu verlieren; wie er, der auf Pergament schreiben kann, sich dazu hergiebt, das Conceptpapier eines Journals zu beschmieren. Wahrlich, es kann für ihn kein geringes Herzeleid sein, wenn er sieht, wie die Blätter, denen er seine Gedanken überlassen hat, geräuschlos mit jenen Tausenden von Blättern dahinsinken, die der umfangreiche Baum der Presse jeden Tag von seinen Zweigen schüttelt.

Inzwischen verstrich, während mein Onkel philosophirte, die Zeit auf der Schwarzwälderuhr mehr und mehr. Benjamin gewahrte erst, daß es Nacht war, als Manette ein brennendes Licht auf den Tisch setzte. Ohne die Bemerkungen Machecourts abzuwarten, der übrigens wenig fähig war, irgend etwas zu bemerken, erklärte er, daß es für einen Tag genug wäre und man nach Clamecy zurückkehren müßte.

Der Sergeant und mein Großvater gingen zuerst hinaus; Manette hielt meinen Onkel auf der Thürschwelle fest.

„Hier ist sie, Herr Rathery!“ sagte sie zu ihm.

„Was ist das für ein Gekritzel?“ fragte mein Onkel. „Den 10. August drei Flaschen Wein und ein Sahnenkäse; den 1. September mit Herrn Page neun Flaschen und eine Schüssel Fische. Gott verzeihe mir, ich glaube, das ist eine Rechnung!“

„Ohne Zweifel,“ versetzte Manette, „ich sehe wohl, daß es an der Zeit ist, uns gegenseitig zu berechnen, und hoffe, daß Sie mir die Ihrige dieser Tage bringen werden.“

„Ich, Manette, habe Ihnen keine Rechnung auszustellen. Eine schöne Arbeit, an den weißen und runden Arm einer hübschen Frau, wie Sie sind, zu fühlen!“

„Sie sagen das nur, um sich über mich lustig zu machen, Herr Rathery,“ sagte Manette vor Freude zitternd.

„Ich sage es, weil es wahr ist, weil ich es denke,“ entgegnete mein Onkel. „Deine Rechnung, meine arme Manette, kommt nun leider in einem unseligen Augenblicke an; ich muß dir erklären, daß ich gerade nicht einen Thaler besitze. Aber nimm, da hast du meine Uhr, du wirst sie mir so lange aufbewahren, bis ich sie wieder von dir einlösen kann. Sie ist sehr werthvoll, aber seit gestern geht sie nicht mehr.“

Manette brach in Thränen aus und zerriß die Rechnung. Mein Onkel küßte sie auf die Wange, auf die Stirn, auf die Augen, überall, wo er nur ankommen konnte.

„Benjamin,“ sagte sie zu ihm, sich an sein Ohr neigend, „wenn Sie Geld gebrauchen, sagen Sie es mir.“

„Nein, nein, Manette,“ versetzte mein Onkel lebhaft, „was der Tausend, ich bedarf deines Geldes nicht. Die Geschichte würde sonst ernst werden; dich das Glück, das du mir bereitet hast, bezahlen lassen! Das wäre eine Unwürdigkeit, ich würde eben so elend sein, wie eine prostituirte Dirne!“ und er umarmte Manette von neuem.

„Wie! Sie legen sich wahrlich keinen Zwang auf, Herr Rathery!“ polterte Jean=Pierre, der hereintrat.

„Sieh einmal, bist du auch da, Jean=Pierre? Solltest du etwa eifersüchtig sein? Ich sage dir im Voraus, daß ich gegen Eifersüchtige eine tiefe Abneigung habe.“

„Aber mir scheint, daß ich wohl das Recht habe, eifersüchtig zu sein.“

„Dummkopf, du nimmst die Dinge immer verkehrt. Diese Herren haben mich beauftragt, deiner Frau ihre Zufriedenheit über das herrliche Gericht, welches sie uns be=

reitet hat, auszudrücken; und ich habe mich dieses Auftrages entledigt."

„Sie hatten ein gutes Mittel, Manettte Ihre Zufriedenheit zu erkennen zu geben, das war, ihre Forderung zu bezahlen. Verstehen Sie mich?"

„Zunächst, Jean-Pierre, haben wir mit dir nichts zu schaffen; Manette ist hier die Wirthin. Was nun deine Forderung anbelangt, so sei unbesorgt, ich übernehme die Zeche, du weißt, daß bei mir nichts zu verlieren ist; und solltest du Furcht haben, allzulange warten zu müssen, so kann ich dir ja sofort meinen Degen mitten durch den Leib rennen. Bist du damit einverstanden, Jean-Pierre?" und bei diesen Worten ging er hinaus.

Bis dahin war Benjamin nur recht angeheitert gewesen; er trug alle Elemente zur Trunkenheit in sich, ohne noch trunken zu sein. Als er aber aus Manettens Wirthschaft herauskam, drehte es sich ihm vor den Augen, und seine Beine schwankten.

„Holla, Machecourt, wo bist du?"

„Hier bin ich und halte dich hinten an deinem Rocke."

„Du hältst mich? Das ist gut, das macht mir Ehre; es ist eine Schmeichelei, die du an mich richtest. Du willst mir damit sagen, daß ich im Stande bin, meine und deine Person aufrecht zu erhalten. Zu anderer Zeit: ja; aber jetzt bin ich schwach, wie der gewöhnlichste der Sterblichen, wenn er zu lange gespeist hat. Ich habe mir deinen Arm vorbehalten und fordere dich hiermit feierlichst auf, mir ihn anzubieten."

„Zu anderer Zeit: ja," sagte Machecourt; „aber es liegt eine Schwierigkeit vor: ich kann selbst nicht gehen."

„Dann hast du dich an der Ehre versündigt, hast es an der heiligsten der Pflichten fehlen lassen: ich hatte mir deinen Arm vorbehalten, du mußtest ihn für uns beide schonen; aber ich verzeihe dir deine Schwäche . . . Homo sum . . . das heißt ich verzeihe dir unter einer Bedin-

gung, daß du sofort den Flurhüter und zwei Bauern mit Fackeln herbeiholst, um mich nach Clamecy zurückzubegleiten. Du wirst einen Arm des ländlichen Beamten nehmen und ich den anderen."

„Aber er ist einarmig, der ländliche Beamte," sagte mein Großvater.

„Dann gehört der gesunde Arm mir. Alles, was ich für dich thun kann, besteht in meiner Erlaubnis, dich an meinem Zopf zu halten. Du mußt dich aber hüten, das Band loszumachen. Wenn es dir vortheilhafter erscheint, so steige auf des Pudels Rücken."

„Meine Herren," sagte der Sergeant, „weshalb wollen Sie so fern suchen, was Sie ganz nahe haben? Ich besitze zwei starke Arme, welche die Kugeln glücklicherweise verschont haben; ich stelle sie Ihnen zur Verfügung."

„Sie sind ein braver Mann, Sergeant," sagte mein Onkel, den rechten Arm des alten Soldaten nehmend.

„Ein herrlicher Mann," stimmte mein Großvater ein, den linken Arm nehmend.

„Ich übernehme es, für Ihre Zukunft zu sorgen, Sergeant."

„Ich gleichfalls, Sergeant, obgleich mir, die Wahrheit zu sagen, in diesem Augenblicke jede Last, die ich mir auferlege . . ."

„Ich zeige Ihnen, wie man die Zähne auszieht, Sergeant."

„Und ich, Sergeant, bringe Ihrem Pudel bei, wie man exequiren muß."

„In drei Monaten können Sie schon die Messen bereisen."

„In drei Monaten kann sich Ihr Pudel, wenn er es gut anstellt, täglich dreißig Sous verdienen."

„Der Sergeant soll an dir seine Studien machen, Machecourt; du hast alte, ganz verdorbene Zahnstumpfe, die dich quälen; damit es dich nicht zu sehr angreift, wer=

den wir dir alle zwei Tage einen ausreißen, und wenn wir mit den Zahnwurzeln zu Ende sind, reißen wir dir das Zahnfleisch aus."

„Und ich, du schlechter Zahler, werde meinen Exequirer zum Nutzen deiner Gläubiger verwenden! Ich will dich gleich im Voraus mit den Pflichten, die du ihm gegenüber zu erfüllen hast, bekannt machen. Des Morgens mußt du ihm Brot und Käse, oder, wenn die Jahreszeit dazu ist, ein Bund Radieschen vorsetzen; des Mittags Suppe und gekochtes Rindfleisch und des Abends Braten nebst Salat; der Salat kann durch ein Gläschen ersetzt werden. Du mußt dafür sorgen, daß er unter deinen Händen nicht schwächer wird, denn nichts macht einem Schuldner mehr Ehre als ein recht fetter Exequirer. Seinerseits muß er sich gegen dich anständig betragen; er hat nicht das Recht, dich in deinen Beschäftigungen zu stören, zum Beispiel Klarinette oder das Jagdhorn zu blasen."

„Und mittlerweile biete ich dem Sergeanten ein Obdach im Hause an. Du wirst es mir nicht abschlagen, Machecourt, nicht wahr?"

„Durchaus nicht, aber ich befürchte sehr, daß es deine Schwester gutheißen wird."

„Ach, meine Herren," sagte der Sergeant, „verständigen wir uns, setzen Sie mich nicht der Gefahr aus, beschimpft zu werden; denn ich sage Ihnen voraus, daß ich sonst den Einen oder den Andern zur Rechenschaft ziehen müßte."

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte mein Onkel, „und sollte der Fall eintreten, so wäre ich es, an den Sie sich zu halten haben; denn Machecourt kann sich nur schlagen, wenn ihm sein Gegner die Klinge abtritt und die Scheide behält."

Unter solchen philosophischen Betrachtungen langten sie an der Hausthüre an. Mein Großvater fragte gar nichts nach dem Vorzuge zuerst einzutreten und mein Onkel wollte nur als der Zweite eintreten. Zur Schlichtung

dieser Angelegenheit schritten sie beide zugleich über die Schwelle, wie zwei Flaschen, die man an der Spitze eines Stockes trägt, unaufhörlich gegen einander stoßend. Der Sergeant und der Pudel, dessen Eindrängung die Katze mit dem wüthenden Pruschen einer Königstigerin begrüßte, bildeten den Nachtrab.

„Meine liebe Schwester," sagte Benjamin, „ich habe die Ehre dir einen Eleven der Wundarzneikunst vorzustellen, sowie . . ."

„Benjamin ist wieder bei der Hand dir Dummheiten zu sagen," fiel ihm mein Großvater in das Wort; „höre nicht auf ihn. Der Herr ist ein Soldat, den man uns zur Einquartierung schickt und den wir an der Thüre trafen."

Meine Großmutter war eine gute Frau, aber ein wenig zänkisch; sie glaubte, daß sie beim lauten Schreien größer würde. Sie hatte die beste Lust von der Welt, zornig zu werden, und hatte eben so viel Lust als sie Recht dazu hatte. Aber sie bildete sich etwas darauf ein, Lebensart zu besitzen, da sie von einem Rechtsgelehrten abstammte; die Gegenwart eines Fremden hielt sie im Zaume.

Sie bot dem Sergeanten ein Abendbrot an. Da dieser es mit Recht ablehnte, ließ sie ihn durch eines ihrer Kinder nach einer nahe gelegenen Schenke mit dem Auftrage führen, ihm morgen früh, bevor er sich wieder auf den Weg machte, ein Frühstück zu geben.

Sobald sich ein ehelicher Sturmwind erhob, knickte mein Großvater wie ein Rohr zusammen, der liebe, brave Mann, der friedliche Mann, der er war! Bis zu einem gewissen Punkte kann dies bei ihm die Schwachheit entschuldigen, daß er immer Unrecht hatte.

Auf der gefurchten Stirn seiner Frau hatte er sich das Ungewitter zusammenziehen sehen; auch war der Sergeant noch auf der Thürschwelle, als er sich schon in sein Bett geflüchtet hatte, in dem er sich so gut wie möglich zu ver=

kriechen suchte. Was Benjamin anlangt, so war er einer solchen Feigheit unfähig. Eine Predigt von fünf Theilen, wie eine Partie Ecarté, hätte ihn nicht eine Minute vor seiner gewöhnlichen Zeit in das Bett getrieben. Er hatte zwar nichts dagegen, daß seine Schwester schalt, aber darin lag für ihn kein Grund, sich zu fürchten. Er erwartete den Sturm, der auszubrechen drohte, mit der Unerschütterlichkeit einer Felsenwand, beide Hände in den Taschen, den Rücken gegen den Kaminmantel gelehnt und leise vor sich hinsingend:

> Malborough zieht in den Krieg,
> Mironton, mironton, mirontaine,
> Malborough zieht in den Krieg,
> Wer weiß, ob er kehrt wieder.

Kaum hatte meine Großmutter den Sergeant hinausbegleitet, als sie, vor Ungeduld brennend, das Handgefecht zu eröffnen, sich Benjamin gegenüber aufstellte.

„Nun, Benjamin, bist du mit deinem Tagewerke zufrieden? Befindest du dich wohl? Muß ich noch eine Flasche Weißwein aus dem Keller holen?"

„Herzlichen Dank, liebe Schwester. Mein Tagewerk, wie du es so zierlich nennst, ist zu Ende."

„Wahrlich, ein schönes Tagewerk! Du würdest viele ähnliche nöthig haben, um deine Schulden zu bezahlen. Bleibt dir wenigstens noch so viel Vernunft übrig, um mir sagen zu können, wie euch Herr Minxit aufgenommen hat?"

„Mironton, mironton, mirontaine, liebe Schwester," versetzte Benjamin.

„Ei mironton, mironton, mirontaine," rief meine Großmutter. „Warte, ich will dir dein Mironton, mirontaine geben," und sie bemächtigte sich der Feuerzange. Mein Onkel wich drei Schritte zurück und zog seinen Degen.

„Liebe Schwester," sagte er, sich auslegend, „ich mache dich für alles Blut verantwortlich, welches hier vergossen werden wird."

Aber trotz ihrer Abstammung von einem Rechtsgelehrten hatte meine Großmutter keine Furcht vor einem Degen. Sie brachte ihrem Bruder einen Hieb mit der Feuerzange bei, der ihn am Daumen traf, so daß er die Klinge fallen ließ. Seinen verwundeten Daumen mit der linken Hand zusammenpressend, lief Benjamin im Zimmer umher. Obgleich mein Großvater selbst unter den Besten immer noch ein Guter war, wollte er doch unter seinen Kissen fast vor Lachen ersticken. Er konnte sich nicht enthalten, zu meinem Onkel zu sagen:

„Nun, was sagst du zu dieser Finte? Diesmal hattest du doch Scheide und Klinge. Du kannst nicht behaupten, die Waffen wären nicht gleich gewesen."

„Leider sind sie nicht gleich gewesen, Machecourt, ich hätte die Schippe haben müssen. Einerlei, deine Frau, denn ich mag nicht mehr meine liebe Schwester sagen, verdient anstatt eines Spinnrockens ein paar Feuerzangen an der Seite zu tragen. Sie würde mit ein paar Feuerzangen Schlachten gewinnen. Ich bin besiegt, ich bekenne es, und muß mich unter die Gewalt des Siegers beugen. Nun gut also: wir sind nicht bis nach Corvol gekommen; wir sind bei Manette sitzen geblieben."

„Immer bei Manette, einer verheiratheten Frau! Schämst du dich einer solchen Aufführung nicht, Benjamin?"

„Schämen! und weshalb, liebe Schwester? Darf man von dem Augenblicke an, wo eine Schenkerin verheirathet ist, nicht mehr bei ihr frühstücken? Das ist nicht meine Anschauung: für einen wahren Philosophen hat eine Schenke kein Geschlecht; nicht wahr, Machecourt?"

„Begegene ich ihr nur auf dem Markte, deiner Manette,

dann werde ich das alberne Ding, das sie ist, schon behandeln, wie sie es verdient."

„Begegnest du, liebe Schwester, Manetten auf dem Markte, so kaufe von ihr so viel Sahnenkäse als du willst; wenn du sie aber beleidigst . . ."

„Nun, wenn ich sie beleidigte, was würdest du thun?"

„Ich würde dich verlassen, ich würde nach den Antillen auswandern und Machecourt mit mir nehmen, das sage ich dir vorher."

Meine Großmutter sah ein, daß sie mit allen ihren Zornesausbrüchen nichts erreichen würde, und faßte sofort ihren Entschluß.

„Mache es jetzt wie jener Trunkenbold, der in seinem Bette liegt; du bedarfst der Ruhe ebenso wie er. Aber morgen werde ich dich zu Herrn Minxit begleiten, und wir werden sehen, ob ich dich unterwegs festhalten kann."

„Mironton, mironton, mirontaine," versetzte Benjamin, während er schlafen ging.

Die Idee des Schrittes, den er morgen thun sollte, beunruhigte den sonst so friedlichen, anhaltenden und festen Schlaf meines Onkels; er träumte ganz laut; hören wir, was er sagte:

„Sie sagen, Sergeant, daß Sie wie ein König gegessen haben. Das ist nicht das richtige Wort, es liegt darin eine Abschwächung. Sie haben besser als ein Kaiser gegessen. Trotz aller ihrer Macht können die Könige und Kaiser nicht noch etwas darüber hinaus leisten; Sie haben das aber fertig gebracht. Sehen Sie, Sergeant, alles ist relativ. Dieses Aalgericht ist sicherlich nicht so viel werth wie ein getrüffeltes Rebhuhn. Gleichwohl hat es Ihre Nerven angenehmer gekitzelt als ein getrüffeltes Rebhuhn die Nerven eines Königs kitzeln würde. Weshalb? Deshalb, weil der Gaumen Seiner Majestät gegen Trüffeln abgestumpft ist, während sich der Ihrige noch nicht an Aal gewöhnt hat."

„Meine liebe Schwester sagt zu mir: ‚Benjamin, thue etwas, um reich zu werden. Benjamin, heirathe Fräulein Minxit, um eine gute Mitgift zu erhalten.‘ Wozu soll mir das dienen? Giebt sich der Schmetterling die Mühe, sich für die zwei oder drei Monate, die er in der schönen Jahreszeit zu leben hat, erst ein Nest zu bauen? Ich bin überzeugt, daß die Genüsse mit den Lebenslagen im Verhältnisse stehen, und daß am Ende des Jahres Arm und Reich dieselbe Summe des Glückes gehabt haben. Jedes Individuum gewöhnt sich an seine Lage, sei sie nun gut oder schlecht. Der Hinkende achtet nicht darauf, daß er an einer Krücke geht, und der Reiche nicht, daß er in einem Wagen fährt. Die arme Schnecke, die ihr Haus auf ihrem Rücken trägt, genießt einen Tag voll Wohlgeruch und Sonnenschein eben so sehr wie der Vogel, der über ihr auf seinem Zweige zwitschert. Man muß deshalb nicht auf die Ursache, sondern auf die Wirkung sehen, die sie hervorbringt. Fühlt sich der Tagelöhner, der auf der Bank vor seiner Hütte sitzt, nicht eben so wohl wie der König auf dem Eiderkissen seines Sessels? Ißt Hans seine Kohlsuppe nicht mit eben so viel Vergnügen wie der Reiche seine Krebssuppe; und schläft der Bettler auf dem Stroh, auf dem er sich ausbreitet, nicht eben so gut wie die vornehme Dame unter ihren Seidenvorhängen und zwischen dem wohlriechenden Battist ihres Bettes? Ein Kind ist, wenn es einen Heller findet, zufriedener als ein Banquier, der ein Goldstück findet, und der arme Bauer, der einen Morgen Landes erbt, triumphirt eben so sehr wie der König, dem seine Heere eine Provinz erobert haben, und der von seinem Volke das Tedeum anstimmen läßt.“

„Alles Uebel hienieden wird wieder durch ein Gut ausgeglichen, und alles Gute, das zur Schau liegt, wird durch ein Uebel, welches man nicht sieht, abgeschwächt. Gott besitzt zur Ausgleichung tausenderlei Mittel: hat er

dem Einen gute Mahlzeiten gegeben, so giebt er dem Andern ein wenig mehr Appetit, und das stellt das Gleichgewicht wieder her. Dem Reichen hat er die Furcht zu verlieren, die Sorge zusammenzuhalten verliehen, und dem Armen Sorglosigkeit. Als er uns nach diesem Verbannungsorte sandte, hat er uns allen ein ungefähr gleich großes Bündel von Elend und Glück gegeben; wäre es anders, so würde er nicht gerecht sein, denn alle Menschen sind seine Kinder."

„Und weshalb sollte denn auch in der That der Reiche glücklicher sein als der Arme? Er arbeitet nicht; nun wohl, er hat deshalb auch kein Vergnügen an der Ruhe."

„Er hat schöne Kleider; aber jede Annehmlichkeit davon kommt dem zu Gute, der ihn anblickt. Geschieht es um des Heiligen selbst willen, wenn ihm der Kirchenvorsteher ein neues Gewand anlegt, oder um seiner Verehrer willen? Ist man übrigens in einem Sammetrocke nicht eben so buckelig wie in einem Rocke von grober Halbwolle?"

„Der Reiche hat zwei, drei, vier, zehn Diener zu seiner Bedienung. Ach, mein Gott, was soll diese Menge unnützer Glieder, die man hochmüthiger Weise noch zu seinem Leibe hinzugesellt, wenn er selbst doch nur fünf zur Bedienung unserer Person nöthig hat? Wer daran gewöhnt ist, sich bedienen zu lassen, ist ein unglücklicher, an allen seinen Gliedern, die er doch speisen und tränken muß, gelähmter Mensch."

„Dieser Reiche besitzt in der Stadt ein Hotel und auf dem Lande ein Schloß; aber was liegt an dem Schlosse, wenn der Herr in dem Hotel ist, und an dem Hotel, wenn er im Schlosse ist! Was liegt daran, daß seine Wohnung aus vierundzwanzig Zimmern besteht, wenn er immer nur in einem sein kann?"

„Will er sich seinen Träumereien überlassen, so hat er neben seinem Schlosse einen Park, von einer aus Kalk und Sand erbauten, zehn Fuß hohen Mauer eingeschlossen.

Aber wenn er nun erstens keine Träumereien hat? Und ist ferner nicht das Land, welches am Horizonte nicht umfriedigt ist, nicht eben so schön wie sein großer Park?"

„Mitten durch den erwähnten Park schleppt ein von einem kleinen Bache gespeister Kanal sein grünliches und trübes Wasser, über welches sich die breiten Blätter der Wasserrosen pflasterartig ausbreiten, träge dahin. Aber ist denn der Bach, der durch die Felder frei dahinrauscht, nicht klarer und heller als sein Kanal?"

„Hundertfünfzig verschiedene Arten Georginen fassen seine Alleen ein, es mag sein; ich will dir sogar noch vier Procent Zuschlag zugestehen, was hundertsechsundfünfzig verschiedene Arten ausmacht. Aber ist der von Ulmen beschattete Weg, der sich schlangenhaft durch die Wiese windet, nicht eben so viel werth, wie seine Alleen? Wiegen die Hecken, alle mit weißen Rosen bedeckt und von Weißdorn durchzogen, die Hecken, die ihr farbenreiches Dickicht dem Winde überlassen und den Weg mit ihren Blüten bestreuen, nicht reichlich diese Georginen auf, deren Werth der Gärtner allein zu errathen vermag?"

„Ihm ausschließlich gehört der erwähnte Park, wendest du ein; nur den in seinem Schreibtisch eingeschlossenen Erwerbschein hat er in seinem ausschließlichen Besitz, und auch dann nur, wenn ihm die Hölzböcke ihn nicht auffressen. Sein Park gehört ihm weit weniger als den Vögeln, die ihr Nest in ihm bauen, als den Kaninchen, die den wilden Thymian abweiden, als den Insekten, die unter den Blättern summen. Kann sein Feldhüter verhindern, daß die Schlange durch die Gräser raschelt oder die Kröte sich nicht unter dem Moose versteckt?"

„Der Reiche giebt Feste; aber sind die Tänze unter den alten Linden auf der Promenade bei dem Klange des Dudelsackes keine Feste?"

„Der Reiche hat eine Equipage. Er hat eine Equipage der Unglückliche! Er ist also ein Krüppel oder gelähmt.

Sieh dir dort jene Frau an, die ein Kind auf ihren Armen trägt, während das andere um sie herspringt, nach den Schmetterlingen und Blumen läuft. Welches von den beiden Kleinen ist in der angenehmeren Lage? Eine Equipage! Durch ihren Besitz haftet dir ein Mangel an; es braucht nur ein Rad deines Wagens zu zerbrechen, es braucht nur ein Pferd ein Hufeisen zu verlieren, und du gleichst einem Hinkenden. O über die armen Leute, diese große Herren, die sich unter Ludwig XIV. in Sänften auf den Ball tragen ließen! Sie hatten Beine zum Tanzen, aber nicht Beine zum Gehen. Wie leid mußte ihnen die Ermattung ihrer Träger thun! Du hältst das Fahren im Wagen für einen Genuß des Reichen; du irrest dich; es ist nur eine Knechtschaft, die ihm seine Eitelkeit auferlegt. Weshalb würde, wenn es anders wäre, dieser Herr oder diese Dame, die mager wie eine Dornenruthe sind und die ein Esel bequem tragen könnte, vier Pferde vor ihre Karosse spannen lassen?"

„Wandere ich bis an die Knöchel im Rasen oder auf dem Moose, marschire ich, die Hände in den Taschen, einen schönen Querweg entlang, träumend und dichte Rauchwolken aus meiner angerauchten Pfeife ausstoßend, oder verfolge ich in hellem Mondscheine den klar zu erkennenden Weg, nur auf einer Seite von dem Schatten der Hecke eingerahmt, so möchte ich den wohl sehen, der die Frechheit besäße, mir einen Wagen anbieten zu wollen."

Bei diesen Worten erwachte mein Onkel.

„Was," sagst du, „dies Alles hat dein Onkel ganz laut geträumt?"

„Was ist denn da Erstaunenswerthes dabei? Frau Georg Sand hat in einem ihrer Romane den ehrwürdigen Pater Spiridion ein Kapitel lang ganz laut träumen lassen. Hat nicht Herr Golberg in der Kammer eine Stunde lang ganz laut über einen Vorschlag zur Berichterstattung über die parlamentarischen Debatten geträumt?

Und träumen wir selbst nicht schon seit dreizehn Jahren, wir hätten eine Revolution gemacht? Wenn mein Onkel nicht Zeit gehabt hatte, am Tage zu philosophiren, so philosophirte er zur Ausgleichung im Traume. So erkläre ich mir die wunderbare Erscheinung, deren Resultat ich dir eben mitgetheilt habe.

4. Wie mein Onkel sich für den ewigen Juden ausgiebt, und was daraus entsteht.

Meine Großmutter hatte mittlerweile ihr schillerndes Seidenkleid angezogen, welches sie nur an den vier Hauptfeiertagen im Jahre aus ihrem Schranke holte. Sie hatte auf ihrer Haube stirnbandähnlich das schönste aller ihrer Bänder, kirschenroth und mehr als handbreit, angebracht; sie hatte ihre Mantille von schwarzem Taffet, die mit Spitzen von gleicher Farbe eingefaßt war, zurecht gelegt und ihren neuen Muff aus Luchspelz, den ihr Benjamin an ihrem letzten Geburtstag geschenkt hatte, der aber noch nicht bezahlt war, aus der Schachtel herausgenommen. Als sie sich so herausgeputzt hatte, befahl sie einem ihrer Kinder den Esel des Herrn Durand zu holen, ein sehr schönes Thier, das auf dem letzten Jahrmarkte zu Billy drei Pistolen gekostet hatte und deshalb auch nur für sechsunddreißig Heller mehr als ein gewöhnlicher Esel vermiethet wurde.

Darauf rief sie Benjamin. Als dieser herabkam, war der Esel des Herrn Durand, an dessen Seiten seine zwei Körbe hingen, zwischen denen ein schneeweißes, schwellendes Kopfkissen angebracht war, schon an der Thüre angebunden und fraß seine Kleie, die man ihm in einem Korbe auf einem Stuhle vorgesetzt hatte.

Benjamin sah sich anfangs unruhig nach Machecourt um, mit ihm ein Glas Weißwein zu trinken. Als ihm seine Schwester gesagt hatte, er wäre ausgegangen, be-

merkte mein Onkel, dessen Magen sich in die Leistungsfähigkeit aller Magen zu fügen verstand:

„Ich hoffe wenigstens, meine gute Schwester, daß du mir die Freundschaft erweisen wirst, ein Gläschen Liqueur mit mir zu trinken."

Gegen Liqueur hatte meine Großmutter keine Abneigung, im Gegentheil; sie nahm seinen Vorschlag freundlichst an und gestattete ihm die Karaffe zu holen. Nachdem sie endlich ihrem Aeltesten, meinem Vater, anbefohlen hatte, seine Brüder nicht zu schlagen und Premoins, der unwohl war, ja zu fragen, wann er gewisse Bedürfnisse hätte, sowie der kleinen Surpin ihre Strickarbeit gegeben, stieg sie auf ihren Esel.

Himmel, was für ein Gewoge! Die sämmtlichen Nachbarinnen hatten sich an ihren Thüren aufpostirt, um Zeuge ihres Abreitens zu sein; denn in dieser Zeit eine Frau der mittleren Klasse an einem Wochentage geputzt zu sehen, war ein Ereignis, dessen Grund jeder der Zuschauer zu entdecken suchte und über das er seine Ansichten geltend machte.

Wohl rasirt und überreichlich gepudert, im Uebrigen roth wie eine Mohnblume, die nach einem nächtlichen Gewitter wieder in der Morgensonne prahlerisch ihre Blätter entfaltet, ging Benjamin hinterher, von Zeit zu Zeit mit heller Bruststimme ein kräftiges „Hui, hui!" ausstoßend und den Esel mit der Spitze seines Degens anspornend.

Von dem Degen meines Onkels in die Rippen gestoßen, ging Herrn Durands Esel sehr schnell, nach dem Geschmacke meiner Großmutter, die auf ihrem Kopfkissen auf und abflog, sogar zu schnell. Allein in einiger Entfernung von der Stelle, wo der Weg nach Moulot von der großen Straße nach Chapelle scheidet, um seiner niedrigen Bestimmung entgegenzugehen, bemerkte sie, daß der Gang ihres Esels immer langsamer wurde, wie der Guß glühenden Metalles, der sich verdichtet und immer langsamer

dahinfließt, jemehr er sich von dem Schmelzofen entfernt; ihre Schelle, die bis jetzt ihr Klingling so stolz, so energisch betont von sich gegeben hatte, stieß nur noch wie eine ersterbende Stimme halbabgebrochene Seufzer aus. Meine Großmutter, die meinen Onkel darauf aufmerksam machen wollte, wandte ihren Kopf nach ihm um; aber dieser war verschwunden, wie eine Wachskugel zerschmolzen, weggezaubert, wie eine Mücke in dem Weltenraume verloren; Niemand konnte ihr über ihn Nachricht geben. Denke dir den Zorn, der sich meiner Großmutter bei Benjamins plötzlichem Verschwinden bemächtigte. Sie sagte sich, er verdiente die Mühe gar nicht, die man sich um seines Glückes willen gäbe; seine Sorglosigkeit wäre unheilbar, er würde noch ganz darin verkommen, sie wäre ein Morast, dessen Wasser man nicht in Bewegung setzen könnte. Einen Augenblick hatte sie Lust, ihn seinem Schicksale zu überlassen, und ihm sogar nicht mehr seine Hemden zu plätten; aber ihr Charakter als Herrscherin riß sie mit fort; hatte sie einmal begonnen, so mußte sie es auch zu Ende führen. Sie schwur es sich zu, Benjamin wiederzufinden und ihn zu Herrn Minxit zu führen, sollte sie ihn auch an den Schwanz ihres Esels binden. Durch eine solche Festigkeit des Entschlusses führt man die großen Unternehmungen zu Ende.

Ein Bauerjunge, der an der Kreuzung der beiden Wege seine Hammel hütete, sagte ihr, der rothe Mann, den sie verloren hätte, wäre vor ungefähr einer Viertelstunde nach dem Dorfe hinabgegangen. Meine Großmutter trieb ihren Esel in dieser Richtung weiter, und in ihrem Unwillen munterte sie diesen Vierfüßler so gewaltig auf, daß er ganz von selbst aus reiner Hochachtung vor seiner Reiterin, als hätte er ihrem großen Charakter huldigen wollen, zu traben begann.

Das Dorf Moulot schien sich in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung zu befinden. Die sonst so ruhigen Mou=

loten, in deren Gehirn nie eine höhere Gährung als höchstens in einem Sahnenkäse vorzukommen pflegte, schienen alle ganz außer sich zu sein. In aller Hast kamen die Landleute aus den benachbarten Weinbergen herbeigeeilt; Weiber und Kinder liefen, sich gegenseitig zurufend; alle Spinnräder waren verlassen und alle Spindeln feierten. Meine Großmutter erkundigte sich nach der Ursache dieser Bewegung; man erzählte ihr, der ewige Jude wäre soeben in Moulot angekommen und frühstückte auf dem Markte. Sie sah sofort ein, daß dieser vorgebliche ewige Jude kein anderer als Benjamin war, und in der That gewahrte sie ihn auch bald von der Höhe ihres Esels herab in einem Kreise von Maulaffen.

Ueber dieser wogenden Reihe schwarzer und weißer Köpfe ragte die Spitze seines Dreimasters wie die schieferbedeckte Thurmspitze einer Kirche über die moosbedeckten Dächer eines Dorfes mit großer Majestät empor. Man hatte ihm auf dem Marktplatze selbst einen kleinen Tisch hingestellt, auf dem er sich eine halbe Flasche Wein und ein Brötchen hatte auftragen lassen. Wie ein Hoherpriester wandelte er vor demselben würdevoll auf und ab, bald ein Schlückchen Weißwein trinkend, bald ein kleines Stück Brot kauend.

Meine Großmutter trieb ihren Esel mitten in den Volkshaufen hinein und befand sich bald in der ersten Reihe.

„Was machst du da, Unglückseliger!“ fragte sie, meinem Onkel die Faust zeigend.

„Sie sehen es, ich irre umher, ich bin Ahasverus, gewöhnlich der ewige Jude genannt. Da ich auf meinen Reisen viel von der Schönheit dieses kleinen Dorfes und von der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner gehört, so habe ich mich entschlossen, hier zu frühstücken.“ Sich ihr darauf nähernd, sagte er zu ihr mit leiser Stimme: „In fünf Minuten gehöre ich dir wieder, aber jetzt nicht ein

Wort mehr, ich bitte dich darum, das Uebel wäre nicht wieder gut zu machen; diese Dummköpfe wären fähig, mich zu morden, wenn sie entdeckten, daß ich mich über sie lustig mache."

Das Lob Moulots, das er in die seiner Schwester ertheilte Antwort einzuschalten verstanden hatte, machte das Unheil wieder gut, oder wehrte vielmehr das Unheil ab, welches ihm die unkluge Anrede derselben hätte bereiten müssen, und eine Erregung des Stolzes ging durch die Versammlung.

„Herr ewiger Jude," sagte ein Bauer, dem vielleicht noch irgend ein Zweifel übrig geblieben war, „wer ist denn diese Dame, die Ihnen soeben die Faust zeigte?"

„Mein guter Freund," erwiderte mein Onkel, ohne die Fassung zu verlieren, „es ist die heilige Jungfrau, die mir Gott auf ihrer Pilgerschaft nach Jerusalem auf diesem Esel zu begleiten befohlen hat. Sie ist im Grunde genommen eine gute Frau, aber ein wenig schwatzhaft; sie ist in schlechter Laune, weil sie heute morgen ihren Rosenkranz verloren hat."

„Und weshalb ist das Jesuskind nicht bei ihr?"

„Gott hat nicht gewollt, daß sie es mitnähme, weil es in diesem Augenblicke die Blattern hat."

Alle diese Einwendungen ergossen sich dicht wie Hagel über Benjamin; aber mein Onkel war nicht der Mann, sich vor den Schwachköpfen Moulots zu fürchten; die Gefahr elektrisirte ihn, und er parirte alle Ausfälle, die auf ihn gemacht wurden, mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit, was ihn nicht abhielt, die Kehle von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Weißwein anzufeuchten, und, um die Wahrheit zu sagen, war er bereits bei dem siebenten Schoppen.

In seiner Eigenschaft als Gelehrter erschien der Ortsschullehrer zuerst auf dem Kampfplatze.

„Wie geht es zu, Herr ewiger Jude, daß Sie keinen

Bart tragen? In dem Brüsseler Volksliede heißt es, daß Sie bärtig wären und überall stellt man Sie mit einem langen weißen Barte dar, der Ihnen bis an den Gürtel reicht."

„Es setzte sich der Schmutz zu leicht hinein, Herr Lehrer. Ich bat deshalb den lieben Gott um die Erlaubnis, diesen langen, garstigen Bart nicht mehr tragen zu brauchen, und er hat mich dafür einen Zopf anlegen lassen."

„Aber," fuhr der Schulmeister fort, „wie machen Sie es denn, um sich zu rasiren, da Sie nicht stehen bleiben dürfen?"

„Gott hat dafür gesorgt, mein lieber Herr Lehrer. Jeden Morgen sendet er mir den Schutzheiligen der Friseure unter der Gestalt eines Schmetterlings, der mich mit einer Flügelspitze rasirt, indem er unaufhörlich um mich herflattert."

„Aber, Herr Jude," begann der Schullehrer von neuem, „der liebe Gott ist gegen Sie sehr knauserig gewesen, da er Ihnen nur fünf Sous auf einmal zur Verfügung stellte."

„Mein Freund," versetzte mein Onkel, die Arme über der Brust kreuzend und sich verneigend, „preisen wir die Rathschlüsse Gottes; es geschieht wahrscheinlich, weil er nur dieses Geld in seiner Tasche hatte."

„Ich möchte wohl wissen," bemerkte der Ortsschneider, „wie man es angefangen hat, Ihnen, der Sie doch nie in Ruhe sind, zu Ihrem Rocke, der Ihnen wie angegossen sitzt, Maß zu nehmen."

„Sie hätten bemerken sollen, da Sie doch zum Fache gehören, ehrwürdiger Herr, daß dieser Rock nicht von Menschenhänden angefertigt ist. Am ersten April jeden Jahres wirft er mir einen leichten Rock von rother Sarsche und am Feste Allerheiligen einen dicken Rock von scharlachrothem Sammet über den Rücken."

„Dann," sagte ein Gassenbube, dessen muthwilliges Gesicht von blonden Flechten überflutet wurde, „müssen

Sie stark abnutzen; Allerheiligen ist erst vierzehn Tage vorüber, und Ihr Rock ist schon fadenscheinig und auf den Nähten ganz weiß."

Leider befand sich der Vater des kleinen Philosophen an seiner Seite. „Geh nach Hause und sieh, ob ich da bin," sagte er zu ihm, während er ihm einen Fußtritt gegen den Hintern versetzte, und darauf bat er meinen Onkel, die Ungezogenheit dieses kleinen Buben, dem sein Schullehrer Religion beizubringen versäumte, zu entschuldigen.

„Meine Herren," rief der Schullehrer, „ich nehme Sie alle zu Zeugen, und auch Sie, Herr ewiger Jude, daß Nicolaus meine Ehre angetastet hat; er greift unaufhörlich die Autoritäten des Dorfes an, aber mich soll er nicht ungestraft beleidigt haben."

„Ja," erwiderte Nicolaus, „du bist mir auch eine schöne Autorität! Greife mich an, wenn du Lust dazu hast; das soll mich nicht stören, den Nachweis zu führen, daß ich die Wahrheit gesagt habe; der Herr Bailli soll Charlot prüfen. Gestern habe ich ihn gefragt, welches der ausgezeichnetste Sohn Jakobs wäre, und er antwortete mir: Pharao. Mutter Pinto ist mein Zeuge."

„Ach, meine Herren," entgegnete mein Onkel, „erzürnen Sie sich nicht um meinetwillen; ich wäre untröstlich, wenn mein Eintreffen in diesem schönen Dorfe die Veranlassung eines Prozesses würde. Die Wolle meines Rockes ist noch nicht völlig abgerieben, da wir erst Martini haben; in Bezug darauf hat sich der kleine Charlot geirrt. Der Herr Lehrer wußte diesen besonderen Umstand nicht, und konnte folglich auch seine Schüler nicht darüber belehren. Ich hoffe, daß Herr Nicolaus mit dieser Erklärung zufrieden ist."

5. Mein Onkel verrichtet ein Wunder.

Mein Onkel wollte eben die Sitzung aufheben, als er eine niedliche Bauerdirne bemerkte, die sich durch die Menge Bahn zu brechen suchte. Da er die jungen Mädchen mindestens eben so sehr liebte wie Jesus Christus die kleinen Kinder, so winkte er, daß man sie durchlassen möchte.

„Ich möchte gern wissen,“ sagte die junge Moulotin mit ihrer schönsten Verneigung, mit der Verneigung, welche sie dem Bailli zu machen pflegte, wenn er ihr, sobald sie ihm die Sachen brachte, auf ihrem Wege begegnete, „ob es die reine Wahrheit ist, was die alte Gothon sagt: sie behauptet, Sie könnten Wunder thun.“

„Unstreitig,“ erwiderte mein Onkel, „wenn sie nicht allzuschwierig sind.“

„Dann könnten Sie meinen Vater, der seit heute Morgen an einer Krankheit leidet, die Niemand kennt, durch ein Wunder heilen.“

„Weshalb nicht?“ versetzte mein Onkel; „aber vor allem, mein hübsches Kind, mußt du mir erlauben dich zu küssen, ohne das würde das Wunder nichts vermögen.“ Und in der That küßte er die junge Moulotin auf beide Wangen, der verdammte Sünder, der er war.

„Wie!“ rief hinter ihm eine Stimme, die ihm sehr bekannt war, „der ewige Jude umarmt also auch Frauen?“

Er drehte sich um und gewahrte Manette.

„Sicherlich, meine schöne Dame; Gott hat mir gestattet, jährlich drei zu küssen; das ist die zweite, die ich in diesem Jahre küsse, und wenn Sie es wünschen, sollen Sie die Dritte sein.“

Die Idee ein Wunder zu thun, fachte Benjamins Ehrgeiz an. Sich in Moulot für den ewigen Juden ausgeben, war viel, war ungeheuer, war etwas, um Clamecys schöne Geister eifersüchtig zu machen. Unter den berühmten Mystificirern nahm er sofort eine hervorragende Stellung

ein, und der Advocat Page würde nicht mehr so oft wagen, ihm von seinem für einen Hasen ausgegebenen Kaninchen zu erzählen. Wer würde erst wagen, sich an Kühnheit und Einbildungskraft mit Benjamin Rathery zu vergleichen, wenn er ein Wunder gethan hätte? Und wer weiß? vielleicht würde das zukünftige Geschlecht die Sache für Ernst nehmen. Wenn er heilig gesprochen werden sollte! Wenn man unter seinem Namen einen dicken Heiligen aus rothem Holze schnitzte! Wenn man Messen für ihn läse, ihm Altäre errichtete, er einen Platz im Kalender und in der Litanei ein Ora pro nobis erhielte! Wenn er der Schutzpatron einer reichen Parochie würde! Wenn man ihn jährlich an seinem Namenstage mit Weihrauch beräucherte, ihn mit Blumen kränzte, mit Bändern schmückte, ihm eine reife Weintraube in die Hände gäbe! Wenn man seinen rothen Rock in einem Reliquienkästchen verwahrte? Wenn er seinen eigenen Kirchenvorsteher hätte, um ihn wöchentlich abzuwaschen! Wenn er die Pest oder die Hundswuth heilte! Aber zu dem Allen war das Wunder nöthig. Wenn er sogar einige vollbracht hätte? Aber wie sollte er es anstellen? Und wenn es ihm mißlänge, würde er verhöhnt, verspottet, verachtet, vielleicht geschlagen werden; er würde den ganzen Ruhm der Mystification, die er so schön begonnen hatte, verlieren . . . „Ei, meinetwegen!“ sagte mein Onkel, sich ein großes Glas Wein eingießend, um sich zu begeistern, „die Vorsehung wird dafür sorgen: Audaces fortuna iuvat; und übrigens ist jedes verlangte Wunder schon ein halbvollendetes Wunder.“

Er folgte also der jungen Moulotin, wie ein Komet einen langen Schweif Mouloten hinter sich herschleppend; als er in das Haus getreten war, erblickte er einen Bauer auf seinem Bette, der einen so verzerrten Mund hatte, daß er sein Ohr abbeißen zu wollen schien. Er fragte, wie ihm dieses Leiden zugestoßen wäre, ob es sich nicht in Folge eines Gähnens oder eines Gelächters gezeigt hätte.

„Er hat es diesen Morgen beim Frühstücken bekommen," antwortete seine Frau, „als er eine Nuß zwischen seinen Zähnen zerbeißen wollte."

„Sehr gut," versetzte mein Onkel, dessen Gesicht sich aufhellte, „und haben Sie Jemanden zur Hilfe gerufen?"

„Wir haben Herrn Arnout holen lassen, der erklärte, es wäre ein Anfall von Lähmung."

„Höchst klug geredet. Ich sehe, daß der Doctor Arnout die Lähmung kennt, als ob er sie erfunden hätte; und was hat er Ihnen verordnet?"

„Die Medicin in diesem Fläschchen hier."

Als mein Onkel die Medicin untersucht hatte, erkannte er, daß es ein Brechmittel war, und warf die Flasche auf die Straße. Seine Sicherheit brachte eine vorzügliche Wirkung hervor.

„Ich sehe wohl, Herr Jude," sagte die gute Frau, „daß Sie fähig sind, das Wunder, um welches wir Sie bitten, zu thun."

„Von Wundern, wie dieses," versetzte Benjamin, „würde ich täglich hundert thun, wenn man mir Gelegenheit dazu gäbe."

Er ließ sich einen Blechlöffel bringen und umwickelte den Stiel mit mehreren Streifen weißer Leinewand; mit diesem improvisirten Instrumente fuhr er dem Patienten in den Mund, hob die obere Kinnlade, die über die untere hinausgetreten war, in die Höhe und brachte sie wieder an Ort und Stelle; denn dieses Mouloten ganze Krankheit bestand nur in einer ausgerenkten Kinnlade, was mein Onkel mit einem einzigen Blick aus seinem grauen Auge, das sich in jedes Ding förmlich festbohrte, sofort erkannt hatte. Der am Morgen Gelähmte erklärte, er wäre vollkommen geheilt und fiel wie ein Rasender über die zum Mittagbrote für die ganze Familie bestimmte Kohlsuppe her.

Das Gerücht, daß der Vater Pintot die Kohlsuppe

äße, verbreitete sich mit Blitzes Schnelligkeit unter die Menge. Die Kranken und alle, die nur eine ganz wenig abweichende Gestalt besaßen, flehten meinen Onkel um Hilfe an. Ganz stolz darauf, daß dieses Wunder in ihrer Familie stattgefunden hatte, stellte Mutter Pintot meinem Onkel einen ihrer Vetter vor, dessen linke Schulter einen Höcker hatte, und bat ihn, denselben gerade zu machen; aber mein Onkel, der seinen Ruf nicht auf das Spiel setzen wollte, erklärte ihr, er wäre nur im Stande, den Höcker von der linken Schulter auf die rechte Schulter zu versetzen; übrigens wäre dies ein sehr schmerzhaftes Wunder, und unter zehn Buckligen der gewöhnlichen Art fänden sich kaum zwei, die Kraft genug hätten, es auszuhalten. Dann versicherte er die Bewohner Moulots, daß es ihm Leid thäte, nicht länger bei ihnen bleiben zu können, daß er aber die heilige Jungfrau nicht länger warten zu lassen wagte, und er suchte seine Schwester wieder auf, die sich in der Schenke am Marktplatze die Füße wärmte und Zeit gehabt hatte, ihrem Esel ein Maß Hafer vorschütten zu lassen.

Mein Onkel und meine Großmutter hatten die größte Mühe von der Volksmenge loszukommen, und man läutete mit der Glocke, so lange man sie noch auf dem Wege sehen konnte. Meine Großmutter schalt Benjamin nicht aus; sie war übrigens eher befriedigt, als unangenehm berührt; die Art und Weise, in der sich Benjamin aus dieser schwierigen Prüfung herausgezogen hatte, schmeichelte ihrem schwesterlichen Stolze, und sie sagte sich, daß ein Mann wie Benjamin einem Mädchen wie Fräulein Minxit, selbst wenn es nach dem Ehevertrage eine Rente von zwei- oder dreitausend Francs besäße, vollkommen ebenbürtig wäre.

Das Signalement des ewigen Juden und der heiligen Jungfrau, ja sogar des Esels war bereits in La Chapelle angelangt. Als sie in den Marktflecken einzogen, knieten

die Frauen an den Hausthüren, und Benjamin, der sich auf alles verstand, ertheilte ihnen den Segen.

6. Herr Minxit.

Herr Minxit nahm meinen Onkel und meine Großmutter sehr freundlich auf. Herr Minxit war Arzt, ich weiß nicht weshalb. Er hatte seine schöne Jugendzeit nicht in Gesellschaft mit Leichnamen zugebracht. Die Arzneikunst war ihm eines schönen Tages im Kopfe wie ein Pilz aufgegangen. Wenn er die Arzneikunde verstand, so lag der Grund darin, daß er sie erfunden hatte. Nie hatten seine Eltern daran gedacht, ihn die Schulwissenschaften studiren zu lassen; er verstand nur das Lateinische auf seinen Flaschen und hätte er sich blos auf die Etiquetten verlassen, so hätte er doch noch oft Petersilie statt Schierling gegeben. Er besaß eine sehr schöne Bibliothek, aber er steckte seine Nase nie in die Bücher. Er sagte, seit seine alten Schwarten geschrieben wären, hätte sich die Natur des Menschen geändert. Einige behaupteten sogar, diese kostbaren Werke wären nur Attrapen, auf deren Rücken er berühmte Namen der Arzneiwissenschaft in goldnen Buchstaben hätte drucken lassen. Was sie in dieser Ansicht bestätigte, war der Umstand, daß Herr Minxit, so oft man seine Bibliothek zu sehen wünschte, den Schlüssel verloren hatte. Uebrigens war Herr Minxit ein geistvoller Mann; er war mit einer guten Dosis Intelligenz ausgestattet, und in Ermangelung gedruckten Wissens wußte er viel aus dem Leben Gegriffenes. Da er sonst nichts wußte, sah er ein, daß er, um vorwärts zu kommen, der Menge den Glauben beibringen müßte, er wüßte mehr als seine Collegen, und er warf sich auf die Kunst, die Krankheiten aus dem Urin zu errathen. Nach zwanzigjährigem Studium dieser Wissenschaft war er dahin gelangt, trüben von hellem Urine zu unterscheiden, was ihn nicht abhielt zu betheuern, er würde einen großen Mann, einen König

oder einen Minister, an seinem Urine erkennen können. Da es in der Umgegend nun weder Könige, noch Minister, noch große Männer gab, so fürchtete er nicht, daß man ihm beim Worte nahm.

Herrn Minxits Bewegungen waren sehr entschieden. Er sprach laut, viel und ohne anzuhalten; er errieth die Worte, welche auf die Bauern eine Wirkung ausüben mußten, und verstand sie unaufhörlich in seine Sätze einzuflechten. Er besaß das Talent der Menge zu imponiren, ein Talent, das in etwas völlig Unfaßbarem besteht, das sich weder beschreiben noch lehren, noch nachmachen läßt; ein unerklärbares Talent, welches bei dem einfachen Marktschreier wahre Platzregen von dicken Sousstücken in die Kasse herabströmen läßt, bei dem großen Manne Schlachten gewinnt und Reiche gründet; ein Talent, welches bei Mehreren das Genie ersetzt hat, das unter allen Menschen Napoleon im höchsten Grade besessen und das ich im Hinblick auf Alle Charlatanismus nennen will. Es ist nicht meine Schuld, wenn das Instrument, mit dem man Schweizerthee verkauft, dasselbe ist, mit dem man sich einen Thron gründet. In der ganzen Umgegend wollte man nur durch die Hand des Herrn Minxit sterben. Uebrigens trieb dieser mit diesem Privilegium keinen Mißbrauch, er war kein größerer Mörder als seine Collegen; allein er verdiente mit seinen Flaschen von allen möglichen Farben mehr Geld als sie mit ihren Lehrsätzen. Er hatte sich ein sehr schönes Vermögen erworben; er besaß überdies das Talent, sein Geld zur rechten Zeit auszugeben; er gab alles mit einer Miene, als ob es nichts gekostet hätte, und die Kunden, die ihm zuströmten, fanden bei ihm stets offene Tafel.

Mein Onkel und Herr Minxit mußten übrigens Freunde werden, sobald sie einander trafen. Diese beiden Menschennaturen glichen einander vollkommen; sie glichen sich wie zwei Tropfen Wein oder, um mich eines für meinen

Onkel weniger unartigen Ausdrucks zu bedienen, wie zwei aus derselben Form hervorgegangene Löffel. Sie hatten dieselben Gelüste, dieselben Neigungen, dieselben Leidenschaften, dieselbe Anschauungsweise, dieselben politischen Ansichten. Beide kümmerten sie sich wenig um diese tausenderlei kleinen Unfälle, um diese tausenderlei mikroskopischen Katastrophen, die wir anderen Dummköpfe uns als ein so großes Unglück anrechnen. Wer inmitten der irdischen Leiden keine Philosophie besitzt, gleicht einem Menschen, der bei einem Platzregen baarhäuptig einhergeht. Der Philosoph hat dagegen über seinem Haupte einen guten Regenschirm, der ihn gegen den Gewitterregen schützt. Das war ihre Ansicht. Sie betrachteten das Leben wie eine Posse und spielten ihre Rolle darin mit möglichster Heiterkeit. Sie hatten eine souveräne Verachtung gegen diese gedankenlosen Leute, die ihr Dasein unter ewigem Schluchzen hinbringen; das ihrige sollte unter unaufhörlichem Lachen dahinfließen. Das Alter hatte unter ihnen nur geringen Unterschied hervorgebracht. Es waren zwei Bäume derselben Gattung, von denen der eine alt und der andere in der vollen Kraft des Saftes ist, die sich aber beide mit denselben Blüten schmücken und dieselben Früchte hervorbringen. Auch hatte der zukünftige Schwiegervater für seinen Schwiegersohn eine wunderbare Freundschaft gefaßt, und der Schwiegersohn hegte vor seinem Schwiegervater, seine Flaschen ausgenommen, eine hohe Achtung. Gleichwohl nahm mein Onkel die Verheirathung mit einem Gliede der Familie Minxit nur ungern und lediglich in Folge von Vernunftgründen und um seine liebe Schwester nicht zu kränken, an.

Da Herr Minxit Benjamin liebte, so fand er ganz natürlich, daß er von seiner Tochter geliebt würde; denn jeder Vater liebt sich, so gut er auch sein mag, in der Person seiner Kinder selbst; er betrachtet sie wie Wesen, die zu seinem Wohlsein beitragen müssen; wenn er sich einen

Schwiegersohn wählt, geschieht es zunächst hauptsächlich für seine Person, und erst darnach ein wenig für seine Tochter. Ist er ein Geizhals, so legt er sie in die Hände eines Wucherers, ist er adelig, so schweißt er sie an ein Wappenschild; liebt er Schach, so giebt er sie einem Schachspieler, denn er muß für seine alten Tage Jemanden haben, mit dem er seine Partie machen kann. Seine Tochter ist ein untheilbares Eigenthum, das er mit seiner Frau besitzt. Möge dieses Eigenthum von einer blühenden Hecke oder von einer garstigen hohen Mauer aus ausgetrockneten Steinen eingefriedigt sein, möge man auf ihm Rosen oder Raps ziehen, das geht dasselbe nichts an: es hat dem versuchten Landmanne, der es bebaut, keinen Rath zu ertheilen; es ist unfähig, die Körner zu wählen, die ihm am besten gefallen. Halten diese guten Eltern nun in ihrem Herzen und Gewissen ihre Tochter für glücklich, so genügt das; ihre Sache ist es, sich in ihre Lage hineinzufinden. Jeden Abend wünschen sich die Frau, wenn sie sich die Haarwickel macht, und der Mann, wenn er sich die Nachtmütze aufsetzt, Glück, daß sie ihr Kind so gut verheirathet haben. Sie liebt freilich ihren Gatten nicht, aber sie wird sich schon daran gewöhnen, ihn zu lieben; mit Geduld kommt man bei allem zum Ziele. Sie wissen nicht, was für eine Frau ein Gatte ist, den sie nicht liebt: er ist ein glühender Funke, den sie aus ihrem Auge nicht loswerden kann, ein Zahnweh, das ihr keinen Augenblick Ruhe läßt. Einige sterben vor Gram; andere suchen die Liebe, die sie sich bei dem Kadaver, an welchen man sie gefesselt hat, nicht verschaffen können, anderswo. Jene wieder schütten diesem beglückten Gatten ganz unvermerkt eine Messerspitze voll Arsenik in seine Suppe und lassen auf sein Grabmal schreiben, er hinterlasse eine untröstliche Witwe. Das bringt die vermeintliche Unfehlbarkeit und der verfehlte Egoismus der guten Eltern hervor.

Wenn ein junges Mädchen einen als Menschen und

Franzosen naturalisirten Affen heirathen wollte, so würden Vater und Mutter ihre Einwilligung nicht geben und der Jocko würde sich bei ihnen sicherlich sehr ehrfurchtsvoll bewerben müssen. Du sagst: „Was sind das für gute Eltern, sie wollen nicht, daß sich ihre Tochter unglücklich macht.“ Ich sage dagegen: „Was sind das für abscheuliche Egoisten!“ Nichts ist lächerlicher als deine Weise zu empfinden einem Andern unterschieben zu wollen; das heißt seine Organisation durch die deinige verdrängen wollen. Dieser Mensch will sterben, weil er gute Gründe dazu hat. Dieses Mädchen will einen Affen heirathen, weil sie einen Affen mehr liebt als einen Menschen. Weshalb ihr die Fähigkeit rauben, nach ihrem Gefallen glücklich zu sein? Wer hat das Recht, wenn sie sich glücklich fühlt, ihr gegenüber zu behaupten, daß sie es nicht ist? Dieser Affe wird sie kratzen, wenn er sie liebkost. Was thut das dir? Sie will aber lieber gekratzt als geliebkost werden. Wenn ihr Mann sie übrigens kratzt, so reißt sie sich doch nicht an der Wange ihrer Mama blutig. Wer findet etwas Schlechtes darin, daß ein Mädchen aus einer Sumpfgegend lieber am Schilfe umherspringt als zwischen Beeten voller Rosenstöcke? Der Hecht wirft dem Aale, seinem Gevatter vor, daß er sich lieber im Schlamme umherwälzt, als in das fließende Wasser kommt, welches auf der Oberfläche des Flusses sprudelt.

Weißt du, weshalb diese guten Eltern ihrer Tochter und deren Jocko ihren Segen verweigern? Der Vater, weil er zum Schwiegersohne vielleicht einen Wahlmann oder einen solchen wünscht, mit dem er über Literatur oder Politik plaudern kann; die Mutter, weil sie einen schönen jungen Mann nöthig hat, der ihr den Arm reicht, sie ins Theater führt oder auf die Promenade begleitet.

Nachdem Herr Minxit mit Benjamin einige seiner besten Flaschen geleert hatte, führte er denselben im Hause, im Keller, in den Scheunen und Ställen umher, beglei-

tete ihn in den Garten und nöthigte ihn, eine von einer reichlich fließenden Quelle, die unter Bäumen hervorsprudelte, bewässerte Wiese zu umschreiten, welche sich hinter der Wohnung ausdehnte und an deren äußerstem Ende der Bach einen Fischteich bildete. Dies alles war sehr begehrenswerth; leider giebt das Glück nichts für nichts, und für alle diese Wohlhäbigkeit mußte man Fräulein Minxit heirathen.

Fräulein Minxit konnte sich mit einer anderen übrigens wohl messen: sie war nur zwanzig Linien zu lang; sie war weder braun noch weiß, weder blond noch roth, weder albern noch geistreich. Es war eine Frau, wie deren fünfundzwanzig unter dreißig sind; sie wußte sehr bestimmt von tausend unbedeutenden Kleinigkeiten zu reden und machte sehr gern Sahnenkäse. Es war wohl weniger ihre Person als die Heirath an sich, die meinem Onkel widerwärtig war, und wenn sie ihm beim ersten Empfange mißgefallen hatte, so lag der Grund darin, daß er sie nur in der Gestalt einer großen Kette angesehen hatte.

„Das ist mein Eigenthum," sagte Herr Minxit; „wenn du erst mein Schwiegersohn bist, gehört es uns beiden, und wenn ich einst nicht mehr sein werde . . ."

„Verständigen wir uns," entgegnete mein Onkel; „sind Sie auch dessen völlig sicher, daß Fräulein Arabella keinen Widerwillen dagegen hat, mich zu heirathen?"

„Und weshalb sollte sie einen solchen haben? Du lässest dir keine Gerechtigkeit widerfahren, Benjamin. Bist du nicht unter allen ein hübscher Junge? Bist du nicht liebenswürdig, sobald du es willst und so lange du es willst? Und bist du nicht außerdem ein geistreicher Mann?"

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie sagen, Herr Minxit; aber die Frauen sind launisch, und ich hatte mir sagen lassen, daß Fräulein Arabella eine Zuneigung

zu einem Edelmanne aus der hiesigen Gegend, einem gewissen von Pont-Cassa, hatte."

„Zu einem Krautjunker," erwiderte Herr Minxit, „einer Art von Musketier, der durch kostbare Pferde und gestickte Röcke schöne Güter, die ihm sein Vater hinterlassen, aufgezehrt hat. Er hat sich bei mir allerdings um Arabella's Hand beworben, aber ich habe seinen Antrag abgelehnt. In noch nicht zwei Jahren hätte er mein Vermögen durchgebracht. Du begreifst, daß ich meine Tochter nicht einem solchen Wesen geben konnte. Außerdem ist er ein wahnsinniger Duellant. Zum Ersatz hätte er Arabella eines Tages von seiner edlen Person befreit."

„Sie haben Recht, Herr Minxit; aber wenn dieses Wesen nun doch von Arabella geliebt wird?"

„Pfui, Benjamin! Arabella hat zu viel von meinem Blute in ihren Adern, um sich in einen Vicomte zu vernarren. Ich bedarf ein Kind des Volkes, einen Mann wie du, Benjamin, mit dem ich lachen, trinken und philosophiren kann; einen geschickten Arzt, der mit mir meine Kundschaft ausbeutet und mit seinem Wissen das ersetzt, was mir die Untersuchung des Urins nicht entdecken kann."

„Einen Augenblick," sagte mein Onkel, „ich sage Ihnen vorher, Herr Minxit, daß ich mich bei dem Urin nicht zu befragen beabsichtige."

„Und weshalb, mein Herr, wollen Sie den Urin nicht befragen? Lauf, lauf, Benjamin; es war ein Mann von großem Geiste, dieser Kaiser, der zu seinem Sohne sagte: ‚Riechen diese Goldstücke nach Urin?' Wüßtest du, wie viel Geistesgegenwart, Einbildungskraft, Scharfsinn und sogar Logik nöthig ist, um den Urin zu befragen, so würdest du keinen anderen Lebensberuf ergreifen wollen. Wird man dich deshalb vielleicht Charlatan nennen? Aber was ist denn ein Charlatan? Ein Mann, der mehr Geist hat als die Volksmasse. Und ich frage dich, fehlt den meisten

Aerzten mehr der gute Wille oder der Geist, um ihre Kunden zu täuschen? Doch still, da kommt mein Pfeifer, der mir wahrscheinlich die Ankunft einiger Flaschen anzeigen will. Ich werde dir eine Probe von meiner Kunst geben."

„Nun, Pfeifer," sagte Herr Minxit zu dem Musikanten, „was giebt es Neues?"

„Ein Bauer," erwiderte dieser, „ist gekommen, um Sie um Rath zu fragen."

„Und hat Arabella ihn zum Schwatzen gebracht?"

„Ja, Herr Minxit, er bringt Ihnen Urin von seiner Frau, die auf einer Treppe gestürzt und vier oder fünf Stufen hinabgerollt ist. Fräulein Arabella erinnert sich nicht genau der Zahl."

„Zum Teufel!" sagte Herr Minxit, „das ist von Arabella sehr ungeschickt. Nun gleichviel, ich werde dem nachhelfen. Benjamin, erwarte mich mit dem Bauer in der Küche; du sollst sehen, was ein Arzt ist, der den Urin befragt."

Herr Minxit trat durch die kleine Gartenthür wieder in sein Haus und nach fünf Minuten langte er erschöpft und gliedersteif, eine Reitpeitsche in der Hand, und in einen bis an den Kragen mit Koth bespritzten Mantel gekleidet, in seiner Küche an.

„Uf!" rief er, sich auf einen Stuhl werfend; „was für abscheuliche Wege! Ich bin wie zermalmt; ich habe heute Morgen fünfzehn Stunden gemacht. Man ziehe mir schnell die Stiefel aus und wärme mir das Bett!"

„Herr Minxit, ich bitte Sie darum," sagte der Bauer, ihm seine Flasche hinhaltend.

„Geh zum Teufel mit deiner Flasche!" versetzte Herr Minxit. „Du siehst wohl, daß ich nicht mehr kann. So seid ihr aber alle; jedesmal wenn ich aus der Umgegend zurückkehre, kommt ihr, um mich um Rath zu fragen."

„Lieber Vater," entgegnete Arabella, „dieser Mann

ist auch ermüdet; zwinge ihn nicht, morgen wiederzukommen."

„Nun meinetwegen! Sehen wir uns denn die Flasche an," sagte Herr Minxit mit äußerst ärgerlicher Miene, und sich dem Fenster nähernd, fügte er hinzu: „Das ist Frauenurin, nicht wahr?"

„Das ist richtig, Herr Minxit," antwortete der Bauer.

„Sie hat einen Fall gethan," bemerkte der Doctor, die Flasche von neuem untersuchend.

„Genau errathen."

„Auf einer Treppe, nicht wahr?"

„Sind Sie denn ein Zauberer, Herr Minxit?"

„Und sie ist vier Stufen hinabgerollt."

„Diesmal stimmt es nicht ganz, Herr Minxit; sie ist fünf hinabgerollt."

„Das ist rein unmöglich; zähle die Stufen deiner Treppe noch einmal, und du wirst sehen, daß sie nur vier Stufen hat."

„Ich betheuere Ihnen, mein Herr, daß sie fünf hat, und daß sie nicht eine einzige übersprungen hat."

„Das ist wunderbar," versetzte Herr Minxit, die Flasche von neuem prüfend; „aber gleichwohl kann ich aus dem, was darin ist, nur auf vier schließen. Hast du mir denn auch den ganzen Urin gebracht, welchen dir deine Frau übergeben hatte?"

„Ein wenig habe ich auf die Erde gegossen, weil die Flasche zu voll war."

„Nun bin ich nicht mehr überrascht, daß meine Rechnung nicht stimmen wollte. Nun haben wir die Ursache des Deficits: du hast die fünfte Stufe ausgeschüttet, du Ungeschickter. Jetzt wollen wir deine Frau behandeln, als wäre sie fünf Stufen von der Treppe gefallen." Und er gab dem Bauer fünf oder sechs kleine Päckchen und ebenso viel Flaschen, die Etiquetten natürlich lateinisch.

„Ich hätte geglaubt,“ sagte mein Onkel, „Sie würden zuerst einen Aderlaß verordnet haben.“

„Wäre es ein Fall vom Pferde, ein Fall vom Baume, ein Fall auf der Landstraße gewesen, ja, aber ein Fall auf einer Treppe wird stets so behandelt.“

Nach dem Bauer kam ein junges Mädchen.

„Nun,“ sagte der Doctor zu ihr, „wie geht es deiner Mutter?“

„Weit besser, Herr Minxit; aber sie kann ihre Kräfte nicht wieder gewinnen, und ich wünschte Sie zu fragen, was sie thun soll.“

„Du fragst, was sie zu thun hat, und ich möcht' wetten, daß du nicht einen Sou hast, um Medicin zu kaufen.“

„Leider, nein, mein guter Herr Minxit; denn mein Vater hat seit acht Tagen keine Arbeit mehr.“

„Aber zum Kuckuk, wie kann sich deine Mutter dann unterstehen krank zu werden?“

„Seien Sie unbesorgt, Herr Minxit; sobald mein Vater wieder Arbeit hat, werden Sie für Ihre Besuche bezahlt werden: er hat mir ausdrücklich aufgetragen, es Ihnen zu betheuern.“

„Gut! Das ist also wieder eine neue Dummheit! Ist denn dein Vater toll, daß er mir meine Besuche bezahlen will, wenn er kein Brot hat! . . . Für wen hält mich denn dein schafsköpfiger Vater? Du wirst dir heute Abend einen Sack Mengkorn von meiner Mühle holen und nimmst jetzt gleich einen Korb alten Weines und ein Hammelviertel mit; das hat deine Mutter für den Augenblick nöthig. Wenn sich in den nächsten zwei oder drei Tagen ihre Kräfte nicht erholen, so wirst du es mir sagen lassen. Geh, mein Kind!“

„Nun,“ fragte Herr Minxit Benjamin, „wie findest du diese Urinmedicin?“

„Sie sind ein braver und würdiger Mann, Herr Minxit; das gereicht Ihnen zur Entschuldigung; aber zum

Teufel, Sie werden mich nie dazu bringen, bei einem Sturz von der Treppe etwas Anderes als einen Aderlaß anzuwenden."

„Dann bist du noch ein Neuling in der Arzneikunst; dann weißt du noch nicht, daß Apothekerwaaren bei dem Bauer unentbehrlich sind, wenn er nicht glauben soll, daß du ihn vernachlässigst."

„Nun gut denn, du sollst den Urin nicht befragen; aber Schade, du hättest ein geeignetes Subject abgegeben."

7. Was am Tische des Herrn Minxit geplaudert wird.

Die Stunde des Mittagessens kam heran; obgleich Herr Minxit nur einige andere als die uns bereits bekannten Personen, den Pfarrer, den Gerichtsschreiber und einen seiner Collegen aus der Nachbarschaft eingeladen hatte, so war die Tafel doch mit einem Ueberfluß von Enten und Hühnern beladen, die einen in majestätischer Unversehrtheit mitten in ihrer Sauce, die anderen zerschnitten auf dem Boden der länglichen Schüssel gleichmäßig übereinandergeschichtet. Der Wein war übrigens von einer gewissen Hügelseite, deren Reben trotz der Nivellirung, die sich über unsere Weinberge wie über unsere Gesellschaft verbreitet hat, ihre Aristokratie bewahrt haben und sich noch immer eines verdienten Rufes erfreuen.

„Aber," sagte mein Onkel beim Anblick dieser wahrhaft homerischen Fülle zu Herrn Minxit, „hier liegt ja ein vollständiger Hühnerhof vor uns; das würde ausreichen, um eine ganze Schwadron Dragoner nach dem großen Manöver zu sättigen. Erwarten Sie etwa unseren Freund Arthur von der Tafelrunde?"

„Dann hätte ich einen Bratspieß mehr gebraucht," erwiderte lachend Herr Minxit. „Aber sollten wir damit nicht fertig werden, so werden sich wohl schon Leute finden, die unsere Arbeit vollenden. Und soll ich etwa an meine

Officiere, das heißt an meine Musik und an die Kunden, die mir morgen ihre Flaschen bringen werden, nicht denken? Wer nur für sich das Mittagsmahl bereiten läßt, ist nach meinem Principe unwürdig zu speisen."

„Vollkommen wahr," versetzte mein Onkel. Und nach dieser philosophischen Bemerkung begann er einen Angriff auf die Hühner des Herrn Minxit, als hätte er gegen sie eine persönliche Feindschaft gehabt.

Die Gäste gefielen sich; übrigens gefiel mein Onkel Jedermann, und Jedermann gefiel ihm. Sie genossen ungenirt und sehr lärmend die üppige Gastfreundschaft des Herrn Minxit.

„Pfeifer," sagte dieser zu einem der Knechte, die bei Tische aufwarteten, „laß Burgunder bringen und sage der Musik, sie sollen sich mit Waffen und Gepäck hierher begeben; für Mannschaften, die bereits betrunken sind, giebt es keine Ausnahme."

Bald langte die Musik an und stellte sich im Saale umher auf. Nachdem Herr Minxit einige Flaschen Burgunder eingeschenkt hatte, erhob er feierlich sein volles Glas und sagte:

„Meine Herren, auf die Gesundheit des Herrn Benjamin Rathery, des bedeutendsten Arztes des Gerichtssprengels; ich stelle Ihnen denselben als meinen Schwiegersohn vor und bitte Sie, ihn zu lieben, wie Sie mich lieben. Tusch!"

Nun erhob sich von der großen Trommel, dem Triangel, den Becken und Klarinetten ein wahrer Höllenlärm im Saale, und mein Onkel fand sich genöthigt, für die Gäste um Gnade zu bitten.

Bei dieser ein wenig zu officiellen und zu frühzeitigen Eröffnung verzog Fräulein Minxit den Mund und schnitt ein häßliches Gesicht. Benjamin, der viel anderes zu thun hatte als das, was um ihn her vorging, zu bekritteln, bemerkte es nicht; aber meiner Großmutter entging dieses

Zeichen des Widerwillens nicht. Ihre Eigenliebe war empfindlich verletzt, denn wenn Benjamin auch nicht für Jedermann der hübscheste Bursch der Gegend war, so war er es doch wenigstens in den Augen seiner Schwester. Nachdem sie Herrn Minxit für die Ehre, die er ihrem Bruder anthat, gedankt hatte, fügte sie, jede Silbe durch die Zähne ziehend, als hätte sie die arme Arabella zwischen ihnen, noch hinzu, daß der Haupt- und der einzige Grund, der Benjamin bestimmt hätte, eine nähere Verbindung mit dem Hause des Herrn Minxit zu erstreben, in der hohen Achtung läge, deren sich Herr Minxit in der ganzen Gegend zu erfreuen hätte.

Benjamin bildete sich ein, seine Schwester hätte ahnungslos eine Dummheit gesagt, und beeilte sich hinzuzufügen:

„So wie die Anmuth und die vielseitigen Reize, mit denen Fräulein Arabella so reichlich ausgestattet ist, und die dem glücklichen Sterblichen, der ihr Gatte werden wird, mit Gold und Seide durchwebte Lebenstage versprechen."

Wie um die Gewissensbisse zu beruhigen, die er über diese leere Schmeichelei empfand, die einzige, die er bis jetzt an Fräulein Minxit verschwendet hatte, und an der im Grunde genommen seine Schwester die Schuld trug, begann er darauf mit Gier einen Hühnerflügel zu verzehren und leerte mit einem Zuge ein großes Glas Burgunderwein.

Es befanden sich drei Aerzte bei Tische; man mußte also wohl von der Arzneikunde reden und man redete davon.

„Sie behaupteten soeben, Herr Minxit," sagte Fata, „daß Ihr Schwiegersohn der bedeutendste Arzt des Gerichtssprengels wäre. Für meine Person bestreite ich das nicht . . . obgleich man auch gewisse Kuren aufzuweisen hat . . . was denken Sie indessen von Doctor Arnout zu Clamecy?"

„Fragen Sie Benjamin darnach," erwiderte Herr Minxit, „er kennt ihn besser als ich."

„O, Herr Minxit,“ entgegnete mein Onkel, „ein Concurrent!“

„Was thut das! Hat ein Mann wie du etwa nöthig, seine Concurrenten herabzusetzen! Sage uns, was du über ihn denkst, um Fata den Willen zu thun.“

„Da Sie es denn durchaus wollen, ich denke, daß der Doctor Arnout eine prächtige Perrücke hat.“

„Und weshalb,“ versetzte Fata, „sollte ein Doctor in einer Perrücke nicht eben so viel werth sein wie ein Doctor mit einem Zopf?“

„Die Frage ist um so heikler, als Sie selbst eine Perrücke haben, Herr Fata; aber ich will versuchen, mich auszudrücken, ohne die Eigenliebe irgend Jemandes, wer es auch sein mag, zu verletzen.“

„Denken wir uns einen Arzt, der den Kopf voller Kenntnisse hat, alle alte Schwarten über Arzneikunde durchstudirte und weiß, von welchen griechischen Worten die fünf- oder sechshundert Krankheiten herkommen, welche Hand an unsere arme Menschheit legen. Nun wohl, hat er nur eine beschränkte Intelligenz, so möchte ich ihm nicht meinen kleinen Finger zum Heilen anvertrauen; ich würde einen intelligenten Gaukler vorziehen, denn sein Wissen gleicht einer Laterne, die kein Licht verbreitet. Man hat gesagt: ‚Was der Mann gilt, gilt das Gut;‘ mit gleicher Wahrheit könnte man sagen: Was der Mann gilt, gilt das Wissen; und das ist vor allem in Bezug auf die Arzneikunde wahr, denn ihr Wissen beruht auf Muthmaßung. Bei ihr muß man die Ursachen aus zweideutigen und unsicheren Folgen errathen: derselbe Puls, der unter dem Finger eines Thoren stumm bleibt, macht dem geistreichen Manne wunderbare Mittheilungen. Lauft, lauft, zweierlei ist vor allem in der Arzneikunde nöthig, um Erfolg zu haben: Scharfsinn und Intelligenz.“

„Du vergissest,“ sagte Herr Minxit lachend, „die Becken und die große Pauke.“

„Ach," rief Benjamin, „bei Ihrer großen Pauke fällt mir ein prächtiger Gedanke ein: haben Sie in Ihrer Musik vielleicht einen unbesetzten Platz?"

„Für wen denn?" fragte Herr Minxit.

„Für einen alten Sergeanten meiner Bekanntschaft und einen Pudel."

„Und mit welchem Instrumente können sich denn deine beiden Schützlinge befassen?"

„Ich weiß es nicht, wahrscheinlich wird das ganz von Ihrem Belieben abhängen."

„Dein alter Sergeant kann meine vier Pferde striegeln, bis ihn mein Kapellmeister mit irgend einem Instrumente auf das Laufende gesetzt hat, oder er kann meine Apothekerwaaren im Mörser zerstoßen."

„Wir könnten ihn vielleicht," entgegnete mein Onkel, „noch zu etwas Besserem benutzen. Er hat ein so gebräuntes Gesicht, daß er wie ein Huhn aussieht, das eben erst vom Bratspieße kommt; man sollte meinen, daß er sein ganzes Leben lang immer nur die Linie gekreuzt hat; du könntest ihn für den Meergott bei der Wassertaufe in Person halten; dabei ist er so dürr wie ein alter verbrannter Knochen. Wir geben vor, wir hätten diesem Subjecte zur Bereitung unserer Pommaden das Fett ausgezogen: das wird sich besser als Bärenfett ausnehmen. Oder wir geben ihn für einen nubischen Greis von hundertvierzig Jahren aus, der seine Tage bis zu diesem außerordentlichen Alter durch ein Lebenswasser verlängert hat, zu dem er uns das Recept gegen eine lebenslängliche Pension abgetreten. Und von diesem köstlichen Elixir verkaufen wir die Flasche für die Kleinigkeit von fünfzehn Sous; es wird nicht Mühe machen, sie los zu werden."

„Potzblitz!" sagte Herr Minxit, „ich sehe, daß du die Arzneikunst mit großem Orchester zu betreiben verstehst; schicke mir deinen Mann, sobald du willst, ich nehme ihn

in meinen Dienst, sei es nun als Nubier oder als ausgetrockneten Greis."

In diesem Augenblicke kam ein Knecht ganz bestürzt in den Saal und sagte meinem Onkel, es befänden sich wohl zwanzig Weiber in dem Stalle, die seinem Esel den Schwanz ausrissen und ihn, als er sie hätte mit Peitschenhieben forttreiben wollen, mit ihren Nägeln völlig zerkratzt und fast in Stücke gerissen hätten.

„Ich kann mir schon denken, was es ist," versetzte mein Onkel, in Lachen ausbrechend, „sie reißen dem Esel der heiligen Jungfrau die Haare aus dem Schwanze, um sich Reliquien zu machen."

Herr Minxit wünschte, daß man ihm die Sache erklärte.

„Meine Herren," rief er, als mein Onkel seine Erzählung beendet hatte, „wir wären gottlos, wenn wir den Pastor Benjamin nicht anbeteten! Sie müssen ihn als Heiligen verehren."

„Ich erhebe Widerspruch," entgegnete Benjamin; „ich will nicht ins Paradies kommen, da ich Niemanden von Ihnen darin treffen würde."

„Ja, lachen Sie nur, meine Herren," versetzte meine Großmutter, nachdem sie selbst gelacht hatte; „das hat für mich nichts Lächerliches. Das ist immer das Ergebnis von Benjamins schlechten Possen: Herr Durand wird uns seinen Esel bezahlen lassen, wenn wir ihm denselben nicht so zurückbringen, wie er ihn uns anvertraut hat."

„Jedenfalls," wandte mein Onkel ein, „kann er uns nur den Schwanz bezahlen lassen. Würde wohl der Mann, der mir den Zopf abgeschnitten hätte — und ohne mir zu schmeicheln, wird mein Zopf doch eben so viel werth sein wie der Schwanz des Esels — vor dem Richterstuhle eben so schuldig sein, als wenn er mich ganz getödtet hätte?"

„Sicherlich nicht," sagte Herr Minxit, „und wenn ich

dir meine Ansicht gestehen soll, würde ich dich um deswillen nicht einen Pfifferling weniger schätzen."

Mittlerweile füllte sich der Hof mit Frauen, die in ehrfurchtsvoller Haltung dastanden, wie man sie um eine sehr beschränkte Kapelle anzutreffen pflegt, während in ihr das Hochamt celebrirt wird, und eine große Zahl derselben lag auf den Knien.

„Wir müssen uns diesen Volkshaufen vom Halse schaffen," sagte Herr Minxit zu Benjamin.

„Nichts leichter," versetzte dieser.

Er begab sich darauf an das Fenster und sagte diesen guten Leutchen, sie hätten noch lange Zeit, die heilige Jungfrau zu sehen; dieselbe hätte die Absicht noch zwei Tage bei Herrn Minxit zu bleiben, und würde den nächsten Sonntag nicht verabsäumen, dem Hochamte beizuwohnen. Auf diese Versicherung hin zog sich das Volk befriedigt zurück.

„Diese Pfarrkinder," sagte der Geistliche, „machen mir nicht viel Ehre; ich muß ihnen darüber am Sonntage in meiner Predigt etwas sagen. Wie kann man den schmutzigen Schwanz eines Esels für etwas Heiliges halten?"

„Aber, Pastor," entgegnete Benjamin, „haben Sie, der Sie bei Tische so philosophisch sind, in Ihrer Kirche nicht zwei oder drei Knochen, weiß wie Papier, die unter einer Glasglocke stehen und die Sie die Reliquien des heiligen Moritz nennen?"

„Diese Reliquien haben ihre Kraft verloren," führte Herr Minxit diesen Gedanken weiter fort, „seit länger als fünfzig Jahren haben sie kein Wunder mehr gethan. Der Herr Pastor sollte sie loszuwerden und zu verkaufen suchen, um Thierkohle daraus zu bilden. Ich selber würde sie ihm abnehmen, um album graecum daraus zu machen, wenn er sie mir preiswürdig ablassen wollte."

„Was ist das album graecum?" fragte meine Großmutter naiv.

„Madame," fügte Herr Minxit, sich verneigend hinzu, „es ist griechisches Weiß; ich bedauere Ihnen darüber nicht mehr sagen zu können."

„Ich für meine Person," sagte der Gerichtsschreiber, ein kleiner Greis in weißer Perrücke, dessen lebhaftes Auge voller Bosheit war, „ich werfe dem Herrn Pastor den ehrenhaften Platz nicht vor, den er in seiner Kirche den Schienbeinen des heiligen Moritz gegeben hat; der heilige Moritz hatte bei Lebzeiten unstreitig Schienbeine. Weshalb sollten sie hier nicht eben so gut wie anderswo sein? Ich bin sogar über eins, darüber nämlich erstaunt, daß das Kirchenvermögen nicht die Reiterstiefeln unseres Schutzheiligen besitzt. Aber ich wünschte, daß der Herr Pastor seinerseits toleranter wäre, und seinen Pfarrkindern nicht ihren Glauben an den ewigen Juden zum Vorwurfe machte. Nicht genug glauben ist eben so gut ein Merkmal von Unwissenheit als zu viel wissen."

„Wie!" erwiderte der Pastor lebhaft, „Sie, Herr Gerichtsschreiber, sollten an den ewigen Juden glauben?"

„Weshalb sollte ich an ihn nicht eben so gut als an den heiligen Moritz glauben?"

„Und Sie, Herr Doctor," sagte er, sich an Fata wendend, „sollten Sie an den ewigen Juden glauben?"

„Hm, hm!" brummte dieser, eine große Prise Schnupftabak zur Nase führend.

„Und Sie, hochgeschätzter Herr Minxit . . ."

„Ich," unterbrach ihn Herr Minxit, „denke wie der College, abgesehen von einer Prise Tabak, der ich ein Glas Wein vorziehe."

„Sie wenigstens, Herr Rathery, der Sie für einen Philosophen gelten, werden, wie ich hoffe, dem ewigen Juden nicht die Ehre anthun, an seine ewige Wanderschaft zu glauben."

„Weshalb nicht?" entgegnete mein Onkel; „Sie glauben doch an Jesus Christus?"

„O, das ist ein Unterschied," erwiderte der Geistliche. „Ich glaube an Jesus Christus, weil weder sein Dasein noch seine Göttlichkeit in Zweifel gezogen werden können; weil die Evangelisten, die seine Geschichte geschrieben, glaubhafte Menschen sind, weil sie sich nicht haben irren können; weil sie kein Interesse hatten, ihren Nächsten zu täuschen und weil der Betrug, selbst wenn sie ihn beabsichtigt, sich nicht hätte erfüllen können."

„Wären die von ihnen berichteten Thatsachen nur ersonnen; wäre das Evangelium, wie der Telemach, nur eine Art philosophischen und religiösen Romanes, so wären bei dem Erscheinen dieses unseligen Buches, welches Zwiespalt und Verwirrung über die Oberfläche der Erde verbreiten, den Gatten von der Gattin, die Kinder von ihren Eltern trennen mußte; das den Sklaven dem Herrn gleich machte und gegen allgiltige Ideen verstieß; das alles bis dahin Verachtete verehrte und alles bis dahin Verehrte wie Schmutz in das höllische Feuer warf; das die alte heidnische Religion zerstörte und auf ihren Trümmern an Stelle der Altäre das Kreuz eines armen Zimmermannssohnes errichtete . . ."

„Herr Pfarrer," unterbrach ihn Herr Minxit, „Ihre Periode ist zu lang; wir wollen sie durch ein Glas Wein abschneiden."

Nachdem der Pfarrer ein Glas Wein getrunken hatte, fuhr er fort:

„Bei dem Erscheinen dieses Buches, sage ich, würden die Heiden einen endlosen Schrei des Widerspruches erhoben und die Juden, die es des größten Verbrechens, das ein Volk begehen kann, des Gottesmordes beschuldigte, es mit ihren ewigen Beschwerden verfolgt haben."

„Allein der ewige Jude," wandte mein Onkel ein, „hat eine Autorität für sich, die nicht weniger Einfluß als das Evangelium besitzt: es ist das Volkslied der Bürger der Stadt Brüssel in Brabant, die ihm an den Thoren der

Stadt begegneten und ihn mit einem Maße frischen Bieres bewirtheten."

„Die Evangelisten sind glaubwürdige Menschen, mag es sein; aber was sind übrigens, von der Inspiration abgesehen, diese Evangelisten? Unbedeutende Leute, Leute, die kein Obdach hatten, keine Steuern bezahlten und die die Polizei heutigen Tages wegen Vagabondirens verfolgen würde. Die Brüsseler Bürger dagegen waren ansässige Männer, Männer, die ein eigenes Haus besaßen; ich bin überzeugt, daß mehrere von ihnen Staatsanwälte oder Kirchenvorsteher waren. Wenn die Evangelisten und die Brüsseler Bürger eine Klage vor dem Amtsrichter hätten, so bin ich überzeugt, daß letzterer den Brüsseler Bürgern den Eid zuschieben würde."

„Die Brüsseler Bürger konnten sich nicht täuschen; denn kurz und gut, ein Bürger ist kein Hampelmann, kein Mann aus Kuchenteig, und ein Greis von siebzehnhundert Jahren läßt sich von einem Manne der jetzigen Zeit nicht schwerer unterscheiden als ein Greis der gewöhnlichen Gattung von einem Kinde von fünf Jahren."

„Die Brüsseler Bürger hatten kein Interesse daran, ihre Mitbürger zu täuschen; ihnen lag wenig daran, ob es einen Menschen gäbe, der ewig wanderte oder nicht, und welche Ehre konnte ihnen wohl daraus erspießen, mit dem Superlativ aller Vagabunden, mit einem gewissermaßen Verdammten, der hundertmal verächtlicher als ein Zuchthäusling war, in einer Brauerei zu Tische zu sitzen, mit einem Mann, vor dem ich wenigstens nicht den Hut abnehmen und mit dem ich nicht frisches Bier trinken möchte. Und bei der Veröffentlichung ihres poetisch abgefaßten Berichtes haben sie sogar, glimpflich aufgefaßt, eher gegen ihr Interesse als in ihrem Interesse gehandelt; denn dieses poetische Machwerk ist wenig geeignet, eine hohe Meinung von ihrem dichterischen Werthe einzuflößen; und im Vergleiche zu ihnen ist Millot-Rataut, dessen heiliges Weih-

nachtslied ich manchmal um ein Stück Käse geschlagen fand, ein wahrer Virgil."

„Die Brüsseler Bürger würden ihre Mitbürger nicht haben täuschen können, selbst wenn sie es gewollt hätten; wären die in ihrem Liede gefeierten Thatsachen ersonnen gewesen, so hätten beim Erscheinen dieser Schrift die Bewohner Brüssels Einspruch erhoben; die Polizei hätte in ihren Registern nachgesehen, ob nicht ein Herr Isaac Laquedem an einem gewissen Tage durch Brüssel gekommen wäre und hätte Einspruch erhoben; die Schuster, deren brutales Auftreten gegen den ewigen Juden, der selber Schuhflicker war, die ehwürdige Zunft auf ewig entehrt hat, hätten nicht verfehlt, Einspruch zu erheben: kurz, es hätte sich ein so einhelliger Einspruch erhoben, daß die Thürme der brabanter Hauptstadt eingestürzt wären."

„Was übrigens die Glaubwürdigkeit anlangt, so hat das Volkslied vom ewigen Juden bemerkenswerthe Vorzüge vor dem Evangelium: es ist nicht wie ein Meteorstein vom Himmel gefallen; es hat ein genaues Datum; das erste Exemplar, mit dem Namen und der Wohnungsanzeige des Buchdruckers geziemend und gebührend versehen, ist der königlichen Bibliothek überreicht worden. Das Evangelium hat dagegen kein Datum. Dem Brüsseler Volksliede ist das Porträt des ewigen Juden in einem Dreimaster, in einem polnischen Rocke und in Reiterstiefeln mit einem ungeheuer langen Stocke in der Hand beigegeben, während keine Denkmünze, die uns das Bild Christi vorstellt, auf uns gekommen ist. Das Lied vom ewigen Juden ist in einem aufgeklärten, forschenden Jahrhunderte, eher geneigt die Zahl der daran Glaubenden zu verringern als zu vermehren, geschrieben worden; das Evangelium dagegen erschien plötzlich wie ein man weiß nicht von wem angezündetes Licht, inmitten der Finsternis eines dem gröbsten Aberglauben ergebenen Jahrhunderts, und bei einem in die tiefste Unwissenheit versunkenen Volke, dessen Geschichte

nur eine lange Reihenfolge von Acten des Aberglaubens und der Barbarei ist."

„Verzeihen Sie, Herr Benjamin," sagte der Notar; „Sie haben behauptet, daß sich die Brüsseler Bürger über die Identität des ewigen Juden nicht hätten täuschen können; gleichwohl haben die Einwohner Moulots Sie heute Morgen für den ewigen Juden gehalten; Sie haben sogar in Gegenwart des ganzen Mouloter Volkes ein authentisches Wunder verrichtet; Ihre Beweisführung ist also in einer Hinsicht fehlerhaft, und Ihre in Bezug auf die geschichtliche Glaubwürdigkeit aufgestellten Regeln sind nicht unanfechtbar."

„Der Einwand ist schwer zu widerlegen," erwiderte Benjamin sich den Kopf kratzend. „Ich gestehe, daß es mir unmöglich ist, darauf zu antworten; aber er läßt sich eben so wohl auf den Herrn Jesus Christus wie auf den ewigen Juden anwenden."

„Ach was!" unterbrach ihn meine Großmutter, die stets direct auf die Sache losging; „ich hoffe, daß du an Jesus Christus glaubst; nicht wahr, Benjamin?"

„Ohne Zweifel glaube ich, meine liebe Schwester, an Jesus Christus; ich glaube um so fester an ihn, als man ohne den Glauben an die Göttlichkeit Jesu Christi nicht an das Dasein Gottes glauben kann, denn die einzigen Beweise für das Dasein Gottes sind eben die Wunder Jesu Christi. Aber, zum Kuckuk, das hält mich nicht ab an den ewigen Juden zu glauben, oder soll ich Ihnen, um mich richtiger auszudrücken, erklären, was für eine Bedeutung der ewige Jude für mich hat?"

„Der ewige Jude ist das Bild des jüdischen Volkes, von irgend einem unbekannten Dichter unter dem Volke auf die Mauern einer Hütte gezeichnet. Dieser Mythus ist so treffend, daß man blind sein müßte, wollte man ihn nicht erkennen."

„Der ewige Jude hat kein Dach, keinen Herd, keinen

rechtlichen und politischen Wohnsitz: das jüdische Volk hat kein Vaterland."

„Der ewige Jude ist gezwungen, ohne anzuhalten, ohne Athem zu schöpfen, rastlos zu wandern, was für ihn in seinen Reiterstiefeln sehr ermüdend sein muß. Sieben Mal hat er schon die Rundreise um die Erde gemacht. Das jüdische Volk ist nirgends fest ansässig; es bleibt überall unter Zelten; es geht und kommt unaufhörlich wie die Wogen des Oceans, und wie er hat es wie eine Schaumblase auf der Oberfläche des Völkermeeres, wie ein vom Strome der Civilisation fortgerissener Strohhalm schon vielmals die Rundreise um die Erde gemacht."

„Der ewige Jude hat beständig fünf Sous in seiner Tasche. Durch die Erpressungen des feudalen Adels und die Confiscationen der Könige unaufhörlich zu Grunde gerichtet, kam das jüdische Volk wie eine Korkeiche, die aus der Tiefe des Wassers zu dessen Oberfläche emporsteigt, immer wieder zu einer glücklichen Lage zurück. Sein Wohlstand brachte es immer wieder rückwärts."

„Der ewige Jude kann nur fünf Sous auf einmal ausgeben. Gezwungen seinen Reichthum zu verbergen, ist das jüdische Volk knauserig und sparsam geworden: es giebt wenig aus."

„Die Strafe des ewigen Juden wird ewig dauern. Das jüdische Volk kann sich eben so wenig zu einem nationalen Körper zusammenraffen wie sich die Asche der vom Blitze getroffenen Eiche wieder zu Bäumen vereinigen kann: es ist bis zum Ablauf der Jahrhunderte über die Oberfläche der Erde zerstreut."

„Im Ernste geredet, ist der Glaube an den ewigen Juden unstreitig ein Aberglaube; aber ich will zu Ihnen nach den Worten der Bibel sagen: ‚wer von allem Aberglauben frei ist, der mache die Bewohner Moulots zuerst zur Zielscheibe seines Spottes.‘ Es ist Thatsache, daß wir alle abergläubisch sind, die Einen mehr, die Andern weniger,

und oft macht sich der, welcher eine Geschwulst am Ohre hat so groß wie eine Kartoffel, über den lustig, der eine Warze am Kinn hat."

„Es giebt keine zwei Christen, die denselben Glauben haben, die dasselbe annehmen und dasselbe verwerfen. Der Eine fastet zum Freitag und geht nicht zum Hochamte; der Andere besucht den Gottesdienst und setzt den Freitag den Fleischtopf an das Feuer; diese Dame spottet über Freitag wie über Sonntag und würde sich für verdammt halten, wäre sie nicht in der Kirche getraut."

„Die Kirche gleicht einem Thiere mit sieben Hörnern. Wer nur an sechs ihrer Hörner glaubt, spottet über den, der an das siebente glaubt; wer ihr nur fünf Hörner zugesteht, macht sich über den lustig, der ihr deren sechs zuerkennt. Dazu kommt noch der Deist, der sich über alle lustig macht, die da glauben, die Religion habe Hörner; und ihn wieder überragt der Atheist, der sich über alle übrige lustig macht, und dennoch glaubt der Atheist an Cagliostro und läßt sich Karten legen. Kurz, es giebt nur einen Menschen, der nicht abergläubisch ist, derjenige nämlich, der nur an das glaubt, was bewiesen ist."

Es war Nacht und sogar mehr als Nacht, als meine Großmutter erklärte, sie wollte abreiten.

„Ich lasse Benjamin nur unter einer Bedingung fort," sagte Herr Minxit, „daß er mir nämlich verspricht, am Sonntag an einer großen Jagdpartie theilzunehmen, die ich hiermit ihm zu Ehren anordne; ich muß ihn wohl mit seinen Waldungen und den Hasen, die darin sind, bekannt machen."

„Aber," wandte mein Onkel ein, „ich kenne ja nicht die ersten Elemente der Jagd; ich würde wohl einen Hasenpfeffer oder Hasenrücken von einem Kaninchenragout unterscheiden; aber Millot-Rataut soll mir sein heiliges Weihnachtslied vorsingen, wenn ich fähig bin, einen Hasen im Laufe von einem laufenden Kaninchen zu unterscheiden."

„Desto schlimmer für dich, mein Freund; aber es ist ein Grund mehr, daß du kommst: man muß von allem ein wenig lernen."

„Sie werden sehen, Herr Minxit, daß ich ein Unglück anrichten werde: ich werde eines Ihrer musikalischen Instrumente tödten."

„Unterstehe es dir beileibe nicht; ich würde es theurer bezahlen müssen, als es seiner trostlosen Familie werth ist. Aber um solchen Unfall zu verhüten, sollst du mit deinem Degen jagen."

„Gut denn! Ich verspreche es," versetzte mein Onkel.

Darauf nahm er mit seiner lieben Schwester von Herrn Minxit Abschied.

„Weißt du," sagte Benjamin zu meiner Großmutter, als sie auf dem Wege waren, „ich möchte lieber Herrn Minxit als seine Tochter heirathen."

„Man muß nicht wollen, was man nicht kann, und alles, was man kann, muß man wollen," erwiderte meine Großmutter trocken.

„Aber . . ."

„Aber achte auf den Esel und stich ihn nicht, wie heute morgen, mit deinem Degen; das ist alles, um was ich dich bitte."

„Du bist auf mich böse, liebe Schwester; ich möchte wissen, weshalb?"

„So will ich es dir denn sagen: weil du zu viel getrunken, zu viel discutirt und zu Fräulein Arabella kein Wort gesagt hast. Jetzt laß mich in Ruhe!"

8. Wie mein Onkel einen Marquis küßt.

Am nächsten Sonnabend schlief mein Onkel in Corvol. Mit Sonnenaufgang brach man am nächsten Morgen auf. Herr Minxit war von all seinen Leuten und mehreren Freunden, zu denen sich noch sein College Fata gesellt hatte, begleitet. Es war an einem jener herrlichen

Tage, welche der düstere Winter gleich einem lächelnden Kerkermeister von Zeit zu Zeit der Erde schenkt; der Februar schien dem Monat April seine Sonne geliehen zu haben; der Himmel war klar, und der Mittagswind erfüllte die Luft mit einer milden Wärme. In der Ferne dampfte der Fluß zwischen den Weiden; das weiße Morgeneis hing in kleinen Tröpfchen an den Zweigen der Sträucher, die kleinen Hirten sangen zum ersten Male im Jahre auf den Wiesen, und die kleinen Bäche, die von dem Berge bei Flez herabrinnen, murmelten am Fuß der Hecken.

„Ein schöner Tag, Herr Fata," sagte mein Onkel. „Wollen wir ihn zwischen den feuchten Zweigen des Waldes zubringen?"

„Dafür bin ich nicht, College," erwiderte dieser. „Wenn Sie zu mir kommen wollen, werde ich Ihnen ein Kind mit vier Köpfen zeigen, das ich in ein Glas gethan habe. Herr Minxit bietet mir dafür dreihundert Francs."

„Sie thäten wohl daran, es ihm abzutreten und dafür Johannisbeeren darin einzumachen."

Da er jedoch gute Beine hatte und es bis Varcy nur zwei kleine Stunden waren, so entschloß er sich, dem Collegen zu folgen. Sie trennten sich deshalb von der Hauptmasse der Jäger und schlugen einen Querweg ein, der sich auf einer Wiese verlor. Bald befanden sie sich Saint-Pierre du Mont gegenüber. Nun, Saint-Pierre du Mont ist ein auf der Straße von Clamecy nach Varcy gelegener, ziemlich bedeutender Hügel. An seinem Fuße ist er mit Wiesen bedeckt und überall rieseln Quellen, aber bis zu seinem Gipfel hinauf ist er platt und nackt. Du könntest ihn einen gewaltigen Hügel nennen, der in der Ebene von einem riesigen Maulwurf aufgeworfen ist. Auf seinem kahlen und unschönen Gipfel stand damals der Ueberrest eines Lehnschlosses, an dessen Stelle sich heutzutage das elegante Wohnhaus eines Viehmästers erhebt; denn in

Folge einer unmerklichen Arbeit zersetzen sich einmal die Werke des Menschen wie die der Natur und setzen sich immer wieder zusammen.

Die Mauern des Schlosses waren geschleift, seine Zinnen an vielen Stellen ohne Zacken; die Thürme schienen mitten von einander gespalten und waren in einen ruinenhaften Zustand verwandelt; seine halbtrockenen Gräben wurden von üppigem Grase und einem wahren Walde von Schilf angefüllt, und die Zugbrücke hatte einer steinernen Brücke Platz gemacht. Das unheimliche Schattenbild dieses alten Trümmerhaufens aus der feudalen Zeit verdüsterte die ganze Umgegend; die Hütten waren vor ihm zurückgewichen; die einen bildeten auf dem Nachbarflügel das Dorf Flez, die anderen waren in das Thal hinabgestiegen und hatten sich die Straße entlang in Weilern zusammengruppirt.

Der Herr dieses alten Edelhofes war damals ein gewisser Marquis von Cambyses. Herr von Cambyses war groß, fett, von kräftiger Gestalt und hatte die Kraft eines Riesen. Er wäre dir wie eine alte, aus Fleisch angefertigte Rüstung vorgekommen. Er war von heftigem Charakter, leidenschaftlich, einer jeden Gewaltthätigkeit fähig, vermochte keinen Widerspruch zu dulden und besaß einen Stolz, der an Albernheit grenzte. Dazu war er außerordentlich adelsstolz und bildete sich ein, daß die Cambyses ein Werk wären, das in der Schöpfung über das gewöhnliche Maß hinausginge.

Er war einige Zeit Officier der Musketiere, ich weiß nicht von welcher Farbe gewesen; aber es sagte ihm am Hofe nicht zu: sein Wille wurde dort in Zaum gehalten, seine Heftigkeit konnte sich nicht Luft machen, und er fühlte sich in dieser Staubwolke von Krautjunkern, die um den Thron schillerten und wirbelten, wie erstickt. Er war auf sein Gut zurückgekehrt und lebte dort wie ein kleiner Monarch. Die Zeit hatte die alten Privilegien des Adels

7*

hinter einander aufgehoben; aber er hatte sie als noch bestehend beibehalten und übte sie in ihrem ganzen Umfange aus. Er war noch immer unumschränkter Herr nicht nur auf seinem Eigenthume, sondern auch in der ganzen Umgegend. Von dem Rundschilde abgesehen, war er noch ein echter feudaler Herr. Er prügelte die Bauern, er nahm ihnen ihre Weiber, wenn sie hübsch waren, verheerte ihre Ländereien mit seinen Meuten, zertrat ihre Ernten durch die Füße seiner Diener und that den Bürgern, die sich von ihm um seinen Berg herum treffen ließen, tausenderlei Schimpf an.

Er beging Akte des Despotismus und der Gewalt aus Liebhaberei, aus Vergnügungssucht und namentlich aus Eigenliebe. Um die hervorragendste Person der Gegend zu werden, hatte er die schlechteste werden wollen. Er verstand keine bessere Art, den Leuten seine Ueberlegenheit zu zeigen, als sie zu unterdrücken. Um berühmt zu werden, war er schlecht geworden. Außer dem Umfange glich er dem Floh, der dir seine Anwesenheit zwischen deinen Betttüchern nur dadurch bemerklich machen kann, daß er dich sticht. Obgleich reich hatte er Gläubiger. Aber er machte sich einen Ehrenpunkt daraus sie nicht zu bezahlen. So groß war der Schrecken seines Namens, daß du in der ganzen Gegend keinen Gerichtsdiener gefunden hättest, um ihn vor Gericht zu laden. Ein einziger, Vater Ballivet, hatte es gewagt, ihm eigenhändig und persönlich mit ihm sprechend eine Vorladung zuzustellen, aber er hatte sein Leben dabei auf das Spiel gesetzt. Ehre also dem hochherzigen Vater Ballivet, dem königlichen Gerichtsdiener, der für alle Welt und noch zwei Stunden darüber hinaus, wie die schlechten Witzbolde der Gegend sagten, um den Ruhm dieses großen Gerichtsboten zu verdunkeln, die Heldenthat verrichtete.

Vernimm übrigens, wie er sich dabei benommen. Er hatte seine Vorladung in ein halbes Dutzend schlechter-

weise versiegelter Umschläge gepackt und sie dem Herrn von Cambyses als ein Packet überreicht, welches von dem Schlosse zu Vilaine käme. Während der Marquis die Vorladung herauswickelte, hatte er sich geräuschlos fortgeschlichen, hatte das große Eingangsthor gewonnen und sein Roß, das er in einiger Entfernung von dem Schlosse an einen Baum gebunden hatte, bestiegen. Als der Marquis von dem Inhalte des Packets Kenntnis genommen, sandte er, wüthend von einem Gerichtsdiener hintergangen zu sein, Diener hinter ihm her; aber Vater Ballivet befand sich bereits außerhalb ihres Bereiches und verhöhnte sie durch eine Geberde, die ich hier nicht bezeichnen kann.

Uebrigens schoß Herr von Cambyses mit eben so wenig Bedenken auf einen Bauer wie auf einen Fuchs. Er hatte schon zwei oder drei verletzt, die man in der Gegend die Krüppel des Herrn von Cambyses nannte, und mehrere ziemlich angesehene Bewohner Clamecys waren Opfer seiner sehr schlechten Scherze geworden. Obgleich er noch nicht sehr alt, waren in dem Leben dieses ehrenwerthen Edelmannes doch schon genug blutige Possen vorgekommen, um zwei Leute lebenslänglich in das Zuchthaus zu bringen; aber seine Familie galt etwas bei Hofe; der Schutz seiner adeligen Vettern sicherte ihn gegen jegliche Verfolgung. Und überdies geht jeder seinem Vergnügen nach, wo er es finden kann. Während sich der biedere Ludwig XV. zu Versailles so angenehm belustigte, während er den Edelleuten seines Hofes Feste gab, wollte er nicht, daß sich seine Landedelleute auf ihren Gütern langweilten, und er wäre sehr ärgerlich gewesen, hätten sich die Bauern unter dem Stocke zu schreien oder die Bürger sich zu beschweren erlaubt. Ludwig, mit dem Beinamen der Vielgeliebte, hielt darauf, die Liebe, die ihm seine Unterthanen gewährt hatten, zu verdienen. Deshalb ist es wohl verständlich, daß der Marquis von Cambyses unverletzlich

wie ein constitutioneller König war, und daß es für ihn weder Gericht noch Polizei gab.

Benjamin erging sich gern in Reden gegen Herrn von Cambyses. Er nannte ihn den Geßler der Umgegend und gab oft das Verlangen zu erkennen, sich diesem Manne einmal gegenüber zu befinden; seine Wünsche wurden, wie du gleich sehen wirst, nur allzuschnell erfüllt.

Mein Onkel betrachtete sich in seiner Eigenschaft als Philosoph die alten, schwarzen und halbzerfallenen Zinnen, die den blauen Himmel unterbrachen.

„Herr Rathery," rief sein College, ihn am Aermel fortziehend, „ich sage es Ihnen vorher, um diesen Thurm herum ist es nicht geheuer."

„Wie, Herr Fata, Sie haben auch vor einem Marquis Furcht?"

„Das kommt davon her, Herr Rathery, daß ich ein Arzt in Perrücke bin."

„So sind sie alle!" rief mein Onkel, seinem Unwillen freien Lauf lassend: „dreihundert Bürgerliche kommen auf einen Edelmann, und sie dulden, daß ein Edelmann ihnen auf den Bauch tritt; dabei machen sie sich so dünn es nur irgend geht, damit diese edele Person nicht etwa das Stolpern bekomme."

„Was wollen Sie, Herr Rathery, gegen die Gewalt . . ."

„Ihr habt ja aber die Gewalt, ihr Unglückseligen! Ihr gleichet dem Ochsen, der sich von einem Kinde von seiner grünen Wiese in das Schlachthaus führen läßt. O, das Volk ist feig! ist feig! Ich sage es mit Bitterkeit, wie eine Mutter sagt, daß ihr Kind ein schlechtes Herz hat. Stets überläßt es dem Henker diejenigen, die sich für dasselbe geopfert haben, und fehlt ein Strick, sie zu hängen, so übernimmt es dasselbe, ihn zu liefern. Ueber die Asche der Gracchen sind zwei Jahrtausende und über Jesu Christi Kreuz siebzehnhundert Jahre dahingegangen, und noch im-

mer ist es das nämliche Volk. Es geräth bisweilen auf den Einfall muthig zu sein, es schnaubt Feuer aus Mund und Nase: aber die Knechtschaft ist sein normaler Zustand, und wie ein zahmer Kanarienvogel kehrt es immer wieder in seinen Käfig zurück. Du siehst den Gießbach durch einen heftigen Gewitterregen angeschwellt und hältst ihn für einen Strom. Du kehrst am folgenden Tage zurück und findest nur noch einen verschämten Wasserfaden, der sich unter dem Grase an seinen Ufern versteckt und von seiner brausenden Flut nur einige Strohhalme an den Zweigen der Sträucher zurückgelassen hat. Es ist stark, sobald es stark sein will; aber hüte dich, seine Stärke währt nur einen Augenblick: wer sich auf dasselbe stützt, baut sein Haus auf die Eisfläche eines Sees."

In diesem Augenblicke kreuzte ein Mann in reicher Jägertracht, von bellenden Hunden und einem langen Zuge von Dienern gefolgt, die Straße. Fata wurde blaß.

„Herr von Cambyses!" sagte er zu meinem Onkel und grüßte tief; aber Benjamin blieb wie ein spanischer Grand gerade und bedeckten Hauptes stehen.

Nichts war mehr geeignet, den schrecklichen Marquis zu beleidigen, als die Vermessenheit eines so niedrigstehenden Wesens, ihm an dem Saume seiner Güter und im Anblicke seines Schlosses eine ganz gewöhnliche Huldigung zu verweigern. Noch dazu gab es ein sehr böses Beispiel, das ansteckend wirken konnte.

„Bauer," sagte er zu meinem Onkel mit der vornehmen Miene eines Edelmannes, „weshalb grüßest du mich nicht?"

„Und weshalb," erwiderte mein Onkel, ihn mit seinen grauen Augen von oben bis unten messend, „hast du selbst mich nicht gegrüßt?"

„Weißt du nicht, daß ich der Marquis von Cambyses bin, der Herr dieser ganzen Gegend?"

„Und weißt du nicht, daß ich Benjamin Rathery bin, Doctor der Medicin zu Clamecy?"

„So!" versetzte der Marquis, „bist du wirklich Barbiergeselle? Ich mache dir mein Compliment dazu, du hast da einen schönen Titel."

„Jedenfalls hat er eben so großen Werth wie der deinige! Um ihn zu erlangen, habe ich mich anhaltenden und ernsten Studien unterziehen müssen. Aber was ist denn dieses ‚von', welches du vor deinen Namen setzest, werth? Der König kann jeden Tag zwanzig Marquis machen, aber trotz seiner Allmacht ist er nicht im Stande einen einzigen Doctor zu machen. Ein Arzt hat seinen Nutzen; du wirst es später vielleicht erkennen; aber wozu nützt ein Marquis?"

Der Herr Marquis von Cambyses hatte an diesem Morgen gut gefrühstückt. Er war bei guter Laune. — „Wahrhaftig," sagte er zu seinem Intendanten, „ein drolliges Original; es macht mir mehr Spaß, daß ich auf ihn gestoßen bin als auf einen Rehbock. Und wer ist das da?" fragte er, mit dem Finger auf Fata weisend.

„Doctor Fata aus Varzy, gnädiger Herr," entgegnete der Arzt, eine zweite Kniebeugung machend.

„Fata," sagte mein Onkel, „Sie sind ein Lump, was ich schon längst befürchtete; aber sie sollen mir über dieses Gebahren Rechenschaft ablegen."

„Ei, sieh!" bemerkte der Marquis zu Fata, „du kennst also diesen Menschen?"

„Sehr wenig, Herr Marquis, ich schwöre es Ihnen zu; ich kenne ihn nur davon, daß ich bei dem Herrn Minxit mit ihm gegessen hatte; aber von dem Augenblicke an, wo er es an der dem Adel gebührenden Achtung fehlen läßt, kenne ich ihn nicht mehr."

„Und ich," versetzte mein Onkel, „beginne dich kennen zu lernen."

„Wie, Herr Fata von Varzy,“ fuhr der Marquis fort, „Sie essen bei einem Kerl, wie dieser Minxit ist?“

„O, nur aus Zufall, gnädiger Herr, eines Tages, als ich durch Corvol mußte! Ich weiß wohl, daß dieser Minxit kein Mann zum Besuchen ist; er ist ein Feuerkopf, ein wegen seines bißchen Vermögens aufgeblasener Mann, der sich eben so viel zu sein einbildet wie ein Edelmann. Au, au! wer hat mich hinten mit dem Fuße gestoßen?“

„Ich,“ erwiderte Benjamin, „auf Rechnung des Herrn Minxit.“

„Jetzt,“ sagte der Marquis, „haben Sie hier nichts mehr zu thun, Herr Fata; lassen Sie mich mit Ihrem Reisegefährten allein. Nun also,“ fügte er, sich an meinen Onkel wendend, hinzu, „du beharrst dabei, mich nicht zu grüßen?“

„Wenn du mich zuerst grüßest, grüße ich dich wieder,“ entgegnete Benjamin.

„Und ist dies dein letztes Wort?“

„Ja!“

„Hast du wohl überlegt, was du thust?“

„Höre,“ versetzte mein Onkel, „ich will Rücksicht auf deinen Titel nehmen und dir beweisen, wie willfährig ich in allen Etikettenfragen bin.“ Darauf zog er ein dickes Sousstück aus der Tasche und indem er es in die Luft warf sagte er zu dem Marquis: „Erkläre dich, Schrift oder Wappen, Edelmann oder Doctor, wem das Loos bezeichnet, der wird zuerst grüßen und die Sache ist damit erledigt.“

„Unverschämter!“ rief der dicke bausbäckige Intendant, „begreifen Sie nicht, daß Sie in der anstößigsten Weise die dem gnädigen Herrn schuldige Achtung aus den Augen lassen? Wäre ich an seiner Stelle, hätte ich Sie längst schon geprügelt.“

„Mein Freund,“ erwiderte Benjamin, „bekümmern Sie

sich um Ihre Rechnungen. Ihr Herr bezahlt Sie, um ihn zu bestehlen und nicht, um ihm Rathschläge zu geben."

In diesem Augenblick trat ein Waldschütz hinter meinen Onkel und nahm ihm mit der Hand von hinten seinen Dreimaster ab, der dabei in den Schmutz fiel. Benjamin war von einer ungewöhnlichen Muskelkraft; er wendet sich um; um den Mund des Waldschützen spielte noch das plumpe Lächeln über seinen gelungenen Streich. Mit einem einzigen Faustschlage schleudert ihn mein Onkel halb in den Graben, halb an die Hecke, die die Straße einfaßte. Seine Kameraden wollten ihm aus der amphibienartigen Stellung, in die er versetzt war, heraushelfen; aber Herr von Cambyses trat dem entgegen. — „Der Spaßvogel muß lernen," sagte er, „daß das Recht zur Unverschämtheit niedrigen Leuten nicht zusteht."

Uebrigens begreife ich nicht, weshalb nicht mein sonst so philosophischer Onkel mit guter Miene der Nothwendigkeit nachgegeben hat. Ich weiß wohl, daß es für einen stolzen Bürger aus dem Volke, der seinen Werth fühlt, ärgerlich ist, dazu gezwungen zu werden, einen Marquis zu grüßen. Wenn wir aber unter der Wucht der Gewalt stehen, so ist unser freier Wille aufgehoben; man hat es hier nicht mehr mit einer Handlung zu thun, die vorgenommen wird, sondern mit einem Resultate, das erzwungen ist. Wir sind nur noch eine Maschine, die für ihre Akte nicht verantwortlich ist. Der Mensch, der uns Gewalt anthut, ist der einzige, dem man das Schimpfliche und Strafbare an unserem Thun zum Vorwurf machen kann. Auch habe ich die unüberwindliche Ausdauer, welche die Märtyrer ihren Verfolgern entgegensetzten, stets für eine Härtnäckigkeit gehalten, die nicht gepriesen zu werden verdient. Du, Antiochus, willst mich in siedendes Oel werfen lassen, wenn ich mich weigere, Schweinefleisch zu essen? Ich muß dich zuerst darauf aufmerksam machen, daß man

einen Menschen nicht wie einen Gründling braten läßt; aber wenn du auf deiner Forderung bestehst, so esse ich dein Ragout und esse es sogar mit Vergnügen, wenn es gut zubereitet ist; denn nur für dich, für dich allein, Antiochus, wird die Verdauung von schlechten Folgen sein. Du, Herr von Cambyses, verlangst mit dem Gewehre gegen meine Brust, daß ich dich grüße? Gut, Herr Marquis, ich habe die Ehre, dich zu grüßen. Ich weiß wohl, daß du nach dieser Formalität nicht mehr werth bist, und ich nicht weniger. Es giebt nur einen Fall, in dem wir, möge es gehen, wie es wolle, gegen die Gewalt unbeugsam sein müssen: dann, wenn man uns zwingen will, einen der Nation schädlichen Akt zu begehen, denn wir besitzen nicht das Recht, unser persönliches Interesse über das Staatsinteresse zu setzen.

Aber das war einmal nicht die Ansicht meines Onkels. Da er in seiner Weigerung fest blieb, ließ ihn Herr von Cambyses durch seine Diener ergreifen und befahl ihn nach dem Schlosse zu führen. Vorn gezogen und von hinten geschoben, in sein Degengehänge verwickelt, verwahrte sich Benjamin jedoch mit aller Kraft gegen die Gewalt, die man ihm anthat, und fand noch Gelegenheit nach rechts und links einige Püffe auszutheilen. Auf den benachbarten Feldern befanden sich wohl Bauern, die ihre Arbeit verrichteten: mein Onkel rief sie zur Hilfe; allein sie hüteten sich, seinen Aufforderungen nachzukommen, und lachten sogar über sein Märtyrerthum, um dem Marquis den Hof zu machen.

Als man auf dem Schloßhofe angekommen war, befahl Herr von Cambyses das Thor zu schließen. Er ließ durch den Ton der Glocke alle seine Leute zusammenrufen; man brachte zwei Sessel, einen für ihn und einen für seinen Intendanten, und es begann mit diesem Manne eine scheinbare Berathung über das Loos meines armen Onkels. Dieser benahm sich einer solchen Parodie eines

Gerichtshofes gegenüber gleichmäßig stolz und bewahrte sogar seine verächtliche und spöttische Miene.

Der brave Intendant schlug fünfundzwanzig Peitschenhiebe und achtundvierzig Stunden Gefängnis in dem alten Thurme vor; aber der Marquis war guter Laune: dem Anscheine nach hatte er sogar einen kleinen Stich im Kopfe.

„Hast du irgend etwas zu deiner Vertheidigung anzuführen?“ fragte er Benjamin.

„Komme mit deinem Degen mit mir,“ erwiderte dieser, „dreißig Schritte von deinem Schlosse und du sollst die Mittel meiner Vertheidigung kennen lernen.“

Darauf erhob sich der Marquis und sagte:

„Nachdem der Gerichtshof sich berathen hat, verurtheilt er das hier gegenwärtige Individuum, den Herrn Marquis von Cambyses, Herrn dieser ganzen Umgegend, Exlieutenant der Musketiere, Zeugmeister des Gerichtssprengels von Clamecy u. s. w., an einem Orte zu küssen, den genannter Herr von Cambyses ihm angeben wird.“ Und in demselben Augenblicke ließ er seine Hosen fallen. Das Bedientenvolk begriff seine Absicht. Es begann aus Leibeskräften Beifall zu klatschen und zu rufen: „Es lebe der Herr Marquis von Cambyses!“

Was meinen armen Onkel anlangt, so brüllte er vor Wuth; später sagte er, daß er befürchtet hätte, der Schlag würde ihn treffen. Zwei Waldwärter lagen im Anschlage und hatten vom Marquis Befehl erhalten auf sein erstes Zeichen loszufeuern.

„Eins, zwei . . .“ commandirte der Marquis.

Benjamin wußte, daß der Marquis der Mann dazu war, seine Drohung auszuführen, er wollte sich nicht der Gefahr eines Schusses aussetzen und . . . einige Secunden später war das Urtheil des Marquis erfüllt.

„Sehr gut,“ sagte Herr von Cambyses, „ich bin zufrie-

den mit dir; jetzt kannst du dich rühmen einen Marquis geküßt zu haben."

Er ließ ihn durch zwei Waldwärter bis an den Thorweg geleiten. Benjamin entfloh wie ein Hund, dem ein Taugenichts einen Klotz an den Schwanz gebunden hat. Da er sich auf der Straße nach Corvol befand, nahm er sich nicht erst die Zeit, die Richtung zu ändern und ging geradenwegs zu Herrn Minxit.

9. Herr Minxit rüstet sich zum Kriege.

Dieser war, ich weiß nicht durch wen, vermuthlich durch das Gerücht, das sich in alles mischt, davon unterrichtet worden, daß Benjamin als Gefangener zu Saint-Pierre du Mont zurückgehalten würde; es fand sich zur Befreiung seines Freundes kein besseres Mittel, als den Edelhof des Marquis mit Sturm zu nehmen und darauf zu schleifen. Du, der du darüber lachst, hältst einen Krieg in der Weltgeschichte für gerechter. Wo die Regierung außer Stande ist, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, da müssen sich die Bürger wohl selbst Gerechtigkeit verschaffen.

Der Hof des Herrn Minxit glich einem Waffenplatze, die Musik, zu Pferde und mit allen möglichen Gewehren bewaffnet, stand schon in Schlachtreihe aufgestellt; der alte Sergeant, seit kurzem in den Dienst des Doctors getreten, hatte den Befehl über dieses Elite-Korps übernommen. Aus der Mitte ihrer Reihen erhob sich eine mächtige, aus einem Fenstervorhange angefertigte Fahne, auf welche Herr Minxit, damit Niemand im Unklaren wäre, mit großen Druckbuchstaben geschrieben hatte: „BENJAMINS FREIHEIT ODER DIE OHREN DES HERRN VON CAMBYSES!" So lautete das Ultimatum.

Die zweite Linie nahm die Infanterie ein, gebildet aus fünf oder sechs Ackerknechten mit ihrer Hacke auf der Schulter, und aus vier Dachdeckern aus dem Orte, jeder mit seiner Leiter versehen.

Die Kalesche stellte die Bagage vor; sie war mit Faschinen beladen, um die Schloßgräben auszufüllen, die die Zeit schon selbst an mehreren Orten zugeschüttet hatte. Aber Herr Minxit hielt darauf, die Dinge regelmäßig anzufangen, außerdem hatte er die Vorsicht, sein Besteck und eine große Flasche Rum in eine seiner Wagentaschen zu stecken.

Der kriegerische Doctor, von einem Federhute überragt und einen gezogenen Degen in der Hand, tummelte sich um seine Truppen umher und beeilte mit donnernder Stimme die Vorbereitungen des Abmarsches.

Es ist Sitte, daß vor dem Aufbruche zum Feldzuge eine feierliche Ansprache an die Armee gehalten wird. Herr Minxit war nicht der Mann dazu, gegen diese Formalität zu verstoßen. Vernehmen wir, was er seinen Soldaten sagte:

„Soldaten, ich will euch nicht sagen, daß Europa die Augen auf euch gerichtet hat, daß euere Namen auf die Nachwelt kommen und in den Tempel des Ruhms eingegraben werden u. s. w., weil dies alles zu jenen leeren und unfruchtbaren Samenkörnern gehört, mit denen man Einfaltspinsel zu ködern sucht. Ich will eine andere Sprache zu euch führen."

„In allen Kriegen kämpfen die Soldaten zum Nutzen des Herrschers; meistentheils haben sie nicht einmal den Vortheil zu wissen, weshalb sie sterben; ihr dagegen werdet in euerem eigenen Interesse, in dem Interesse euerer Weiber und Kinder kämpfen, wenn ihr nämlich solche habt. Herr Benjamin, den ihr alle die Ehre habt zu kennen, soll mein Schwiegersohn werden. In dieser Eigenschaft wird er mit mir über euch herrschen, und wenn ich nicht mehr bin, wird er euer Herr sein. Er wird euch für die Gefahren, denen ihr um seinetwillen entgegengehet, unendlich dankbar sein, und er wird euch großmüthig danken."

„Aber ihr habet die Waffen nicht allein zur Befreiung

meines Schwiegersohnes ergriffen: unser Feldzug wird zum Resultate auch die Befreiung der Gegend von einem Tyrannen haben, der sie unterdrückt, der euere Saaten vernichtet, der euch schlägt, sobald ihr ihm begegnet und sich gegen euere Frauen sehr unanständig benimmt. Einem Franzosen genügt ein guter Grund, um muthig zu kämpfen; ihr habt deren zwei, deshalb werdet ihr unüberwindlich sein. Die Todten sollen auf meine Kosten geziemend beerdigt und die Verwundeten in meinem Hause gepflegt werden. Es lebe Herr Benjamin Rathery! Tod dem Cambyses! Vernichtung seines Edelsitzes!"

„Bravo, Herr Minxit," sagte mein Onkel, der so eben durch eine Hinterthür anlangte; „eine wahrhaft hinreißende Rede; hätten Sie sie lateinisch gehalten, so würde ich geglaubt haben, Sie hätten Titus Livius geplündert."

Beim Anblicke meines Onkels brach die Armee in einen einstimmigen Hurrahruf aus. Herr Minxit commandirte auf der Stelle Ruhe und führte Benjamin in den Speisesaal. Dieser berichtete ihm sein Schicksal in der umständlichsten Weise und mit einer Treue, die Staatsmänner bei Abfassung ihrer Memoiren nicht immer an den Tag legen.

Herr Minxit war über die seinem Schwiegersohne zugefügte Beleidigung äußerst erbittert und knirschte vor Wuth mit seinen wenigen Zahnstümpfen. Anfangs vermochte er sich nur in Verwünschungen Luft zu machen; aber als sich sein Unwille ein wenig gelegt hatte, sagte er: „Benjamin, du bist leichtfüßiger als ich, du mußt deshalb den Befehl über die Armee übernehmen, und wir rücken gegen Cambyses Schloß vor; wo seine Thürme sich erhoben, müssen Nesseln und Quecken wachsen."

„Wenn es Ihnen recht ist," sagte mein Onkel, „so tragen wir auch noch den Berg Saint-Pierre du Mont ab; aber trotz aller Achtung, die ich Ihrer Ansicht schuldig bin, glaube ich doch, daß wir mit List zu Wege gehen

müssen: wir wollen die Mauern des Schlosses nächtlicher Weile erstürmen, wollen uns des Cambyses und seiner Diener, wenn sie, wie Virgil sagt, in Wein und Schlaf versenkt sind, bemächtigen; und alle müssen uns küssen."

„Das ist ein guter Gedanke," erwiderte Herr Minxit; „wir haben gut anderthalb Stunden, um vor der Festung anzukommen, und in einer Stunde wird es Nacht sein. Gieb schnell meiner Tochter einen Kuß, und dann wollen wir abmarschiren."

„Einen Augenblick," versetzte mein Onkel. „Zum Teufel, Sie haben es eilig! Ich habe den ganzen Tag nichts zu mir genommen, und es würde mir gut thun, vor dem Aufbruche erst zu frühstücken."

„Dann werde ich unsere Soldaten," sagte Herr Minxit, „erst aus Reihe und Glied treten lassen, und man soll ihnen eine Ration Wein reichen, um sie in Athem zu halten."

„Dann haben sie ausreichende Zeit," erwiderte mein Onkel, „bis ich mich richtig sattgegessen habe."

Zum Glück für den Edelhof des Marquis kam der Advocat Page, der von einer Besichtigung zurückkehrte, zu Herrn Minxit, um ihn um ein Mittagbrot zu bitten.

„Sie kommen zur rechten Zeit, Herr Page," sagte der kriegslustige Doctor, „ich werde Sie für unsern Kriegszug anwerben."

„Für welchen Kriegszug?" entgegnete Page, der das Kriegsrecht nicht studirt hatte.

Darauf erzählte ihm mein Onkel sein Abenteuer und die Art, in der er sich rächen wollte.

„Sehen Sie sich ja vor," sagte der Advocat Page; „die Sache ist ernster als Sie denken. Hoffen Sie denn zunächst wirklich, was den Erfolg anlangt, mit sieben oder acht lahmen Männern eine Garnison von dreißig, von einem Lieutenant der Musketiere commandirten, Dienern überwältigen zu können?"

„Mit zwanzig und zwar sämmtlich kräftigen Männern, Herr Advocat,“ bemerkte Herr Minxit.

„Mag es sein,“ fuhr der Advocat Page kalt fort, „aber das Schloß des Herrn von Cambyses ist mit Mauern umgeben; werden diese Mauern, gleich denen Jericho's, beim Schalle der Becken und der großen Pauke einstürzen? Ich nehme gleichwohl an, daß Sie das Schloß des Marquis erstürmen; es wird dies unstreitig eine schöne Waffenthat sein; aber eine derartige Waffenthat pflegt nicht mit dem Ludwigskreuze belohnt zu werden; worin Sie nur einen guten Scherz und eine rechtliche Wiedervergeltung erblicken, darin wird das Gericht das gewaltsame Aufbrechen eines Thores sehen, eine Erstürmung, einen Hausfriedensbruch, einen nächtlichen Angriff, und das alles noch dazu gegen einen Marquis. Schon das Geringste davon zieht Zuchthausstrafe nach sich, ich mache Sie im Voraus darauf aufmerksam. Sie werden sich also nach Ihrem Siege entschließen müssen, die Heimat zu verlassen, und dies um einer sehr geringfügigen Ursache willen, weil Sie einen Marquis gezwungen haben Sie zu küssen.“

„Kann man sich ohne Gefahr und ohne Schaden rächen, so lasse ich die Rache zu; aber sich zu seinem eigenen Nachtheil rächen, das ist etwas Lächerliches, ist ein Akt der Narrheit. Du sagst, Benjamin, daß man dich gröblich beleidigt hat. Aber was ist denn eigentlich eine Beleidigung? Fast immer ein von dem Stärksten zum Nachtheile des Schwächsten begangener Akt der Brutalität. Sage selber: wie kann wohl die Brutalität eines Anderen deine Ehre antasten? Liegt die Schuld an dir, wenn dieser Mensch ein Elender ist, der kein anderes Recht kennt als die Gewalt? Bist du für seine Niederträchtigkeiten verantwortlich? Wenn dir ein Dachziegel auf den Kopf fiele, würdest du dich dann an ihm rächen und ihn in Stücke zerbrechen? Würdest du dich von einem Hunde, der dich gebissen, für beleidigt halten und ihm ein Duell anbieten

wie jenes zwischen dem Pudel des Herrn Montargis und dem Mörder seines Herrn? Wenn die Beleidigung jemand entehrt, so ist es der Beleidiger: alle anständigen Leute nehmen für den Beleidigten Partei. Ist man etwa, wenn ein Fleischer einen Hammel mißhandelt, gegen den Hammel entrüstet?"

„Wenn das Uebel, welches du deinem Beleidiger zufügen willst, dir das, was er dir angethan, abnehmen könnte, so würde ich deine glühende Rachgier verstehen; wenn du aber der Schwächste bist, wirst du dir neue Mißhandlungen zuziehen; bist du dagegen der Stärkste, so hast du noch die neue Mühe, deinen Gegner zu schlagen. So spielt der Mensch, der sich rächt, stets die Rolle des Geprellten. Der Befehl Jesu Christi, der uns denen zu vergeben heißt, die uns beleidigt haben, ist nicht allein eine schöne moralische Lehre, sondern auch noch ein guter Rath. Aus diesem allen ziehe ich den Schluß, daß du, mein lieber Benjamin, daran gut thun wirst, die Ehre, die dir der Marquis angethan, zu vergessen und mit uns bis zur Nacht zu trinken, um dir diese Erinnerung aus dem Sinne zu schlagen."

„Ich für meine Person theile durchaus nicht die Ansicht des Vetters Page; es ist immer angenehm und bisweilen nützlich, das Böse, das man uns zugefügt, redlich zurückzugeben. Eine solche Lehre muß man dem Bösewicht geben. Es ist ihm gut zu wissen, daß er sich seinen bösartigen Instinkten nur auf seine eigene Gefahr überlassen kann. Die Schlange, die uns gebissen hat, laufen lassen, wenn man sie zertreten kann, und dem Bösewicht vergeben ist dasselbe; in diesem Falle ist Edelmuth nicht allein eine Albernheit, sondern auch ein Unrecht gegen die Gesellschaft. Wenn Jesus Christus gesagt hat: ‚Vergebet eueren Feinden,' so hat Petrus dem Malchus doch das Ohr abgehauen; das gleicht sich aus."

Mein Onkel war sehr eigensinnig, eigensinnig wie ein

Maulthier, und der Eigensinn ist in unserer Familie überhaupt ein Erbfehler; gleichwohl erkannte man, daß der Advocat Page Recht hatte.

„Ich glaube, Herr Minxit," sagte er, „daß Sie sehr gut daran thun werden, Ihren Degen in die Scheide zu stecken und Ihren Federhut fortzuhängen; man muß nur aus äußerst ernsten Beweggründen Krieg führen, und der König, der ohne Nothwendigkeit einen Theil seines Volkes zu jenen großen Schlachtbänken hinschleppt, die man Schlachtfelder nennt, ist ein Mörder. Sie, Herr Minxit, würden sich vielleicht geschmeichelt fühlen, einen Platz unter den Helden einzunehmen; aber was bildet denn eigentlich den Ruhm eines Generals? Ruinen von Städten, in Asche liegende Dörfer, verheerte Gefilde, geschändete Weiber, in die Gefangenschaft geschleppte Kinder, in den Kellern zerschlagene Weinfässer. Sie haben wohl Fenelon nicht gelesen, Herr Minxit? Alles dies ist gräßlich, und mich schaudert nur daran zu denken."

„Was erzählst du mir da?" erwiderte Herr Minxit. „Es handelt sich nur darum, gegen diese alten, ganz zerbröckelte Mauern einige Axthiebe zu führen."

„Und weshalb," antwortete mein Onkel, „wollen Sie sich die Mühe nehmen, sie einzureißen, wenn sie schon dem Zusammensturze nahe sind? Rauben Sie dieser schönen Gegend ihren Frieden nicht! Ich wäre ein Feigling und ein Nichtswürdiger, wollte ich dulden, daß Sie sich, um eine mir ganz persönlich zugefügte Beleidigung zu rächen, den vielfachen Gefahren aussetzen, die aus unserer Expedition entstehen müssen."

„Aber auch ich," bemerkte Herr Minxit, „habe an diesem Krautjunker persönliche Beleidigungen zu rächen. Um mich zu verhöhnen, hat er mir Pferdeurin geschickt, um ihn als Menschenurin einer Untersuchung zu unterwerfen."

„Schöner Grund, um sich deswegen einer zehnjährigen

Zuchthausstrafe auszusetzen! Nein, Herr Minxit, die Nachwelt würde uns nicht freisprechen. Wenn Sie nicht an uns denken, so denken Sie wenigstens an Ihre Tochter, an Ihre geliebte Arabella: welches Vergnügen würde ihr es gewähren, so schöne Sahnenkäse zu bereiten, wenn Sie nicht mehr da wären, um sie zu essen?"

Diese Berufung der väterlichen Gefühle des alten Doctors brachte ihre Wirkung hervor.

„Wenigstens versprichst du mir," sagte er, „daß die Unverschämtheit des Herrn von Cambyses ihre Strafe erhalten soll; denn du bist mein Schwiegersohn, und von nun an stehen wir im Punkt der Ehre für einander ein."

„O, deswegen seien Sie unbesorgt, Herr Minxit, mein Auge wird über dem Marquis stets offen sein; ich werde ihn mit der geduldigen Aufmerksamkeit einer Katze, die auf eine Maus Jagd macht, umlauern: an diesem oder jenem Tage werde ich ihn allein und ohne Begleitung überraschen; alsdann soll er seinen adeligen Degen mit meinem bürgerlichen kreuzen, oder ich schlage ihn bis er genug hat. Ich kann nicht wie die alten Paladine schwören, mir, bis ich mich gerächt habe, den Bart wachsen zu lassen oder nur Schwarzbrot zu essen, weil das Eine nicht zu meinem Berufe passen würde und das Andere meiner Natur zuwiderläuft, aber ich schwöre, nicht eher Ihr Schwiegersohn zu werden, als bis die mir zugefügte Beleidigung eine eclatante Genugthuung erhalten hat."

„Nein, Benjamin," erwiderte Herr Minxit, „du gehst zu weit; ich nehme diesen gottlosen Schwur nicht an; du mußt im Gegentheile meine Tochter heirathen; du kannst dich eben so gut nachher wie vorher rächen."

„Wo denken Sie hin, Herr Minxit? Von dem Augenblicke an, da ich mich mit dem Marquis auf Tod und Leben schlagen muß, gehört mein Leben nicht mehr mir; ich darf mir nicht gestatten, Ihre Tochter zu heirathen,

um sie vielleicht den Tag nach ihrer Hochzeit als Witwe zurückzulassen."

Der gute Doctor versuchte meinen Onkel in seinem Entschlusse schwankend zu machen; als er jedoch sah, daß derselbe unerschütterlich blieb, entschloß er sich, die Kleider zu wechseln und seine Armee zu entlassen. So endete dieser große Feldzug, welcher der Menschheit wenig Blut, aber Herrn Minxit viel Wein kostete.

10. Wie sich mein Onkel von dem Marquis küssen ließ.

Benjamin hatte in Corvol übernachtet. Als er am nächsten Tage mit Herrn Minxit das Haus verließ, war die erste Person, die sie gewahrten, Doctor Fata. Dieser, der sich im Gewissen nicht rein fühlte, wäre auf seinem Wege eben so gern zwei Wölfen wie meinem Onkel und Herrn Minxit begegnet. Da er ihnen jedoch nicht ausbiegen konnte, so entschied er sich dafür, dem Schicksale muthig die Stirne zu bieten: er kam auf meinen Onkel zu.

„Guten Tag, Herr Rathery; wie befinden Sie sich, geehrter Herr Minxit? Nun, Herr Benjamin, wie haben Sie sich bei unserem Geßler herausgeholfen? Ich hatte eine schreckliche Furcht, daß er Ihnen einen üblen Streich spielen würde, und habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen."

„Fata," sagte Herr Minxit, „sparen Sie Ihre schönen Worte, bis Sie mit dem Marquis zusammenkommen werden. Ist es wahr, daß Sie Herrn von Cambyses gesagt haben, Sie kennten Benjamin nicht mehr?"

„Ich erinnere mich dessen nicht, mein guter Herr Minxit."

„Ist es wahr, daß Sie dem nämlichen Marquis gesagt haben, ich wäre kein Mann zum Besuchen?"

„Ich habe dies nicht sagen können, mein lieber Herr Minxit, Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze, mein Freund."

„Ich versichere auf Ehre, daß er dies alles gesagt hat," versetzte mein Onkel mit der eisigen Kaltblütigkeit eines Richters.

„Gut denn," erklärte Herr Minxit, „dann wollen wir unsere Rechnung ausgleichen."

„Fata," sagte Benjamin, „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Herr Minxit Sie peitschen will. Da haben Sie meinen Stock, vertheidigen Sie sich, wenn Sie Ehre im Leibe haben; ein Arzt darf sich nicht wie ein Esel für zehn Thaler prügeln lassen."

„Ich habe das Recht auf meiner Seite," erwiderte Fata; „wenn er mich schlägt, soll ihm jeder Schlag theuer zu stehen kommen."

„Ich opfere tausend Francs," sagte Herr Minxit, indem er seine Reitpeitsche durch die Luft sausen ließ. „Da, Fata, fatorum, du Verhängnis, du Vorsehung der Alten, da, da, da, da!"

Die Bauern hatten sich draußen vor die Schwelle ihrer Thüren gestellt, um Fata auspeitschen zu sehen; denn ich sage es zur Schande unserer armen Menschheit, nichts ist so dramatisch wie ein Mensch, den man mißhandelt.

„Meine Herren," rief Fata, „ich stelle mich unter Ihren Schutz."

Aber Niemand verließ seinen Platz, denn bei der Achtung, die Herr Minxit genoß, hatte er so ziemlich das Recht der niederen Gerichtsbarkeit im Dorfe.

„Ferner," fuhr der unglückliche Fata fort, mache ich Sie zu Zeugen der an meiner Person verübten Gewaltthätigkeiten; ich bin Doctor der Medicin."

„Warte," sagte Herr Minxit, „ich will stärker zuschlagen, damit alle, welche die Schläge nicht sehen, sie doch hören und du dem Amtsrichter Narben zeigen kannst;

und wirklich schlug er stärker, der wüthende Bauersmann, der er war.

„Warte nur, Minxit," schrie Fata, sich schnell entfernend, „du sollst es mit Herrn von Cambyses zu thun bekommen; er wird es nicht dulden, daß man mich mißhandelt, weil ich ihn grüße."

„Sage dem Cambyses nur," rief ihm Herr Minxit nach, „ich lachte ihn aus, mein Haus wäre solider als sein Schloß, und hätte er Lust mit seinen Leuten auf die Anhöhe bei Fertiant zu kommen, so wäre ich sein Mann."

Um mit dieser Angelegenheit ins Reine zu kommen, wollen wir hier nur bemerken, daß Fata Herrn Minxit vor den Amtsrichter laden ließ, um sich für die an seiner Person verübten Gewaltthätigkeiten zu verantworten; daß er aber keinen Zeugen zur Erhärtung der Thatsache finden konnte, obgleich sich der Vorfall in Gegenwart von hundert Personen ereignet hatte.

Bei seiner Ankunft in Clamecy händigte ihm seine Schwester einen Brief mit dem Poststempel Paris folgenden Inhalts ein:

„Herr Rathery,

Ich weiß von guter Seite, daß Sie Fräulein Minxit heirathen wollen; ich verbiete es Ihnen hiermit ausdrücklich.

Vicomte von Pont-Casse."

Mein Onkel schickte Gaspard nach einem Bogen Traubenpapier, nahm sich Machecourts Tintenfaß und beantwortete diese Zuschrift folgendermaßen:

„Herr Vicomte,

Sie können mir . . . . .

Genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ihr ganz gehorsamer und ergebener Diener,

B. Rathery."

Was mein Onkel dem Vicomte anmuthete? Ich weiß es nicht. Ich habe vergebliche Nachforschungen angestellt, um hinter das Geheimnis dieses geflissentlichen Abbrechens zu kommen. Aber ich habe dir ja immer eine Vorstellung von dieser Festigkeit, Entschiedenheit und Bündigkeit seines Stils gegeben, wenn er sich die Mühe geben wollte zu schreiben.

Mein Onkel hatte inzwischen auf seine Racheideen nicht verzichtet; weit davon entfernt. Am nächsten Freitag ließ er, nachdem er seine Kranken besucht hatte, seinen Degen schärfen und zog über seinen rothen Rock Machecourts Ueberzieher. Da er seinen Zopf nicht opfern wollte und ihn doch nicht in die Tasche stecken konnte, verbarg er ihn unter einer alten Perrücke und machte sich so verkleidet zur Beobachtung seines Marquis auf den Weg. Er hatte sein Hauptquartier in einer Art Schenke aufgeschlagen, die an der Straße von Clamecy dem Schlosse des Herrn von Cambyses gegenüberlag. Der Wirth hatte sich ein Bein gebrochen. Immer geneigt, seinem Nächsten, wenn er sich ein Glied gebrochen hatte, zu Hilfe zu eilen, gab mein Onkel seinen Beruf an und bot dem Patienten die Hilfe seiner Kunst an. Er erhielt von der trostlosen Familie den Auftrag, die beiden Splitter des gebrochenen Schienbeines wieder an Ort und Stelle zusammenzufügen, was er schnell und zur großen Bewunderung der beiden langen Lakaien in der Livrée des Herrn von Cambyses, die in der Schenke tranken, verrichtete.

Nach Beendigung der Operation ließ sich mein Onkel in einem Oberzimmer der Schenke häuslich nieder und begann mit einem Fernrohre, welches er von Herrn Minxit mitgenommen hatte, das Schloß zu beobachten. Schon hatte er sich eine gute Stunde umgeschaut und noch immer nichts bemerkt, woraus er hätte Vortheil ziehen können, als er einen Lakai des Herrn von Cambyses gestreckten Laufes den Berg hinabkommen sah. Er lief bis zur Thüre

der Schenke und erkundigte sich, ob der Arzt noch da wäre. Auf die bejahende Antwort der Magd stieg er nach dem Zimmer meines Onkels hinauf und bat ihn, indem er mit entblößtem Haupte an ihn herantrat, er möchte doch den Herrn Marquis von Cambyses, der eine Gräte verschluckt hätte, ärztlich behandeln. Anfänglich fühlte sich mein Onkel versucht, es abzuschlagen. Allein er überlegte, daß dieser Umstand seinen Racheplänen günstig sein könnte, und entschloß sich, dem Diener zu folgen.

Dieser führte ihn in das Zimmer des Marquis; Herr von Cambyses saß in seinem Lehnsessel, die Ellenbogen auf seinen Knieen, und schien eine Beute heftiger Unruhe zu sein. Die Marquise, eine hübsche Brünette von fünfundzwanzig Jahren, stand neben ihm und suchte ihn zu beruhigen. Bei der Ankunft meines Onkels erhob der Marquis den Kopf und sagte zu ihm:

„Ich habe beim Essen eine Gräte verschluckt, die in der Kehle sitzen geblieben ist. Ich habe erfahren, daß Sie im Dorfe wären, und Sie rufen lassen, obgleich ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, überzeugt, daß Sie mir Ihre Hilfe nicht verweigern werden."

„Wir sind sie Jedermann schuldig," erwiderte mein Onkel mit eisiger Kaltblütigkeit, „den Reichen wie den Armen, den Edelleuten wie den Landleuten, dem Bösen wie dem Guten."

„Dieser Mensch erschreckt mich," sagte der Marquis zu seiner Frau, „laß ihn laufen."

„Aber," wandte seine Frau ein, „Sie wissen, daß kein Arzt es wagen will auf das Schloß zu kommen; da Sie diesen einmal haben, so suchen Sie ihn wenigstens zu behalten."

Der Marquis folgte diesem Rathe. Benjamin untersuchte die Kehle des Kranken und schüttelte den Kopf mit unruhiger Miene. Der Marquis erblaßte.

„Was ist denn?“ fragte er; „sollte das Uebel etwa bedenklicher sein, als wir geglaubt haben?“

„Ich weiß nicht, was Sie geglaubt haben,“ versetzte Benjamin mit feierlicher Stimme; „aber das Leiden würde allerdings sehr bedenklich sein, wenn man nicht sofort die nothwendigen Maßregeln ergriffe, um es zu bekämpfen. Sie haben eine Lachsgräte verschluckt, und zwar eine aus dem Schwanze, von dem Theile, wo sie am giftigsten sind.“

„Das ist wahr,“ sagte die Marquise erstaunt; „aber wie haben Sie dies entdeckt?“

„Durch die Untersuchung der Kehle, gnädige Frau.“

Die Thatsache ist, daß er es auf sehr natürlichem Wege erkannt hatte. Beim Vorübergehen an der offenen Thüre des Speisesaales hatte er auf dem Tische einen Lachs gesehen, von dem allein der Schwanz fehlte, und er hatte daraus geschlossen, daß die verschluckte Gräte zu dem Schwanze dieses Fisches gehört hatte.

„Wir haben noch nie gehört,“ fiel der Marquis mit vor Schrecken zitternder Stimme ein, „daß die Gräten des Lachses giftig wären.“

„Das hindert nicht, daß sie es im höchsten Grade sind,“ entgegnete Benjamin, „und es würde mir sehr leid thun, wenn die Frau Marquise daran zweifeln sollte, weil ich mich dann genöthigt sähe, ihr zu widersprechen. Die Gräten des Lachses enthalten wie die Blätter des Manchinillapfels eine so scharfe, so ätzende Substanz, daß, wenn diese Gräte nur noch eine halbe Stunde in der Kehle des Herrn Marquis bliebe, sie eine Entzündung hervorrufen würde, die ich nicht zu heben vermöchte, und die Operation würde dadurch unmöglich werden.“

„In diesem Falle operiren Sie dann sofort, Doctor, ich bitte Sie darum,“ sagte der Marquis mehr und mehr erschreckt.

„Einen Augenblick,“ versetzte mein Onkel, „die Sache

kann nicht so schnell gehen, wie Sie wünschen; es muß erst eine kleine Formalität erfüllt werden."

„Vollenden Sie sie also recht schnell und beginnen Sie dann."

„Diese Formalität betrifft leider Sie, Sie allein müssen sie vollziehen."

„Sage mir wenigstens, worin sie besteht, du Unglücksrabe! Willst du mich denn sterben lassen, anstatt etwas zu thun?"

„Ich trage noch Bedenken," fuhr Benjamin langsam fort. „Wie soll ich einen Vorschlag wagen, wie den, welchen ich Ihnen zu machen habe? Und noch dazu einem Marquis! einem Manne, der in gerader Linie von Cambyses, dem Könige von Egypten abstammt?"

„Ich glaube, Elender, daß du meine Lage benutzest, um dich über mich lustig zu machen!" rief der Marquis, die alte Heftigkeit seines Charakters wieder gewinnend.

„Nicht im Geringsten," versetzte Benjamin kalt. „Sie erinnern sich eines Mannes, den Sie vor drei Monaten von Ihren Sbirren in Ihr Schloß schleppen ließen, weil er Sie nicht gegrüßt hatte, und dem Sie den blutigsten Schimpf anthaten, den ein Mensch dem andern zufügen kann."

„Ein Mann, von dem ich mir habe den .... küssen lassen. Wahrhaftig, du bist es! Ich erkenne dich an deinen fünf Fuß zehn Zoll wieder."

„Und dieser Mann von fünf Fuß zehn Zoll, dieser Mann, dem Sie für ein Insekt, für ein Staubkorn ansahen, welches Sie stets nur mit Füßen treten würden, verlangt jetzt von Ihnen Genugthuung für die Beschimpfung, die Sie ihm angethan haben."

„Aber mein Gott, ich verlange ja gar nicht mehr; bestimme selbst, wie hoch du deine Ehre abschätzest, und ich werde dir die verlangte Summe sofort auszahlen lassen."

„Du hältst dich also, Marquis von Cambyses, für reich

genug, um die Ehre eines Ehrenmannes bezahlen zu können? Hältst du mich für einen Narren? Glaubst du, daß ich mich für Geld beleidigen lasse? Nein, nein, ich verlange Genugthuung für meine Ehre. Eine Ehrengenugthuung! verstehst du mich, Marquis von Cambyses?"

„Nun wohl!" sagte Herr von Cambyses, dessen Augen auf den Zeiger seiner Wanduhr gerichtet waren, und der mit Schrecken die verhängnisvolle halbe Stunde dahinfliehen sah; „ich will vor der Frau Marquise erklären, schriftlich erklären, wenn Sie es verlangen, daß Sie ein Ehrenmann sind und ich Unrecht gehabt habe, Sie zu beleidigen."

„Zum Teufel! du hast deine Schulden bald bezahlt. Glaubst du denn, wenn man einen Ehrenmann beleidigt hat, es reiche aus anzuerkennen, daß man Unrecht gehabt hat und daß damit alles wieder gut gemacht ist? Morgen würdest du in Gesellschaft deiner Krautjunker schrecklich über den Narren lachen, der sich mit einer solchen scheinbaren Genugthuung zufrieden gegeben hat. Nein, du mußt dich der Strafe der Wiedervergeltung unterwerfen; die Schwäche von gestern ist heut Stärke geworden, der Wurm hat sich in eine Schlange verwandelt. Du entgehst nicht meiner Gerechtigkeit, wie du der des Richters entgehst: es giebt keinen Schutzengel, der dich gegen mich vertheidigen kann. Ich habe dich geküßt, du mußt mich küssen!"

„Hast du denn vergessen, Unglückseliger, daß ich der Marquis von Cambyses bin?"

„Du hast wohl vergessen, daß ich Benjamin Rathery bin. Die Beleidigung ist wie Gott, alle Menschen sind vor ihr gleich: es giebt vor ihr weder einen erlauchten Beleidiger, noch einen unbedeutenden Beleidigten."

„Lakai," rief der Marquis, den der Zorn die vermeintliche Gefahr, die er lief, vergessen ließ, „führe diesen

Menschen auf den Hof und laß ihm hundert Peitschenhiebe geben; ich will ihn hier schreien hören."

„Gut," sagte mein Onkel, „aber in zehn Minuten wird die Operation unmöglich geworden sein, und in einer Stunde werden Sie todt sein."

„Ei, kann ich nicht nach Varzy schicken und einen Chirurg durch meinen Läufer holen lassen?"

„Wenn Ihr Läufer den Chirurg zu Hause trifft, wird er gerade ankommen, um Sie sterben zu sehen und der Frau Marquise beizuspringen."

„Aber Sie können unmöglich unbeugsam bleiben," sagte die Marquise. „Ist es denn keine größere Freude zu verzeihen als sich zu rächen?"

„Ach, gnädige Frau," erwiderte Benjamin, sich anmuthig verneigend, „ich bitte Sie zu glauben, daß, wenn Sie mir eine solche Beleidigung zugefügt hätten, ich keinen Groll gegen Sie zurückbehalten würde."

Frau von Cambyses lächelte und da sie einsah, daß sich ein Mann wie mein Onkel durch nichts gewinnen ließe, redete sie selbst ihrem Gatten zu, sich der Nothwendigkeit zu unterwerfen, und machte ihn darauf aufmerksam, daß ihm nur noch fünf Minuten blieben, um sich zu entscheiden.

Vom Schrecken überwunden, gab der Marquis den beiden Lakaien, die im Zimmer waren, ein Zeichen, sich zurückzuziehen.

„Nein," sagte der unbeugsame Benjamin, „das ist gegen meine Bedingungen. Fordert im Gegentheile, ihr Lakaien, die Leute des Herrn von Cambyses in seinem Namen auf, sich hierher zu begeben. Sind sie Zeugen der Beleidigung gewesen, müssen sie auch Zeugen der Genugthuung sein. Die Frau Marquise allein hat das Recht sich zurückzuziehen."

Der Marquis warf einen Blick auf die Wanduhr und sah, daß ihm nur noch drei Minuten übrig blieben. Da

sich der Lakai nicht von der Stelle rührte, sagte er zu ihm:

„Gehe doch schnell, Peter, führe die Befehle des Herrn aus, siehst du nicht, daß er für den Augenblick hier allein der Herr ist?"

Die Dienstleute kamen einer nach dem andern an; es fehlte nur noch der Intendant; aber bis zum Ende unnachsichtig, wollte Benjamin nicht eher beginnen, als bis er gegenwärtig war.

. . . .

— „Gut," sagte Benjamin, „jetzt sind wir uns gegenseitig nichts mehr schuldig, und alles ist vergessen; ich werde mich jetzt gewissenhaft mit Ihrer Kehle beschäftigen."

Schnell und gut zog er die Gräte heraus und gab sie dem Marquis in die Hände. Während dieser sie neugierig untersuchte, sagte er:

„Nun muß ich Ihnen auch Luft verschaffen."

Er öffnete ein Fenster, sprang in den Hof und mit zwei oder drei Schritten seiner langen Beine hatte er das Eingangsthor gewonnen. Während er den Berg hinablief, stand der Marquis an einem Fenster und rief:

„Warten Sie, Herr Benjamin Rathery! Bitte, kehren Sie doch um, um meinen und der Frau Marquise Dank entgegenzunehmen; ich muß Sie doch für Ihre Operation bezahlen."

Allein Benjamin war nicht der Mann dazu, sich durch solche schöne Worte fangen zu lassen. Am Fuße des Hügels begegnete er dem Läufer des Marquis.

„Landry," sagte er zu ihm, „bringen Sie der Frau Marquise meine Complimente und beruhigen Sie Herrn von Cambyses hinsichtlich der Lachsgräten; sie sind nicht giftiger als Hechtgräten: nur darf man sie nicht verschlucken; er soll sich fleißig Umschläge um die Kehle machen, und wird dann in zwei oder drei Tagen geheilt sein."

Sobald mein Onkel vor dem Marquis sicher war,

wandte er sich nach rechts, durchschritt die Flezer Wiese mit den tausend kleinen Bächen, von denen sie durchschnitten ist, und begab sich nach Corvol. Er wollte Herrn Minxit zuerst durch die Erzählung seiner erfolgreichen Expedition erfreuen; schon von Weitem entdeckte er, daß er vor seiner Thüre stand, und indem er sein Taschentuch triumphirend schwenkte, rief er:

„Wir sind gerächt!“

Der alte Herr lief ihm mit der ganzen Geschwindigkeit seiner kurzen und plumpen Beine entgegen und warf sich ihm mit derselben Innigkeit in die Arme, als wäre er sein Sohn gewesen. Mein Onkel behauptete sogar, er hätte gesehen, wie ihm zwei dicke Thränen, die er unvermerkt abzutrocken suchte, über die Wangen rollten. Der alte Doctor, der von eben so stolzem und reizbarem Charakter wie Benjamin war, frohlockte vor Jubel. In seiner Wohnung angelangt, mußten die Musikanten zur Verherrlichung dieses ruhmreichen Tages bis zum Abend Fanfaren blasen, und dann befahl er ihnen, sich zu betrinken, ein Befehl, der pünktlich vollzogen wurde.

11. Wie mein Onkel seinem Tuchhändler half, ihn auszupfänden.

Mittlerweile kehrte Benjamin über seine Kühnheit ein wenig unruhig nach Clamecy zurück; am nächsten Tage brachte ihm jedoch der Läufer vom Schlosse im Auftrage seines Herrn nebst einer ziemlich beträchtlichen Geldsumme ein Billet, welches folgendermaßen lautete:

„Der Herr Marquis von Cambyses bittet Herrn Benjamin Rathery das zwischen ihnen Vorgefallene zu vergessen und als Lohn für die Operation, die er so geschickt ausgeführt hat, die beifolgende geringe Summe anzunehmen.“

„Ei,“ sagte mein Onkel, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, „dieser gute Edelherr will also meine Verschwie-

genheit erkaufen; er ist sogar so anständig, sie im Voraus zu bezahlen; schade, daß er nicht gegen alle seine Lieferanten eben so verfährt. Hätte ich ihm die Gräte, die sich in der Kehle festgesetzt, ganz einfach, ganz gewöhnlich und ohne alle Vorrede, herausgezogen, so hätte er mir zwei Thaler in die Hand gedrückt und mich zum Essen in die Küche hinausgeschickt. Die Moral davon ist: Es ist besser, den Großen Furcht als Liebe einzuflößen. Gott soll mich verdammen, wenn ich je in meinem Leben gegen diesen Grundsatz verstoße."

„Da ich jedoch nicht die Absicht habe, verschwiegen zu sein, so kann ich das Geld, das er mir als Lohn für meine Verschwiegenheit schickt, nicht mit gutem Gewissen behalten: man muß gegen alle Welt ehrlich sein oder sich auf nichts einlassen. Aber das Geld, welches in diesem Sacke ist, wollen wir ein wenig zählen, wollen einmal nachsehen, was er für die Operation bezahlt und was er für das Schweigen giebt . . . Fünfzig Thaler . . . Potzblitz! Der Cambyses ist großmüthig! Dem Drescher, der von früh drei Uhr bis acht Uhr abends seinen Dreschflegel handhabt und noch gewärtig sein muß, geprügelt zu werden, will er nur zwölf Sous bewilligen, und mir zahlt er fünfzig Thaler für eine viertelstündige Arbeit: das ist eine reiche Spende!"

„Für das Ausziehen dieser Gräte hätte Herr Minxit hundert Francs verlangt; aber er betreibt die Medicin mit großem Orchester und großem Gepränge; er hat vier Pferde und zwölf Musikanten zu ernähren. Für mich, der ich nur mein Besteck und meine Person, eine Person allerdings von fünf Fuß zehn Zoll zu unterhalten habe, sind zwei Goldstücke dafür vollkommen ausreichend. Von fünfzig Thalern oder hundertfünfzig Francs zwanzig abgezogen, bleiben also noch hundertdreißig Francs oder dreizehn Goldstücke übrig, um sie dem Marquis zurückzuschicken; übrigens habe ich fast Gewissensbisse, von ihm Geld anzu-

nehmen. Diese Operation, die ich mit zwanzig Francs bezahlen lasse, möchte ich nicht für tausend Francs — die selbstverständlich erst nach meinem Tode zahlbar wären — nicht gemacht haben. Wie erbärmlich und zaghaft war doch dieser arme große Herr vor mir mit seinem blassen und flehenden Gesichte und seiner Lachsgräte in der Kehle! Wie bat da der Adel in seiner Person das in der meinigen dargestellte Volk öffentlich um Verzeihung! Er hätte gern geduldet, daß ich ihm sein Wappenschild hinten auf den Rücken heftete. Wenn sich in seinem Salon das Bild irgend eines Ahnherren befand, so muß dessen Stirn jetzt noch vor Scham roth sein. Ich möchte, daß man diese kleine Stelle, auf welcher er mich küßte, von meinem Individuum trennte und nach dem Pantheon brächte, . . . wohlverstanden, wenn das Volk ein Pantheon haben wird."

„Aber damit, Marquis, bist du noch nicht davongekommen: noch vor Ablauf von drei Tagen wird der ganze Distrikt dein Abenteuer wissen; ich selbst werde es durch Millot-Ratant, unseren Dichter des Weihnachtsfestes, der Nachwelt kund thun lassen: er muß mir diesen Stoff in schwungvollen Alexandrinern besingen. Was nun diese zwanzig Francs, wahrhaft gefundenes Geld, anlangt, so wünsche ich nicht, daß sie durch die Hände meiner lieben Schwester gehen. Morgen ist Sonntag, morgen also gebe ich meinen Freunden mit diesem Gelde ein Abendbrot, wie ich es ihnen nie gegeben habe, ein Abendbrot, das baar bezahlt werden wird. Es ist gut, ihnen begreiflich zu machen, wie sich ein Mann von Geist rächen kann, ohne zum Degen seine Zuflucht zu nehmen."

Nachdem die Angelegenheit in dieser Weise geordnet war, begann mein Onkel an den Marquis zu schreiben, um ihm die Rücksendung seines Geldes anzuzeigen. Ich würde entzückt sein, könnte ich unseren Lesern eine neue Probe des Briefstiles meines Onkels geben; leider befindet sich sein Brief nicht unter den historischen Documenten,

die uns mein Großvater aufbewahrt hat: vielleicht hat mein Onkel, der Tabakshändler, eine Düte daraus gemacht.

Während Benjamin im vollen Schreiben begriffen war, trat sein Lieferant von rothem Tuche mit einem Papiere in der Hand zu ihm in das Zimmer.

„Was verschafft mir das Vergnügen?“ sagte mein Onkel, die Feder auf den Tisch legend; „wieder Ihre Rechnung, Herr Bonteint? Immer und immer diese leidige Rechnung! Ach mein Gott, Sie haben sie mir schon so oft vorgelegt, daß ich sie bereits auswendig weiß: sechs Ellen Scharlachtuch in voller Breite, nicht wahr? nebst zehn Ellen Futter und drei Garnituren ciselirter Knöpfe?“

„So ist es, Herr Rathery, genau so ist es: macht im Ganzen hundertfünfzig Francs zehn Sous und sechs Heller. Ich will wie ein Lump von dem Paradiese ausgeschlossen bleiben, wenn ich an dieser Lieferung nicht mindestens hundert Francs verliere.“

„Weshalb denn verlieren Sie,“ versetzte mein Onkel, „wenn es sich so verhält, noch Ihre Zeit, alle diese elenden Papierwische zu beschmieren? Sie wissen wohl, Herr Bonteint, daß ich nie Geld besitze.“

„Ich sehe im Gegentheile, Herr Rathery, daß Sie Geld haben und ich in einem günstigen Augenblicke ankomme. Auf diesem Tische liegt ein Sack, der ungefähr meine Summe enthalten muß, und wenn Sie gestatten wollen . . .“

„Einen Augenblick,“ entgegnete mein Onkel, schnell die Hand auf den Sack legend, „dieses Geld gehört nicht mir, Herr Bonteint; hier ist gerade der Brief, in welchem ich die Rücksendung mittheile, und auf den Sie mir soeben einen Tintenklecks gemacht haben. Nehmen Sie,“ fügte er hinzu, dem Kaufmann den Brief hinreichend, „wenn Sie Einsicht davon nehmen wollen . . .“

„Unnöthig, Herr Rathery, vollständig unnöthig; ich

wünsche nur zu wissen, wann Sie Geld haben werden, das Ihnen gehört."

„Ja, mein bester Herr Bonteint, wer kann die Zukunft vorhersehen? Was Sie mich da fragen, möchte ich selbst gern wissen."

„Da es sich so verhält, Herr Rathery, so werden Sie es nicht übel nehmen, daß ich mich sofort zu Herrn Parlanta begebe, um ihn aufzufordern, die gegen Sie eingeleitete gerichtliche Verfolgung weiter zu betreiben."

„Sie sind bei schlechter Laune, geehrter Herr Bonteint; in was sind Sie denn heute hineingetreten?"

„Sie werden mir zugeben müssen, Herr Rathery, daß ich wenigstens bei schlechter Laune sein sollte. „Seit drei Jahren sind Sie mir dieses Geld schuldig und vertröstèn mich von Monat zu Monat, ich weiß nicht auf was für eine epidemische Krankheit, die ich nicht ankommen sehe. Sie sind schuld, daß ich täglich Streitigkeiten mit Frau Bonteint habe, die mir vorwirft, ich verstände nicht, mein Geld beizutreiben, und die in ihrer Lebhaftigkeit bisweilen so weit geht, mich einen Dummkopf zu nennen."

„Frau Bonteint ist sicherlich eine sehr liebenswürdige Dame; Sie sind glücklich, Herr Bonteint, eine solche Gemahlin zu besitzen, und ich bitte Sie, ihr sobald wie möglich meine Complimente zu machen."

„Ich danke Ihnen, Herr Rathery, allein meine Frau ist, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt, sie liebt das Geld mehr als die Complimente und meint, hätten Sie es mit meinem Collegen Grophez zu thun, so hätten Sie schon längst mit dem Schuldgefängnis Bekanntschaft gemacht."

„Zum Teufel auch," rief mein Onkel, ärgerlich, daß Bonteint noch immer nicht gehen wollte, „es ist Ihre eigene Schuld, daß ich Sie noch nicht bezahlt habe; alle ihre Collegen sind schon krank gewesen oder sind es noch: Dutorrent hatte in diesem Jahre zwei Lungenentzündungen,

Artichaud ein Faulfieber, Sergifer leidet an Rheumatismus und Ratine seit sechs Monaten am Durchfall. Sie erfreuen sich einer vollkommenen Gesundheit, ich hatte keine Gelegenheit, Ihnen auch nur eine einzige Medicin zu liefern, Sie haben ein Aussehen wie einer Ihrer Nankingstoffe, und Frau Bonteint gleicht einem Stücke frischer Butter. Ich bin hinter das Licht geführt worden. Ich glaubte, Sie würden meiner Praxis die Ehre anthun; hätte ich damals gewußt, was ich jetzt weiß, so wäre ich nicht Ihr Kunde geworden."

„Aber wie mir scheint, Herr Rathery, haben weder ich noch meine Frau uns verpflichtet, krank zu werden, um Ihnen die Mittel zu liefern, Ihre Schulden zu bezahlen."

„Und ich erkläre Ihnen, Herr Bonteint, daß Sie moralisch dazu verpflichtet sind. Was würden Sie thun, Ihre Wechsel zu bezahlen, wenn Ihre Kunden keine Röcke trügen? Dieses hartnäckige Wohlbefinden ist bei Ihnen eine abscheuliche Handlungsweise; es ist ein meuchlerischer Hinterhalt, den Sie mir gelegt haben. Ich müßte jetzt von Ihnen fünfzig Thaler zu fordern haben, will Ihnen aber für die Krankheiten, die Sie hätten haben müssen, nur hundertdreißig Francs zehn Sous und sechs Heller in Abzug bringen. Sie werden mir zugeben, daß ich billig bin. Sie sind sehr glücklich, die Medicin bezahlen zu müssen, ohne sie anwenden zu brauchen, und ich kenne mehrere, die gern an Ihrer Stelle sein möchten. Wenn wir also von den hundertfünfzig Francs zehn Sous und sechs Heller hundertdreißig Francs zehn Sous und sechs Heller abrechnen, so bin ich Ihnen gerade noch zwanzig Francs schuldig. Wenn Sie sie haben wollen, da sind sie. Ich rathe Ihnen als Freund, sie anzunehmen, Sie werden eine ähnliche Gelegenheit nicht sobald wiederfinden."

„Als Abschlagszahlung," versetzte Herr Bonteint, „würde ich sie gern annehmen."

„Als endgiltiges Saldo der ganzen Rechnung," ent-

gegnete mein Onkel, „und ich will Ihnen dieses schwere Opfer gern bringen. Ich bestimmte dieses Geld zu einem Junggesellenfrühstücke; ich hatte sogar die Absicht, Sie einzuladen, obgleich Sie Familienvater sind."

„Wieder einer von Ihren schlechten Späßen, Herr Rathery, nie habe ich von Ihnen etwas Anderes erlangen können; Sie wissen trotzdem ganz gut, daß ich gegen Sie ein Auspfändungserkenntnis in bester Form besitze und es augenblicklich vollstrecken lassen könnte."

„Das ist ja gerade das, worüber ich mich beklage, Herr Bonteint, Sie haben kein Vertrauen zu Ihren Freunden! Weshalb sich unnütze Kosten machen? Könnten Sie mich nicht aufsuchen und zu mir sagen: ‚Herr Rathery, ich bin der Absicht Sie auspfänden zu lassen?' — Ich hätte Ihnen dann geantwortet: Pfänden Sie selbst, Herr Bonteint, Sie bedürfen dazu keines Gerichtsvollziehers, ich werde Ihnen dabei selbst als Gehilfe dienen, wenn Ihnen das etwa angenehm ist. Und übrigens ist es noch Zeit, pfänden Sie mich heute, pfänden Sie sogar augenblicklich, legen Sie sich keinen Zwang auf, alles was ich habe, steht zu Ihrer Verfügung; ich gestatte Ihnen alles einzupacken, zu emballiren und mitzunehmen, was Ihnen hier zusagen wird."

„Wie, Herr Rathery, Sie sollten wirklich so freundlich . . ."

„Nicht blos freundlich, Herr Bonteint, sondern geradezu entzückt, von Ihren eigenen Händen gepfändet zu werden; ich selbst will Ihnen sogar bei der Pfändung Beistand leisten."

Mein Onkel öffnete darauf ein altes Gerümpel von Kommode, an der noch einige Reste eines vergoldeten Kupferbeschlages hingen, und aus einer Schublade zwei oder drei alte Zopfbänder herausnehmend, sagte er Bonteint, sie demselben hinreichend.

„Sie sollen nicht alles verlieren; diese Gegenstände

werden in der Masse mitzählen; ich schenke Sie Ihnen als Zugabe."

„Wie!" versetzte Herr Bonteint.

„Dieses Portefeuille in rothem Maroquin, welches Sie hier sehen, ist mein Besteck," und als Herr Bonteint die Hand auf dasselbe legen wollte, fuhr er fort: „Hübsch artig sein; das Gesetz erlaubt ihnen nicht es anzurühren. Es ist das Handwerkzeug meiner Profession, und ich habe das Recht es zu behalten."

„Gleichwohl . . ." bemerkte Herr Bonteint.

„Jetzt kommt ein Korkzieher mit Ebenholzgriff und Silber ausgelegt an die Reihe. Was diesen Gegenstand anlangt," fügte er, ihn in die Tasche steckend, hinzu, „so entziehe ich ihn meinen Gläubigern und habe ihn überdies nöthiger als Sie."

„Aber," erwiderte Herr Bonteint, „wenn Sie alles, das Sie nöthiger haben, als ich, für sich behalten, so werde ich keinen Karren gebrauchen, um meine Beute mit fortzunehmen."

„Einen Augenblick," fiel mein Onkel ein, „Sie werden mit Abwarten nichts verlieren. Auf diesem Brette haben Sie alte Medicinflaschen, von denen einige gesprungen sind; für ihre Unverletztheit bürge ich nicht; ich trete sie Ihnen mit allen Spinnen ab, die sich darin befinden."

„Auf diesem zweiten Brette steht ein ausgestopfter Geier; Sie werden nur die Mühe haben, ihn mitzunehmen, und er wird Ihnen sehr gut als Schild dienen können."

„Herr Rathery!" rief Bonteint.

„Hier ist Machecourts Hochzeitsperrücke, die sich, ich weiß nicht wie, hier befindet. Ich biete sie Ihnen nicht an, weil ich weiß, daß Sie immer noch ein falsches Toupet tragen."

„Was wissen Sie davon, Herr Rathery!" rief Bonteint immer gereizter.

„In diesem Glase," fuhr mein Onkel mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit fort, „befindet sich ein Bandwurm, den ich in Weingeist aufgehoben habe. Sie können sich der Frau Bonteint und Ihren Kindern Strumpfbänder daraus zulegen. Ich will Sie übrigens darauf aufmerksam machen, daß es Schade wäre, dieses schöne Thier zu verstümmeln; Sie würden sich rühmen können, die längste Creatur der Schöpfung in Ihrem Hause zu haben, ohne die ungeheuere Boaschlange auszunehmen. Sie können übrigens das Maß ganz nach Belieben angeben."

„Sie machen sich ganz entschieden über mich lustig, Herr Rathery; alles dies hat nicht den geringsten Werth."

„Ich weiß es wohl," sagte mein Onkel kalt; „auch haben Sie keinen Zeugen zum Bezahlen. Sehen Sie, da ist zum Beispiel ein Gegenstand, der schon an sich allein Ihre ganze Schuld aufwiegt; es ist der Stein, den ich vor zwei oder drei Jahren dem Herrn Bürgermeister aus der Blase geschnitten habe. Sie könnten ihn in Form einer Dose ciseliren lassen; hat man einen goldenen Reifen um sie gelegt und einige werthvolle Steine hinzugefügt, so würde er ein hübsches Geschenk für Frau Bonteint an ihrem Namenstage abgeben."

Wüthend machte Bonteint einen Schritt auf die Thüre zu.

„Einen Augenblick," sagte mein Onkel, ihn an einem Rockschooße festhaltend. „Wie eilig Sie es haben, Herr Bonteint! Ich habe Ihnen ja erst den kleinsten Theil meiner Schätze gezeigt. Hier habe ich noch einen alten Holzschnitt, der den Hippokrates, den Vater der Arzneikunde, darstellt; ich bürge Ihnen für die Aehnlichkeit; ferner drei unvollständige Bände der medicinischen Zeitung, die Ihnen in diesen langen Winterabenden unendliche Freude bereiten werden."

„Noch einmal, Herr Rathery . . ."

„O mein Gott, ärgern Sie sich doch nicht, Papa Bon=

teint, wir sind jetzt gerade bei dem kostbarsten Gegenstande meines Mobiliars angekommen."

Mein Onkel öffnete darauf einen alten Schrank und langte daraus zwei rothe Röcke, die er Herrn Bonteint vor die Füße warf, und aus denen eine Staubwolke hervorquoll, die den guten Kaufmann zum Husten reizte, so wie ein Schwarm Spinnen, die sich über das Zimmer zerstreuten.

„Sehen Sie," sagte er zu ihm, „das sind die beiden letzten Röcke, welche Sie mir verkauft haben; Sie haben mich schmählich betrogen, Herr Falschteint; sie sind an einem einzigen Morgen wie zwei Rosenblätter verblichen, und meine liebe Schwester hat sie nicht einmal benutzen können, um ihren Kindern Ostereier damit zu färben. Sie verdienten, daß ich Ihnen die Farbenlehre weitläufig auseinandersetzte."

„O," rief Herr Bonteint, über diesen neuen Ausfall schaudernd, „das ist zu stark, nie hat man sich über einen Gläubiger unverschämter lustig gemacht. Morgen früh sollen Sie von mir hören, Herr Rathery!"

„Desto besser, Herr Bonteint! Ich werde stets entzückt sein zu vernehmen, daß Sie sich wohlbefinden. O bitte, Herr Bonteint, Sie vergessen ja Ihre Zopfbänder!"

Als Bonteint hinausging, trat der Advocat Page ein und fand meinen Onkel aus vollem Halse lachend.

„Was hast du denn mit Bonteint vorgehabt?" sagte er zu ihm. „Ich habe ihn auf der Treppe fast roth vor Zorn getroffen; er befand sich in einem so erbitterten Zustande, daß er mich beim Vorübergehen gar nicht begrüßte."

„Braucht wohl dieser alte Schafskopf wüthend auf mich zu sein, weil ich kein Geld habe! Als ob mir das nicht unangenehmer sein müßte als ihm?"

„Du hast kein Geld, mein armer Benjamin? Desto schlimmer, zweimal schlimmer, denn ich wollte dir einen wahrhaft goldenen Kauf vorschlagen."

„Schlage immerhin vor," erwiderte Benjamin.

„Der Vicar Djhiarcos will sich eines Ankers Burgunder, den ihm eines seiner frommen Beichtkinder geschenkt hat, entäußern, weil er am Katarrh leidet und ihm Doctor Arnout Tisanen verordnet hat. Da er lange Diät beobachten muß, befürchtet er, der Wein könnte abstehen. Er hat dieses Geld zur Ausstattung einer armen jungen Waise bestimmt, die ihre letzte Tante verloren hat. So schlage ich dir sowohl einen guten Kauf wie eine gute Handlung vor."

„Ja," entgegnete Benjamin, „aber ohne Geld ist es nicht leicht, eine gute Handlung zu verrichten. Die guten Thaten sind theuer, und nicht jeder, der es will, kann sie ausführen. Wie ist jedoch deine Meinung über den Wein?"

„Es ist ein ganz ausgezeichneter," sagte Page, indem er mit der Zunge schnalzte; „er hat mich kosten lassen, es ist Beauner von der ersten Güte."

„Und wie viel will der tugendhafte Djhiarcos dafür?"

„Fünfundzwanzig Francs," versetzte Page.

„Ich besitze nur zwanzig Francs; will er ihn mir dafür lassen, so ist der Handel abgeschlossen. Dann müßten wir freilich auf Credit zu Abend essen."

„Der Preis ist auf fünfundzwanzig Francs festgesetzt, entweder oder. Du wirst zugeben, daß fünfundzwanzig Francs nicht zu viel ist, um eine arme Weise dem Elend zu entreißen und vor dem Laster zu bewahren."

„Hättest du, Page, noch fünf Francs, dann könnten wir beide den Anker zusammenkaufen."

„Leider habe ich schon seit vierzehn Tagen keinen armseligen Thaler zu sehen bekommen. Das Geld scheint sich vor meinem Stande zu fürchten, es zieht sich zurück."

„Es ist auch nicht immer bei den Aerzten zu finden," erwiderte mein Onkel. „So wollen wir an deinen Anker nicht mehr denken."

Als jegliche Antwort stieß Page einen schweren Seufzer aus.

In diesem Augenblicke langte meine Großmutter mit einem großen Pack Leinewand zwischen ihren Armen an. Mit einer Art Begeisterung legte sie ihre Leinewand vor meinem Onkel nieder.

„Sieh, Benjamin,“ sagte sie zu ihm, „ich habe einen prächtigen Kauf gemacht. Ich sah heute Morgen, wie diese Leinewand auf dem Markte umhergetragen wurde. Du bedarfst Hemden, und ich dachte, sie würde dir gefallen. Frau Avril bot fünfundsiebenzig Francs. Sie ließ den Händler gehen, aber aus der Begehrlichkeit, mit der sie sie immer wieder anblickte, habe ich wohl erkannt, daß sie die Absicht hatte, ihn zurückzurufen. Zeigen Sie mir Ihre Leinewand, sagte ich sofort zu dem Landmann. Ich bot ihm achtzig Francs und glaubte nicht, daß er sie mir zu diesem Preise lassen würde: die Leinewand ist unter Brüdern ihre hundertzwanzig Francs werth, und Frau Avril ist wüthend auf mich, daß ich ihr zuvorgekommen bin!“

„Und du hast diese Leinewand gekauft,“ rief mein Onkel, „wirklich gekauft?“

„Fest gekauft,“ entgegnete meine Großmutter, die nicht begreifen konnte, weshalb Benjamin so ärgerlich war. „Es giebt kein Mittel mehr den Kaufabschluß rückgängig zu machen; der Landmann ist unten und wartet auf sein Geld.“

„So lauft denn zum Teufel!“ schrie Benjamin, das Pack durch das Zimmer werfend, „du sammt . . . das heißt Verzeihung, meine liebe Schwester, Verzeihung, nein, laufe nicht zum Teufel, es ist doch zu weit; aber bringe deine Leinewand dem Händler wieder hinab; ich habe kein Geld, um sie zu bezahlen.“

„Und wo ist denn das Geld, das du heute Morgen von dem Herrn von Cambyses erhalten hast?“ fragte meine Großmutter.

„Mein Gott, dieses Geld gehört nicht mir; Herr von Cambyses hat mir zu viel gegeben.“

„Wie, zu viel?“ versetzte meine Großmutter, Benjamin mit erstaunten Augen anblickend.

„Freilich, viel zu viel, meine liebe Schwester, viel zu viel, verstehst du, viel zu viel! Er schickt mir fünfzig Thaler für eine Operation zu zwanzig Francs; verstehst du es nun?“

„Und du bist albern genug, ihm sein Geld zurückzuschicken? Wenn mir mein Mann einen solchen Streich gespielt hätte ...“

„Ja, ich bin albern genug gewesen; was willst du, Jedermann kann nicht so viel Geist besitzen, wie du von Machecourt verlangst. Ich bin albern genug gewesen und bereue es nicht; ich will mich dir zu Liebe nicht zu einem Charlatan machen lassen. Mein Gott! mein Gott! was hat man doch für Mühe hienieden, ein anständiger Mann zu bleiben! Die dir am nächsten stehen und am liebsten sind, führen dich doch immer zuerst in Versuchung.“

„Aber, Unglücklicher, es fehlt dir an allem; du hast nicht ein Paar seidene Strümpfe mehr, das noch tragbar wäre, und wenn ich deine Hemden auf der einen Seite flicke, so zerfallen sie auf der andern Seite in Lumpen.“

„Und weil meine Hemden auf der einen Seite in Lumpen zerfallen, während du sie auf der andern flickest, so muß ich mich gegen die Redlichkeit versündigen; nicht wahr, meine liebe Schwester?“

„Aber wann willst du deine Gläubiger bezahlen?“

„Sobald ich Geld haben werde, das ist alles; der Reichste soll es mir nicht besser machen können.“

„Und was soll ich dem Leinewandhändler sagen?“

„Sage ihm alles, was du willst; sage ihm, daß ich keine Hemden trage, oder daß ich dreihundert Dutzend in meinen Schränken habe, er wird sich unter diesen beiden

Gründen schon denjenigen auswählen, der ihm am besten zusagen wird."

„Ach, mein armer Benjamin," sagte meine Großmutter, ihre Leinewand mit fortnehmend, „mit all deinem Geiste wirst du immer nur ein Schwachkopf sein."

„Uebrigens hat deine liebe Schwester Recht," bemerkte Page, als meine Großmutter unten an der Treppe war, „du treibst deine Redlichkeit bis zur Albernheit."

Mein Onkel erhob sich ungestüm und, indem er den Arm des Advocaten mit seiner Eisenfaust drückte, daß derselbe laut aufschrie, sagte er:

„Page, das ist nicht einfach Redlichkeit, es ist ein edeler und rechtmäßiger Stolz; es ist Achtung, nicht allein gegen mich selbst, sondern auch gegen unsere arme unterdrückte Kaste. Willst du, daß mir dieser Krautjunker nachsagen soll, er habe mir eine Art Biergeld angeboten und ich es angenommen? daß sie, deren Wappenschild nur ein Bettelschild ist, auf uns den Vorwurf der Bettelei, den wir so oft gegen sie erhoben, zurückschleudern sollen? daß wir ihnen das Recht gäben zu verkündigen, auch wir nähmen Almosen an, sobald man sie uns reichen wollte? Höre, Page, du weißt, ob ich den Burgunder liebe, du weißt auch nach den Erklärungen meiner lieben Schwester, ob ich Hemden nöthig habe; aber um aller Weinberge der Cote d'Or und aller Hanffelder der Niederlande willen möchte ich nicht, daß ich vor irgend einem Blick in unserem Bezirke den meinigen senken müßte. Nein, ich werde nie dieses Geld behalten, und wenn ich es nöthig hätte, um mein Leben zu erkaufen. Es kommt uns zu, die wir Männer von Herz und Erziehung sind, diesem Volke, in dessen Mitte wir geboren sind, Ehre zu machen; es muß durch uns lernen, daß man nicht adelig zu sein braucht, um ein Mann zu sein; daß es sich aus der Niedrigkeit, zu der es hinabgestiegen ist, wieder durch die Achtung vor sich selbst erhebt, und daß es dieser Handvoll Tyrannen,

die es unterdrücken, endlich sage: ‚Wir sind eben so viel werth als ihr, und wir sind zahlreicher als ihr: weshalb sollen wir also fort und fort euere Sklaven sein und wollt ihr unsere Herren bleiben?‘ Ach, könnte ich diesen Tag sehen und dafür meine ganze übrige Lebenszeit nur Krätzer trinken!“

„Das ist schön und gut,“ versetzte Page; „aber dies alles giebt uns keinen Burgunder.“

„Sei still, Trunkenbold, du sollst nichts verlieren: den Sonntag gebe ich euch mit diesen zwanzig Francs, die ich dem Herrn von Cambyses aus der Kehle gezogen habe, ein Abendbrot und zum Nachtisch erzähle ich euch ihre Geschichte. Ich werde sofort an Herrn Minxit schreiben. Ich kann Arthus nicht laden, weil ich nur zwanzig Francs auszugeben habe, und sonst sehr reichlich gespeist werden müßte, wenn du aber eher als ich Rapin, Parlanta und die anderen triffst, so mache sie schon vorher damit bekannt, damit sie sich nicht wo anders hin einladen lassen.“

Ich muß nachträglich noch berichten, daß dieses Abendbrot um acht Tage aufgeschoben wurde, weil Herr Minxit verhindert war; darauf wurde es auf unbestimmte Zeit vertagt, weil mein Onkel genöthigt war, sich von seinen beiden Goldstücken zu trennen.

12. Wie mein Onkel Herrn Susurrans an einem Haken in seiner Küche aufhängt.

Sieh, wie wunderbar fruchtbar die Blumen sind! Sie streuen ihre Samenkörner wie einen Regen um sich, sie überlassen sie den Winden wie Staub, sie senden sie gleich jenen Almosen, die bis zu den düsteren Dachkammern emporsteigen, auf den Gipfel verödeter Felsenwände, zwischen die alten Steine zusammengesunkener Mauern, mitten in fallende oder herüberhängende Ruinen, unbekümmert, ob sie eine Fingerspitze voll Sand finden die sie befeuchtet, einen Tropfen Regen, der ihre Wurzeln anfeuchtet, und nach

einem Sonnenstrahl, der ihnen Wachsthum verleiht, noch einen anderen Sonnenstrahl, der ihnen Farbe giebt. Wenn die Frühlingswinde den letzten Duft von der Wiese mit hinwegnehmen, dann welkt die ganze mit Blumen bestreute Erde dahin; wenn aber die Herbstwinde darüber hingehen, ihre feuchten Flügel über die Fluren schüttelnd, dann bekleidet ein neues Blumengeschlecht die Erde mit einem neuen Gewande, ihr schwacher Duft wird der letzte Hauch des dahinsterbenden Jahres sein, das uns noch sterbend anlächelt.

In jeder anderen Beziehung gleichen die Frauen den Blumen, nur in Bezug auf die Fruchtbarkeit haben sie keine Aehnlichkeit mit ihnen. Die meisten Frauen, besonders die modischsten Frauen, und ich bitte euch, ihr Proletarier, die ihr mir Freunde und Brüder seid, zu glauben, daß ich mich dieses Ausdruckes lediglich bediene, um mich der Sitte anzubequemen; denn für mich ist die modischste Frau die liebenswürdigste und hübscheste; die modischsten Frauen also bringen gar nichts mehr zur Welt. Diese Damen sind als Familienmütter am wenigsten denkbar; sie werden aus Sparsamkeit unfruchtbar. Wenn die Frau des Schreibers ihren kleinen Schreiber, die Frau des Notars ihren kleinen Notar geboren hat, so wähnen sie ihre Schuldigkeit gegen das menschliche Geschlecht erfüllt zu haben und hören auf. Napoleon, welcher eine Vorliebe für eine reichliche Menge Rekruten hatte, behauptete die Frau am meisten zu lieben, welche die meisten Kinder gebäre. Er, der seinen Söhnen Königreiche statt Landgüter zu geben hatte, konnte freilich so sprechen. Thatsache ist, daß Kinder theuer sind, und daß eine solche Ausgabe nicht Jedermann zu Gebote steht; der Arme allein kann sich den Luxus einer zahlreichen Familie gestatten. Weißt du, daß ein Kind während der kurzen Zeit bis zu seiner Entwöhnung fast allein einen Kaschemir kostet? Dann, denn das Püppchen wächst schnell, kommen die kostspieligen Ausgaben für Pension, und die Rechnungen für Schuster und

Schneider. Endlich wird das Bürschlein von heute Morgen ein Mann, der Bart sproßt ihm hervor und der Student ist fertig. Dann weißt du nicht mehr, was du mit ihm anfangen sollst. Um dich von ihm loszumachen, kaufst du ihm ein schönes Amt. Erkundige dich aber ja gleich an allen vier Enden der Stadt, ob dieses Amt auch deinem Doctor nicht blos Einladungen und Visitenkarten einbringt, du mußt ihn sonst bis zu seinem dreißigsten Jahre und darüber mit Glacéhandschuhen, Cigarren und Maitressen unterhalten. Du mußt zugeben, daß dies sehr unangenehm ist! . . .

Aber in dem Jahrhunderte meines Onkels hatten die Dinge einen ganz anderen Lauf: für Geburtshelfer und Hebammen war es das goldene Zeitalter. Ohne Beunruhigung und ohne Hintergedanken überließen sich die Frauen ihren Instinkten: reich oder arm brachten sie sämmtlich Kinder zur Welt, und sogar solche, die kein Recht dazu hatten. Aber damals wußte man, wo man diese Kinder unterbringen konnte: die Concurrenz, dieser Währwolf mit stählernen Zähnen, der so viele kleine Leute verschlingt, war noch nicht erschienen. Jedermann fand unter Frankreichs schöner Sonne Platz und in jedem Berufe hatte man seine Ellenbogen unbeengt; die Aemter boten sich Männern, die fähig waren, sie auszufüllen, wie die Frucht, die am Zweige hängt, von selbst dar, und selbst die Dummen fanden je nach der Specialität ihrer Dummheit ein Plätzchen, wo sie unterschlüpfen konnten. Die Ehre war ein eben so leicht zugängliches, ein eben so gutes Mädchen wie das Vermögen: zu einem Schriftsteller gehörte damals halb so viel Geist wie heutigen Tages und mit einem Dutzend Alexandrinern war man ein Dichter.

Ich sage dies nicht etwa aus Bedauern über diese blinde Fruchtbarkeit der alten Lebensordnung, die wie eine Maschine hervorbrachte, ohne zu wissen, was sie that, denn

ich habe Gefallen an zahlreicher Nachbarschaft; ich wollte dir nur verständlich machen, wie meine Großmutter, obgleich sie noch nicht dreißig Jahre zählte, schon bei ihrem siebenten Kinde angelangt war.

Meine Großmutter war also bei ihrem siebenten Kinde angelangt. Mein Onkel wünschte durchaus, daß seine liebe Schwester seiner Hochzeit beiwohnte, und hatte Herrn Minxit dazu bestimmt, die Heirath bis zum ersten Kirchgange meiner Großmutter nach ihrer Entbindung aufzuschieben. Die Ausstattung des neuen Ankömmlings war vollendet, alles rein gewaschen, alles schön gestickt, und von Tage zu Tage wartete man auf seinen Eintritt in dieses irdische Dasein. Die sechs anderen waren sämmtlich lebendig, sämmtlich über ihr Dasein in dieser Welt erfreut. Es fehlte wohl bisweilen, dem einen an einem Paar Schuhe, dem andern an einer Mütze, bald ging dieser am Ellenbogen, bald jener an der Hacke zerlöchert, aber das tägliche Brot war im Ueberfluß vorhanden; alle Sonntage erhielten sie ihr Hemde weiß und geflickt, kurz, sie befanden sich ausgezeichnet gut und blühten in ihren Lumpen.

Der älteste jedoch, mein zukünftiger Vater, war der schönste und der herausgeputzteste unter den sechs; dies rührte vielleicht davon her, daß ihm sein Onkel Benjamin seine alten Kniehosen zukommen ließ. Um aus ihnen Pantalons für Gaspard herzustellen, war fast gar nichts zu ändern, ja, oft wurde an ihnen überhaupt keine Aenderung vorgenommen. Durch die Unterstützung des Vetters Guillaumot, der als Meßner amtirte, war er zu der Würde eines Chorknaben erhoben worden, und mit Stolz spreche ich es aus: er war einer der besten Chorknaben des Bisthums. Wäre er der Laufbahn, die ihm der Vetter Guillaumot eröffnet hatte, treu geblieben, so hätte er anstatt eines schönen Pompierlieutenants, was er heute ist, einen stattlichen Pfarrer abgegeben. Ich würde dann allerdings noch im Nichts schlummern, wie dieser gute Herr

von Lamartine, der selbst bisweilen schläft, so schön sagt; aber der Schlaf ist etwas ganz Ausgezeichnetes, und verlohnt es sich wohl der Mühe zu leben, wenn man dann da ist, um Herausgeber einer Provinzialzeitung und Gegner der Anschauungen der Staatsbehörden zu sein?

Wie dem nun auch sein mag, mein Vater verdankte seinen levitischen Verrichtungen dem Vortheil, einen wundervollen, himmelblauen Rock zu besitzen. Höre, wie ihm dieses seltene Glück zu Theil geworden ist. Die Fahne des heiligen Martins, des Schutzheiligen von Clamecy, war ausgemustert worden; meine Großmutter hatte mit diesem Adlerblick, den wir an ihr kennen, sofort entdeckt, daß sich aus diesem geweihten Stoffe für ihren Aeltesten Wamms und Hosen machen ließen, und hatte ihn sich von der Kirchenkasse zu billigem Preise zuschlagen lassen. Ganz in der Mitte war der Heilige gemalt; der Künstler hatte ihn in dem Augenblicke dargestellt, als er mit seinem Pallasch einen Zipfel seines Mantels abschneidet, um die Blöße eines Bettlers damit zu bedecken; aber das stellte dem Vorhaben meiner Großmutter kein ernstliches Hindernis entgegen. Der Stoff war gewandt worden und der Heilige dadurch umgekehrt, was dem Seligen übrigens ganz einerlei war.

Der Rock war von einer Schneiderfrau in der Rue des Moulins glücklich vollendet worden. Meinem Onkel wäre es vielleicht ganz eben so wie meinem Vater gegangen, aber meine Mutter hatte ihn der Art anfertigen lassen, daß ihn der zweite Sohn nicht mehr gut brauchen konnte, nachdem ihn der älteste erst einmal abgenutzt hatte. Mein Vater spreizte sich in seinem himmelblauen Gewande anfangs außerordentlich; aber er bemerkte gar bald, daß ein schöner Staat gar oft ein Büßerhemd ist. Benjamin, für den es nichts Heiliges gab, hatte ihm den Spitznamen „der Schutzpatron von Clamecy“ gegeben. Dieser Spottname, den die Kinder aufgegriffen, hatte meinem Vater viele

Püffe zugezogen. Mehr als einmal war es vorgekommen, daß er mit seinem himmelblauen Rocke in der Tasche nach Hause zurückgekehrt war. Der heilige Martin war sein persönlicher Feind geworden. Oft hättest du ihn am Fuße des Altars in tiefes Nachdenken versunken sehen können. Wovon träumte er? Wie er seinen Rock los werden könnte; und eines Tages antwortete er auf das Dominus vobiscum des Pfarrers, weil er mit seiner Mutter zu sprechen glaubte: „Ich sage dir, daß ich keinen himmelblauen Rock mehr trage."

In dieser Gemüthsstimmung befand sich eines Tages mein Vater, als ihn mein Onkel, der in Val des Rosiers einen Krankenbesuch zu machen hatte, aufforderte, ihn zu begleiten. Gaspard, der lieber auf der Promenade spielte, als daß er sich zum Gehilfen meines Onkels hergab, erwiderte, daß er nicht könnte, weil er einer Taufe beiwohnen müßte.

„Das ist kein Grund," versetzte Benjamin, „ein anderer kann deine Stelle einnehmen."

„Ja, aber ich muß in einer Stunde zur Christenlehre."

„Ich glaubte, du wärst schon zum ersten Male zum Abendmahle gegangen?"

„Das heißt, ich hätte es beinahe gethan. Aber du hast mich davon abgehalten, weil du mich den Abend vor der heiligen Handlung berauscht hast."

„Und weshalb berauschtest du dich?"

„Weil du selbst berauscht warest und mich mit der flachen Degenklinge zu schlagen drohtest, wenn ich mich nicht betränke."

„Ich hatte Unrecht," erwiderte Benjamin; „aber das ist einerlei, du läufst keine Gefahr, wenn du mit mir kommst; es dauert nur einen Augenblick und wir werden vor der Christenlehre wieder da sein."

„Es wird jedenfalls länger dauern," entgegnete Gaspard; „wozu ein anderer nur eine Stunde bedarf, dazu

gebrauchst du einen halben Tag: du bleibst in jeder Weinschenke sitzen. Und der Herr Pfarrer hat mir verboten, mit dir zu gehen, weil du mir schlechte Beispiele gäbest."

„Nun wohl, frommer Gaspard, wenn du dich weigerst, mich zu begleiten, so werde ich dich auch nicht zu meiner Hochzeit einladen; erweisest du mir jedoch diese Gefälligkeit, so gebe ich dir ein Zwölfsousstück."

„Gieb es mir sogleich," versetzte Gaspard.

„Und weshalb willst du es sogleich, du unartiger Bube? Traust du etwa meinen Worten nicht?"

„Nein, aber ich mag dein Gläubiger nicht sein; ich habe in der Stadt sagen hören, du bezahltest Niemanden, und man will dich blos nicht pfänden lassen, weil dein Mobiliar keine dreißig Sous werth ist."

„Gut gesprochen, Gaspard," sagte mein Onkel; „da hast du fünfzehn Sous, und ich werde meine liebe Schwester davon in Kenntnis setzen, daß ich dich mitnehme."

Meine Großmutter trat bis auf die Schwelle ihrer Hausthür hinaus, um Gaspard anzuempfehlen, ja auf seinen Rock recht sorgfältig zu achten, da er ihn auch zur Hochzeit seines Onkels anziehen müßte.

„Machst du dich etwa lustig?" erwiderte Benjamin; „braucht man einem französischen Chorknaben erst seine Fahne anzuempfehlen?"

„Onkel," versetzte Gaspard, „bevor wir uns auf den Weg machen, will ich dir eins vorhersagen: sobald du mich noch einmal Fahnenträger, blauen Vogel oder Schutzheiligen von Clamecy nennst, so laufe ich mit deinen fünfzehn Sous fort und gehe nach Hause, um zu spielen."

Bei der Ankunft in dem Dörfchen begegnete mein Onkel Herr Susurrans, einem Krämer von außerordentlicher Kleinheit und Zierlichkeit, der aber wie Schießpulver nur aus Kohle und Salpeter bestand. Herr Susurrans besaß in Val des Rosiers eine Art Meierei, von dort war er auf dem Rückwege nach Clamecy und trug

unter seinem Arme ein Fäßchen, welches er hoffte einschmuggeln zu können, und an der Spitze seines Stockes ein Paar Kapaunen, die Frau Susurrans erwartete, um sie an den Spieß zu stecken. Herr Susurrans kannte meinen Onkel und schätzte ihn, denn Benjamin kaufte bei ihm den Zucker, mit dem er seine Medicamente versüßte, so wie den Puder, mit dem er sein Haar bestreute. Herr Susurrans schlug ihm nun vor, mit nach der Meierei zu kommen und sich zu erfrischen. Mein Onkel, für den der Durst ein normaler Zustand war, nahm ohne Umstände an. Der Krämer und sein Kunde machten es sich in dem Winkel am Feuerherde, ein jeder auf seinem Schemel, bequem; sie hatten das Fäßchen zwischen sich beide hingestellt; aber sie ließen es auf seinem Platze nicht sauer werden, und wenn es sich nicht auf dem Arme des Einen befand, so ruhte es an den Lippen des Andern.

Der Appetit kommt beim Trinken eben so gut wie beim Essen. „Wenn wir die Hühner äßen?" sagte Herr Susurrans.

„Das würde Ihnen in der That die Mühe, sie mitzunehmen, ersparen," versetzte mein Onkel; „ich begreife auch gar nicht, wie Sie diese Frohnarbeit haben übernehmen können."

„Und mit was für einer Sauce wollen wir sie essen?"

„Mit der, welche sich am schnellsten herstellen läßt," sagte Benjamin, „und es ist ja auch ein herrliches Feuer da, um sie zu braten."

„Ja," bemerkte Herr Susurrans, „aber es ist leider nur so viel Küchengeschirr vorhanden, als gerade nothwendig ist, um eine Fleischsuppe zu kochen: wir haben keinen Spieß."

Wie alle große Männer wurde mein Onkel nie von den Umständen überrascht.

„Es soll nicht gesagt werden," antwortete er, „daß zwei Männer von Geist wie wir, gebratenes Geflügel aus

Mangel an einem Spieße nicht hätte essen können. Wenn Sie damit einverstanden sind, stecken wir unsere Capaunen an meinen Degen, und Gaspard übernimmt es ihn zu drehen."

Du, mein lieber Leser, würdest an dieses Hilfsmittel nie gedacht haben; dafür hatte mein Onkel aber auch Einbildungskraft genug, um zehn Romantiker unserer Zeit aus ihm zu schnitzen.

Gaspard, der nicht oft Hühnerbraten zu essen bekam, machte sich freudig an die Arbeit. Nach Verlauf einer Stunde waren die Hühner gar gebraten. Man kehrte ein Laugenfaß um und schleppte es an den Herd. Das Mahl wurde darauf gestellt, und ohne ihre Plätze zu verlassen, befanden sich die Gäste an der Tafel. Die Gläser fehlten, aber deshalb feierte das Fäßchen nicht. Trotz der Schwierigkeiten jeglicher Art, mit welchen die Operation verbunden war, wurden die Hühner bald abgefertigt. Schon seit langer Zeit waren von dem unglücklichen Geflügel nur noch abgenagte Knochen übrig, und gleichwohl tranken die beiden Freunde immer weiter. Herr Susurrans, der, wie wir bereits gesagt haben, nur ein ganz kleines Männchen war, dessen Magen und Hirn sich fast berührten, war so betrunken, wie man es nur sein kann; aber Benjamin, der große Benjamin, hatte sich den besten Theil seiner Vernunft bewahrt und fühlte Mitleid mit seinem Gegner. Was Gaspard anlangt, dem man mitunter Zutritt zu dem Fäßchen gewährt hatte, so ging er ein wenig über die Grenzen der Mäßigkeit hinaus; die kindliche Ehrfurcht gestattet mir nicht, mich eines anderen Ausdruckes zu bedienen.

So war der Zustand der Gäste, als sie sich von dem Laugenfasse erhoben. Es war schon vier Uhr, und sie schickten sich an, sich auf den Weg zu machen. Herr Susurrans, der sich sehr wohl erinnerte, daß er seiner Frau Hühner mitbringen sollte, suchte sie, um sie wieder an die

Spitze seines Stockes zu hängen; er fragte meinen Onkel, ob er sie nicht gesehen hätte.

„Ihre Hühner?" sagte Benjamin, „Sie scherzen wohl? Wir haben sie ja so eben gegessen."

„Ja, alter Narr," fügte Gaspard hinzu, „wir haben sie gegessen; sie wurden an den Degen meines Onkels gesteckt, und ich habe den Bratspieß gedreht."

„Das kann doch nicht wahr sein," rief Herr Susurrans, „denn hätte ich meine Hühner gegessen, würde ich keinen Hunger mehr haben, und ich fühle einen wahren Wolfshunger."

„Ich bestreite das nicht," versetzte mein Onkel, „aber gleichwohl haben wir so eben Ihre Hühner gegessen. Wenn Sie daran zweifeln sollten, so nehmen Sie hier die zwei Gerippe: die können Sie an die Spitze Ihres Stockes hängen, wenn Ihnen das behagt."

„Du hast gelogen, Benjamin; ich erkenne das nicht als das Gerippe meiner Hühner an. Du hast sie mir genommen und du mußt sie mir wiedergeben."

„So soll es sein," sagte mein Onkel, „lassen Sie sie morgen bei mir zu Hause holen und ich werde sie Ihnen zurückschicken."

„Du mußt sie mir augenblicklich zurückgeben," rief Herr Susurrans, sich auf den Zehen erhebend, um meinem Onkel die Faust an die Kehle zu legen.

„Potztausend, Papa Susurrans," brauste Benjamin auf, „wenn Sie Scherz treiben, will ich Sie zunächst darauf aufmerksam machen, daß dies den Scherz ein wenig zu weit treiben heißt, und ..."

„Nein, Unglücklicher, ich scherze nicht," kreischte Herr Susurrans, sich vor die Thür stellend, „und ihr werdet hier nicht hinauskommen, weder du noch dein Neffe, bis ihr mir meine Hühner zurückgegeben habt."

„Willst du Onkel," sagte Gaspard, „daß ich diesem alten Schafskopf ein Bein stellen soll?"

„Unnöthig, Gaspard, unnöthig, mein Freund," versetzte Benjamin; „du bist ein Mann der Kirche und es ziemt sich nicht für dich, dich in einen Streit einzulassen. Potzblitz!" fügte er hinzu, „eins... zwei, Herr Susurrans, wollen Sie uns hinauslassen?"

„Sobald ihr mir meine Hühner zurückgegeben habt," antwortete Herr Susurrans, sich halb nach links wendend und meinem Onkel seine Stockspitze wie ein gefälltes Bajonett entgegenhaltend.

Benjamin schlug den Stock mit seiner Hand nieder, packte den kleinen Mann mitten um den Leib und hängte ihn an seinem Hosengürtel an einem Eisenstabe oberhalb der Thüre, der für die Pfannendeckel bestimmt war, auf. Einem Tiegel mit langem Stiele ähnlich zappelte Susurrans wie ein an einer Nadel steckender Käfer. Er heulte und gesticulirte, bald Feuer, bald Mörder schreiend. Mein Onkel zeigte auf einen Lütticher Kalender, der auf dem Kamin lag, und sagte:

„Das Studium ist, wie Cicero schreibt, ein Trost in allen Lebenstagen; belustigen Sie sich mit Studiren, bis man kommt, um Sie herunterzunehmen, denn ich für meine Person habe leider nicht Zeit, mich mit Ihnen zu unterhalten, und habe die Ehre Ihnen einen guten Abend zu wünschen."

Zwanzig Schritt vom Hause begegnete mein Onkel schon dem Pächter, der athemlos herbeilief, und ihn fragte, weshalb sein Herr denn Feuer und Mörder schrie.

„Wahrscheinlich weil das Haus brennt und man Ihren Herrn mordet," versetzte mein Onkel ruhig, und Gaspard, der noch hinter ihm war, zupfeifend, setzte er seinen Weg fort.

Die Witterung war milder geworden; der vorher glänzende Himmel hatte ein mattes und schmutziges Weiß angenommen, wie eine Gypsdecke, die noch nicht trocken ist; es fiel ein feiner, dichter und scharfer Regen, der von den

laublosen Zweigen herabtröpfelte, als ob Bäume und Sträucher weinten. Der Hut meines Onkels saugte sich in diesem Regen wie ein Schwamm voll, und bald wurden aus seinen beiden Spitzen zwei Traufen, die seine Schultern mit schwarzem Wasser überschütteten. Wegen seines Rockes besorgt kehrte Benjamin denselben um und forderte, da er sich des Auftrages seiner Schwester erinnerte, Gaspard auf, dasselbe zu thun. Ohne an den heiligen Martin zu denken, fügte dieser sich der Einschärfung meines Onkels. Nicht weit davon entfernt begegneten Benjamin und Gaspard einer Schaar Bauern, die aus dem Nachmittagsgottesdienste zurückkehrten. Bei dem Anblicke des Heiligen, der auf Gaspards Rocke mit dem Kopfe nach unten zu sehen war, während sein Gaul die vier Hufeisen in die Luft streckte, lachten die Bauerlümmel zuerst laut auf und stießen bald lautes Hohngeschrei aus. Du kennst meinen Onkel genau genug, um dir vorzustellen, daß er sich von diesem Lumpenpack nicht ungestraft verspotten ließ. Er zog seinen Degen; Gaspard seinerseits bewaffnete sich mit Steinen und, von Kampfesglut erfaßt, rückte er sofort als Vorhut vor. Nun gewahrte mein Onkel, daß der heilige Martin ganz allein an dieser Geschichte schuld war, und wurde von einer solchen Lachlust ergriffen, daß er sich, um nicht zu fallen, auf seinen Degen stützen mußte.

„Gaspard," rief er mit erstickter Stimme, „Schutzheiliger von Clamecy, dein Heiliger ist nach Außen gekehrt. Die Pickelhaube deines Heiligen wird gleich auf die Erde fallen!"

Begreifend, daß er der Gegenstand dieses allgemeinen Gelächters war, vermochte Gaspard diese Demüthigung nicht zu ertragen: er zog seinen Rock aus, warf ihn auf die Erde und trat ihn mit Füßen. Als mein Onkel aufgehört hatte zu lachen, wollte er ihn zwingen, denselben wieder aufzunehmen und anzuziehen, aber Gaspard rettete

sich über die Felder hinweg und kam nicht mehr zum Vorschein. Benjamin nahm den Rock mit kläglicher Miene auf und legte ihn über die Spitze seines Degens. Mittlerweile langte Herr Susurrans wieder an; er war ein wenig nüchtern geworden und erinnerte sich nun sehr wohl, daß er die Hühner mit verzehrt hatte; allein er hatte seinen Dreimaster verloren. Benjamin, den die Lebhaftigkeit des kleinen Mannes außerordentlich belustigte und der ihn, wie wir Leute auf unterer Stufe und von schlechtem Geschmacke sagen würden, gern wieder tüchtig geschraubt hätte, hielt ihm vor, daß er sie gegessen hätte; aber Benjamins Muskelkraft imponirte Herr Susurrans dermaßen, daß er sich durchaus nicht ärgern wollte; er trieb den Widerspruchsgeist sogar so weit, meinem Onkel Entschuldigungen auszusprechen.

Benjamin und Herr Susurrans kehrten nun zusammen nach Clamecy zurück. Mitten in der Vorstadt begegneten sie dem Advocaten Page.

„Wo gehst du hin?" fragte dieser meinen Onkel.

„Ei, Potztausend, ich gehe zu meiner lieben Schwester, um Mittagbrot zu essen."

„Das wirst du keineswegs thun," erklärte Page, „sondern du wirst mich nach dem Hotel du Dauphin zum Essen begleiten."

„Und welchem Umstande würde ich, wenn ich es annähme, diese freundliche Einladung zu verdanken haben?"

„Ich will es dir in zwei Worten erklären: Ein reicher Holzhändler aus Paris, dem ich einen wichtigen Prozeß gewonnen habe, hat mich nebst seinem Sachwalter, den er nicht kennt, zu Tische geladen. Wir sind gerade in der Carnevalzeit. Ich habe mir vorgenommen, daß du seinen Sachwalter spielen sollst, und ging dir eben entgegen, um dich davon in Kenntnis zu setzen. Es ist ein unserer würdiges Abenteuer, Benjamin, und ich habe ohne Zweifel von deinem Genie kein zu übertriebenes Vorurtheil ge=

habt, als ich hoffte, daß du eine Rolle dabei übernehmen würdest."

„Es ist in der That ein Maskenscherz im vollsten Sinne," versetzte Benjamin. „Aber ich weiß nicht," fügte er lachend hinzu, „ob mir Ehr- und Zartgefühl gestatten, die Person des Sachwalters zu übernehmen."

„Bei Tische," wandte Page ein, „ist der ehrlichste Mann derjenige, welcher sein Glas am gewissenhaftesten leert."

„Aber wenn dein Holzhändler nun mit mir von seinem Prozesse spricht?"

„Ich werde für dich antworten."

„Und wenn ihn morgen die Laune erfaßt, seinem Sachwalter einen Besuch abzustatten?"

„So werde ich ihn zu dir hinführen."

„Das ist alles sehr gut; aber ich besitze nun einmal nicht — wage wenigstens nicht, mich diesem schmeichelhaften Gedanken hinzugeben — das Aeußere eines Sachwalters."

„Du wirst es annehmen: du hast es doch schon so anzustellen gewußt, daß dich alle für den ewigen Juden halten mußten."

„Und mein rother Rock?"

„Unser Mann ist ein Pariser Gimpel; wir werden ihm den Glauben beibringen, daß dies in der Provinz das Kennzeichen der Sachwalter ist."

„Und mein Degen?"

„Wenn er ihn bemerkt, mußt du ihm weismachen, daß du dir damit deine Federn schneidest."

„Aber wer ist denn der Sachwalter deines Holzhändlers?"

„Dulciter. Du würdest geradezu eine Unmenschlichkeit begehen, ließest du mich mit Dulciter zusammen speisen."

„Ich weiß allerdings, daß Dulciter nicht sehr erheiternd ist; wenn er aber erfährt, daß ich statt seiner gegessen habe, wird er mich wegen Schadenersatz belangen."

„Ich werde dich vertheidigen. Nun vorwärts, komm! Ich bin überzeugt, daß schon gedeckt ist. Aber da fällt mir ein, unser Amphitryon hat mir auch anbefohlen, Dulciters ersten Schreiber mitzubringen. Wo zum Teufel soll ich einen Schreiber Dulciters aufgabeln?"

Benjamin fing an in ein wahnsinniges Gelächter auszubrechen.

„O!" rief er, in die Hände klatschend, „ich habe es entdeckt! Da," fügte er hinzu, indem er seine Hand auf die Schulter des Herrn Susurrans legte, „da ist dein Schreiber!"

„O pfui doch!" erwiderte Page, „ein Gewürzkrämer!"

„Was thut das?"

„Er riecht nach Kuhkäse."

„Du verstehst dich auf solche Feinheiten nicht: er riecht nach Licht!"

„Aber er ist sechzig Jahre alt."

„Wir werden ihn als den Dogen sämmtlicher Gerichtsschreiber vorstellen."

„Sie sind Schelme und Lumpen," sagte Herr Susurrans, wieder in sein ungestümes Wesen verfallend, „ich bin kein Strolch und Wirthshausbesucher."

„Nein," fiel ihm mein Onkel in das Wort, „er betrinkt sich allein in seinem Keller."

„Es ist möglich, Herr Rathery, aber ich betrinke mich nicht immer auf Kosten Anderer und will an Ihren Beutelschneidereien nicht Theil nehmen."

„Trotzdem," entgegnete mein Onkel, „müssen Sie heute Abend daran Theil nehmen, wenn ich nicht überall erzählen soll, wohin ich Sie gehängt habe."

„Wohin hast du ihn denn gehängt?" fragte Page.

„Stelle dir vor, . . . begann Benjamin.

„Herr Rathery!" . . . rief Susurrans, einen Finger auf seinen Mund legend.

„Nun, sind Sie damit einverstanden, uns zu begleiten?"

„Aber denken Sie doch daran, daß meine Frau mich erwartet; man wird mich für todt, für gemordet halten; man wird mich auf dem Wege nach Val des Rosiers suchen."

„Desto besser, man wird dann vielleicht Ihren Dreimaster finden."

„Herr Rathery, mein lieber Herr Rathery!" bat Susurrans, die Hände faltend.

„Vorwärts, vorwärts," sagte mein Onkel, „benehmen Sie sich doch nicht wie ein Kind; Sie sind mir eine Genugthuung schuldig, und ich Ihnen ein Mittagbrot; wir werden damit zugleich unsere Verbindlichkeit los."

„Erlauben Sie mir wenigstens, daß ich meine Frau persönlich davon in Kenntnis setze."

„Nein," erwiderte Benjamin, sich zwischen ihn und Page stellend; „ich habe Frau Susurrans in ihrem Laden kennen gelernt; sie würde Sie zu Hause doppelt einschließen, und ich will nicht, daß Sie uns entschlüpfen; ich würde Sie nicht für zehn Goldstücke dahingeben."

„Und mein Fäßchen," wandte Susurrans ein, „was soll ich damit anfangen, wenn Sie mich durchaus für einen Schreiber ausgeben wollen?"

„Darin haben Sie Recht," bestätigte Benjamin, „wir können Sie unserem Clienten nicht mit einem Fäßchen vorstellen."

Sie befanden sich gerade mitten auf der Brücke, die über die Beuvron führte; mein Onkel nahm Susurrans das Fäßchen aus den Händen und warf es in den Fluß.

„Schändlicher Rathery, verbrecherischer Rathery," rief Susurrans, „du sollst mir mein Fäßchen bezahlen; es hat mich sechs Francs gekostet; du sollst aber erfahren, wie viel es dich kosten wird."

„Herr Susurrans," entgegnete Benjamin, eine maje-

stätische Haltung annehmend, „ahmen wir jenen Weisen nach, der da sagte: Omnia mecum porto, alles, was mir unbequem ist, werfe ich in das Wasser. Sehen Sie, hier habe ich an der Spitze meines Degens einen prachtvollen Rock, den Sonntagsrock meines Neffen; einen Rock, der in einem Museum eine Stelle finden könnte, und dessen bloßes Aeußere schon dreißigmal mehr werth ist als Ihr elendes Fäßchen; und doch opfere ich ihn ohne das mindeste Bedauern. Werfen Sie ihn in den Fluß und wir werden einander nichts vorzuwerfen haben."

Da es Herr Susurrans nicht thun wollte, schleuderte Benjamin den Rock über das Brückengeländer, und Pages und Susurrans Arm nehmend, sagte er:

„Jetzt wollen wir gehen; der Vorhang kann in die Höhe gezogen werden, wir sind bereit, die Bühne zu betreten."

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie sich plötzlich Frau Susurrans gegenüber befanden. Da diese ihren Mann nicht zurückkehren sah, ging sie ihm mit einer Laterne entgegen. Als sie ihn zwischen meinem Onkel und dem Advocaten Page gewahrte, deren beider Ruf ein wenig anrüchig war, machte ihre Besorgnis dem Zorne Platz.

„Bist du endlich da!" rief sie, „das ist wahrhaft glücklich; ich dachte schon, du würdest heute Abend nicht zurückkehren; du führst da einen niedlichen Lebenswandel und giebst deinem Sohne ein schönes Beispiel!"

Während sie ihren Mann mit einem schnellen Blicke überflog, bemerkte sie sein unvollständiges Aeußere.

„Und wo hast du die Hühner, Mann? wo deinen Hut, Elender? und wo ist dein Fäßchen, Trunkenbold? Was hast du damit gemacht?"

„Meine liebe Frau," versetzte Benjamin ernst, „die Hühner haben wir verspeist, und den Dreimaster hatte er das Unglück unterwegs zu verlieren."

„Wie! das Ungeheuer hat seinen Dreimaster verloren, einen erst ganz frisch herausstaffirten Dreimaster!"

„Ja, liebe Frau, es hat ihn verloren, und Sie können sich sehr glücklich schätzen, daß es in dem Zustande, in welchem es sich befindet, nicht auch noch seine Perrücke verloren hat; sein Fäßchen hat der Steueraufseher mit Beschlag belegt, und die Behörde hat das Ungeheuer schon zu Protokoll vernommen."

Da Page sich des Lachens nicht erwehren konnte, sagte Frau Susurrans:

„Ich sehe, wie es steht; Sie haben meinen Mann verführt, und jetzt machen Sie noch obendrein Scherze über uns. Sie thäten weit besser, Herr Rathery, wenn Sie sich mit Ihren Kranken beschäftigten und Ihre Schulden bezahlten."

„Sollte ich Ihnen etwas schuldig sein, liebe Frau?" fragte mein Onkel stolz.

„Ja, geliebtes Weib," fiel Herr Susurrans ein, der sich unter dem Schutze seiner Frau stark fühlte, „er hat mich verführt; er hat mir mit seinem Neffen meine Hühner aufgegessen; sie haben mir meinen Dreimaster genommen und mein Fäßchen haben sie mir in den Fluß geworfen. Auch wollte mich der Schändliche noch zwingen, mit ihm nach dem Dauphin zum Essen zu gehen und in meinem Alter die Person eines Schreibers vorzustellen. Warten Sie nur, Sie unwürdiger Mensch, ich werde Herrn Dulciter auf der Stelle davon benachrichtigen, daß Sie an seiner und seines Schreibers Stelle ein Mittagsmahl einnehmen wollen."

„Sie sehen, liebe Frau," sagte mein Onkel, „daß Ihr Mann betrunken ist und nicht weiß, was er redet. Ich rathe Ihnen, legen Sie ihn, sobald Sie nach Hause zurückgekehrt sind, schlafen und lassen Sie ihn alle zwei Stunden einen Decoct von Kamille und Lindenblüte einnehmen. Während ich ihn stützte, nahm ich die Gelegenheit wahr,

seinen Puls zu befühlen, und ich versichere Sie, daß er durchaus nicht normalmäßig geht."

„O Verruchter, o Lump, o Revolutionär! du wagst es, meiner Frau vorzureden, daß ich zu viel getrunken hätte, während du allein betrunken bist! Warte, ich gehe sogleich zu Dulciter, und du sollst sofort von ihm zu hören bekommen!"

„Sie müssen selbst wahrnehmen, liebe Frau," fiel hier Page mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt ein, „daß dieser Mensch phantasirt. Sie würden gegen alle Ihre Pflichten als Ehegattin verstoßen, ließen Sie ihn nicht nach der Verordnung des Herrn Rathery, der der geschickteste Arzt des Distriktes ist und die Beleidigungen dieses Narren mit der Rettung seines Lebens beantwortet, Kamillen- und Fliederthee trinken.

Susurrans wollte mit seinen Flüchen von neuem beginnen.

„Vorwärts," sagte seine Frau zu ihm, „ich sehe, daß diese Herren Recht haben. Du bist so betrunken, daß du nicht mehr lallen kannst; folge mir sofort, oder ich schließe dir die Thüre vor der Nase zu, und du kannst dann schlafen, wo du willst."

„So ist es recht," sagten Page und mein Onkel gleichzeitig, und sie lachten noch als sie vor der Thür des Dauphin ankamen. Die erste Person, der sie auf dem Hofe begegneten, war Herr Minxit, der eben zu Pferde steigen wollte, um nach Corval zurückzureiten.

„Meiner Treu," erklärte mein Onkel, das Pferd beim Zügel ergreifend, „Sie dürfen heute Abend nicht fort von hier, Herr Minxit; Sie müssen mit uns zu Abend essen; wir haben einen Gast verloren, aber Sie sind wohl eben so viel werth wie dreißig von seiner Sorte."

„Da es dir Vergnügen macht, Benjamin . . . Hausknecht, führen Sie mein Pferd in den Stall zurück und bestellen Sie, daß man mir ein Bett bereit hält."

13. Wie mein Onkel die Nacht im Gebet um die glückliche Entbindung seiner lieben Schwester hinbringt.

Meine Zeit ist kostbar, lieber Leser, und ich setze voraus, daß es die deinige nicht weniger ist; ich will dich deshalb nicht damit unterhalten, dir dieses denkwürdige Abendessen zu schildern; du kennst die Gäste zur Genüge, um dir von den Vorgängen an diesem Abende eine Vorstellung machen zu können. Erst um Mitternacht verließ mein Onkel das Hotel zum Dauphin, stets drei Schritte vorwärts und zwei rückwärts machend, wie früher wohl Pilger nach Jerusalem zu wallen pflegten. Bei seiner Heimkunft erblickte er in Machecourts Zimmer Licht, und da er annahm, daß dieser einige Ausfertigungen hinschmierte, so trat er in der Absicht ein, ihm guten Abend zu wünschen. Meine Großmutter lag gerade in Kindesnöthen; ganz erschreckt über das Erscheinen meines Onkels, den man zu dieser Stunde nicht erwartete, meldete ihm die Hebamme dienstlich das Ereignis, welches vor sich gehen sollte. Durch die Nebel hindurch, die sein Hirn umlagert hielten, entsann sich Benjamin, daß im letzten Jahre seine Schwester eine schwere Entbindung gehabt, die sogar ihr Leben in Gefahr gesetzt hatte. Sofort entströmten ihm heiße Thränen.

„Ach!" schrie er mit einer Stimme, welche die ganze Rue des Moulins aufwecken mußte, „meine liebe Schwester wird sterben, ach, ach, sie wird sterben . . ."

„Frau Lalande!" rief meine Großmutter aus ihrem Bette, „werfen Sie diesen betrunkenen Hund zur Thüre hinaus!"

„Ziehen Sie sich zurück, Herr Rathery, es ist nicht die geringste Gefahr vorhanden. Das Kind zeigt sich mit den Schultern zuerst, und in einer Stunde wird Ihre Schwester entbunden sein."

Aber Benjamin schrie beständig: „Ach sie wird sterben, meine liebe Schwester wird sterben."

Da Machecourt bemerkte, daß die Ansprache der Hebamme keine Wirkung hervorbrachte, glaubte er seinerseits dazwischentreten zu müssen.

„Ja, Benjamin, mein Freund, mein guter Bruder, das Kind zeigt sich mit den Schultern, thue mir den Gefallen und gehe zu Bett, ich bitte dich darum."

So sprach mein Großvater.

„Und du, Machecourt, mein Freund, mein guter Bruder," erwiderte ihm mein Onkel, „ich bitte dich, thue mir den Gefallen und . . ."

Meine Großmutter, die wohl wußte, daß Machecourt nie einen Akt der Strenge gegen Benjamin anwenden würde, entschloß sich, selbst Hand anzulegen und ihn zur Thüre hinauszubringen.

Mein Onkel ließ sich mit der Folgsamkeit eines Hammels hinausstoßen. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er wollte sich neben Page, der wie ein Blasebalg schnarchte, auf einen der Tische im Dauphin legen. Als er aber auf dem Marktplatze an der Kirche vorüberging, stieg der Gedanke in ihm auf, Gott um die glückliche Entbindung seiner lieben Schwester anzuflehen. Nun war es wieder sehr kalt geworden und das Thermometer zeigte fünf oder sechs Grad Frost. Trotzdem kniete Benjamin auf den Stufen des Portals nieder, faltete, wie er es bisweilen bei seiner lieben Schwester gesehen hatte, die Hände und begann einige Sätze aus einem Gebete herzumurmeln. Als er sein zweites Ave herstammelte, ergriff ihn der Schlaf, und er fing mit seinem Freunde Page um die Wette an zu schnarchen. Als der Meßner früh fünf Uhr kam, um zum Angelus zu läuten, gewahrte er etwas Kniendes, das eine menschliche Gestalt hatte. In seiner Einfalt wähnte er zuerst, es wäre ein Heiliger, der aus seiner Nische gekommen wäre, um irgend eine Bußübung

vorzunehmen, und er schickte sich an, ihn in die Kirche zurückzutragen; als er aber näher kam, erkannte er beim Scheine seiner Laterne meinen Onkel, dessen Rücken mit einer zolldicken Schicht Eis bedeckt war, während ihm ein Eiszapfen von einer halben Elle von der Nase herabhing.

„Holla, Herr Rathery!“ schrie er Benjamin ins Ohr.

Da dieser nicht antwortete, läutete er ruhig sein Angelus und als er es beendet und abermals beendet hatte, kehrte er zu Herrn Rathery zurück. Weil dieser noch nicht todt war, lud er ihn wie einen Sack auf seine Schultern und brachte ihn zu seiner Schwester. Meine Großmutter war bereits vor gut zwei Stunden entbunden worden; die Nachbarinnen, welche die Nacht bei ihr zubrachten, bemühten sich um Benjamin. Sie legten ihn vor den Kamin auf eine Matratze, hüllten ihn in heiße Tücher, in heiße Decken und legten ihm einen heißen Ziegelstein unter die Füße; im Uebermaße ihres Eifers hätten sie ihn gern in den Ofen gesteckt. Mein Onkel thaute allmählich auf; sein Zopf, der eben so steif wie sein Degen war, begann auf das Kopfkissen zu tröpfeln, seine Glieder dehnten sich aus, er gewann die Sprache wieder, und der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er um heißen Wein bat. Man machte ihm eiligst einen Kessel voll; als er die Hälfte davon getrunken hatte, verfiel er in einen solchen Schweiß, daß man glaubte, er müßte zerfließen. Er vertilgte den Rest, schlief wieder ein, und um acht Uhr morgens war ihm vollkommen wohl. Hätte der Pfarrer über diese Thatsache eine Verhandlung aufgenommen, so wäre mein Onkel unfehlbar heilig gesprochen worden. Man hätte ihn wahrscheinlich den Schenkwirthen zum Schutzpatron gegeben, und, ohne ihm zu schmeicheln, hätte er mit seinem Zopfe und seinem rothen Rocke ein prächtiges Wirthshausschild gegeben.

Eine Woche und etwas darüber war seit der glücklichen Entbindung meiner Großmutter verstrichen, und schon

dachte sie an ihren Kirchgang. Diese Art von Quarantäne, die ihr die kirchlichen Vorschriften auferlegten, hatte große Uebelstände für sie im Besonderen und für die ganze Familie im Allgemeinen. Erstlich konnte sie, sobald irgend ein etwas bemerkenswerthes Ereignis, ein hübsches Aergernis zum Beispiel, die ruhige Oberfläche des Stadtviertels kräuselte, zu keinem lieben Nächsten in der Rue des Moulins zur näheren Besprechung gehen, was für sie eine schreckliche Entbehrung war; sodann war sie gezwungen, Gaspard mit einer Küchenschürze auf den Markt und zum Fleischer zu schicken. Entweder verlor nun Gaspard das ihm für den Metzger zum Suppenfleische mitgegebene Geld, oder er brachte ein Stück vom Halse anstatt vom Schlägel, oder die Suppe war auch wohl schon, wenn er einen Kohlkopf zu derselben holen sollte, aufgethan, ehe Gaspard noch mit demselben angelangt war. Benjamin lachte, Machecourt wurde wüthend und meine Großmutter gab Gaspard die Ruthe.

Aergerlich, einen Kalbskopf ohne Zwiebeln essen zu müssen, weil Gaspard noch immer ausblieb, fragte mein Großvater eines Tages: „Weshalb thust du auch deine Arbeit nicht selber?“

„Weshalb! weshalb!“ erwiderte meine Großmutter, „weil ich nicht zur Messe gehen kann, ohne vorher Frau Lalande zu bezahlen.“

„Weshalb, liebe Schwester, wartetest du denn mit deiner Niederkunft nicht, bis du Geld hattest?“

„Frage lieber deinen dummköpfigen Schwager, weshalb er mir seit einem Monat nicht einen einzigen armseligen Thaler gebracht hat.“

„Wenn du also,“ wandte Benjamin ein, „sechs Monate lang kein Geld hättest, müßtest du auch sechs Monate lang in deinem Hause wie in einem Lazarethe eingeschlossen bleiben?“

„Ja,“ versetzte meine Großmutter, „denn ginge ich aus,

ehe ich in der Messe gewesen, so würde mich der Pfarrer auf der Kanzel durchhecheln, und man würde auf der Straße mit Fingern auf mich weisen."

„In diesem Falle fordere den Herrn Pfarrer auf, deinen Haushalt durch seine Wirthschafterin besorgen zu lassen, denn Gott ist zu gerecht zu verlangen, daß Machecourt seinen Kalbskopf ohne Zwiebeln essen soll, weil du ihn mit einem siebenten Kinde beschenkt hast."

Glücklicherweise langte der so ungeduldig erwartete Thaler von einigen andern begleitet an, und meine Großmutter konnte die Messe besuchen.

Als sie mit Frau Lalande wieder zu Hause ankam, fand sie meinen Onkel in Machecourts Ledersessel lang ausgestreckt, die Füße gegen den Feuerbock gestemmt und einen Napf voll Glühwein vor sich; denn es muß bemerkt werden, daß Benjamin seit seiner Genesung, voller Dankbarkeit gegen den Glühwein, der ihm das Leben gerettet hatte, jeden Morgen eine Ration davon, die für zwei Marineofficiere ausgereicht hätte, zu sich nahm. Zur Rechtfertigung dieser Extraungeheuerlichkeit behauptete er, daß seine Temperatur noch immer unter Null wäre.

„Benjamin," sagte meine Großmutter, „ich habe dich um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Um eine Gefälligkeit!" versetzte Benjamin, „und was kann ich thun, liebe Schwester, um deinen Wunsch zu erfüllen?"

„Du wirst es schon geahnt haben, Benjamin; ich wünschte, daß du bei meinem Jüngsten Pathenstelle übernähmest."

Benjamin, der nichts dergleichen geahnt hatte, sondern den diese Bitte vielmehr vollkommen überraschte, schüttelte erstaunt den Kopf.

„Wie," entgegnete meine Großmutter, ihm einen funkelnden Blick zuwerfend, „**solltest du es mir** etwa abschlagen?"

„Nein, liebe Schwester, ganz im Gegentheil, aber ..."

„Was soll dieses Aber? Du fängst an mich mit deinem Aber ungeduldig zu machen."

„Siehst du, ich bin nie Pathe gewesen, und würde nicht wissen, wie ich mich dabei zu benehmen hätte."

„Schöne Schwierigkeit! Man wird dich darüber aufklären, ich werde den Vetter Guillaumot bitten, dir einige Unterrichtsstunden zu ertheilen."

„Ich zweifele weder an Vetter Guillaumots Talenten noch an seinem Eifer; allein ich befürchte, daß meine Art Intelligenz für dergleichen Studien nicht ausreicht. Du thätest vielleicht besser, einen bereits vollkommen unterrichteten Pathen zu wählen. Gaspard zum Beispiel, der ein Chorknabe ist, müßte dir völlig zusagen."

„Keine Einwände, Herr Rathery," sagte Frau Lalande, „Sie müssen die Einladung Ihrer Schwester annehmen. Es ist eine Familienpflicht, der Sie sich nicht entziehen dürfen."

„Ich sehe, wie es steht, Frau Lalande," entgegnete Benjamin; „obgleich ich nicht reich bin, stehe ich doch in dem Rufe, mich nicht lumpen zu lassen, und Sie würden es mit mir eben so gern zu thun haben, wie mit Gaspard, nicht wahr?"

„O pfui, Benjamin; pfui doch, Herr Rathery!" riefen meine Großmutter und Frau Lalande gleichzeitig aus.

„Unterbrich mich nicht, meine liebe Schwester," fuhr Benjamin fort; „frei herausgesagt, mag ich nicht Pathe sein. Ich will mich trotzdem gegen meinen Neffen betragen, als ob ich ihn aus der Taufe gehoben hätte; ich will mit Befriedigung das Lied anhören, das er jährlich an meinem Namenstage an mich richtet, und verpflichte mich, selbst wenn es von Millot-Ratant wäre, es reizend zu finden. Ich will ihm gestatten, mich an jedem Neujahrstage zu küssen und ihm zum Neujahrsgeschenk, ganz nach deiner Wahl, einen Hampelmann oder ein Paar Hosen verehren.

Ich werde mich sogar geschmeichelt fühlen, wenn du ihn Benjamin nennst; aber mich wie ein großer Dummkopf, mit einer Kerze in der Hand, neben dem Taufbecken aufpflanzen, wahrhaftig, liebe Schwester, das verlange nicht von mir: meine Menschenwürde bäumt sich dagegen; ich würde fürchten, daß mir Djhiarcos ins Gesicht lachte. Und wie kann ich überdies versichern, daß dieser kleine Schreihals dem Satan und seinen Werken entsagt? Wenn die Verantwortlichkeit des Pathen nur Schein ist, wie einige meinen, wozu dann ein Pathe, wozu eine Pathin, wozu zwei Bürgschaften statt einer und weshalb meine Unterschrift durch eine andere giriren lassen? Ist diese Verantwortlichkeit dagegen ernstlich, weshalb sollte ich mich dann ihren Folgen aussetzen? Wäre man nicht ein Narr, wenn man seine Seele, das Köstlichste, was wir haben, für die eines anderen verbürgt? Und weshalb hast du es denn so erschrecklich eilig, dein Püppchen taufen zu lassen? Ist es denn eine Gänseleberpastete, oder ein Mainzer Schinken, daß es sogleich verderben könnte, wenn es nicht eingesalzen wird? Warte, bis dein Junge fünfundzwanzig Jahre alt ist, wenigstens wird er selbst antworten können; und bedarf er dann einer Bürgschaft, so werde ich wissen, was ich zu thun habe. Bis zum achtzehnten Jahr darf er sich nicht als Soldat anwerben lassen, bis zum fünfundzwanzigsten nicht ohne deine und Machecourts Einwilligung heirathen, und du verlangst, daß er schon mit neun Tagen so viel Unterscheidungskraft besitzen soll, um sich eine Religion zu wählen? Du mußt selbst einsehen, daß darin keine Vernunft liegt."

„O, meine liebe Dame," rief die Hebamme, über die irrgläubige Logik meines Onkels erschreckt, „Ihr Bruder ist ein Verdammter, hüten Sie sich wohl, ihn Ihrem Kinde zum Pathen zu geben: das würde demselben Unglück bringen."

„Frau Lalande," sagte Benjamin mit ernstem Tone,

„ein Kursus über Entbindungskunst ist kein Kursus über Logik. Es wäre schimpflich von mir, mich mit Ihnen auf eine Erörterung einzulassen. Ich will Sie nur fragen, ob der heilige Johannes Neubekehrte, welche auf den Armen ihrer Ammen von Jerusalem gebracht wurden, gegen eine Sesterze und eine Düte gedörrter Datteln im Jordan getauft hat?“

„O mein Gott!“ versetzte Frau Lalande, über diesen Einwurf in Verlegenheit gerathend, „mein Grundsatz ist: glauben ist seliger denn sehen!“

„Wie liebe Frau, Sie halten glauben für seliger denn sehen? Ist dies die Sprache einer in ihrer Religion unterrichteten Hebamme? Nun wohl, da Sie diesen Ton annehmen, so habe ich die Ehre, Ihnen folgendes Dilemma vorzulegen . . .“

„Laß uns doch mit deinen Dilemmas zufrieden,“ unterbrach ihn meine Großmutter; „was weiß Frau Lalande von einem Dilemma?“

„Wie,“ fiel ihr die von der Bemerkung meiner Großmutter gereizte Hebamme in das Wort, „ich soll nicht wissen, was ein Dilemma ist? Ich, die Frau eines Chirurgen, nicht wissen, was ein Dilemma ist! Fahren Sie nur fort, Herr Rathery, ich höre zu.“

„Das ist völlig unnütz,“ bemerkte meine Großmutter trocken, „ich habe beschlossen, daß Benjamin Pathe wird, und es bleibt dabei. Kein Dilemma in der Welt kann ihn davon losmachen.“

„Ich appellire an Machecourt!“ rief Benjamin.

„Machecourt hat dich im Voraus dazu verurtheilt; er ist heute Morgen nach Corvol gegangen, um Fräulein Minxit als Gevatterin einzuladen.“

„Also doch,“ sagte mein Onkel, „man verfügt über mich ohne meine Zustimmung; man hält es nicht einmal für nöthig, es mir vorher mitzutheilen. Man betrachtet mich wie

einen Strohmann, wie einen Pfefferkuchenmann! Ich muß mich mit meinen fünf Fuß zehn Zoll schön neben Fräulein Minxit mit ihren fünf Fuß drei Zoll ausnehmen, die mit ihrem platten Leibe wie eine mit Bändern gekrönte Kletterstange aussehen wird! Weißt du, daß mich der Gedanke, mit ihr Seite an Seite in die Kirche zu gehen, schon seit sechs Monaten ängstigt, und ich im Hinblick auf diese Frohnarbeit schon beinahe auf das Glück verzichtet hätte, ihr Gatte zu werden?"

„Da sehen Sie, Frau Lalande," sagte meine Großmutter, „wie scherzhaft dieser Benjamin ist: er liebt Fräulein Minxit leidenschaftlich und gleichwohl muß er seine Witze über sie machen."

„Hm, hm!" meinte die Hebamme.

Benjamin, der an Frau Lalande nicht gedacht, bemerkte, daß er einen lapsus linguae begangen; um den Vorwürfen seiner Schwester zu entgehen, beeilte er sich, zu allem, was man von ihm verlangen würde, seine Einwilligung zu ertheilen, und machte sich aus dem Staube, noch bevor die Hebamme gegangen war.

Die Taufe sollte am nächsten Sonntage stattfinden; zu dieser feierlichen Handlung hatte sich meine Großmutter in große Unkosten gesetzt: sie hatte Machecourt ermächtigt, alle seine und meines Onkels Freunde zu einem großen Mittagsmahle einzuladen. Was Benjamin anlangt, so war er im Stande, die Kosten, welche die Rolle eines stattlichen Pathen erfordert, zu tragen. Er hatte von der Regierung eine Gratification von hundert Francs für den Eifer erhalten, mit dem er die Pockenimpfung in der Gegend verbreitet und den Anbau der Kartoffel befördert hatte, zwei Dinge, die von den Ackerwirthen und den Aerzten gleichzeitig in die Hand genommen waren.

14. Vertheidigungsrede meines Onkels vor dem Amtsrichter.

Auf den kommenden Sonnabend, den Tag vor der Taufhandlung, war er vor den Herrn Amtsrichter geladen, um sich zum Schuldgefängnisse verurtheilen zu lassen, wenn er nicht dem Herrn Bonteint für gelieferte Waaren die Summe von hundertfünfzig Francs zehn Sous und sechs Heller zahlte; so lautete die Vorladung, deren Kosten sich auf vier Francs und fünf Sous beliefen.

Ein Anderer als mein Onkel hätte sein Loos in allen elegischen Tonarten beklagt; aber die Seele dieses großen Mannes war den Schicksalsschlägen unzugänglich. Dieser Strudel von Elend, der die Gesellschaft um sich her in Aufruhr bringt, dieser Thränendunst, von dem sie umhüllt ist, konnten nicht an ihn herandringen: sein Körper ruhte im Schlamme der Menschheit; hatte er zu viel getrunken, so hatte er Kopfweh; war er zu lange umhergewandert, so war er müde; war der Weg kothig, so beschmutzte er sich bis an das Rückgrat; hatte er endlich kein Geld, um seine Zeche zu bezahlen, so schrieb ihn der Gastwirth in sein großes Buch; aber wie die Klippe, an deren Fuß die Wellen branden, und deren Gipfel von der Sonne strahlt, wie der Vogel, der sein Nest in den Sträuchern am Wege hat und mitten im Blau des Himmels wohnt, so schwebte seine Seele in einer höheren Region, immer ruhig, immer heiter. Er hatte nur zwei Bedürfnisse, Hunger und Durst, und wäre das Firmament in Splittern auf die Erde hinabgefallen und hätte eine einzige Flasche unberührt gelassen, so hätte er sie ruhig auf die Auferstehung der zerschmetterten Menschheit auf einem rauchenden Theile irgend eines Sternes geleert. Die Vergangenheit war ihm nichts und die Zukunft ein noch nicht vorhandenes Etwas; er verglich die Vergangenheit mit einer geleerten Flasche und die Zukunft mit einem Huhne, welches eben an den Brat-

spieß gesteckt werden soll. — „Was geht es mich an,“ sagte er, „welchen Liqueur die Flasche enthalten hat?“ Und was das Huhn anlangt, weshalb soll ich es selbst vor dem Herde im steten Hin- und Herdrehen braten lassen? Vielleicht kommt, wenn es gar, der Tisch gedeckt ist und ich mir die Serviette schon umgebunden habe, der Schäferhund und nimmt mir das dampfende Geflügel zwischen den Zähnen fort.

Nichts, Ewigkeit, Vergangenheit,
Ihr dunklen Abgrundsklüfte!

singt der Dichter. Alles, was ich diesem dunklen Abgrunde entreißen möchte, wäre mein neuster rother Rock, wenn ich die Möglichkeit dazu hätte. Das Leben liegt völlig in der Gegenwart, und die Gegenwart ist die Minute, die verrinnt; was kann mir nun das Glück oder das Unglück einer Minute thun. Das ist ein Bettler und ein Millionär; Gott sagt zu ihnen: ihr habt nur eine Minute auf der Erde zu bleiben; ist die Minute verstrichen, so bewilligt er ihnen eine zweite, dann eine dritte, und läßt sie so neunzig Jahre leben. Glaubst du, daß der eine weit glücklicher ist als der andere? Alles Elend, welches ihn heimsucht, ist er selbst, der der Urheber davon ist. Alle Genüsse, die er sich bereitet, sind nicht den vierten Theil all der Mühe werth, die er sich giebt, um sie zu erringen. Er gleicht einem Jäger, der den ganzen Tag nach einem schwindsüchtigen Hasen oder nach einem Gerippe von einem Rebhuhn umherläuft. Wir rühmen uns der Ueberlegenheit unserer Intelligenz! . . . Aber was hat es auf sich, daß wir den Lauf der Gestirne messen, daß wir bis auf eine Secunde sagen können, zu welcher Stunde sich der Mond zwischen Erde und Sonne befinden wird? Daß wir die Einöden des Oceans mit hölzernen Schiffen oder mit Hanfflügeln durchstreichen, wenn wir nicht die Güter zu genießen wissen, mit denen Gott unser Dasein ausgestattet hat? Die Thiere, welche wir mit dem Namen Vieh be-

leidigen, verstehen sich weit besser als wir auf die Dinge des Lebens. Der Esel wälzt sich im Grase und weidet es ab, ohne sich darüber zu beunruhigen, ob es wieder wachsen wird; der Bär hütet nicht die Heerden eines Pächters, um im Winter Fausthandschuhe und eine Pelzmütze zu haben; der Hase giebt sich nicht zum Trommler in einem Regimente in der Hoffnung her, sich Kleie für seine alten Tage zu verdienen, und der Geier nicht zum Briefträger, um seinen kahlen Hals mit einem goldenen Halsbande schmücken zu können: alle sind mit dem, was ihnen die Natur gegeben hat, zufrieden, mit dem Bette, das sie ihnen im Grase der Wälder bereitet, mit dem Dache, welches sie ihnen aus den Sternen und dem Blau des Himmels gezimmert hat. Sobald ein Sonnenstrahl die Ebene beleuchtet, beginnt der Vogel auf seinem Zweige zu zwitschern, summt das Insekt um den Strauch, spielt der Fisch auf der Oberfläche seines Teiches, kriecht die Eidechse auf die warmen Steine ihres Schutthaufens. Fällt irgend ein Platzregen aus der Wolke hernieder, so flüchtet sich jedes in seinen Versteckort und schläft dort friedlich, bis die Sonne am nächsten Tage wieder hervorbricht. Weshalb macht es der Mensch nicht eben so? Möge es mir der große König Salomo nicht übelnehmen, aber die Ameise ist das dümmste der Thiere: anstatt während der schönen Jahreszeit in der Wiese zu spielen, anstatt an diesem prachtvollen Feste theilzunehmen, welches der Himmel sechs Monate lang der Erde giebt, verliert es seinen Sommer damit, ein dünnes Reiß an das andere zu legen, und wenn dann ihr Bau vollendet ist, kommt ein Wind und weht ihn mit seinem Flügel hinfort.

Benjamin berauschte also Bonteints Gerichtsboten und wickelte eine Salbe in das Stempelpapier der Vorladung.

Der Herr Amtsrichter, vor dem mein Onkel erscheinen mußte, ist eine zu wichtige Person, um eine Schilderung seiner Persönlichkeit vernachlässigen zu dürfen. Uebrigens

hat es mir mein Großvater auf dem Sterbebette ausdrücklich anempfohlen, und um nichts in der Welt möchte ich gegen diese fromme Pflicht verstoßen.

Wie so viele andere war also der Herr Amtsrichter von armen Leuten geboren. Seine erste Windel war aus einem alten Gensdarmenmantel geschnitten, und er hatte seine ersten juristischen Studien damit begonnen, daß er den großen Pallasch seines Herrn Vaters putzte und seinen Rothfuchs striegelte. Ich vermag nicht anzugeben, wie sich der Herr Amtsrichter von der letzten Stufe der richterlichen Hierarchie bis zu der höchsten Würde des Bezirkes erhoben hatte. Ich bin nur zu sagen im Stande, daß die Eidechse eben so gut wie der Adler auf den Gipfel hoher Felsenwände gelangt. Der Herr Amtsrichter besaß unter anderen Wunderlichkeiten auch die, eine große Person sein zu wollen. Die Niedrigkeit seiner Abstammung bildete seine Verzweiflung. Er konnte nicht begreifen, wie ein Mann wie er nicht als Edelmann geboren war. Er schrieb dies einem Versehen des Schöpfers zu. Er würde sein Weib, seine Kinder und seinen Schreiber noch als Zugabe für ein ganz kleines Stückchen Wappenschild dahingegeben haben. Die Natur war gegen den Herrn Amtsrichter eine ziemlich gute Mutter gewesen; sie hatte ihn mit einem weder zu großen noch zu kleinen Theile Intelligenz ausgestattet, aber sie hatte eine gute Dosis Schlauheit und Kühnheit hinzugefügt. Der Herr Amtsrichter war weder gut noch geistreich, er hielt sich auf der Grenzscheide dieser beiden Gebiete, mit dem Unterschiede jedoch, daß er nie den Fuß auf das der geistreichen Leute gesetzt hatte, während er auf das leichtzugängliche und offene Terrain des andern häufige Ausflüge machte. Da er nicht den Geist der geistreichen Leute besaß, begnügte sich der Herr Amtsrichter mit dem der Dummköpfe. Er machte Wortspiele; die Sachwalter und ihre Frauen machten sich eine Pflicht daraus, sie sehr hübsch zu finden; sein Actuar hatte den

Auftrag, sie unter dem Publikum zu verbreiten, und sie sogar jenen stumpfen Geistern, die nicht augenblicklich den Sinn verstanden, zu erklären. Dank diesem gefälligen gesellschaftlichen Talente hatte sich der Herr Amtsrichter in einer gewissen Welt den Ruf eines geistreichen Mannes erworben; aber mein Onkel behauptete, er hätte diesen Ruf mit einer falschen Münze bezahlt. War der Herr Amtsrichter ein redlicher Mann? Ich wage nicht dir das Gegentheil zu sagen. Du weißt, daß das Gesetzbuch den Begriff Spitzbube definirt, und daß die Gesellschaft alle diejenigen, welche von dieser Definition nicht getroffen werden, für ehrliche Leute hält: nun, den Herrn Amtsrichter traf die Definition des Gesetzbuches nicht. Durch Ränke hatte es der Herr Amtsrichter dahin gebracht, nicht blos die Geschäfte zu leiten, sondern auch die Vergnügungen der Stadt. Als höherer Justizbeamter war der Herr Amtsrichter eine sehr wenig empfehlenswerthe Persönlichkeit. Er verstand das Gesetz ganz richtig, wenn es aber seinen Abneigungen oder Sympathien entgegenlief, ließ er es ruhig sprechen. Man beschuldigte ihn, an seiner Waage eine goldene und eine hölzerne Schale zu haben und ich weiß übrigens nicht, wie es zuging, aber seine Freunde hatten stets Recht und seine Feinde stets Unrecht. Handelte es sich um ein Verbrechen, so erhielten diese das höchste Strafmaß; hätte er ein noch höheres verhängen können, so hätte er es mit gutem Herzen gethan. Das Gesetz darf jedoch nicht immer beugen; befand sich der Herr Amtsrichter in der Nothwendigkeit sich gegen einen Mann, von dem er irgend etwas fürchtete oder hoffte, auszusprechen, so zog er sich damit heraus, daß er sich für incompetent erklärte und ließ sich von seinem Anhange wegen seiner Unparteilichkeit rühmen. Der Herr Amtsrichter ging auf die allgemeine Bewunderung aus: von Grund der Seele, aber freilich nur im Geheimen, verabscheute er alle, die ihn durch irgend eine Ueberlegenheit ver-

dunkelten. Hattest du die Miene, an seine Wichtigkeit zu glauben, batest du ihn um seinen Schutz, so machtest du ihn zum glücklichsten Menschen der Welt; wenn du dich aber weigertest, den Hut vor ihm abzunehmen, so setzte sich diese Beleidigung tief in seinem Gedächtnisse fest, schlug ihm eine schmerzliche Wunde, und hättest du eben so wie er hundert Jahre gelebt, so würde er es dir nie verziehen haben. Wehe deshalb dem Unglücklichen, der es unterließ, den Herrn Amtsrichter zu grüßen. Wenn ihn irgend ein Geschäft vor seinen Richterstuhl führte, so brachte er ihn durch eine wohlersonnene Beschimpfung dahin, es an der nöthigen Achtung fehlen zu lassen. Die Rache wurde für ihn dann eine Pflicht, und er ließ unsern Mann ins Gefängnis werfen, indem er die traurige Nothwendigkeit, die ihm sein Amt auferlegte, beklagte. Damit man besser an seinen Schmerz glauben sollte, legte er sich sogar oft ins Bett und ließ sich bei großen Angelegenheiten zur Ader.

Der Herr Amtsrichter machte Gott gerade so wie den Mächtigen dieser Erde den Hof; nie verabsäumte er das Hochamt und stets setzte er sich auf die Bank der Kirchenvorsteher. Das brachte ihn sonntäglich ein Stück geweihten Brotes nebst der Protection des Pfarrers ein. Hätte er es protokollarisch aufnehmen lassen können, daß er dem Gottesdienste beigewohnt, so würde er es ohne Zweifel gethan haben. Aber diese kleinen Mängel wurden bei dem Herrn Amtsrichter durch glänzende Eigenschaften aufgewogen: Niemand verstand es besser als er einen Ball auf Kosten der Stadt oder ein Banket zu Ehren des Herzogs von Nivernais zu veranstalten. An solchen feierlichen Tagen war er großartig an Majestät, Appetit und Wortspielen: Lamoignon oder der Präsident Molé wären neben ihm nur klein gewesen.

Als Lehn für die hervorragenden Dienste, die er der Stadt erwies, hoffte er seit sechs Jahren auf das Ludwigskreuz, und als Lafayette nach seinen Feldzügen in Amerika

damit geschmückt wurde, schrie er ganz leise über Ungerechtigkeit.

So war der Herr Amtsrichter in Bezug auf die Moral beschaffen; leiblich war er ein großer Mann, obgleich er noch nicht seine ganze Majestät erreicht hatte; seine Person glich einer nach unten zu angeschwellten Ellipse: du hättest ihn mit einem auf zwei Beinen ruhenden Straußenei vergleichen können. Die treulose Natur, die den Manchinillbaume unter einem Feuerhimmel einen weiten und dichten Schatten verliehen, hatte dem Amtsrichter das Aeußere eines redlichen Mannes verliehen; auch gab er sich gern ein rechtes Ansehen, und in seinem Leben gab es einen schönen Tag, wo er unter einem Geleite von Pompiers vom Gerichte aus zur Kirche gehen konnte. Der Herr Amtsrichter hielt sich fortwährend steif wie eine Bildsäule, auf ihrem Piedestale. Wenn du ihn gekannt hättest, so würdest du gemeint haben, er hätte ein Pech- oder Zugpflaster zwischen den Schultern. Er ging auf der Straße, als trüge er das Allerheiligste; sein Schritt war gleichmäßig eine halbe Elle lang; und hätte es wie mit Eimern geregnet, so würde er ihn auch nicht um einen Zoll breit größer gemacht haben; ein Astronom hätte den Herrn Amtsrichter als einziges Instrument benutzen können, um den Bogen eines Meridians auszumessen.

Mein Onkel haßte den Herrn Amtsrichter nicht; er ließ sich nicht einmal herab ihn zu verachten; aber dieser moralischen Gemeinheit gegenüber empfand er eine tiefe Entrüstung; er sagte bisweilen, dieser Mensch machte auf ihn den Eindruck einer dicken auf einem Sammetsessel zusammengekauerten Kröte. Was den Herrn Amtsrichter anlangt, so haßte er Benjamin mit der ganzen Kraft seines galligen Herzens. Dieser wußte es recht wohl, aber er machte sich deswegen wenig Sorgen. Da meine Großmutter einen Conflict zwischen diesen beiden so verschiedenen Naturen befürchtete, so wünschte sie, Benjamin möchte

von dem Termine fortbleiben; aber der große Mann, der seiner Willenskraft vertraute, hatte diesen furchtsamen Rath verschmäht, nur hatte er sich des Sonnabendsmorgen seiner gewohnten Ration Glühwein enthalten.

Bonteints Advocat bewies übrigens, daß sein Client das Recht hätte, die Verhaftung meines Onkels zu verlangen. Als er seine Beweisführung weitläufig vorgetragen und schließlich beendet hatte, fragte der Amtsrichter Benjamin, was er zu seiner Vertheidigung anzuführen hätte.

„Ich habe nur eine einfache Bemerkung zu machen," sagte mein Onkel, „aber sie hat eben so viel Werth als das ganze Plaidoyer dieses Herrn, denn es läßt sich kein Einwand dagegen erheben: ich habe fünf Fuß zehn Zoll über dem Meeresspiegel und bin sechs Zoll größer als die gewöhnlichen Menschen; ich denke also ...

„Herr Rathery," unterbrach ihn der Landrichter, „ein so großer Mensch Sie auch sind, so haben Sie doch nicht das Recht, mit dem Gericht Ihren Spaß zu treiben."

„Wenn ich Lust hätte, Spaß zu treiben," versetzte mein Onkel, „so würde es doch einer so mächtigen Person gegenüber, wie der Herr Amtsrichter ist, nicht geschehen, einer Person gegenüber, deren Rechtsprechung überdies nicht spaßt. Wenn ich aber behaupte, daß ich eine Größe von fünf Fuß zehn Zoll über dem Meeresspiegel habe, so ist dies kein Spaß, den ich treibe, sondern ein ernstes Vertheidigungsmittel, das ich vorbringe. Der Herr Amtsrichter kann mich messen lassen, wenn er an der Wahrheit meiner Behauptung zweifelt. Ich denke also ..."

„Herr Rathery," entgegnete der Amtsrichter lebhaft, „wenn Sie in diesem Tone fortfahren, so werde ich gezwungen sein, Ihnen das Wort zu entziehen."

„Es lohnt sich nicht der Mühe," erwiderte mein Onkel, „denn ich bin schon zu Ende. Ich denke also," setzte er, jede Silbe einzeln betonend, hinzu, „daß man einen Men-

schen von meiner Statur nicht wegen elender fünzig Thaler verhaften kann."

„Nach Ihrer Auffassung," sagte der Amtsrichter, „könnte sich der Personalarrest nur auf einen Ihrer Arme, eines Ihrer Beine, vielleicht nicht einmal auf Ihren Zopf erstrecken."

„Zunächst," erklärte mein Onkel, „muß ich dem Herrn Amtsrichter bemerken, daß mein Zopf kein Gegenstand des Prozesses ist; ferner mache ich nicht den Anspruch, den mir der Herr Amtsrichter zuschreibt: ich bin untheilbar geboren und will mein Lebelang untheilbar bleiben; aber da das Unterpfand die Schuld mindestens um das Doppelte übersteigt, so bitte ich den Herrn Amtsrichter, dahin erkennen zu wollen, daß die Verhaftung erst ausgeführt werden darf, nachdem mir Bonteint noch drei andere rothe Röcke geliefert hat."

„Herr Rathery, Sie sind hier nicht in der Schenke, ich bitte Sie eingedenk zu sein, mit wem Sie reden. Ihre Worte verdienen eben so wenig Achtung wie Ihre Person."

„Herr Amtsrichter, ich habe ein gutes Gedächtnis und weiß sehr wohl, was ich rede. Ich bin von meiner lieben Schwester in der Furcht vor Gott und den Gendarmen zu sorgfältig erzogen worden, als daß ich sie vergessen könnte. Was nun die Schenke anlangt, die Sie zur Sprache gebracht haben, so wird sie von anständigen Leuten allzusehr gewürdigt, als daß ich sie erst wieder zu Ehren zu bringen brauchte. Wenn wir in die Schenke gehen, so geschieht es, weil wir, sobald wir Durst empfinden, nicht das Privilegium besitzen, uns auf Kosten der Stadt zu erfrischen. Die Schenke ist der Keller derer, die keinen haben, und der Keller derer, die einen besitzen, ist nichts Anderes als eine Schenke ohne Wahrzeichen. Es kleidet die, welche ein Flasche Burgunder und noch etwas Anderes zu ihrem Mittagbrote trinken, sehr schlecht, den armen Teufel, der sich bald hier, bald da in der Schenke an einem Glase

schlechten Landweines erquickt, geringzuschätzen. Die officiellen Orgien, bei denen man sich betrinkt, während man Toaste auf den König und den Herzog von Nivernais ausbringt, sind ganz einfach nur ein besonders wohlklingender Ausdruck für das, was das Volk ein Saufgelage zu nennen pflegt. Sich an seinem eigenen Tische betrinken ist anständiger, aber sich in der Schenke berauschen ist edeler und namentlich für die Staatskasse einträglicher. Was die Achtung anlangt, die sich an meine Person knüpft, so ist sie weniger ausgedehnt als diejenige, welche der Herr Amtsrichter für sich in Anspruch nehmen kann, weil ich nur von anständigen Leuten geachtet werde, aber . . ."

„Herr Rathery!" rief der Amtsrichter, der auf die Epigramme, mit denen ihn mein Onkel quälte, keine bessere und beleidigendere Antwort finden konnte, „Sie sind unverschämt!"

„Möglich," versetzte Benjamin, einen Strohhalm, der sich an seinen Rock gesetzt hatte, abschüttelnd; „ich muß aber den Herrn Amtsrichter als redlicher Mann davon in Kenntnis setzen, daß ich mich heute Morgen in den Schranken der strengsten Mäßigung gehalten habe; daß also, wenn ich die seiner Amtstracht schuldige Achtung aus den Augen gesetzt haben sollte, nur seine herausfordernden Worte die Schuld haben."

„Herr Rathery," bemerkte der Amtsrichter, „Ihre Anspielungen sind für den Gerichtshof beleidigend; ich verurtheile Sie zu einer Geldbuße von dreißig Sous."

„Hier sind drei Francs!" sagte mein Onkel, einen Thaler auf den grünen Gerichtstisch legend, „geben Sie heraus!"

„Herr Rathery!" schrie der aufgebrachte Amtsrichter, „gehen Sie!"

„Herr Amtsrichter, ich habe die Ehre mich Ihnen zu

empfehlen; bestellen Sie der Frau Amtsrichter gefälligst meine ergebensten Complimente."

„Noch vierzig Sous Geldbuße!" brüllte der Amtsrichter.

„Wie!" entgegnete mein Onkel, „vierzig Sous Geldbuße, weil ich die Frau Amtsrichter zu grüßen bitte?" Und er ging hinaus.

„Ein verteufelter Kerl," sagte am Abende der Herr Amtsrichter zu seiner Frau, „nie hätte ich mir vorgestellt, daß er so maßvoll wäre; aber damit er künftig auf seiner Hut sei, habe ich einen Haftbefehl gegen ihn erlassen, und ich werde mit Bonteint sprechen, damit er ihn augenblicklich vollziehen lasse. Er soll lernen, was es heißt mir Trotz bieten ... wenn ich ihn zu den von der Stadt gegebenen Festen einlade, wird er geschmeidig werden, und wenn ich ihm die Zahl seiner Patienten verringern kann . . . "

„Pfui doch!" versetzte seine Frau; „passen sich solche Gedanken für einen Richter? Und was hat dir Herr Rathery denn gethan? Er ist ein so heiterer, so gewandter, so liebenswürdiger Mensch!"

„Was er mir gethan hat, Frau Amtsrichter? Er hat gewagt mich daran zu erinnern, daß dein Schwiegervater Gensdarm war, und außerdem hat er mehr Geist und ist aus achtbarerer Familie als ich . . . glaubst du, daß dies wenig zu bedeuten hat?"

Am folgenden Tage dachte mein Onkel nicht mehr an den gegen ihn erlassenen Haftbefehl; er machte sich gepudert und in feierlicher Haltung, Fräulein Minxit zur Rechten und seinen Degen zur Linken, auf den Weg nach der Kirche. In seiner Begleitung finden wir Page, der in seinem nußbraunen Rocke den Eleganten spielte, Arthus, dessen Bauch bis über den Durchmesser hinab von einer Weste verhüllt war, deren Muster kleine, sich auf großen Zweigen tummelnde Vögel zeigte, Millot-Ratant, der eine

ziegelrothe Perrücke und graue, jaspisartig gesprenkelte Hosen trug, und noch viele Andere, deren Namen ich nicht auf die Nachwelt zu bringen Lust habe. Nur Parlanta fehlte in dem Kreise. Zwei Geigen wimmerten an der Spitze des Festzuges. Machecourt und seine Frau gingen hinterher. Immer großartig streute Benjamin auf seinem Wege Zuckerwerk und kleine Geldmünzen aus. Ganz stolz darauf ihm als Tasche zu dienen, hielt sich Gaspard ihm zur Seite und trug das zu diesem Feste bestimmte Zuckerwerk in einem großen Sack.

15. Wie mein Onkel bei Vollziehung der Pflichten seines Pathenamtes von Parlanta verhaftet und in das Gefängnis geführt wurde.

Doch jetzt zu einem andern Feste! Parlanta hatte von Bonteint und dem Amtsrichter den ausdrücklichen Befehl erhalten, die Verhaftung während des Taufaktes vorzunehmen. Er hatte seine Gehilfen in der Vorhalle des Gerichtsgebäudes versteckt aufgestellt und erwartete den Festzug selbst unter dem Portale der Kirche. Sobald er den Dreimaster meines Onkels die Treppe hinaufsteigen sah, ging er ihm entgegen und forderte ihn im Namen des Königs auf, ihm in das Gefängnis zu folgen.

„Parlanta," erwiderte mein Onkel, „was du da thust, steht mit den Regeln der französischen Höflichkeit wenig im Einklange. Hättest du mit meiner Verhaftung nicht bis morgen warten und noch heute mit uns zu Mittag essen können?"

„Wenn dir sehr viel daran liegt," versetzte Parlanta, „so werde ich warten; aber ich mache dich darauf aufmerksam, daß die Befehle des Landrichters sehr bestimmt lauten, und daß ich, wenn ich sie außer Acht lasse, Gefahr laufe, seiner Rache in diesem wie in jenem Leben zu verfallen."

„Wenn es sich so verhält, so thue deine Pflicht,“ erklärte Benjamin, und bat Page, seinen Platz an der Seite des Fräulein Minxit einzunehmen. Sich darauf mit der ganzen Anmuth, die seine fünf Fuß zehn Zoll zuließen, vor dieser verneigend, sagte er zu ihr: „Sie sehen, mein Fräulein, daß ich gezwungen bin, mich von Ihnen zu trennen. Ich bitte Sie überzeugt sein zu wollen, daß mich dazu nichts Anderes hätte bestimmen können, als eben eine Aufforderung im Namen des Königs. Ich hätte gewünscht, Parlanta ließe mich dieses Glück noch bis an das Ende der Taufhandlung genießen, aber solche Gerichtsbeamten sind unerbittlich wie der Tod; sie ergreifen ihre Beute überall, wo sie ihnen entgegenkommt; ungestüm reißen sie sie von dem Arme des geliebten Gegenstandes, wie ein Kind, das einen Schmetterling an seinen Flügeln aus dem Kelch einer Rose reißt.“

„Es ist für mich eben so unangenehm wie für Sie,“ sagte Fräulein Minxit, indem sie die Lippen stark aufwarf; „Ihr Freund ist ein kleiner Mann, rund wie ein Knäuel und trägt eine narcissenartige Perrücke, ich werde mich an seiner Seite wie ein großer Kaulbarsch ausnehmen.“

Von einem so großen Egoismus beleidigt, versetzte Benjamin trocken: „Was kann ich dazu thun? Ich vermag Sie weder kürzer noch Herrn Page dünner zu machen, noch ihm meinen Zopf zu leihen.“

Benjamin nahm von der Gesellschaft Abschied und folgte Parlanta seine Lieblingsmelodie pfeifend:

„Malborough zieht in den Krieg.“

Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle des Gefängnisses stehen, um auf diese freien Räume, die sich hinter ihm schließen sollten, noch einen letzten Blick zu werfen. Er bemerkte seine Schwester regungslos am Arme ihres Mannes, der ihm mit einem trostlosen Blicke nachschaute. Bei diesem Anblick zog er die Thür heftig hinter sich zu und stürzte sich in den Hof.

Am Abend kam mein Großvatter mit seiner Frau, um ihn zu besuchen. Er warf bei ihrem Eintreten seinen Leidensgefährten von der obersten Stufe einer Treppe den Rest seines Zuckerwerkes zu und lachte überglücklich, als er sah, wie sie sich einander drängten und stießen, um es zu haschen.

„Was zum Teufel machst du da?“ fragte mein Großvater.

„Du siehst es wohl,“ erwiderte Benjamin, „ich beende die Taufhandlung. Findest du nicht, daß diese Menschen, die sich zu unseren Füßen bewegen, um fade Süßigkeiten aufzulesen, ein treues Bild der Gesellschaft abgeben? Stoßen, zerschmettern und vernichten sich nicht die armen Bewohner dieser Erde in ganz gleicher Weise, um die Güter an sich zu reißen, die Gott mitten unter sie geworfen hat? Tritt nicht eben so der Starke den Schwachen mit Füßen, bis derselbe blutet und schreit? Beleidigt derjenige, der alles genommen hat, durch seine stolze Ironie nicht in gleicher Weise denjenigen, dem er nichts gelassen hat, und zwar in dem Grade, daß, wenn dieser sich zu beklagen wagt, der Andere ihm noch einen Tritt vor den Hintern versetzt? Diese armen Teufel keuchen und sind mit Schweiß bedeckt; sie haben blutige Finger und zerrissenes Gesicht; keiner ist aus diesem Kampfe ohne eine Schramme hervorgegangen. Würden sie sich dieses Zuckerwerk, wenn sie, wohlverstanden, mehr auf ihren Vortheil als auf die wilden Instinkte ihrer Habgier gehört hätten, nicht brüderlich getheilt haben, als es sich streitig zu machen?“

„Es ist möglich,“ entgegnete Machecourt; „suche dich aber heute Abend nicht allzu sehr zu langweilen und die Nacht so gut wie möglich zu schlafen, denn morgen früh wirst du frei sein.“

„Inwiefern?“ fragte Benjamin.

„Um dich aus der Geschichte herauszuziehen,“ erwiederte

Machecourt, „haben wir unsern kleinen Weinberg bei Choulot verkauft.“

„Und ist der Contract schon unterzeichnet?“ fragte Benjamin ängstlich.

„Noch nicht,“ sagte mein Großvater, „aber heute Abend kommen wir noch zur Unterzeichnung zusammen.“

„Achte ja, Machecourt, und du, meine liebe Schwester, auf das, was ich euch sagen will: verkaufet ihr eueren Weinberg, um mich aus Bonteints Klauen zu reißen, so wird der erste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit mache, der sein, daß ich euer Haus verlasse und ihr mich euer ganzes Leben nicht wiedersehet.“

„Gleichwohl ist es nöthig,“ erklärte Machecourt. „Man ist Bruder oder man ist es nicht. Ich kann dich nicht im Gefängnisse lassen, wenn ich die Mittel, dir deine Freiheit wieder zu schenken, in den Händen habe. Du fassest die Dinge als Philosoph auf, aber ich bin kein Philosoph. So lange du hier bist, werde ich weder einen Bissen essen, noch ein Glas Weißwein trinken können, das mir dienlich ist.“

„Und glaubst du,“ fügte meine Großmutter hinzu, „daß ich mich daran gewöhnen kann, dich nicht mehr zu sehen? Hat dich unsere Mutter nicht mir auf dem Todtenbette anempfohlen? Betrachte ich dich nicht als das älteste meiner Kinder? Und es ist ein Jammer, diese armen Kinder zu sehen, seitdem du nicht mehr bei uns bist, sollte man meinen, es stehe ein Sarg in dem Hause. Sie wollten uns alle folgen, um dich zu sehen, und die kleine Manette hatte die Kuchenkirste nicht aufessen wollen, indem sie sagte, sie müßte sie für ihren Onkel Benjamin, der im Gefängnisse wäre, und nur Schwarzbrot zu essen hätte, aufheben.“

„Das ist allzuviel,“ versetzte Benjamin, meine Großmutter an den Schultern zurückschiebend. „Geh, Machecourt, und du auch, meine liebe Schwester, geht, ich bitte

euch, denn ihr würdet mich sonst zu einer Schwachheit verleiten; aber ich sage es euch vorher: untersteht ihr euch, euern Weinberg zur Deckung meiner Schuld zu verkaufen, so sehe ich euch in meinem Leben nicht wieder."

„Still, du großer Dummkopf," fuhr meine Großmutter fort, „ist ein Bruder nicht mehr werth als ein Weinberg? Würdest du für uns nicht dasselbe thun, was wir für dich thun, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte? Und wirst du, sobald du reich bist, uns nicht beistehen, unsere Kinder unterzubringen? Bei deinem Stande und mit deinen Talenten kannst du uns hundertfach ersetzen, was wir dir heute thun. Und, mein Gott, was würde man von uns unter den Leuten sagen, wenn wir dich wegen einer Schuld von hundertfünfzig Francs im Gefängnisse ließen? Vorwärts, Benjamin, sei ein guter Bruder, mache uns durch deinen Eigensinn nicht alle unglücklich."

Während meine Großmutter redete, hatte Benjamin seinen Kopf zwischen seinen Händen versteckt und suchte die Thränen, die sich unter seinen Augenlidern sammelten, zurückzuhalten.

„Machecourt," rief er plötzlich, „ich kann nicht länger; laß mir von Boutron ein kleines Gläschen bringen und umarme mich. Wahrlich," sagte er, indem er ihn an seine Brust drückte, daß er hätte schreien mögen, „du bist der erste Mann, den ich umarme, und seitdem ich das letzte Mal die Ruthe erhielt, sind das die ersten Thränen, die ich vergieße."

Und in der That vergoß er Thränen, mein armer Onkel; aber nachdem der Gefängniswärter zwei kleine Gläser gebracht hatte, wurde er, wie ein Aprilhimmel nach einem Platzregen, wieder ruhig, ehe er noch das seinige geleert hatte.

Von neuem suchte meine Großmutter ihn zu erweichen; aber er blieb unter ihren Worten kalt wie ein Eisballen unter den Strahlen des Mondes. Das Einzige, was

seine Seele beschäftigte, war, daß der Gefängniswärter ihn hatte weinen sehen. Wohl oder übel mußte Machecourt also seinen Weinberg behalten.

16. Ein Frühstück im Gefängnis. — Wie mein Onkel aus dem Gefängnis kam.

Als mein Onkel, eine bekannte Melodie pfeifend, am nächsten Morgen im Hofe des Gefängnisses auf- und abwandelte, trat Arthus ein, gefolgt von drei Männern, die Tragkörbe, mit weißen Tüchern zugedeckt, trugen.

„Guten Tag, Benjamin," rief er, „wir kommen, bei dir zu frühstücken, weil du nicht kommen kannst, mit uns zu frühstücken."

Zu gleicher Zeit marschirten Page, Rapin, Guillerand, Millot-Rataut und Machecourt der Reihe nach auf. Parlanta hielt sich ein wenig befangen im Hintergrunde. Mein Onkel ging auf ihn zu und, ihn an der Hand ergreifend, sagte er:

„Du bist mir doch nicht böse, Parlanta, daß du gestern um meinetwillen ein gutes Mittagsessen hast versäumen müssen?"

„Im Gegentheil," erwiderte Parlanta, „ich hatte Furcht, du wolltest mir zu Leibe, weil ich dich deine Taufe nicht hatte beenden lassen."

„Erfahre, Benjamin, daß wir uns zusammengethan haben, um dich von hier fort zu bringen; da wir jedoch kein baares Geld haben, wird ihm ein Jeder mit den Dienstleistungen seines Gewerbes oder Geschäftes bezahlen. Ich werde ihm seinen ersten Prozeß führen, Parlanta kann ihm zwei Klagen aufsetzen, Arthus ihm sein Testament machen, Rapin wird ihm zwei- oder dreimal Consultationen bewilligen, was ihm mehr kosten wird, als er denkt, Guillerand seinen Kindern nach bestem Vermögen grammatischen Unterricht ertheilen, und Rataut, der nur Dichter ist, verpflichtet sich auf Ehre, bei ihm zwei Jahre lang alle

Röcke, die er nöthig hat, zu kaufen, was ihm meines und seines Bedünkens keine großen Opfer auferlegt."

„Und nimmt Bonteint an?" fragte Benjamin.

„Ob er annimmt!" versetzte Page. „Keine Frage; der Werth unserer Leistungen beläuft sich auf mehr als fünfhundert Francs! . . . Rapin hat diese Angelegenheit gestern mit ihm geordnet; es kommt nur noch darauf an, die Bedingungen aufzusetzen."

„Nun wohl," erklärte mein Onkel, „so will auch ich mich bei dieser guten Handlung betheiligen; ich verpflichte mich, ihn bei den beiden ersten Krankheiten, die ihm zustoßen werden, umsonst zu behandeln. Wenn er mir bei der ersten stirbt, wird die Anwartschaft auf die zweite auf seine Frau übergehen. Was dich anlangt, Machecourt, so gestatte ich dir, eine Schleifkanne Weißwein zu unterschreiben."

Während dieser Zeit hatte Arthus bei dem Gefängniswärter den Tisch decken lassen. Er holte aus ihren Tragkörben selbst die Schüsseln hervor, welche ein wenig verschüttet waren und stellte sie in Reih und Ordnung auf den Tisch.

Als alles zu seiner Befriedigung ausgeführt war, sagte er:

„Zu Tische, meine Herren, und höret zu schwatzen auf. Beim Essen lasse ich mich nicht gern stören; beim Nachtisch werdet ihr zum Plaudern Zeit genug haben."

Das Frühstück ließ den Ort, an dem es abgehalten wurde, nicht errathen. Machecourt allein war ein wenig betrübt, denn die von den Freunden meines Onkels mit Bonteint getroffene Vereinbarung erschien ihm nur wie ein Scherz.

„Was soll das heißen, Machecourt," rief Benjamin, „dein Glas ist stets in deiner Hand, voll oder leer! Bin ich Gefangener oder bist du es? Hören Sie nur, meine Herren: es hätte nicht viel gefehlt, so hätte Machecourt

gestern ein gutes Werk gethan; er wollte seinen schönen Weinberg bei Choulot verkaufen, um mich bei Bonteint auszulösen."

„Das ist herrlich!" rief Page.

„Das ist stärkend und erquickend!" meinte Arthus.

„Das ist eine Verkörperung der Moral!" fügte Guillerand bewundernd hinzu.

„Meine Herren," unterbrach sie Rapin, „überall, wo man das Glück hat, die Tugend zu finden, muß man sie ehren; ich schlage deshalb vor, daß Machecourt, so oft er mit uns zu Tische sitzt, ein Sessel zuerkannt wird."

„Angenommen!" riefen sämmtliche Gäste zugleich, „und auf Machecourts Gesundheit!"

„Wahrhaftig," versetzte mein Onkel, „ich weiß nicht, weshalb man sich vor dem Gefängnisse so fürchtet. Ist dieser Kapaun nicht eben so zart und hat dieser Bordeaux nicht eine eben so gute Blume, wie wenn das Mahl hinter einer anderen Pforte aufgetragen wäre?"

„Ja," entgegnete Guillerand, „so lange an der Mauer, an der sie angebunden ist, Gras wächst, so lange fühlt die Ziege ihren Strick nicht. Aber sobald die Stelle kahl ist, hat sie Qual und sucht ihn zu zerreißen."

„Die Freiheit der Ziege," erwiderte mein Onkel, „besteht nur darin, von dem Grase, das in dem Thale wächst, zu dem auf dem Berge zu springen; aber die Freiheit des Menschen besteht nicht darin, nur das zu thun, was ihm beliebt. Wer körperlich verhaftet ist, während ihm doch die Denkfreiheit bleibt, ist hundertmal freier als der, dessen Seele man in den Banden einer widerwärtigen Beschäftigung gefangen hält. Traurige Stunden erlebt allerdings der Gefangene, wenn er den Weg überschaut, der in die Ebene hinabführt und sich in dem bläulichen Schatten eines fernen Waldes verliert. Er wünschte die arme Frau zu sein, welche, ihre Spindel drehend, ihre Kuh den Weg entlang führt; oder der arme Holzhauer, der mit einem

Reißigbündel beladen, nach seiner unter den Bäumen rauchenden Hütte zurückkehrt. Aber wer besitzt denn eine solche Freiheit, überall zu sein, wo man möchte, und gerade vor sich hinzugehen, so lange man nicht müde ist oder von einem Graben zurückgehalten wird? Ist der Gelähmte nicht ein Gefangener in seinem Bette, der Kaufmann in seinem Laden, der Beamte in seiner Schreibstube, der Bürger in dem Umkreise seiner kleinen Stadt, der König innerhalb der Grenzen seines Königreiches und selbst Gott in dem eisigen Kreise, der die Welten umspannt? Du gehst keuchend und schweißtriefend auf einem von der Sonne verbrannten Wege; da sind große Bäume, die ihr hohes Blätterdach neben dir ausbreiten und wie zum Spott ihr gelbes Laub über deinem Haupte schütteln: nicht wahr, du möchtest gern einen Augenblick unter ihrem Schatten ruhen und deine Füße in dem Moose, das ihre Wurzeln bedeckt, rasten lassen? Aber siehe, zwischen ihnen und dir ist eine sechs Fuß hohe Mauer oder ein eisernes Gitter. Ich weiß nicht, ob Arthus, Rapin und ihr alle, die ihr nur einen Magen habt, die ihr nach dem Frühstück gleich wieder an das Mittagbrot denkt, mich versteht; aber Millot-Rataut, der Schneider ist und Weihnachtslieder dichtet, wird mich verstehen. Ich habe oft der Wolke auf ihren Wanderzügen zu folgen gewünscht, wenn sie im Winde den Himmel entlang zog. Wenn ich, auf mein Fenster gestützt, träumend dem Monde nachschaute, der mich wie ein menschliches Gesicht anblickte, so hätte ich mich wie eine Luftblase zu diesen geheimnisvollen Stätten, die sich über meinem Haupte ausbreiteten, emporschwingen mögen, und hätte alles in der Welt dahingegeben, um nur einen Augenblick auf einem dieser gigantischen Bergesgipfel zu sitzen, welche die blasse Oberfläche des Planeten zerreißen: war ich dann nicht auf der Erde eben so gefangen wie der arme Gefangene zwischen den hohen Mauern seines Gefängnisses?“

„Meine Herren,“ entgegnete Page, „in einem Punkte werden wir übereinstimmen: für den Reichen ist das Gefängnis zu gut und zu milde. Es geht mit ihm wie mit einem verzogenen Kinde um; es behandelt ihn wie jene Nymphe, die nach Amor mit einer Rose schlug. Wenn man dem Reichen gestattet, seine Küche, seinen Keller, seine Bibliothek, seinen Salon mit in das Gefängnis zu nehmen, so ist er nicht mehr ein Verurtheilter, der zur Strafe gezogen wird; nein, er ist einfach ein Bürger, der seine Wohnung wechselt. Du sitzest da vor einem wohlthuenden Feuer, in die Watte deines Schlafrockes eingehüllt; mit den Füßen auf dem Feuerbock überlässest du dich der Verdauung, während du in deinem Magen noch den angenehmen Geschmack von Trüffeln und Champagner hast. Draußen schlägt der Schnee an das Gitter deines Fensters: du aber lässest den hellen Dampf deiner Cigarre gegen die Decke wirbeln, du träumst, du denkst nach, du baust dir Luftschlösser oder machst Verse; neben dir liegt deine Zeitung, dieser Freund, den man verläßt, dessen man sich wieder erinnert und von dem man für immer Abschied nimmt, sobald er zu langweilig wird. Was in aller Welt, sage selber, gleicht hierbei wohl einer Strafe? Hast du nicht in gleicher Weise bei dir zu Hause Stunden, Tage, ja ganze Wochen zugebracht, ohne je auszugehen? Was thut mittlerweile der Richter, der die Barbarei hatte, dich zu einer so schweren Strafe zu verurtheilen? Vor Frost zitternd, hält er von elf Uhr Morgens Termine ab und hört das Geplärr eines Advocaten an, das derselbe täglich wiederkäut. Während dessen quält ihn ein heftiger Lungenkatarrh oder seine erfrorenen Zehen thuen ihm bitterlich weh. Du wendest ein, du wärest nicht frei! ... Im Gegentheil, du bist hundertmal freier als in deinem Hause: dein ganzer Tag gehört dir; du stehst auf, du legst dich nieder, sobald es dir gefällt; du thust, was dir gut dünkt, und du brauchst dich nicht mehr rasiren zu lassen.“

„Sieh dir zum Beispiel Benjamin an, der hier Gefangener ist. Bildest du dir ein, Bonteint hätte ihm einen so schlechten Streich gespielt, als er ihn hier einsperren ließ? Er mußte oft aufstehen, ehe noch die Straßenlaternen ausgelöscht waren. Er lief, die Strümpfe verkehrt angezogen, von Thür zu Thür, ließ sich von dem Einen die Zunge zeigen und befühlte dem Andern den Puls. War er auf der einen Seite zu Ende, so fing er auf der anderen von vorne an. Er besudelte sich auf den Kreuz- und Querwegen bis an den Zopf heran, und sein Bauer konnte ihm meistentheils nur geronnene Milch und Schwarzbrot vorsetzen. War er erschöpft wieder zu Hause, hatte er sein warmes Bett wieder aufgesucht, begann er die Süßigkeit des ersten Schlafes zu empfinden, so weckte man ihn ungestüm, um dem Herrn Bürgermeister, der in Folge einer Unverdaulichkeit zu ersticken befürchtete, oder der Frau Bürgermeisterin, die eine Fehlgeburt gehabt, zu Hilfe zu eilen. Jetzt ist er von all diesen Plackereien befreit. Es geht ihm hier wie der Ratte im holländischen Käse. Bonteint hat ihm eine kleine Rente aussetzen lassen, die er als Philosoph verzehrt. Es geht ihm ähnlich, wie es im Evangelium heißt, er läßt nicht Ader und verschreibt keine Purgirmittel, und ist doch wohl genährt, er flickt und näht nicht zusammen, und ist doch in aller Herrlichkeit in einen rothen Rock gekleidet. Wir sind in Wahrheit Narren, wenn wir ihn beklagen, und offenbare Feinde seines Wohlergehens, wenn wir ihn von hier freizumachen suchen."

„Es geht Einem hier gut, mag es sein," erwiderte mein Onkel; „aber mir wäre es lieber, es erginge mir anderswo schlecht. Das hält mich jedoch nicht ab, Pages Auseinandersetzung vollständig beizustimmen, nicht allein, daß das Gefängnis für den Reichen zu milde ist, sondern auch für Jedermann. Wenn man einen Unglücklichen geiselt, so ist es unstreitig hart, nach dem Gesetze zu sagen:

‚Schlage stärker zu, du kannst ihm nicht wehe genug thun;‘ aber man muß sich auch vor dieser unverständigen und kurzsichtigen Philanthropie hüten, die nichts über den Unglücklichen hinaussieht. Wahre Philosophen, wie Guilleraud, wie Millot=Rataut, wie Parlanta, kurz wie wir alle sind, dürfen die Menschen nur in Masse ins Auge fassen, gerade wie man ein Getreidefeld ins Auge faßt. Eine sociale Frage darf immer nur vom Standpunkte des Staatsinteresses aus geprüft werden. Du hast dich durch eine schöne Waffenthat ausgezeichnet, und der König schmückt dich mit dem Ludwigskreuze. Wähnst du, daß Seine Majestät aus Wohlwollen gegen dich und im Interesse deines individuellen Ruhmes dir gestattet, sein gnädiges Bild auf deiner Brust zu tragen? Ach nein, mein tapferer Krieger: es liegt in seinem Interesse und dann in dem des Staates. Es geschieht, damit diejenigen, die gleich dir warmes Blut in ihren Adern haben, deinem Beispiele folgen, sobald sie dich so großmüthig belohnt sehen. Jetzt ein anderes Bild! Anstatt einer rühmlichen That hast du ein Verbrechen begangen; es handelt sich nicht mehr um drei oder vier Menschen, die sich durch ihren Rockkragen von dir unterscheiden: nein, es ist ein guter Bürger deines Landes, den du getödtet hast. Der Richter hat dich zum Tode verurtheilt und der König deine Begnadigung abgeschlagen. Es bleibt dir jetzt nichts mehr übrig als deine Generalbeichte abzulegen und dein Klagelied anzustimmen. Welche Gesinnung hat denn nun dem Richter den Urtheilsspruch über dich eingegeben? Hat er die Welt von dir befreien wollen, wie man einen tollen Hund tödtet, oder dich strafen wollen, wie man ein unartiges Kind züchtigt? Hätte er dich blos von der Gesellschaft absondern wollen, so würde zu dem Zwecke ein sehr tiefes Gefängnis mit sehr dichten Thüren und einem Gitter vor jedem Fenster genügen. Sodann verurtheilt der Richter oft einen Menschen zum Tode, der einen Selbstmord zu begehen ver=

sucht hat, und einen Unglücklichen, von dem er weiß, daß ihm das Gefängnis ein rettender Zufluchtsort sein wird, zum Gefängnis. Legt er also diesen beiden Schelmen gerade das, was sie wünschen, zur Strafe auf? Soll der Tod dem, welchem das Leben zur Last ist, und das Gefängnis dem, welchem es an Brot und Unterkommen fehlt, eine Strafe sein? Der Richter hat nur einen Zweck im Auge: er will diejenigen, die sich durch dein Beispiel zur Nachahmung versucht fühlen könnten, abschrecken."

„‚Volk, hüte dich vor einem Morde', das ist die Bedeutung des über dich gefällten Urtheils. Könntest du an deiner Stelle einen Hampelmann, der dir ähnlich wäre unter das Beil legen, so wäre das dem Richter ganz gleichgiltig; könnte er dich, sogar sobald dir der Henker den Kopf abgeschlagen und ihn dem Volke gezeigt hat, wieder lebendig machen, so bin ich überzeugt, daß er es gern thäte; denn bei dem allen ist der Richter doch ein guter Mensch und möchte nicht, daß seine Köchin ein Huhn unter seinen Augen tödtete."

„Man ruft sehr laut, und du selber stimmst mit ein, es wäre besser, zehn Schuldige freizusprechen als einen Unschuldigen zu verurtheilen. Das ist die kläglichste Albernheit, welche die moderne Philanthropie ausgesprochen hat; sie ist ein antisociales Prinzip. Ich für meine Person behaupte, es ist besser zehn Unschuldige zu verurtheilen als auch nur einen einzigen Schuldigen freizusprechen."

Bei diesen Worten riefen alle Gäste Zeter über meinen Onkel.

„Nein, meiner Treu, ich scherze nicht," erklärte mein Onkel, „und es handelt sich hier um keinen Gegenstand, über den man lachen könnte. Ich spreche hier eine feste, unerschütterliche und schon längst gewonnene Ueberzeugung aus. Die ganze Stadt bemitleidet das Loos eines unschuldig Hingerichteten; die Zeitungen hallen von Klagegeschrei wieder und die Dichter wählen ihn zum Märtyrer ihrer Trauerspiele. Aber wie viele Unschuldige kommen

in den Flüssen, auf den Landstraßen, in den Bergwerken und selbst in den Werkstätten um, zermalmt unter dem gefräßigen Zahne der Maschinen, dieser gigantischen Thiere, die einen Menschen ohne sein Wissen packen und ihn unter deinen Augen vernichten, ohne daß du ihm Hilfe bringen könntest. Gleichwohl entlockt dir ihr Tod kaum einen Schreckensausruf, du gehst vorüber und einige Schritte weiter denkst du nicht mehr daran; du denkst nicht einmal daran, beim Essen mit deiner Frau davon zu sprechen. Am folgenden Tage verscharrt ihn die Zeitung in einem Winkel ihres Blattes; sie bestreut ihn mit einigen Zeilen plumper Prosa, und alles ist zu Ende! Weshalb diese Gleichgiltigkeit gegen den Einen und diese Ueberfülle von Mitleid mit dem Andern? Weshalb bei dem Tode des Einen mit einer Schelle und bei dem Tode des Andern mit der großen Glocke läuten? Ist denn ein Richter, der sich irrt, ein schrecklicherer Unfall, als ein Eilwagen, der umstürzt oder eine Maschine, die in Unordnung geräth? Bilden die in meinem Sinne Unschuldigen in der Gesellschaft nicht eine eben so große Lücke wie die deinigen? Lassen sie nicht eben so wie die deinigen ein Weib als Witwe und Kinder als Waisen zurück?"

„Sicherlich ist es nichts Angenehmes, für einen Anderen auf das Schaffot zu gehen, und würde das mir, der ich zu euch rede, widerfahren, so würde ich mich gewaltig dagegen sträuben; allein was hat das wenige Blut, welches der Henker vergießt, in Bezug auf die Gesellschaft zu bedeuten? Nicht mehr als der Tropfen, der aus einem Wasserbehälter rinnt, als die Eichel, die von der Eiche fällt. Ein von einem Richter unschuldig Verurtheilter ist eine Folge der Gerichtseinrichtung, wie der Fall eines Dachdeckers von einem Hause die Folge davon ist, daß der Mensch sich von einem Dache zu ernähren sucht. Auf tausend Flaschen, die ein Arbeiter füllt, zerbricht mindestens eine; auf tausend Urtheilssprüche, die ein Richter fällt,

muß einer mindestens verkehrt sein; es ist dies ein vorhergesehenes, nothwendiges Uebel, gegen welches es kein anderes Abhilfsmittel geben könnte, als alle Gerichtsbarkeit aufzuheben. Denke dir, eine alte Frau verlese Linsen: was würdest du wohl von ihr sagen, wenn sie aus Furcht eine gute auf die Erde zu werfen, allen Abgang behielte? Verhielt es sich nicht eben so mit einem Richter, der aus Furcht einen Unschuldigen zu verurtheilen, zehn Schuldige freisprechen würde?"

„Ferner ist die Verurtheilung eines Unschuldigen sehr selten: sie macht in den Jahrbüchern der Gerichtswelt Epoche. Es ist fast unmöglich, daß gegen einen Menschen ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen stattfinden sollte, die ihn in unwiderlegbarer Weise verdächtigen. Aber selbst wenn es so sein sollte, behaupte ich, daß in der Haltung eines Angeklagten, in seinem Blicke, in seinen Geberden, in dem Tone seiner Stimme Elemente eines überzeugenden Beweises liegen, dem sich der Richter nicht entziehen kann. Sodann ist der Tod eines Unschuldigen nur ein privates Unglück, während die Freisprechung eines Schuldigen ein öffentliches Unglück ist. Der Verbrecher lauscht an der Thüre deiner Gerichtssäle; er weiß, was vorgeht, er berechnet die Aussichten auf Rettung, die ihm deine Nachsicht gewährt, er klatscht dir Beifall, wenn er dich aus übertriebener Rücksicht einen Schuldigen freisprechen sieht, denn ihn selber sprichst du frei. Das Recht soll freilich nicht zu streng sein, ist es aber zu nachsichtig, so verzichtet es, so annullirt es sich selber. Sobald die zum Verbrechen prädestinirten Menschen sich ihren Instinkten ohne Furcht überlassen, so sehen sie in ihren Träumen nicht mehr das unheilvolle Gesicht des Henkers; zwischen ihnen und ihren Opfern giebt es kein aufgeschlagenes Schaffot mehr; sie nehmen dir dein Geld, sobald sie es gebrauchen, und dein Leben, sobald es ihnen störend wird. Du klatschest dir Beifall, ehrliche Seele, weil du

einen Schuldigen vor dem Beile gerettet hast! ... aber du hast zwanzig durch den Dolch dem Tode überliefert: neunzehn Mordthaten bleiben auf deiner Rechnung."

„Und jetzt komme ich auf das Gefängnis zurück. Soll das Gefängnis einen heilsamen Schrecken einflößen, so muß es ein Ort des Zwanges und des Elendes sein; gleichwohl giebt es in Frankreich fünfzehn Millionen Menschen, die in ihren Häusern elender daran sind als der Gefangene hinter dem Riegel. Allzuglücklich wäre der Landmann, wenn er sein Glück kennen würde! sagt der Dichter. In einem Hirtenliede ist das ganz gut. Der Landmann ist wie die Distel auf dem Berge: kein Sonnenstrahl trifft ihn, der ihn nicht glühend heiß machte, kein Nordwind, der ihm nicht schaden, kein Platzregen, den er nicht aushalten müßte. Er arbeitet vom Morgen- bis zum Abendläuten; er hat einen alten Vater und kann ihm die Bitterkeit des Alters nicht versüßen; er hat eine schöne Frau und kann ihr nur Lumpen geben; er hat Kinder, einen verhungerten Kinderschwarm, der unaufhörlich Brot verlangt und oft hat er nur Brosamen im Backtroge. Der Gefangene dagegen ist warm gekleidet und genügend ernährt. Bevor er ein Stück Brot in den Mund nimmt, braucht er es nicht zu verdienen. Er lacht, er singt, er spielt, er schläft, so lange er will, auf seinem Stroh und ist dabei noch immer der Gegenstand des öffentlichen Mitleids. Barmherzige Personen bilden einen Verein, um ihm seine Gefangenschaft weniger drückend zu machen, und machen sie ihm so leicht, daß sie ihm weniger zur Strafe als zur Belohnung gereicht. Schöne Damen lassen seinen Topf kochen und füllen ihm die Suppe auf; sie halten ihm eine Sittenpredigt in Begleitung von Weißbrot und Fleisch. Gegenüber der bedürftigen Freiheit, welche die Landarbeit oder die Werkstätte gewährt, wird dieser Mensch sicherlich die sorglose und fröhliche Gefangenschaft im Kerker vorziehen."

„Das Gefängnis muß für die Stadt die Hölle sein; ich wünschte, es erhöbe sich mitten auf dem Marktplatze, düster und schwarz wie das Gewand des Richters; es schleuderte durch seine kleinen, vergitterten Fenster gleichsam unheimliche Blicke auf die Vorübergehenden; es ertönte aus seinem Umkreise statt des Gesanges nur Kettengerassel oder Hundegebell; der Greis müßte sich fürchten unter seinen Mauern zu ruhen, das Kind nicht wagen, in seinem Schatten zu spielen, der verspätete Bürger einen Umweg machen, und sich von ihm entfernen, wie er sich von dem Kirchhofe fern hält. Nur unter dieser Bedingung wird dir das Gefängnis das Resultat gewähren, welches du dir von ihm versprichst."

Mein Onkel würde vielleicht noch Reden halten, wenn nicht Herr Minxit angelangt wäre, um seine Beweisgründe kurz abzuschneiden. Er triefte vor Schweiß, athmete wie ein an den Strand gerathenes Meerschwein und war roth wie das Besteck meines Onkels.

„Benjamin," rief er, sich die Stirn trocknend, „ich wollte dich eben holen, um mit mir zu frühstücken."

„Wie meinen Sie das, Herr Minxit?" riefen alle Gäste auf einmal.

„Wahrhaftig, das ist sehr einfach: Benjamin ist frei; das ist das ganze Räthsel. Hier ist Bonteints Quittung," fügte er hinzu, indem er ein Papier aus der Tasche zog und es Boutron hinreichte.

„Bravo, Herr Minxit!" und alle erhoben die Gläser und tranken auf Herrn Minxits Gesundheit. Machecourt versuchte sich zu erheben, aber er fiel auf seinen Stuhl zurück, er hatte aus Freude fast den Gebrauch seiner Sinne verloren. Benjamin warf zufällig einen Blick auf ihn und schrie auf:

„Was Tausend, Machecourt, bist du denn närrisch? Trinke auf Minxits Gesundheit oder ich lasse dir sofort zur Ader."

Machecourt erhob sich mechanisch, leerte sein Glas mit einem einzigen Zuge und begann zu weinen.

„Mein guter Herr Minxit,“ begann Benjamin, „Sie . . .“

„Gut, gut,“ erwiderte dieser, „ich begreife schon, was da kommen soll; du schickst dich an, mir eine Dankrede zu halten. Ich entbinde dich davon, mein armer Junge; um meiner dummen Augen willen und nicht deinetwegen hole ich dich hier heraus; du weißt wohl, daß ich mich ohne dich nicht behelfen kann. Wahrhaftig, meine Herren, bei allen Handlungen, und wenn sie uns auch noch so edelmüthig erscheinen mögen, liegt doch immer nur Egoismus zu Grunde. Wenn diese Maxime nicht tröstlich ist, so trage ich nicht die Schuld, aber sie ist wahr.“

„Herr Boutron,“ fragte Benjamin, „ist Bonteints Quittung in der Ordnung?“

„Ich sehe nichts Mangelhaftes daran als einen dicken Klecks, den der ehrliche Tuchhändler wahrscheinlich als Schnörkel hinzugefügt hat.“

„In diesem Falle gestatten Sie mir, meine Herren,“ sagte Benjamin, „daß ich mich meiner lieben Schwester mit dieser angenehmen Nachricht selbst ankündige.“

„Ich begleite dich,“ versetzte Machecourt, „ich will Zeuge ihrer Freude sein; seit dem Tage, wo Gaspard auf die Welt gekommen ist, bin ich nie so glücklich gewesen.“

„Sie werden verzeihen . . .“ sagte Minxit, sich zu Tische setzend. „Herr Boutron, ein Couvert. Uebrigens lade ich Sie, meine Herren, zur Entschädigung für heute Abend nach Corvol zum Nachmahl ein.“

Dieser Vorschlag wurde von allen Gästen mit Beifall angenommen. Nachdem sie gefrühstückt hatten, zogen sie sich bis zur Abfahrtsstunde nach dem Café zurück.

17. Eine Reise nach Corvol.

Der Kellner meldete meinem Onkel, daß eine alte Frau, die ihn zu sprechen wünschte, draußen vor der Thür stände.

„Laß sie eintreten," sagte Benjamin, „und setze ihr etwas vor, damit sie sich erfrische."

„Gern," erwiderte der Kellner, „allein die Sache ist nur die, daß die Alte durchaus nichts Verlockendes hat: sie ist zerlumpt und weint Thränen, so dick wie mein kleiner Finger."

„Sie weint!" rief mein Onkel, „und weshalb, du närrischer Kerl, hast du mir das nicht sofort gesagt?" Und er ging eilig hinaus.

Die alte Frau, die nach meinem Onkel verlangte, vergoß in der That dicke Thränen, die sie mit einem alten Lappen von rothem Kattune abtrocknete.

„Was haben Sie denn, meine Gute?" fragte Benjamin sie mit einem Tone von Höflichkeit, wie er ihn nicht gegen Jedermann anzunehmen pflegte, „und womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sie müssen mich," versetzte die Alte, „nach Sembert begleiten, um meinen kranken Sohn zu besichtigen."

„Sembert! Das ist ja wohl das Dorf, welches auf dem Gipfel des Mont-le-Duc liegt? Das ist ja schon auf dem halben Wege zum Himmel. Nun einerlei, ich werde morgen gegen Abend bei Ihnen sein."

„Wenn Sie nicht heute kommen," entgegnete die Alte, „so wird morgen der Priester mit seinem schwarzen Kreuze kommen, und vielleicht ist es jetzt schon zu spät, denn mein Sohn leidet an einem Karfunkel."

„Das ist allerdings für Ihren Sohn wie für mich böse . . . aber könnten Sie sich nicht vielleicht an meinen Collegen Arnout wenden?"

„Ich bin schon bei ihm gewesen, aber da er unsere

Noth kennt und weiß, daß ich ihn für seine Besuche nicht bezahlen kann, wollte er sich nicht stören lassen."

„Wie," sagte mein Onkel, „Sie können Ihren Arzt nicht bezahlen? Das ist etwas Anderes, dann geht es mich an. Ich bitte Sie nur um so viel Zeit, um noch ein kleines Glas Wein, das ich auf dem Tische stehen habe, auszutrinken, und dann folge ich Ihnen. Uebrigens werden wir China gebrauchen; da, nehmen Sie diesen Thaler und kaufen Sie bei Periez einige Unzen davon; Sie können ihm sagen, daß ich nicht Zeit hatte, erst ein Recept zu schreiben."

Eine Viertelstunde später wanderte mein Onkel, Seite an Seite mit der alten Frau, diese unbebauten und wilden Bergabhänge entlang, die in der Vorstadt Bethlehem ihren Anfang nehmen und auf der ausgedehnten Hochebene enden, auf welcher der Weiler Sembert gelegen ist.

Die Gäste des Herrn Minxit brachen ihrerseits in einem mit vier Gäulen bespannten Leiterwagen auf. Die Bewohner der Vorstadt Beuvron hatten sich mit ihrem Lichte in der Hand auf der Schwelle ihrer Hausthüren aufgestellt, und es war in der That eine Merkwürdigkeit, mit der sich eine Mondfinsternis nicht messen konnte. Arthus sang: „Sobald die Lichter glühn", Guillerand: „Malborough zieht in den Krieg", und der Dichter Millot, den man, weil er nicht mehr ganz fest auf den Beinen stand, an eine Wagenleiter gebunden hatte, stimmte sein großes Weihnachtslied an. Herr Minxit hatte einen ungewöhnlichen Aufwand entfaltet; er gab seinen Gästen ein wahrhaft denkwürdiges Abendessen, von dem man noch heute in Corvol redet. Leider hatte er die Gläser so häufig kredenzt, daß schon beim zweiten Gange seine Gäste ihre Gläser nicht mehr erheben konnten. Inzwischen langte Benjamin an. Er war vor Müdigkeit erschöpft, und seine Laune war gräßlich, denn sein Kranker war ihm unter den Händen gestorben, und er war unterwegs zweimal hingestürzt.

Aber vor einem weißen, mit Weinflaschen bedeckten Tischtuche hielten bei ihm weder Widerwärtigkeiten noch Kummer Stand: er setzte sich deshalb an den Tisch, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Deine Freunde," sagte Herr Minxit zu ihm, „sind Schwächlinge; als Gerichtsleute, Kirchendiener und Schulmeister hätte ich sie für stärker gehalten; ich werde nicht die Genugthuung haben, ihnen Champagner anbieten zu können. Sieh nur, Machecourt erkennt dich nicht wieder, und Guillerand hält Arthus seine Dose anstatt seines Glases hin."

„Was wollen Sie?" erwiderte Benjamin, „nicht jeder hat Ihre Kraft, Herr Minxit."

„Ja," versetzte der brave Mann, der sich über dieses Compliment sehr geschmeichelt fühlte; „aber was wollen wir mit all diesen angetrunkenen Burschen machen? Ich habe nicht Betten für sie alle, und sie sind außer Stande, heute Abend nach Clamecy zurückzukehren."

„Ei, das braucht Sie nicht in Verlegenheit zu setzen; lassen Sie in Ihrer Scheune Stroh ausbreiten und sie, je nachdem sie einschlafen, auf diese Streu tragen; damit sie nicht den Schnupfen bekommen, kann man sie mit der großen Schilfmatte zudecken, die Sie auf Ihre Radieschenbeete legen, um sie vor Frost zu schützen."

„Du hast meiner Treu Recht," sagte Herr Minxit.

Er ließ zwei Musikanten kommen, stellte sie unter des Sergeanten Befehl, und der von meinem Onkel angegebene Plan wurde nun in seinem ganzen Umfange ausgeführt. Millot schlief zuerst ein. Der Sergeant nahm ihn auf seine Schulter und trug ihn wie einen Uhrkasten fort. Rapins, Parlantas und der Uebrigen Transport bot keine ernsten Schwierigkeiten dar; als man aber an Arthus kam, fand man ihn so schwer, daß man ihn an Ort und Stelle schlafen lassen mußte. Was meinen Onkel anlangt, so hatte er erst manches Glas Champagner geleert; dann be-

gab er sich festen Schrittes nach der Scheune und wünschte ihnen guten Abend.

Als sich Herrn Minxits Gäste am nächsten Morgen erhoben, glichen sie Zuckerhüten, die man aus ihrer Verpackung genommen, und man mußte alle Hausleute in Requisition setzen, um sie von dem Stroh, in welches sie gehüllt waren, zu befreien. Als sie den zweiten Gang, den sie den Abend vorher unberührt gelassen, zum Frühstück verzehrt hatten, trabten ihre vier Pferde mit ihnen munter nach Hause.

Ohne einen kleinen Unfall, der ihnen unterwegs zustieß, wären sie ganz glücklich in Clamecy angekommen. Ihr Wagen, von der Peitsche fortwährend in schneller Gangart unterhalten, sank in eines der tausendfachen Löcher, mit denen der Weg zu damaliger Zeit besäet war, und sie fielen buntdurcheinander in den Schmutz. Der Dichter Millot, stets vom Unglück heimgesucht, hatte das Mißgeschick, unter Arthus zu liegen zu kommen.

Zum Glück für seinen Rock war Benjamin zu Corvol geblieben. Herr Minxit hatte an diesem Tage alle angesehene Leute der Umgegend zu Tische und unter Anderen zwei Edelleute. Der eine dieser erlauchten Gäste war Herr von Pont=Casse, rother Musketier; der andere war ein Musketier derselben Farbe, ein Freund des Herrn von Pont=Casse und von diesem eingeladen, einige Wochen auf dem Ueberreste seines Schlosses zuzubringen. Herr von Pont=Casse, über den wir unsere Leser bereits unterrichtet, hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, die Einbußen, die sein Vermögen erlitten, durch Herrn Minxits Reichthum wieder auszugleichen, und er ging um Arabella fleißig herum, obgleich er oft sagte, sie wäre ein aus dem Urine erzeugtes Insect. Diese hatte sich durch sein geziertes Benehmen verführen lassen. Sie fand ihn mit seinen welken Federn weit schöner und mit seinem höfischen Schwall weit liebenswürdiger als meinen Onkel mit seinem

anspruchslosen Geiste und seinem rothen Rocke; allein Herr Minxit, der nicht allein ein Mann von Geist, sondern auch von gesunder Vernunft war, theilte diese Ansicht durchaus nicht. Herr von Pont=Casse hätte Oberst sein können und er hätte ihm seine Tochter doch nicht gegeben. Er hatte Benjamin zum Mittagbrote zurückbehalten, damit Arabella einen Vergleich zwischen ihren beiden Anbetern anstellte, der seines Erachtens unmöglich zum Vortheile des Musketiers ausfallen konnte, und weil er auch darauf rechnete, daß mein Onkel das Flitterwesen der beiden Edelleute in Schatten stellen und ihren Stolz demüthigen würde.

Vor dem Essen machte Benjamin einen Ausflug nach dem Dorfe. Als er aus Herrn Minxits Hause heraustrat, gewahrte er ein Paar Officiere, die die Mitte der Straße einnahmen, und sich nicht einmal von der Post hätten verdrängen lassen, was den Bauern große Bewunderung einflößte. Mein Onkel war nicht der Mann dazu, sich von Vorurtheilen leiten zu lassen; gleichwohl hörte er, wie einer dieser Krautjunker, als er an ihnen vorüberschritt, zu seinem Kameraden sehr deutlich sagte:

„Sieh, dieser komische Kauz will Fräulein Minxit heirathen."

Mein Onkel hatte einen Augenblick Lust, sie zu fragen, weshalb sie ihn so komisch fänden; aber obgleich er sich in der Regel sehr wenig um Anstand kümmerte, so überlegte er doch, daß es nicht anständig sein würde, sich dem Urtheile der Bewohner Corvols auszusetzen. Er that deshalb, als ob er nichts gehört hätte, und trat in das Haus des ihm befreundeten Notars.

„Draußen auf der Straße," erzählte er diesem, „bin ich so eben zwei Arten mit Federbüschen geschmückten Seekrebsen begegnet, die mich förmlich beleidigt haben. Kannst du mir vielleicht sagen, zu welcher Familie der Krustenthiere diese komischen Käuze gehören?"

„O zum Teufel," erwiderte der Notar wie erschreckt,

wende deine Witzeleien nicht nach dieser Richtung; der Eine von ihnen, der Herr von Pont-Casse, ist der gefährlichste Duellant unserer Zeit, und von allen, die ihm auf dem Kampfplatze gegenübergestanden, ist keiner heil und gesund zurückgekehrt."

„Wir werden ja sehen," versetzte mein Onkel.

Als es auf dem Kirchthurm des Marktfleckens zwei Uhr geschlagen hatte, nahm er seinen Freund, den Notar, unter den Arm und begab sich mit ihm zu Herrn Minxit; die Gesellschaft war bereits versammelt, und man wartete nur noch auf sie, um sich zu Tische zu setzen.

Die beiden Krautjunker, die sich unter diesen Bauern gleichsam in einem eroberten Lande wähnten, bemächtigten sich von Anfang an des Gespräches. Herr von Pont-Casse hörte nicht auf sich den Bart zu kräuseln so wie vom Hofe, von seinen Duellen und seinen verliebten Heldenthaten zu schwatzen. Arabella, die nie so herrliche Dinge gehört, empfand bei seinen Erzählungen großes Vergnügen. Mein Onkel bemerkte es wohl; aber da ihm Fräulein Minxit gleichgiltig war, so glaubte er es nicht beachten zu brauchen. Aergerlich über die geringe Wirkung, die er auf Benjamin ausübte, erlaubte sich Herr von Pont-Casse einige Anspielungen auf ihn zu machen, die an Unverschämtheit grenzten; aber sich seiner Kraft bewußt, würdigte ihn mein Onkel keiner Beachtung und beschäftigte sich nur mit seinem Glase und seiner Serviette. Herr Minxit ärgerte sich über diesen sorglosen Heißhunger seines Helden.

„Du verstehst wohl nicht, was Herr von Pont-Casse sagen will?" rief der alte Herr. „Woran denkst du, Benjamin?"

„An das Essen, Herr Minxit, und ich rathe Ihnen, es eben so zu machen; denn dazu haben Sie uns eingeladen, wie ich denke?"

Herr von Pont-Casse besaß zu viel Stolz, um zu glauben, daß man ihn schonen könnte; er hielt das Schwei-

gen meines Onkels für ein Geständnis seiner geringeren Bildung und ging nun zu directeren Angriffen über.

„Ich habe Sie Rathery anreden hören," sagte er zu Benjamin; „ich kannte einen Rathery, das heißt ich sah ihn, denn dergleichen Leute kennt man nicht, unter den Stallknechten des Königs; sollte das vielleicht ein Verwandter von Ihnen sein?"

Mein Onkel spitzte die Ohren wie ein Roß, das einen Peitschenhieb erhielt.

„Herr von Pont-Casse," erwiderte er, „die Rathery haben sich nie zu Hofbedienten hergegeben, in welcher Uniform es auch sein mochte. Die Rathery haben eine stolze Seele, mein Herr; sie wollen nur das Brot essen, das sie verdienen, und sie bezahlen nebst einigen Millionen Anderen den Sold dieses Bedientenpackes von allen Farben, welches man auch wohl unter dem Namen Hofleute zu bezeichnen pflegt."

In der Versammlung trat ein feierliches Schweigen ein, und jeder warf meinem Onkel einen beifälligen Blick zu.

„Herr Minxit," fügte er hinzu, „geben Sie mir gefälligst ein Stück von dieser Fleischpastete; sie ist ausgezeichnet. Und ich möchte wetten, daß der Hase, aus der man sie bereitet hat, nicht von adeliger Abkunft war."

„Mein Herr," sagte der Freund des Herrn Pont-Casse, indem er eine herausfordernde Haltung annahm, „was wollen Sie mit Ihrem Hasen sagen?"

„Daß ein adeliger," entgegnete mein Onkel kalt, „zu einer Pastete nicht taugen würde. Das ist alles, was ich damit sagen wollte."

„Meine Herren," bemerkte Herr Minxit, „selbstverständlich dürfen Ihre Auseinandersetzungen die Grenzen des Scherzes nicht überschreiten."

„Selbstverständlich," sagte Herr von Pont-Casse; „im Ernste würden die Anspielungen des Herrn von Rathery

ganz dazu angethan sein, zwei Officiere des Königs, die nicht wie er die Ehre haben, bürgerlich zu sein, anzutasten. Bei seinem rothen Rocke und seinem langen Degen hatte ich ihn jedoch anfänglich für einen der Unserigen genommen, und ich zittere noch, wie jener Mann, der im Begriff stand eine Schlange für einen Aal zu halten, wenn ich daran denke, daß ich beinahe mit ihm fraternisirt hätte. Erst dieser lange Zopf, der zwischen seinen Schultern hin und her wedelt, hat mich aus meinem Irrthum gerissen."

„Herr von Pont-Casse!" rief Herr Minxit, „ich kann nicht dulden . . ."

„Lassen Sie, mein guter Herr Minxit," unterbrach ihn mein Onkel, „Unverschämtheit ist die Waffe derjenigen, welche die geschmeidige Gerte des Scherzes nicht zu handhaben wissen; ich meinerseits habe mir hinsichtlich des Herrn von Pont-Casse keinen Irrthum vorzuwerfen, denn ich habe ihn noch nie beachtet."

„Gut gesprochen!" bemerkte Herr Minxit.

Der Musketier, der sich auf seine Geschicklichkeit, Andere in geistreicher Weise aufzuziehen, etwas zu Gute that und recht wohl wußte, daß in Geistes- wie in Degenkämpfen das Glück wetterwendisch ist, verlor trotzdem nicht den Muth.

„Wissen Sie wohl, Herr Rathery, Herr Chirurg Rathery," fuhr er fort, „daß es zwischen unseren beiden Berufsarten mehr Analogien giebt, als Sie vielleicht denken? Ich möchte meinen Brandfuchs gegen Ihren rothen Rock verwetten, daß Sie in diesem Jahre schon mehr Leute getödtet haben, als ich in meinem letzten Feldzuge."

„Sie würden gewinnen, Herr von Pont-Casse," versetzte mein Onkel kalt; „denn in diesem Jahre habe ich das Unglück gehabt, einen Kranken zu verlieren: er starb gestern an der Karfunkel."

„Bravo, Benjamin; bravo, das Volk!" rief Herr Minxit, der seine Freude nicht länger zurückhalten konnte. „Sie

sehen, Herr Edelmann, daß nicht alle Leute von Geist am Hofe sind."

„Sie sind mehr denn jeder Andere davon ein Beweis, Herr Minxit," antwortete der Musketier, die Kränkung über seine Niederlage unter einer heiteren Stirn verbergend.

Mit Ausnahme der beiden Edelleute hielten während dieser Zeit alle Gäste ihre Gläser Benjamin hin und stießen herzlich mit ihm an.

„Herr Benjamin Rathery soll leben," rief Herr Minxit, „der Rächer des verkannten und beleidigten Volkes!"

Das Diner zog sich bis zum Abend hin. Mein Onkel bemerkte wohl, daß Fräulein Minxit einige Zeit nach Herrn von Pont-Casse verschwunden war; aber er war mit dem Beifall, den man ihm reichlich spendete, allzusehr beschäftigt, um seiner Braut Beachtung zu schenken. Gegen zehn Uhr nahm er von Herrn Minxit Abschied. Dieser begleitete ihn bis ans Ende des Dorfes und ließ sich von ihm das Versprechen geben, daß die Hochzeit in acht Tagen stattfinden sollte. Als sich Benjamin der Mühle von Trucy gegenüber befand, hörte er vor sich sprechen, und er glaubte die Stimmen Arabellas und ihres edelen Anbeters zu unterscheiden.

Aus Rücksicht auf Fräulein Minxit wollte Benjamin sie nicht in dieser Stunde mit einem Musketier auf freiem Felde überraschen. Er verbarg sich deshalb unter den Zweigen eines großen Nußbaumes und wartete, um seinen Weg fortzusetzen, bis die beiden Liebenden vorübergegangen wären. Er hatte es schwerlich darauf abgesehen, Arabella ihre kleinen Geheimnisse abzulauschen; allein der Wind trug sie zu ihm herüber, und wider seinen Willen mußte er sie anhören.

„Ich weiß ein Mittel, ihn uns vom Leibe zu schaffen," sagte Herr von Pont-Casse; „ich werde ihm eine Herausforderung schicken."

„Ich kenne ihn," erwiderte Arabella; „es ist ein Mensch von unbeugsamem Muthe und sollte er gewiß sein, auf der Stelle getödtet zu werden."

„Desto besser, dann werde ich ihn für immer aus dem Wege räumen."

„Ja, aber erstlich will ich nicht Mitschuldige an einem Morde sein; dann liebt mein Vater diesen Mann vielleicht mehr als mich, seine einzige Tochter; ich werde nie meine Einwilligung dazu geben, daß Sie den besten Freund meines Vaters tödten."

„Sie sind mit Ihren Bedenklichkeiten reizend, Arabella; ich habe mehr als einen für ein Wort, das mir mißfiel, getödtet, und dieser Elende, der einen unbändigen Geist besitzt, hat sich bitter an mir gerächt; um alles in der Welt möchte ich nicht, daß man das, was heute Abend am Tische Ihres Vaters geredet wurde, bei Hofe wüßte. Um Ihnen jedoch nicht zuwider zu sein, werde ich mich begnügen, ihn zum Krüppel zu machen. Wenn ich ihm zum Beispiel die Flechse der Kniescheibe zerschlüge, so würde Ihnen das einen rechtlichen Grund geben, die Annahme seiner Hand zu verweigern."

„Aber wenn Sie selbst nun unterlägen, Hector!" entgegnete Fräulein Minxit mit ihrer zärtlichen Stimme.

„Ich, der ich die gewandtesten Fechtkünstler der Armee in die Unterwelt befördert habe, den tapferen Bellerive, den schrecklichen Desrivieres, den furchtbaren Chateaufort, ich sollte vor dem Schläger eines Arztes unterliegen! Sie beleidigen mich, schöne Arabella, wenn Sie mich einem solchen Zweifel aussetzen! Sie wissen also nicht, daß ich meiner Degenstiche eben so sicher bin, als Sie Ihrer Nadelstiche? Bezeichnen Sie selbst den Ort, wo Sie wünschen, daß er getroffen werden soll, und es wird mir eine Freude bereiten, Ihnen diese Galanterie zu erweisen."

Die Stimmen entfernten sich; mein Onkel kam aus seinem Versteckorte hervor und setzte seinen Weg nach

Clamecy ruhig fort, gemüthlich mit sich selbst den Entschluß besprechend, den er zu fassen hatte.

18. Was mein Onkel mit sich selbst über das Duell spricht.

Der Herr von Pont-Casse will mich zum Krüppel machen, er hat es Fräulein Minxit versprochen, und ein Paladin unter den Musketieren ist nicht der Mann dazu, sein Wort zu brechen.

Was soll ich nun in dieser Lage machen? Soll ich mich von Herrn von Pont-Casse mit der Folgsamkeit eines Pudels, den das Secirmesser untersucht, tödten lassen, oder soll ich die Ehre, die er mir anzuthun geruht, von mir ablehnen! Das Interesse des Herrn von Pont-Casse erheischt, daß ich an Krücken gehe, das ist möglich; aber ich für meine Person sehe nicht ein, weshalb ich ihm diesen Gefallen thun soll. Ich halte sehr wenig auf Fräulein Minxit, obgleich ihr eine Mitgift von hunderttausend Francs zur Zierde gereicht; aber ich halte viel auf die Unverletztheit meiner Person, und ich bin, wie ich mir zu schmeicheln wage, ein so hübscher Junge, daß man dies nicht für eine lächerliche Anmaßung halten wird. Du sagst: ist man zu einem Zweikampfe herausgefordert, so muß man sich auch schlagen; aber sage mir doch gefälligst, wo das geschrieben steht: in den Pandecten, in den Kapitularien Karls des Großen, in den Geboten Gottes oder in denen der Kirche? Und nun zunächst Sie, Herr von Pont-Casse, ist denn das Wagnis zwischen Ihnen und mir ganz gleich? Sie sind Musketier und ich bin Arzt; Sie sind in der Fechtkunst Meister, und ich verstehe nur mit der Bistouri und der Lancette umzugehen; dem Anscheine nach machen Sie sich kein größeres Bedenken daraus, einem Menschen ein Glied zu zerschmettern als einer Fliege einen Flügel auszureißen, und ich erschrecke vor Blut. Wäre die An-

nahme Ihrer Herausforderung meinerseits nicht eben so lächerlich, als wenn ich auf die Herausforderung eines Seiltänzers auf dem ausgespannten Seile gehen oder auf die Zumuthung eines Professors der Schwimmkunst über einen Meeresarm schwimmen wollte? Und selbst wenn die Aussichten unter uns gleich wären, muß man denn beim Abschlusse eines Vertrages immer auf Gewinn hoffen? Was könnte ich wohl dabei gewinnen, wenn ich Sie tödtete? Und wo steckte erst der Gewinn für mich, wenn ich von Ihnen getödtet würde? Sie sehen also wohl, daß ich in beiden Fällen immer zu kurz kommen würde.

Ist man zu einem Zweikampfe herausgefordert, so muß man sich auch schlagen, wiederholst du. Wenn mich ein Mörder mitten auf der Straße an einer Waldesecke anfiele, so würde ich mir kein Bedenken daraus machen, ihm mit meinen geschwinden Beinen zu entlaufen; und nun sollte ich mich, weil es ein salonfähiger Mörder ist, der mir eine Herausforderung auf den Hals schickt, auf die Spitze seines Degens werfen müssen?

Wenn dir eine Person, die du nur dadurch kennst, daß du ihr aus Versehen auf den Fuß getreten hast, schreibt: „Mein Herr, finden Sie sich zu dieser oder jener Stunde, hier oder dort ein, damit ich zur Genugthuung der mir von Ihnen zugefügten Beleidigung die Befriedigung haben kann, Ihnen die Kehle abzuschneiden," so mußt du nach deiner Ansicht den Befehlen dieses Jemands nachkommen und dich obendrein noch sehr hüten, ihn warten zu lassen. Es ist etwas höchst Befremdendes, daß Leute, die nicht tausend Francs wagen würden, um ihrem Freunde die Ehre, ihrem Vater das Leben zu retten, ihr eigenes Leben in einem Duelle um eines zweideutigen Wortes oder eines schiefen Blickes willen auf das Spiel setzen. Aber was hat das Leben denn dann für eine Bedeutung? Es ist also kein Gut mehr, das allen anderen erst ihren Werth verleiht? Es ist also ein werthloser Lappen, den man dem Lumpen=

händler zuwirft, oder ein unkenntbares Geldstück, das man dem ersten besten Blinden überläßt, der unter deinem Fenster singt? Man verlangt von mir, ich soll mein Leben dem Degen des Herrn von Pont-Casse preisgeben, und verlöre ich in irgend einem Kartenspiele an ihn hundert Francs, so wäre mein Ruf für immer verloren: der geringste Schuhflicker würde mich nicht zum Schwiegersohn haben wollen. Nach ihnen muß ich also mit meinem Leben verschwenderischer umgehen als mit meinem Gelde? Und ich, der ich stolz darauf bin, ein Philosoph zu sein, sollte mein Gewissen nach den Ansichten solcher Casuisten regeln?"

Was ist denn eigentlich dieses Publikum, das sich zum Richter unserer Handlungen aufwirft? Krämer, die mit falschem Gewicht verkaufen; Tuchhändler, die eine falsche Elle führen; Schneider, die ihre Kinder auf Kosten ihrer Kunden kleiden; Rentiers, die Wucher treiben; Familienmütter, die sich Geliebte halten, und in Summa ein Haufen von Heimchen und Cicaden, die nicht wissen, was sie singen, von albernen Tröpfen, die ja sagen und nicht wissen warum, ein Areopag von Dummköpfen, der nicht fähig ist, seine Beschlüsse zu begründen. Es wäre wahrhaftig schön, wenn ich, ein Arzt, um deswillen, weil diese Maulaffen behaupten, der heilige Hubert heile die Tollwuth, mir herausnehmen wollte, einen Wasserscheuen in die Ardennen zu schicken, um vor der Jagd dieses großen Heiligen zu knien! Wähle dir übrigens diejenigen, welche sich mit dem Namen von Gelehrten schmücken, und du wirst sehen, wie consequent sie sich selber bleiben: ihre Philosophen stoßen lautes Geschrei aus, wenn man ihnen von diesen armen Frauen von Malabar erzählt, die sich lebendig und in vollem Schmuck auf den Scheiterhaufen ihres Gatten werfen; und sobald sich zwei Männer um eines Pfifferlinges willen die Kehle abschneiden, dann erkennen sie ihnen eine Krone des Heldenmuthes zu.

Wenn ich die gesunde Vernunft besitze, eine Heraus-

forderung abzulehnen, so sagst du, ich sei ein Feigling. Aber was ist denn nach dir die Feigheit? Wo findest du, wenn die Freiheit darin besteht, vor einer unnützen Gefahr zurückzuweichen, einen muthigen Mann? Wer bleibt wohl, wenn sein Dach über seinem Haupte kracht und in Flammen steht, in seinem Bette und träumt ruhig weiter? Wer ruft nicht, wenn er ernstlich krank ist, den Arzt zu seiner Hilfe? Wer endlich sucht nicht, sobald er in den Fluß fällt, sich an den Sträuchern am Ufer festzuhalten? Noch einmal, was ist denn dieses Publikum? Ein Feigling, der die Verwegenheit predigt. Nehmen wir an, statt meiner, Benjamin Ratherys, sei es das Publikum selber, welches Herr von Pont-Casse zum Zweikampf herausfordert. Wie viele unter dieser Masse werden seine Herausforderung wohl anzunehmen wagen? Und was für ein anderes Publikum giebt es überdies für den Philosophen als denkende und urtheilende Menschen? Und ist nicht gerade in den Augen solcher Menschen das Duell das albernste wie das barbarischste aller Vorurtheile? Was beweist die Logik, die man in einem Fechtsaale lernt? Ist nicht ein wohlangebrachter Degenstich ein prächtiger Beweis? Parire Terz, parire Quart, damit kannst du jetzt alles beweisen, was du willst. Es ist außerordentlich Schade, daß, als der Papst einst die Bewegung der Erde um die Sonne als ketzerisch excommunicirte, Galilei nicht daran dachte, Seine Heiligkeit zu einem Duell herauszufordern, um ihm zu beweisen, daß die Ewigkeit doch bestände.

Im Mittelalter hatte das Duell wenigstens einen Grund: es war die Consequenz einer religiösen Idee. Unsere Großeltern hielten Gott für allzugerecht, um den Unschuldigen unter den Streichen des Schuldigen fallen zu lassen, und der Ausgang des Kampfes wurde als ein Gottesgericht betrachtet. Wie aber kann sich bei uns, die wir, dem Himmel sei Dank! von diesen albernen Ideen vollkommen zurückgekommen sind und die wir an die zeitliche

Gerechtigkeit Gottes nur unter der Rechtswohlthat des Inventariums glauben: wie, sage ich, kann sich bei uns das Duell rechtfertigen lassen und wozu dient es?

Du fürchtest, daß man dich der Muthlosigkeit zeiht, wenn du eine Herausforderung ablehnst; aber worin besteht nach deiner Meinung wohl der Muth bei diesen Unglücklichen, die das Geschäft der Kehlabschneider betreiben und dich herausfordern, weil sie sich für sicher halten, dich zu tödten? In dem eines Metzgers, der ein Schaf abschlachtet, dem die Füße gebunden sind; in dem des Jägers, der einen Hasen oder einen Vogel, der auf einem Zweige singt, ohne Weiteres niederschießt. Ich habe unter ihnen Leute gekannt, die nicht einmal die Festigkeit hatten, sich einen Zahn ausreißen zu lassen; und wie viele unter ihnen giebt es wohl, die dem Willen des Menschen gegenüber, von dem sie abhängen, wagen würden, ihrem Gewissen zu gehorchen? Daß der Kannibale auf den Inseln der neuen Welt Menschen seiner Farbe abschlachtet, um sie zu braten und zu fressen, verstehe ich, aber mit welcher Sauce wirst du, Duellant, den Cadaver dieses Menschen, den du herausforderst, verspeisen, sobald du ihn getödtet hast? Du bist strafbarer als der Mörder, den das Gericht zum Tode auf dem Schaffote verurtheilt; ihn treibt wenigstens das Elend zum Morde, es liegt seiner Handlungsweise vielleicht eine lobenswerthe Gesinnung zu Grunde, so bedauernswerth sie auch in ihren Folgen ist. Allein was hat dir denn den Degen in die Hand gedrückt? Ist es Eitelkeit? Ist es Blutgier oder die Neugier, zu sehen, wie ein Mensch sich in seinem Todeskampfe windet? Stellst du dir vor, wie sich eine vor Schmerz halb wahnsinnige Frau über den Leichnam ihres Gatten wirft, während Kinder das vereinsamte und schwarz ausgeschlagene Haus mit ihrem Klagegeschrei erfüllen, oder wie eine Mutter Gott anfleht, sie anstatt ihres Sohnes in seinen Sarg legen zu wollen? Siehe, du hast aus einer tigerartigen Eigenliebe all dieses

Elend angestiftet! Du willst tödten, wenn wir dir nicht den Titel eines Ehrenmannes geben! Aber du bist des Namens Mann nicht würdig; du bist nur eine Schlange, die aus Lust zu tödten, sticht, ohne von dem Uebel, welches sie angerichtet hat, Vortheil zu haben, und auch die Schlange achtet sich noch selbst in Ihresgleichen. Wenn dein Gegner gefallen ist, kniest du in der von seinem Blute entstandenen Lache nieder, suchst du die Wunden, die du geschlagen, zu schließen, stehst du ihm bei, als wärest du sein bester Freund; aber weshalb tödtest du ihn denn, Elender? Was sollen der Gesellschaft jetzt deine Gewissensbisse? Werden deine Thränen das Blut ersetzen, das du hast fließen lassen? Du, Mörder nach der Mode, Mörder nach dem guten Tone, du findest Männer, die dir die Hand drücken, Familienmütter, die dich zu ihren Festen einladen. Diese Frauen, die beim Anblicke des Henkers ohnmächtig werden, wagen ihre Lippen auf die deinigen zu pressen und lassen dich mit dem Kopfe an ihrem Busen schlafen. Aber diese Männer und Frauen beurtheilen die Dinge nach ihrem Namen, vor dem Todtschlage, den sie Mord nennen, haben sie Entsetzen, während sie dem Duell genannten Beifall klatschen. Und doch, wie lange hast du diesen Beifall, mit dem man dich umgiebt, genießen können? Neben deinem Namen steht dort droben „Mörder" geschrieben. Auf deiner Stirn hast du einen geronnenen Blutflecken, den die Küsse deiner Maitressen nicht wegwischen können. Auf Erden hast du keine Richter gefunden, aber im Himmel findest du einen Richter, der deiner wartet und der sich durch deine großen Worte von Ehre nicht fangen lassen wird. Was mich anlangt, so bin ich Arzt, nicht zu tödten, sondern um zu heilen, verstehen Sie, Herr von Pont-Casse? Sie haben Blut in den Adern, aber mit der Spitze meiner Lancette allein darf ich es Ihnen entziehen.

So sprach mein Onkel bei sich selbst. Wir werden

bald sehen, wie er seine Gelehrsamkeit in der Praxis verwerthete.

Die Nacht giebt nicht immer gute Rathschläge; mein Onkel stand am nächsten Morgen vollständig entschlossen auf, sich von den Herausforderungen des Herrn Pont-Casse nicht fangen zu lassen, und um sein Abenteuer schneller zu Ende zu führen, machte er sich noch an demselben Tage nach Corvol auf den Weg. Sei es nun, daß er noch nüchtern war, oder daß die Transpiration schlecht von statten ging, oder daß die Verdauung der gestrigen Genüsse noch nicht vollendet war, kurz er fühlte, wie sich seiner eine ungewohnte Schwermuth bemächtigte. Er ging nachdenklich wie der Hippolyt des Racine die sich über einander erhebenden Abhänge des Beaumonter Berges hinauf; sein edeler Degen, der sonst streng senkrecht an seiner Hüfte hinabhing und die Erde mit seiner Spitze bedrohte, nahm jetzt die triviale Haltung eines Bratspießes an und schien sich seinem trüben Nachdenken anzupassen, und sein Dreimaster, der sich sonst stolz und aufrecht auf seiner Stirn hielt, saß jetzt leicht geneigt wie verlegen in seinem Nacken und schien selbst von unheilvollen Ideen erfüllt zu sein. Er betrachtete mit einer Art Rührung das Beuvroner Thal, das sich starr und vor Frost zitternd zu seinen Füßen ausdehnte; diese großen wie in Trauer dastehenden Nußbäume, welche mit ihren schwarzen Aesten einem aufgeschwollenen Polypen glichen, die hohen Pappelbäume, die nur noch einige rothe Blätter an den Enden der Zweige hatten und auf deren Wipfeln sich mitunter ganze Schaaren von Raben traubenartig hin und her wiegten; dieses fahle, vom Frost ganz gebräunte Buschholz; diesen Fluß, der zwischen seinen schneeigen Ufern ganz dunkel auf die Schaufelräder der Walkmühle zutrieb, den Thurm von La Postaillerie, grau und nebelhaft, wie eine Wolkensäule, das alte Lehnschloß von Pressure, zwischen dem braunen Schilfe seiner Gräber versteckt und gleichsam wie vom Fieber ergriffen,

die Schornsteine des Dorfes, die ihre leichten und dünnen Rauchwolken wie den Athem eines Menschen, der zwischen seine Finger haucht, in die Höhe steigen ließen. Das Tictac der Mühle, dieser freundliche Klang, mit dem er sich so oft unterhalten hatte, wenn er in den hellen Herbstnächten von Forvol heimkehrte, schien ihm in seiner ruckweisen Sprache von unheilverkündender Vorbedeutung, schien ihm sagen zu wollen:

> Was willst du hier mit deinem Degen,
> Man wird dich auf den Kirchhof legen.

Darauf antwortete mein Onkel:

> Tictac, sei nicht unbescheiden,
> Sieh', ich geh', wohin ich will,
> Wär' es auch zum frühen Tode,
> Geht es dich doch gar nichts an.

Das Wetter war übrigens düster und schlecht: dicke weiße Wolken zogen sich, vom Nordwinde getrieben, schwerfällig wie ein verwundeter Schwan am Himmel dahin; matt und glanzlos in Folge eines dunklen Tages, war der Schnee schmutzig und bleifarbig, und nach allen Seiten hin war der Horizont von einem Nebelgürtel abgeschlossen, der sich die Berge entlang wälzte. Es kam meinem Onkel so vor, als sähe er diese Landschaft, über welche der Winter jetzt einen so dichten Schleier des Trübsinnes breitete, nicht mehr von dem fröhlichen Sonnenschein des Frühlings beleuchtet und mit seinem festlichen Grün geschmückt wieder.

Bei der Ankunft meines Onkels zu Corvol war Herr Minxit abwesend. Er trat in den Salon. Herr von Pont-Casse hatte sich neben Arabella auf einem Sopha festgesetzt. Ohne das schiefe Gesicht seiner Braut und die herausfordernden Mienen des Musketiers zu beachten, warf sich Benjamin auf einen Sessel, kreuzte die Beine und setzte, wie ein Mann, der nicht schnell wieder aufzubrechen

gedenkt, seinen Hut auf einen Stuhl. Nachdem man einige Zeit von Herrn Minxits Gesundheit, von dem wahrscheinlichen Eintreten des Thauwetters und der herrschenden Grippe geredet hatte, beobachtete Arabella Stillschweigen, und mein Onkel konnte ihr nur mit vieler Mühe einige einsilbige Worte entlocken, die so scharf und kreischend klangen, wie die Noten, die ein Musikant von Zeit zu Zeit seiner Clarinette entreißt. Herr von Pont-Casse ging im Zimmer, seinen Backenbart kräuselnd, mit klirrenden Sporen auf und ab; er schien darüber nachzudenken, wie er es anfangen könnte, um mit meinem Onkel Streit zu bekommen. Benjamin hatte seine Absicht geahnt, aber er that, als achtete er gar nicht auf ihn und nahm ein Buch, das auf einem Kanapee lag. Anfänglich begnügte er sich damit, darin zu blättern, während er Herrn von Pont-Casse hin und wieder einen flüchtigen Seitenblick zuwarf; da das Werk jedoch ein medicinisches war, fesselte die Lectüre desselben bald ganz seine Aufmerksamkeit, und er vergaß den Musketier. Dieser hatte mittlerweile den Entschluß gefaßt, die Sache zu Ende zu bringen, und ihn von unten bis oben anblickend, sagte er:

„Wissen Sie wohl, mein Herr, daß Ihre Besuche in diesem Hause von sehr langer Dauer sind?"

„Gleichwohl scheint mir," erwiderte mein Onkel, „daß Sie schon vor mir hier waren."

„Und zugleich sehr häufig," fügte der Musketier hinzu.

„Ich versichere Sie, mein Herr, daß Sie es weit weniger sein würden, wenn ich glaubte, Sie hier immer antreffen zu müssen."

„Wenn Sie um Fräulein Minxits willen hierher kommen sollten," fuhr der Musketier fort, „so bittet sie Sie durch meinen Mund, sie von Ihrer langen Person zu befreien."

„Wenn mir Fräulein Minxit, die nicht Musketier ist, Befehle zu ertheilen hätte, so würde sie es in einer höf-

licheren Weise thun; ich kann Ihnen nicht eher das Vergnügen bereiten, mich von hier zu entfernen, als bis sie sich selbst erklärt, und ich darüber eine Unterredung mit Herrn Minxit gehabt habe." Und mein Onkel fuhr in seinem Kapitel fort.

Der Officier ging noch einige Male im Zimmer auf und ab und sich dann von Neuem vor meinen Onkel hinstellend sagte er zu ihm:

„Ich bitte, Ihre Lektüre einen Augenblick unterbrechen zu wollen, mein Herr; ich möchte Ihnen ein Wort sagen."

„Da es sich nur um ein Wort handelt," entgegnete mein Onkel, einen Kniff in das Blatt machend, das er las, „so kann ich wohl einen Augenblick damit verlieren, Sie anzuhören."

Herr von Pont-Casse war außer sich über Benjamins Kaltblütigkeit.

„Ich erkläre Ihnen hiermit," sagte er zu ihm, „daß, wenn Sie nicht den Augenblick zur Thüre hinausgehen, ich Sie persönlich zum Fenster hinauswerfen werde."

„Ei der Tausend," versetzte mein Onkel, „da werde ich höflicher sein, mein Herr; ich werde Sie zur Thüre hinauswerfen." Und den Officier mitten um den Leib fassend, trug er ihn bis auf den Flur hinaus und schloß hinter ihm die Thüre doppelt zu.

Da Fräulein Minxit zitterte, sagte mein Onkel zu ihr:

„Der Ausbruch von Heftigkeit, den ich mir gegen diesen Menschen erlaubt habe, war durch eine Reihe von Beleidigungen mehr denn gerechtfertigt, und überdies," fügte er bitter hinzu, „werde ich Sie binnen Kurzem von meiner langen Persönlichkeit befreien. Ich gehöre nicht zu jenen, die nur um der Mitgift willen heirathen und eine junge Frau den Armen dessen, den sie liebt, entreißen und sie roherweise an ihren Bettfuß anbinden. Jede junge Frau hat vom Himmel ihren Schatz an Liebe erhalten: es ist recht, daß sie sich denjenigen Mann erwählt, mit dem

sie ihn auszugeben Lust hat. Niemand hat das Recht, den weißen Perlen ihrer Tugend eine andere Richtung zu geben und sie unter seine Füße zu treten. Gott wolle mich behüten, je eine so schändliche Handlung aus Geldgier zu begehen! Bisher habe ich in Armuth gelebt; ich kenne ihre Freuden und kenne das Elend des Reichthums nicht. Wenn ich meine tolle und heitere Armuth gegen einen garstigen und mürrischen Ueberfluß vertauschte, würde ich vielleicht einen schlechten Kauf machen; jedenfalls möchte ich nicht, daß mir dieser Ueberfluß durch eine Frau, die mich verabscheute, zu Theil würde. Ich bitte Sie deshalb, mir mit der vollen Einfalt und Wahrheit Ihrer Seele zu sagen, ob Sie Herrn von Pont-Casse lieben: ich bedarf Ihrer Antwort, um mein Verhalten gegen mich und Ihren Vater zu regeln."

Fräulein Minxit wurde von dem Tone der Ehrenhaftigkeit, den Benjamin in seine Worte gelegt hatte, gerührt.

„Hätte ich Sie vor Herrn von Pont-Casse gekannt, so würde ich Sie jetzt vielleicht lieben."

„Fräulein," unterbrach mein Onkel sie, „ich verlange nicht Höflichkeit, sondern Aufrichtigkeit von Ihnen; erklären Sie mir offen, ob Sie mit Herrn von Pont-Casse glücklicher zu werden hoffen als mit mir."

„Was soll ich Ihnen sagen, Herr Rathery," erwiderte Arabella, „eine Frau ist mit demjenigen, den sie liebt, nicht immer glücklich; aber mit demjenigen, den sie nicht liebt, ist sie stets unglücklich."

„Ich danke Ihnen, Fräulein; zu dieser Stunde weiß ich, was ich zu thun habe. Jetzt lassen Sie mir etwas zum Frühstücken vorsetzen; der Magen ist ein Egoist, der mit der Trübsal des Herzens kein Mitgefühl hat."

Mein Onkel frühstückte, wie wahrscheinlich Alexander oder Cäsar den Tag vor einer Schlacht frühstückten. Er wollte Herrn Minxits Rückkehr nicht abwarten; er fühlte

nicht den Muth in sich, seine trostlose Miene vor sich zu sehen, wenn er erführe, daß er, Benjamin, den er wie einen Sohn behandelte, darauf verzichtete, sein Schwiegersohn zu werden; er wollte ihn lieber brieflich von seinem heldenmüthigen Entschlusse in Kenntnis setzen.

In einiger Entfernung von dem Marktflecken bemerkte er den Freund des Herrn von Pont-Casse, der den Weg majestätisch die Länge und die Breite hinabwandelte. Der Musketier kam ihm entgegen und sagte zu ihm:

„Sie lassen diejenigen, die Genugthuung von Ihnen verlangen, sehr lange auf sich warten, mein Herr.“

„Der Grund liegt darin, daß ich frühstückte,“ entgegnete mein Onkel.

„Ich habe Ihnen seitens des Herrn von Pont-Casse einen Brief zu überreichen, auf den ich ihm die Antwort überbringen soll.“

Sehen wir uns dieses Schriftstück, würdig eines echten Edelmannes, einmal etwas näher an. „Mein Herr, in Anbetracht der schweren Beleidigung, die Sie mir zugefügt haben . . .“ Was für eine Beleidigung! Ich habe ihn aus dem Salon auf den Flur getragen; ich wünschte sehr, daß man mich einmal so bis nach Clamecy hin beleidigte, „willige ich ein, das Schwert mit Ihnen zu kreuzen.“ — Die große Seele! . . . Wie, er geruht mir die Gnade zu bewilligen, mich von ihm verstümmeln zu lassen! . . . eine Hochherzigkeit, für die es mir an Verständnis fehlt. „Ich hoffe, daß Sie sich der Ehre, die ich Ihnen erweise, durch Annahme derselben würdig machen werden.“ — Wie! Dann würde es ja meinerseits eine schwarze Undankbarkeit sein, wenn ich sie ablehnte! Sie können Ihrem Freunde sagen, daß, wenn er mich wie den tapferen Desrivieres, den unerschrockenen Bellerive u. s. w. in die Unterwelt versetzt, ich verlange, man schreibe mit goldenen Lettern auf mein Grabmal: Hier liegt Benjamin Rathery, im Duell von einem Edelmanne getödtet. — „Postscrip-

tum.“ — Ei, sieh da, das Billet Ihres Freundes hat ein Postscriptum. „Ich erwarte Sie morgen früh zehn Uhr bei Chaume-des-Fertiaux.“

„Bei Chaume-des-Fertiaux! Auf Ehrenwort, ein Gerichtsbote könnte es nicht besser angeben. Allein Chaume-des-Fertiaux liegt eine gute Stunde von Clamecy entfernt. Ich, der ich keinen Schweißfuchs besitze, habe nicht die Zeit, einen so weiten Weg zu machen, um mich zu schlagen. Sollte sich Ihr Freund gnädigst nach Croix-des-Michelins begeben, so würde ich die Ehre haben, ihn dort zu erwarten.“

„Und wo liegt dieses Croix-des-Michelins?“

„Auf dem Wege nach Corvol, auf der Höhe der Vorstadt Beuvron. Ihr Freund müßte sehr pessimistisch sein, wenn ihm dieser Ort nicht zusagen sollte; von ihm aus überschaut er ein wahrhaft majestätisches Panorama; vor sich erblickt er die Berge bei Sembert mit ihren terrassenförmigen Weinbergen und hoch oben auf ihnen den Fracer Wald. In einer anderen Zeit würde der Blick noch schöner sein; aber ich vermag nicht mit einem Hauche den Frühling wieder ins Leben zu rufen. Am Fuße derselben drängt sich die Stadt mit ihren tausend in die Höhe steigenden Rauchwolken zwischen ihre beiden Flüsse zusammen und klettert wie ein Mensch, den man verfolgt, die steilen Abhänge des Crot-Pinçon hinauf. Wenn Ihr Freund einiges Talent zum Malen besitzt, so kann er sein Album mit dieser Aussicht bereichern. Zwischen diesen hohen Giebeln, die mit ihrem dunkelen Moose wie karminfarbige Sammetstücke aussehen, erhebt sich der Thurm der Sanct-Martinskirche, mit Spitzen und steinernen Zierrathen reich geschmückt. Schon dieser Thurm an sich kann sich mit einer Kathedrale messen. Neben ihm dehnt sich die alte Basilica aus, deren Strebepfeiler sich rechts und links mit bewunderungswerther Kühnheit erheben. Ihr Freund wird sich nicht erwehren können, sie mit einer riesigen Spinne zu

vergleichen, die in ihrem Gewebe ruht. Gegen Süden hin dehnen sich wie ein Zug dunkeler Wolken die bläulichen Berge bei Morvand aus, die . . ."

„Genug des Scherzes, wenn ich bitten darf; ich bin nicht hier, um mir von Ihnen die Laterna Magica zeigen zu lassen. Morgen also bei Croix-des-Michelins."

„Morgen! . . . Noch einen Augenblick; das Geschäft ist nicht so eilig, daß es sich nicht aufschieben läßt. Morgen gehe ich nach Dornecy, um ein Faß alten Weines zu kosten, welches Page zu kaufen beabsichtigt; sowohl in Bezug auf die Qualität als auf den Preis verläßt er sich ganz auf mich, und Sie sehen selbst ein, daß ich um der schönen Augen Ihres Freundes willen nicht gegen die Pflichten, die mir die Freundschaft auferlegt, verstoßen darf. Uebermorgen frühstücke ich in der Stadt, anständigerweise darf ich nicht nach einem Frühstücke zum Duell gehen; den Donnerstag zapfe ich einem Wassersüchtigen das Wasser ab; da Ihr Freund mich verstümmeln will, so würde es mir später nicht mehr möglich sein, die Operation vorzunehmen, und der Doctor Arnout würde sie schlecht machen; den Freitag . . . ei, das ist ein recht geeigneter Tag zu dergleichen; ich glaube, an diesem Tage nichts zu thun zu haben und sehe nichts, was mich hindert, Ihrem Freunde zu Gebote zu stehen."

„Ich will auf Ihr Verlangen eingehen; übrigens werden Sie mir die Gefälligkeit erweisen, einen Secundanten mitzubringen, damit ich der langweiligen Rolle eines bloßen Zuschauers überhoben bin."

„Weshalb nicht? Ich weiß, daß Sie und Herr von Pont-Casse ein Freundespaar ausmachen; es würde mir Leid thun, so gleichgestimmte Seelen zu trennen. Ich werde meinen Barbier mitnehmen, wenn er Zeit hat und es thunlich ist."

„Unverschämter!" rief der Musketier wüthend.

„Dieser Barbier," sagte mein Onkel, „ist kein zu ver-

achtender Mann; er hat einen Schläger, der lang genug ist, um vier Musketiere damit zu spießen; wenn Sie mir übrigens den Vorzug geben, so werde ich gern seine Stelle einnehmen."

„Ich nehme Sie beim Worte," bemerkte der Musketier und entfernte sich.

Sobald mein Onkel aufgestanden war, holte er sich Machecourts Tintenfaß. Er begann in seinem schönsten Stile und in seiner hübschesten Form eine prächtige Epistel an Herrn Minxit aufzusetzen, in der er ihm auseinandersetzte, weshalb er nicht sein Schwiegersohn werden könnte. Mein Großvater, der den Vorzug hatte, ihn zu lesen, versicherte mich, daß er einen Zuchthäusler hätte zu Thränen bringen können. Wenn es damals noch kein Ausrufungszeichen gegeben hätte, so würde es mein Onkel sicherlich erfunden haben.

Kaum befand sich der Brief eine Viertelstunde auf der Post, als Herr Minxit in Person bei meiner Großmutter in Begleitung des Sergeanten anlangte, welcher letztere zwei Fechthüte, zwei Stoßdegen und seinen ehrwürdigen Pudel bei sich hatte.

Benjamin frühstückte gerade mit Machecourt einen Hering und trank Chouloter Weißwein dazu.

„Seien Sie willkommen, Herr Minxit," rief Benjamin; „wollen Sie vielleicht ein Stückchen von diesem Seefische zulangen?"

„Pfui! Hältst du mich für einen Scheunedrescher?"

„Und Sie, Sergeant?"

„Ich habe, seitdem mir die Ehre zu Theil geworden ist, in der Musik dienen zu dürfen, dergleichen Genüssen entsagt."

„Aber was würde Ihr Pudel zu diesem Kopfe sagen?"

„Ich danke in seinem Namen; allein ich glaube, daß er keine Vorliebe für diesen Seefisch hat."

„Mit einem blau gekochten Hechte kann es der Hering allerdings nicht aufnehmen."

„Und eben so wenig mit Karpfen, namentlich wenn er in burgunder Wein gedämpft ist," unterbrach ihn Herr Minxit.

„Ohne Zweifel," bemerkte Benjamin, „ohne Zweifel, Sie könnten auch noch ein von Ihrer eigenen Hand bereitetes Hasenragout dazu rechnen; aber der Hering bleibt doch immer etwas Vortreffliches, wenn man nichts Anderes hat. — Da fällt mir ein, daß ich vor einer Viertelstunde einen Brief an Sie auf die Post gegeben habe, Sie haben ihn wahrscheinlich noch nicht erhalten, Herr Minxit?"

„Nein," versetzte Herr Minxit, „aber ich komme, um dir die Antwort darauf zu bringen. Du behauptest, Arabella liebe dich nicht und du willst sie deshalb nicht heirathen!"

„Herr Rathery hat Recht," schaltete der Sergeant ein. „Ich hatte einen Bettgenossen, der mich nicht liebte, und dem ich redlich das Gleiche erwies. Unser Haushalt war eine wahre Strafe. Wollte im Quartiere der Eine Rüben in der Suppe, so that der Andere Mohrrüben hinein. Verlangte ich in der Cantine Liqueur, so bestellte er Wachholder. Wir stritten uns um den besten Platz für eines Jeden Gewehr. Hatte er Lust einen Fußtritt auszutheilen, so erhielt ihn mein Pudel, und hatte ihn ein Floh gebissen, so hatte er ihn von dem armen Azor bekommen. Denken Sie sich, daß wir uns eines Tages im Mondscheine geschlagen haben, weil er rechts schlafen wollte, während ich verlangte, er sollte links schlafen. Um ihn nur loszuwerden, mußte ich ihn ins Lazareth schicken."

„Sie haben sehr Recht gethan, Sergeant," versetzte mein Onkel; „sobald die Sergeanten hienieden nicht zu leben verstehen, schickt man sie nach einer anderen Welt in die Ewigkeit."

„In dem, was der Sergeant gesagt hat, liegt noch manch anderes Gute," erklärte Herr Minxit „Geliebt werden ist mehr als reich sein, denn es heißt glücklich sein;

auch mißbillige ich, mein lieber Benjamin, deine Bedenken keineswegs. Alles, was ich von dir verlange, ist, daß du fortfährst, nach wie vor nach Corvol zu kommen. Weil du nicht mein Schwiegersohn werden willst, ist doch noch kein Grund vorhanden, daß du aufhörst, mein Freund zu sein. Du wirst nicht mehr genöthigt sein, den Liebhaber gegen Arabella zu spielen, Wasser zu holen, um ihre Blumen zu begießen und über die Handkrausen, die sie mir stickt, so wie über die Unübertrefflichkeit ihrer Sahnenkäse außer dir zu gerathen. Wir werden frühstücken, wir werden essen, wir werden philosophiren und werden lachen. Das ist ein Zeitvertreib, der eben so viel werth ist als ein anderer. Du liebst die Trüffeln, ich werde mein ganzes Geschäftszimmer mit ihrem Wohlgeruche durchduften lassen, du hast eine Vorliebe für Volnayerwein, eine Vorliebe, die ich übrigens nicht theile, aber ich werde davon stets in meinem Keller haben; verspürst du Lust auf die Jagd zu gehen, so werde ich dir eine doppelläufige Flinte und ein Paar Windhunde kaufen. Es dauert nicht drei Monate, und Arabella ist ihres Edelmannes überdrüssig geworden und liebt dich rasend. Nimmst du an oder nimmst du nicht an? Antworte Ja oder Nein; du weißt, daß ich Phrasengeklingel nicht leiden kann."

„Nun denn, Ja, Herr Minxit," entgegnete mein Onkel.

„Sehr gut; ich erwartete von deiner Freundschaft nicht weniger. Und nun hast du also auch noch ein Duell angenommen?"

„Welcher Teufel hat Ihnen das sagen können?" rief mein Onkel. „Ich weiß, daß der Urin Ihnen nichts verbirgt; haben Sie etwa wider meinen Willen meinen Urin befragt?"

„Du schlägst dich mit dem Spaßvogel Pont-Casse; ihr sollt euch in drei Tagen auf dem Croix-des-Michelins treffen, und in dem Falle, daß du mir den Herrn von Pont-Casse vom Leibe schaffest, wird der andere Musketier seinen

Platz einnehmen: du siehst also, daß ich gut unterrichtet bin."

„Wie, Benjamin!" rief Machecourt, der weißer als seine Serviette geworden war.

„Wie, Unglückseliger!" vollendete meine Großmutter, „du hast ein Duell!"

„Hört mich an, du, Machecourt, du, meine liebe Schwester, und auch Sie, Herr Minxit. Ja, ich schlage mich mit Herrn von Pont-Casse; mein Entschluß steht fest. Ersparet euch also alle Vorstellungen, die mich nur langweilen würden, ohne mich zur Aufgabe meines Entschlusses zu bringen."

„Ich komme nicht," versetzte Herr Minxit, „um deinem Duell Hindernisse in den Weg zu legen; ich komme im Gegentheile, dir ein Mittel zu bringen, um siegreich daraus hervorzugehen, und noch mehr, um deinen Namen in der ganzen Gegend berühmt zu machen. Der Sergeant weiß einen prächtigen Stoß, mit dem er in einer Stunde die ganze Corporation der Fechtmeister entwaffnen würde. Sobald du ein Glas Weißwein getrunken hast, wird er dir die erste Lection geben. Ich lasse ihn bis Freitag bei dir und werde selbst zu deiner Ueberwachung hier bleiben, damit du deine Zeit nicht in den Wirthshäusern vergeudest."

„Aber," wandte mein Onkel ein, „ich kann dann nur diesen Stoß anwenden, und was werde ich wohl, wenn er noch dazu unparirbar ist, für einen Ruhm davon haben, durch dieses Mittel über unsern Vicomte zu triumphiren? Als Homer den Achill unverwundbar machte, hat er ihm das ganze Verdienst seiner Tapferkeit genommen. Ich habe nachgedacht: meine Absicht ist gar nicht mehr mich auf Degen zu schlagen."

„Wie, du Thor, du solltest dich für die Pistole entscheiden! . . . Ja, wenn du es mit Arthus zu thun hättest, der so breit wie ein Schrank ist, dann ließe ich es mir gefallen."

„Ich schlage mich weder auf Pistole noch auf Degen; ich will diesen Raufbolden mit einem Duelle meines Standes aufwarten. Ich spare Ihnen das Vergnügen der Ueberraschung auf, Herr Minxit; Sie werden ja selber sehen."

„Ich bin es zufrieden," erwiderte dieser; „aber lerne immerhin meinen Stoß; es ist eine Waffe, die dir nicht beschwerlich fallen wird, und man weiß nicht, wozu man sie gebrauchen kann."

Das Zimmer meines Onkels befand sich in der ersten Etage, über dem von Machecourt bewohnten. Nach dem Frühstück schloß er sich also mit dem Sergeanten und Herrn Minxit in seinem Zimmer ein, um seinen Cursus in der Fechtkunst zu beginnen; aber der Unterricht war nicht von langer Dauer. Beim ersten Ausfalle, den Benjamin machte, brach unter seinen Füßen Machecourts wurmstichiger Fußboden und er fiel bis zu den Achseln hindurch. Erstaunt über das plötzliche Verschwinden seines Schülers blieb der Sergeant, den linken Arm in zierlicher Rundung bis zur Höhe des Ohres erhoben und den rechten Arm in der Stellung eines Mannes, der einen Ausfall machen will, starr und stumm stehen. Was Herrn Minxit anlangt, so war er von einer solchen Lachlust befallen, daß er fast erstickt wäre.

„Wo ist Rathery?" rief er: „was ist aus Rathery geworden? Sergeant, was haben Sie mit Rathery angefangen?"

„Ich sehe wohl Herrn Ratherys Kopf," versetzte der Sergeant, „aber der Teufel mag wissen, wo seine Beine stecken."

Gaspard war in diesem Augenblicke in dem Zimmer seines Vaters allein. Zuerst war er über die ungestüme Ankunft der Beine seines Onkels, die er wahrlich nicht erwartete, ein wenig erstaunt; aber bald verwandelte sich seine Verwunderung in tolles Gelächter, das in das des Herrn Minxit einstimmte.

„Heda, Gaspard,“ rief Benjamin, der ihn hörte.

„Heda, mein lieber Onkel,“ entgegnete Gaspard.

„Rücke den ledernen Lehnstuhl deines Vaters bis hierher und setze ihn, ich bitte dich, Gaspard, unter meine Füße.“

„Ich darf es nicht,“ wandte der Schalk ein, „meine Mutter hat es verboten, darauf zu steigen.“

„Willst du mir wohl gleich den Stuhl bringen, verdammtes Gewürm!“

„Ziehe dir erst die Schuhe aus, dann will ich ihn dir bringen.“

„Bengel, wie soll ich mir denn die Schuhe ausziehen? Meine Füße sind im Erdgeschosse, und meine Hände im ersten Stockwerke.“

„Dann gieb mir ein Vierundzwanzigsousstück für meine Mühe.“

„Ich will dir sogar eins von dreißig geben, mein guter Gaspard, aber schnell den Stuhl, ich bitte dich, meine Arme können meine Schultern nicht mehr tragen.“

„Credit ist Tod,“ erklärte Gaspard; „gieb mir sogleich die dreißig Sous, sonst giebt es keinen Stuhl!“

Glücklicherweise langte Machecourt in diesem Augenblicke an; er versetzte Gaspard einen Fußtritt und machte der schwebenden Stellung seines Schwagers ein Ende. Benjamin setzte seinen Fechtunterricht bei Page fort, und er schlug sich so vorzüglich, daß er nach zwei Stunden eben so geschickt war, wie sein Lehrer.

19. Wie mein Onkel Herrn von Pont-Cassé dreimal entwaffnete.

Kaum warf die Morgenröthe, eine trübe und düstre Februar-Morgenröthe, ihren fahlen Schimmer in sein Zimmer, als mein Onkel schon auf war. Er kleidete sich im Finstern an und stieg leisen Schrittes die Treppe hinab,

denn er hatte namentlich Furcht, seine Schwester aufzuwecken; aber als er den Flur entlang schreiten wollte, fühlte er, wie eine Frauenhand sich auf seine Schulter legte.

„Wie, liebe Schwester," rief er mit einer Art Schrecken, „du bist schon aufgewacht?"

„Sage vielmehr, daß ich noch gar nicht geschlafen habe, Benjamin. Ehe du gehst, wollte ich dir Lebewohl, vielleicht ein letztes Lebewohl sagen, Benjamin. Kannst du wohl begreifen, was ich leide, wenn ich daran denke, daß du voller Leben, voller Jugend und Hoffnung fortgehst und vielleicht auf den Armen deiner Freunde, den Körper von einem Degenstiche durchbohrt, zurückkehrst? Steht deine Absicht also immer noch fest? Hast du, ehe du sie faßtest, an die Trauer gedacht, die dein Tod in dieses traurige Haus werfen müßte? Mit dir ist ja alles zu Ende, wenn dein letzter Blutstropfen aus den Adern geflossen ist, aber für uns werden viele Monate, viele Jahre verstreichen, ehe unser Schmerz sich gelegt hat, und das Thränengras auf deinem Grabe wird längst verwelkt sein, während unsere Thränen noch immer rinnen.

Mein Onkel schritt weiter ohne zu antworten, und vielleicht weinte er; aber meine Großmutter hielt ihn an dem Zipfel seines Rockes fest.

„So lauf denn zu deinem Todesstelldichein, wildes Thier!" rief sie; „laß Herrn von Pont-Casse nicht warten; vielleicht verlangt es auch deine Ehre, daß du fortgehst, ohne deine Schwester zu umarmen; aber nimm wenigstens diese Reliquie, welche mir der Vetter Guillaumot geliehen hat; vielleicht bewahrt sie dich vor den Gefahren, denen du leichtsinnig entgegengehst!"

Mein Onkel steckte die Reliquie in seine Tasche und schlich sich leise fort.

Er weckte Herrn Minxit in seinem Gasthause. Im Vorbeigehen holten sie Page und Arthus ab und gingen alle, um in einem Gasthause an dem äußersten Ende der

Vorstadt Beuvron zu frühstücken. Mein Onkel wollte, wenn er fallen sollte, wenigstens nicht mit leerem Magen von dannen gehen. Er meinte, eine Seele, die zwischen zwei Weinsorten vor dem Richterstuhle Gottes ankäme, habe mehr Muth und könne ihre Sache besser führen, als eine arme Seele, die nur voller Tisane und Zuckerwasser wäre. Der Sergeant wohnte dem Frühstücke bei; als man beim Frühstücke war, bat ihn mein Onkel, einen Tisch, ein Kästchen und zwei Stühle, die er zu seinem Duell nöthig hätte, nach Croix-des-Michelins zu bringen und aus den Weinpfählen des nächsten Weinberges ein großes Feuer anzuzünden; nachher verlangte er Kaffee.

Herr von Pont-Casse und sein Freund säumten nicht anzukommen. Der Sergeant machte ihnen die Ehren seines Bivouacs bestmöglichst.

„Setzen Sie sich gefälligst, meine Herren," sprach er, „und erwärmen Sie sich. Herr Rathery bittet Sie, ihn zu entschuldigen, wenn er einige Minuten warten läßt, aber er ist mit seinen Zeugen beim Frühstück, und in wenigen Minuten steht er zu Ihrer Verfügung."

Wirklich kam Benjamin eine Viertelstunde später an, Arthus und Herrn Minxit am Arme führend und aus vollem Halse schreiend:

> Fürwahr, ein trauriger Soldat,
> Der nicht einmal zu trinken weiß.

Mein Onkel grüßte die beiden Gegner freundlich.

„Mein Herr," sagte Herr Pont-Casse hoheitsvoll, „wir warten bereits zwanzig Minuten auf Sie."

„Der Sergeant hat Ihnen den Grund unserer Verzögerung erklären sollen, und ich hoffe, daß Sie ihn als einen rechtmäßigen anerkennen müssen."

„Was Sie entschuldigt, ist der Umstand, daß Sie ein Bürgerlicher sind, und daß Sie es wahrscheinlich zum ersten Male mit einem Edelmanne zu thun haben."

„Was wollen Sie, wir bürgerlichen Menschen haben

nun einmal die Sitte, nach jeder unserer Mahlzeiten Kaffee zu trinken, und weil Sie sich Vicomte von Pont-Casse nennen lassen, so liegt kein Grund darin, daß wir diese Gewohnheit aufgeben sollten. Der Kaffee, sehen Sie, ist wohlthätig, ist stärkend, er erregt das Gehirn angenehm und giebt dem Denkvermögen Beweglichkeit. Wenn Sie heute Morgen keinen Kaffee getrunken haben, so sind die Waffen nicht gleich, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich mich mit Ihnen messen darf."

„Lachen Sie, mein Herr, lachen Sie, so lange Sie können; aber wer zuletzt lacht, lacht am besten, ich mache Sie darauf aufmerksam."

„Mein Herr," versetzte Benjamin, „ich lache nicht, wenn ich sage, daß der Kaffee stärkend ist: es ist die Ansicht mehrerer berühmter Aerzte, und ich selbst wende ihn bei gewissen Krankheiten als anregendes Mittel an."

„Mein Herr!"

„Und Ihr Schweißfuchs? Ich bin sehr verwundert ihn nicht hier zu sehen. Sollte ihm etwa unwohl sein?"

„Mein Herr," fiel der zweite Musketier ein, „genug des Scherzes; „Sie haben ohne Zweifel nicht vergessen, weshalb Sie hierher gekommen sind?"

„Ei, sind Sie es, Nummer zwei? Entzückt, die Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern; ich habe in der That nicht vergessen, weshalb ich hierher komme, und der Beweis," fügte er auf den Tisch zeigend, auf dem das Kästchen aufgestellt war, hinzu, „ist, daß ich zu Ihrem Empfange Vorbereitungen getroffen habe."

„Bedürfen Sie dieses Taschenspielerapparates, um sich auf Degen zu schlagen?"

„Ich will mich eben nicht auf Degen schlagen," entgegnete mein Onkel.

„Mein Herr," bemerkte Herr von Pont-Casse, „ich bin der Beleidigte, mir steht die Wahl der Waffen zu, und ich wählte den Degen."

„Ich kann mich auf die Priorität der Beleidigung berufen; ich gebe Ihnen nicht nach, und ich wählte das Schachspiel.“

Gleichzeitig öffnete er das Kästchen, das der Sergeant gebracht hatte, und nachdem er ein Schachbrett herausgenommen, lud er den Edelmann ein, am Tische Platz zu nehmen.

Herr von Pont=Casse wurde vor Zorn blaß.

„Wollen Sie mich etwa mystificiren?“ rief er.

„Keineswegs,“ antwortete mein Onkel. „Jedes Duell ist eine Partie, in der zwei Menschen ihr Leben einsetzen. Weshalb sollte diese Partie nicht eben so gut mit Schachfiguren wie mit dem Degen ausgefochten werden? Wenn Sie sich übrigens im Schach schwach fühlen, so bin ich bereit mich Ihnen im Ecarté oder im Triumphspiele zu stellen. Wenn es Ihnen recht ist, zu fünf Points, ohne Gegenpartie und ohne Neukauf, das wird im Augenblick abgemacht sein.“

„Ich bin hierher gekommen,“ versetzte Herr von Pont=Casse, der sich kaum noch halten konnte, „mein Leben nicht wie eine Flasche Bier zu verspielen, sondern es mit meinem Degen zu vertheidigen.“

„Ich begreife,“ erwiderte mein Onkel, „Sie haben in der Führung des Degens große Ueberlegenheit und hoffen deshalb mit mir, der ich den meinigen nur zum Staate an der Seite trage, bald fertig zu werden. Ist das die Loyalität eines Edelmannes? Wenn sich ein Mäher mit Ihnen auf Sensen oder ein Scheunedrescher auf Dreschflegel schlagen wollte, würden Sie eine solche Forderung wohl annehmen?“

„Sie werden sich mit mir auf Degen schlagen,“ rief Herr von Pont=Casse außer sich, „wenn ich nicht . . .“ fügte er, seine Reitpeitsche erhebend hinzu.

„Wenn nicht?“ fragte mein Onkel.

„Wenn ich Ihnen nicht mit der Reitpeitsche in das Gesicht schlagen soll.“

„Sie wissen, wie ich Ihre Drohungen beantworte,“ erklärte Benjamin mit großer Entschiedenheit. „Lassen Sie sich also gesagt sein: dieses Duell wird nicht in der Weise stattfinden, wie Sie es gehofft haben. Bestehen Sie auf Ihrer unloyalen Forderung, so muß ich glauben und werde es überall aussprechen, daß Sie auf Ihre Raufboldgeschicklichkeit speculirt, daß Sie mir einen meuchelmörderischen Hinterhalt gestellt haben und nicht hierher gekommen sind, um Ihr Leben gegen das meinige zu wagen, sondern, hören Sie es wohl, Herr von Pont-Casse? um mich zu verstümmeln, und ich werde Sie für einen Feigling halten, mein Herr Edelmann, ja, für einen elenden Feigling.“

Und die Worte meines Onkels vibrirten zwischen seinen Lippen wie eine Glasscheibe, an die man stößt.

Der Edelmann konnte es nicht länger ertragen; er zog seinen Degen und stürzte sich auf Benjamin. Es wäre um diesen geschehen gewesen, wenn nicht der Pudel, der sich Herrn von Pont-Casse entgegenwarf, seinem Degen eine andere Richtung gegeben hätte. Nachdem der Sergeant seinen Hund zurückgerufen hatte, rief mein Onkel:

„Meine Herren, ich nehme Sie zu Zeugen, daß, wenn ich den Kampf annehme, es nur geschieht, um diesem Manne einen Mord zu ersparen.“

Indem er seinerseits seinen Schläger zog, hielt er, ohne einen Fuß breit zu weichen, den ungestümen Angriff seines Gegners aus. Als der Sergeant noch immer nicht sah, daß sein Stoß angewendet wurde, trippelte er wie ein an einen Baum angebundener Renner ungeduldig auf dem Schnee umher und wandte die Faust gegen seine eigene Brust, um Benjamin anzudeuten, wie er es machen sollte, um seinen Mann zu entwaffnen. Erbittert über den unerwarteten Widerstand, den er erfuhr, hatte Herr von Pont-Casse seine Kaltblütigkeit und mit ihr seine mör=

derische Gewandtheit verloren; er kümmerte sich nicht darum, die Stöße, die ihm sein Gegner beibringen konnte, zu pariren und suchte nur, ihn mit seinem Degen zu durchbohren.

„Herr von Pont-Casse," sagte mein Onkel zu ihm, „Sie thäten besser, Schach zu spielen; Sie sind nie in der Parade; es liegt nur an mir, Sie zu tödten."

„Tödten Sie mich, mein Herr," rief der Musketier, „Sie befinden sich nur dazu hier."

„Ich ziehe vor, Sie zu entwaffnen," erwiderte mein Onkel, und schnell die Klinge seines Gegners bindend, schleuderte er sie mit kräftiger Faust mitten in die Hecke.

„Sehr gut, bravo!" schrie der Sergeant, „ich hätte sie nicht so weit geschleudert. Wären Sie nur sechs Monate mein Schüler, würden Sie die beste Klinge Frankreichs werden."

Herr von Pont-Casse wollte den Kampf von neuem beginnen. Als die Zeugen sich dem entgegensetzten, sagte mein Onkel:

„Nein, meine Herren, das erste Mal zählt nicht, und es giebt keine Partie ohne Gegenpartie; der Herr muß seine vollständige Genugthuung erhalten."

Die beiden Gegner legten sich aus; aber schon beim ersten Stiche flog Herrn von Pont-Casses Degen auf die Straße. Als er hinlief, um ihn wieder aufzuheben, sagte Benjamin mit seiner sardonischen Stimme zu ihm:

„Ich bitte Sie, Herr Graf, um die viele Mühe, die ich Ihnen mache, sehr um Verzeihung; aber es ist nicht meine Schuld; hätten Sie Schach spielen wollen, so hätten Sie nicht die Mühe gehabt, sich stören zu müssen."

Zum dritten Male kam der Musketier auf die Mensur zurück.

„Genug!" riefen die Zeugen, „Sie mißbrauchen Herrn Ratherys Edelmuth."

„Keinesfalls," wandte mein Onkel ein, „der Herr will

ohne Zweifel den Stoß lernen; gestatten Sie, daß ich ihm noch eine Lection ertheile."

In der That ließ die Lection nicht auf sich warten, und zum dritten Male flog dem Herrn von Pont-Casse der Degen aus der Hand.

„Wenigstens hätten Sie sich einen Diener mitbringen sollen," bemerkte mein Onkel ruhig, „um sich Ihren Degen aufheben zu lassen."

„Sie sind der Dämon in Person," versetzte dieser; „ich hätte mich von Ihnen lieber tödten, als in so schimpflicher Weise behandeln lassen."

„Und Sie, mein Herr Edelmann," sagte Benjamin, sich zu dem anderen Musketier wendend, „Sie sehen, daß mein Barbier nicht zur Stelle ist. Verlangen Sie, daß ich dem Versprechen, welches ich Ihnen abgelegt habe, nachkomme?"

„In keiner Weise," entgegnete der Musketier; „Ihnen gebühren die Ehren des Tages. Es liegt keine Feigheit darin, sich vor Ihnen zurückzuziehen, da Sie über den Besiegten das Schwert nicht zücken. Obgleich Sie nicht Edelmann sind, halte ich Sie für den besten Fechtkünstler und den größten Ehrenmann, den ich kenne; denn Ihr Gegner wollte Sie tödten, Sie haben sein Leben in Ihren Händen gehabt, und Sie haben es verschont. Wäre ich König, so sollten Sie mindestens Herzog und Pair werden. Und jetzt biete ich Ihnen, wenn Sie einigen Werth auf meine Freundschaft legen, sie von ganzem Herzen an, und ich bitte Sie dafür um die Ihrige."

Und er hielt meinem Onkel die Hand hin, der sie aufrichtig in die seine schloß. Düster und wüthend, mit funkelnden Augen und einer Gewitterwolke auf der Stirn, stand Herr von Pont-Casse vor dem Feuer. Er nahm den Arm seines Freundes, grüßte meinen Onkel mit eisiger Kälte und entfernte sich.

Mein Onkel hatte Eile, zu seiner Schwester zurückzu-

kehren, aber das Gerücht von seinem Siege hatte sich blitzschnell in der Vorstadt verbreitet; in jedem Augenblicke wurde er von einem sogenannten Freunde aufgehalten, der ihn zu seiner schönen Waffenthat beglückwünschen wollte und ihn unter dem Vorwande, ihm einen Handschlag zu geben, den Arm bis zur Schulter schüttelte. Die Gassenbuben, dieser Staub der Bevölkerung, den jeder neue auf der Straße vorkommende Vorfall aufwirbelt, tummelten sich um ihn und betäubten ihn mit ihrem Hurrahrufen. In wenigen Augenblicken wurde er der Mittelpunkt einer furchtbar geräuschvollen Volksmasse, die hinter ihm herlief, seine seidenen Strümpfe bespritzte und seinen Dreimaster in den Schmutz warf. Bis jetzt konnte er wenigstens noch einige Worte mit Herrn Minxit wechseln; aber unter dem Vorwande, seinen Triumph zu vervollständigen, stellte sich plötzlich der uns schon bekannte Trommler Cicero an die Spitze des Volkshaufens und begann dergestalt zu trommeln, daß die Brücke in der Vorstadt beinahe eingestürzt wäre; für diesen Lärm mußte ihm Benjamin noch obendrein dreißig Sous schenken. Um sein Unglück voll zu machen, hätte man nur noch eine Ansprache an ihn zu halten brauchen. So wurde mein Onkel dafür belohnt, daß er sein Leben in einem Duelle auf das Spiel gesetzt hatte.

„Hätte ich da oben auf Croix-des-Michelins," sagte er zu sich selbst, „einem Unglücklichen, der dem Hungertode nahe war, einige Goldstücke gegeben, so würden mich diese Maulaffen, die mir jetzt von allen Seiten zujauchzen, sehr ruhig vorübergehen lassen. Mein Gott! was ist denn eigentlich der Ruhm, und wem wird er zu Theil? Dieses Geschrei, das man um einen Namen erhebt, ist ein so ausgezeichnetes und ein so köstliches Gut, daß man, um es zu erlangen, dafür Ruhe, Glück, süße Gefühle, schöne Jahre und bisweilen den Frieden der Welt opfern muß. Auf wem hat dieser erhabene Finger, der dich dem Publikum zeigt, nicht schon geruht? Dieses Kind, welches man

unter vollem Glockengeläute zur Kirche führt, dieser Ochse, der mit Blumen und Bändern geschmückt durch die Stadt wandelt, dieses Kalb mit sechs Beinen, diese ausgestopfte Boa, dieser kolossale Kürbis, dieser Akrobat, der auf einem Messingdrahte Kunststücke macht, dieser Luftschiffer, der eine Auffahrt veranstaltet, dieser Taschenspieler, der Kugeln verschluckt, dieser Prinz, der vorübergeht, dieser Bischof, der segnet, dieser General, der von einem fernen Siege wiederkehrt, haben sie nicht alle ihren Augenblick des Ruhmes gehabt? Du, der du deine Ideen in die trockenen Furchen eines Buches ausgestreut, der du Menschen aus Marmor so wie Leidenschaften aus gebranntem Elfenbein und Bleiweiß geschaffen hast, hältst dich für berühmt; aber du würdest noch berühmter sein, wenn du blos eine Nase von sechs Zoll hättest. Was diesen Ruhm anlangt, der uns überlebt, so ist er allerdings nicht Jedermanns Eigenthum, aber die Schwierigkeit ist, ihn zu genießen. Möge man mir einen Banquier ausfindig machen, der mit der Unsterblichkeit Geschäfte treibt, und von morgen an arbeite ich daran, mich unsterblich zu machen."

Mein Onkel wollte mit Herrn Minxit bei seiner Schwester in Familie speisen; aber obgleich sein lieber Benjamin unversehrt, gesund und siegreich vor ihm da saß, war der brave Mann doch traurig und nachdenklich. Was mein Onkel am Morgen von Herrn von Pont-Casse gesagt hatte, kam ihm unaufhörlich wieder in den Sinn. Er sagte, eine innere Stimme zöge ihn nach Corvol. Eine nervöse Aufregung wie die, welche Personen, die nicht an Kaffee gewöhnt sind und doch viel getrunken haben, empfinden, hatte sich seiner bemächtigt. In jedem Augenblicke mußte er den Tisch verlassen und einen Gang durch das Zimmer machen. Dieser überreizte Zustand erschreckte Benjamin und er trieb ihn selbst zum Aufbruche an.

20. Fräulein Minxits Entführung und Tod.

Mein Onkel, der Herrn Minxit bis nach Croix-des-Michelins zurückbegleitete, kehrte gleichwohl zurück, um sich zu Bette zu legen. Er befand sich in jener tiefen Bewußtlosigkeit, welche der erste Schlaf verursacht, als er durch heftiges Klopfen an seine Hausthür geweckt wurde. Jeder Schlag erschütterte meinen Onkel schmerzlich. Er öffnete sein Fenster. Die Straße war dunkel wie ein tiefes Grab; trotzdem erkannte er Herrn Minxit und glaubte in seiner Haltung den Ausdruck tiefsten Kummers zu bemerken. Er eilte schnell hinab, um die Thüre zu öffnen. Kaum hatte er den Riegel zurückgezogen, als sich ihm der würdige Mann in die Arme warf und in Thränen ausbrach.

„Was giebt es, Herr Minxit? Reden Sie doch! Weinen hilft zu nichts! Es ist Ihnen doch hoffentlich kein Unglück zugestoßen?“

„Fort! fort!“ rief Herr Minxit von Schluchzen erstickt.

„Wie, Arabella ist mit Herrn von Pont-Casse verschwunden?“ fragte mein Onkel, sofort errathend, um was es sich handelte.

„Du hattest sehr recht, als du mich warntest, ich sollte ihm nicht trauen. Weshalb hast du ihn nicht getödtet?“

„Es ist noch Zeit dazu,“ erwiderte Benjamin, „aber vor allen Dingen muß ihm sofort nachgesetzt werden.“

„Und du mußt mich begleiten, Benjamin; denn in dir liegt meine ganze Kraft, mein ganzer Muth.“

„Gewiß werde ich Sie begleiten und zwar auf der Stelle. Haben Sie denn auch daran gedacht, sich mit Geld zu versehen?“

„Ich habe kein baares Geld mehr, mein Freund; die Unglückliche hat alles Geld, welches in meinem Schreibtische lag, mit fortgenommen.“

„Desto besser,“ versetzte mein Onkel, „so sind Sie we-

nigstens sicher, daß es ihr, bis wir sie eingeholt haben, an nichts fehlen wird."

„Sobald es Tag wird, werde ich mir von meinem Banquier eine Summe Geldes auszahlen lassen."

„Wähnen Sie denn," entgegnete mein Onkel, „daß sie unterwegs auf dem Rasen der Liebe pflegen werden? Sobald es Tag wird, werden sie schon fern von hier sein. Sie müssen Ihren Banquier sofort wecken und so lange gegen seine Thür schlagen, bis er Ihnen tausend Francs ausgezahlt hat. Anstatt fünfzehn Procent werden Sie ihm zwanzig geben müssen; das ist das Ganze."

„Aber welchen Weg haben sie denn eingeschlagen? Wir müssen immer erst Sonnenaufgang abwarten, um die Spuren erkennen zu können."

„Das ist durchaus unnöthig," bemerkte mein Onkel. „Sie befinden sich auf dem Wege nach Paris: Herr von Pont-Casse kann nur nach Paris gehen; ich weiß aus sicherer Quelle, daß sein Urlaub in drei Tagen abgelaufen ist. Ich werde augenblicklich einen Wagen mit zwei guten Pferden besorgen; wir treffen uns im Goldenen Löwen."

Als mein Onkel herauskam, sagte Herr Minxit zu ihm:

„Aber du bist ja noch im Hemde!"

„Wahrhaftig, so ist es," versetzte Benjamin, „ich dachte gar nicht mehr daran; es ist so dunkel, daß ich es gar nicht bemerkte; aber in fünf Minuten werde ich im goldenen Löwen sein; ich werde meiner lieben Schwester erst nach der Rückkehr von meiner Reise Lebewohl sagen."

Eine Stunde später fuhren mein Onkel und Herr Minxit in einer schlechten, von zwei Schindmähren bespannten Landkutsche den abscheulichen Querweg entlang, der damals von Clamecy nach Auxerre führte. Am Tage geht es im Winter noch; aber in der Nacht ist es gräßlich. Trotz aller Eile langten sie erst um zehn Uhr morgens in Courson an. Unter der Thürhalle des Windspiels, des einzigen Gasthauses im Orte, stand ein Sarg, und ein

ganzer Schwarm alter, häßlicher und zerlumpter Weiber krächzten rings um dasselbe.

„Ich habe es von dem Meßner Gobi erfahren, daß die junge Dame verpflichtet ist, an den Herrn Pfarrer tausend Thaler zur Vertheilung an die Armen des Kirchspiels zu zahlen.“

„Das wird uns wieder an der Nase vorübergehen, Mutter Simon.“

„Wenn die junge Dame stirbt, wie man versichert, dann wird sich der Besitzer des Windspiels all ihrer Habe bemächtigen,“ entgegnete eine dritte; „man sollte den Herrn Amtsrichter herbeiholen, damit er über unsere Erbansprüche wache.“

Mein Onkel rief eine dieser Alten herbei und bat ihm zu erklären, was das zu bedeuten hätte. Stolz darauf, von einem Fremden, der einen Wagen mit zwei Pferden hatte, vor den anderen bevorzugt zu sein, warf sie einen triumphirenden Blick auf ihre Gefährtinnen und sagte:

„Sie haben sehr wohl daran gethan, sich an mich zu wenden, mein guter Herr, denn ich weiß die Einzelheiten der Geschichte besser als die übrigen alle. Der hier in dem Sarge liegt, kam heute Morgen in jenem grünen Wagen, den sie dort unter dem Wagenschuppen sehen. Es war ein Herr von hohem Adel, hatte Geld nach Millionen und ging, wie ich ganz bestimmt weiß, mit einer jungen Dame nach Paris an den Hof, und der ist nun hier zurückgeblieben und wird mit diesen Bauern, die er so sehr verachtet hat, auf diesem armen Kirchhofe verwesen. Er war jung und schön, und ich, die alte Manette, die ganz knochenlahm und zu nichts mehr nütze bin, werde ihm Weihwasser auf das Grab sprengen, und in zehn Jahren, wenn ich auch dort hinausgehe, wird seine verwesliche Hülle meinen alten Knochen Platz machen müssen; denn wenn sie auch reich sind, müssen doch alle diese großen Herren auch dorthin gehen, wohin wir gehen; mögen sie sich im-

merhin mit Sammet und Seide putzen, ihr letztes Kleid ist doch ein Bretterkasten; mögen sie immerhin ihre Haut pflegen und mit wohlriechenden Salben bestreichen, die Würmer in der Erde sind für sie wie für uns geschaffen. Sagen zu können, daß ich, die alte Waschfrau, mich, sobald es mir Spaß macht, auf dem Grabhügel eines Edelmannes zusammenkauern kann, sehen Sie, mein guter Herr, der Gedanke thut wohl, er tröstet uns in unserer Armuth und rächt uns dafür, daß wir nicht adelig sind. Wenn er übrigens todt ist, liegt die Schuld vollkommen an ihm; er hat einen Reisenden, der das hübscheste Zimmer des Gasthauses hatte, aus demselben verdrängen wollen; es fand darauf ein Streit zwischen ihnen statt, sie haben sich in dem Garten des Windspiels geschlagen, und der Reisende hat ihm eine Kugel vor den Kopf geschossen. Die junge Dame war, wie es scheint, schwanger, die arme Frau! Als sie erfuhr, daß ihr Mann todt war, bekam sie Wehen, und es wird ihr jetzt schwerlich besser gehen als ihrem vornehmen Gatten. Der Doctor Debrit kam vorhin aus ihrem Zimmer. Da ich bei ihm wasche, fragte ich ihn, wie es der jungen Frau gehe, und er antwortete mir: „Mutter Manette, ich steckte lieber in deiner alten, runzeligen Haut, als in der ihrigen."

„Und hatte dieser vornehme Herr nicht einen rothen Rock, eine blonde Perrücke und drei Federn auf seinem Hute?"

„Das hatte er alles, mein guter Herr; sollten Sie ihn etwa kennen?"

„Nein," entgegnete mein Onkel, „aber ich habe ihn vielleicht an irgend einem Orte gesehen."

„Und ist die junge Dame," fragte Herr Minxit, „nicht von schlankem Wuchse und hat sie nicht Sommersprossen im Gesicht?"

„Sie ist gut fünf Fuß drei Zoll groß," erwiderte die Alte, „und ihr Gesicht gleicht dem Ei einer Truthenne."

Herr Minxit wurde ohnmächtig.

Benjamin brachte Herrn Minxit zu Bette und ließ ihm zur Ader. Darauf ließ er sich zu Arabella führen; denn die schöne Dame, die im Kindbette sterben sollte, war in der That Herrn Minxits Tochter. Sie hatte das Zimmer inne, das ihr ihr Geliebter auf Kosten seines Lebens verschafft hatte, ein in Wahrheit unheimliches Zimmer, dessen Besitz keines Streites werth war.

Arabella lag in einem Bette von grüner Sarsche. Mein Onkel öffnete die Vorhänge und betrachtete sie einige Zeit schweigend. Eine feuchte und matte Blässe, gleich der einer weißen Marmorstatue, war über ihr Gesicht gebreitet. Ihre halboffenen Augen waren ausdruckslos, nur röchelnd athmete sie noch. Benjamin hob ihren Arm, der regungslos das Bett hinunterhing, in die Höhe; als er das Klopfen ihres Pulses befühlt hatte, schüttelte er traurig den Kopf und befahl der Wärterin, den Doctor Debrit zu holen. Arabella zitterte bei dem Klange dieser Stimme, wie ein Leichnam, der den ersten Einwirkungen des Galvanismus ausgesetzt ist.

„Wo bin ich?" flüsterte sie, indem sie einen Blick des Wahnsinns umherschweifen ließ. „Liege ich in einem unheilvollen Traume? Sind Sie es, Herr Rathery, den ich höre, und bin ich noch zu Corvol, im Hause meines Vaters?"

„Sie sind nicht in dem Hause Ihres Vaters," entgegnete mein Onkel; „aber Ihr Vater ist hier. Er ist bereit, Ihnen zu verzeihen; er verlangt nur eins, daß Sie sich am Leben erhalten, damit er auch lebe."

Arabellas Blicke blieben zufällig auf Herrn von Pont-Casses Uniform haften, die man, noch von Blut triefend, an der Mauer aufgehängt hatte. Sie versuchte eine sitzende Stellung einzunehmen; aber ihre Glieder wanden sich in einem furchtbaren Krampfe, und sie fiel schwer auf ihr Bett zurück, wie ein Leichnam, den man in seinem Sarge

in die Höhe gehoben hat, zurückfällt. Benjamin legte ihr die Hand auf das Herz, es schlug nicht mehr; er hielt einen Spiegel vor ihre Lippen, aber er blieb rein und glänzend. Elend wie Glück, alles war für die arme Arabella zu Ende. Benjamin blieb an ihrem Kopfende stehen, ihre Hand in der seinigen haltend und in einen Abgrund finsterer Gedanken versenkt.

In diesem Augenblicke ließ sich ein schwerer und unsicherer Schritt draußen auf der Treppe vernehmen. Benjamin schloß schnell die Thüre zu. Es war Herr Minxit, der an die Thür klopfte und rief:

„Ich bin es, Benjamin, öffne mir; ich will meine Tochter sehen, ich muß sie sehen; sie darf nicht sterben, ohne daß ich sie gesehen habe."

Es ist etwas höchst Schmerzliches, einen schon Verschiedenen noch für lebend auszugeben, und ihm Dinge zuzuschreiben, als ob er noch im Dasein wäre. Mein Onkel wich vor dieser Nothwendigkeit nicht zurück.

„Gehen Sie wieder hinunter, Herr Minxit, ich bitte Sie darum. Mit Arabella geht es besser, sie schläft; Ihr plötzliches Erscheinen könnte eine tödtliche Krisis hervorrufen."

„Ich sage dir, Elender, daß ich meine Tochter sehen will!" rief Herr Minxit, und er drückte so gewaltsam gegen die Thür, daß die Schließklappe des Schlosses auf das Steinpflaster hinabfiel.

„Nun wohl," sagte Benjamin, ihn noch immer zu täuschen hoffend, „Sie sehen es, Ihre Tochter schläft sanft und ruhig. Sind Sie nun zufrieden und wollen Sie wieder hinabgehen?"

Der unglückliche Greis warf einen Blick auf seine Tochter.

„Du hast mich belogen!" rief er mit einer Stimme, bei der Benjamin unwillkürlich zu zittern begann, „sie schläft nicht, sie ist todt."

Er warf sich über ihren Körper und drückte sie krampfhaft an seine Brust.

„Arabella!“ rief er, „Arabella! Arabella! O! mußte ich sie so wiederfinden, sie, meine Tochter, mein einziges Kind! Gott läßt die Haare des Mörders ergrauen und nimmt einem Vater sein einziges Kind! Wie kann man uns sagen, Gott sei gut und gerecht! . . .“ Dann verwandelte sich sein Kummer plötzlich in Zorn gegen meinen Onkel. „Du, elender Rathery, bist die einzige Ursache, daß ich sie Herrn von Pont-Casse verweigert habe! Ohne dich wäre sie verheirathet und voller Leben.“

„Scherzen Sie?“ erwiderte mein Onkel. „Trage ich die Schuld, daß sie sich in einen Musketier verliebt hat?“

Alle Leidenschaften rühren nur von dem Blute her, das sich nach dem Gehirne zusammenzieht. Herrn Minxits Vernunft litt unstreitig unter der Bemühung dieses mächtigen Schmerzes, aber in dem Paroxismus seines Wahnsinns öffnete sich die Ader wieder, die sich nach dem von meinem Onkel vorgenommenen Aderlasse so eben erst geschlossen hatte. Benjamin ließ das Blut rinnen, und bald folgte dieser Ueberfülle des Lebens eine heilsame Ohnmacht und rettete den armen Greis. Benjamin gab dem Besitzer des Windspiels Aufträge und Geld, damit Arabella und ihr Geliebter ein anständiges Begräbnis erhielten; darauf setzte er sich neben dem Bette des Herrn Minxit fest und wachte über ihn wie eine Mutter über ihr krankes Kind. Herr Minxit schwebte drei Tage zwischen Leben und Grab; aber dank der geschickten und liebevollen Behandlung meines Onkels legte sich dieses ihn aufreibende Fieber nach und nach und bald war er im Stande nach Corvol zurückgeschafft zu werden.

21. Ein letztes Fest.

Herr Minxit besaß eine dieser vorsündflutlichen Constitutionen, die aus solideren Stoffen als die unserigen

gebildet zu sein scheinen. Er gehörte zu diesen lebenskräftigen Pflanzen, die noch eine frische Vegetation behalten, wenn die andern in der Winterkälte schon längst dahingewelkt sind. Die Runzeln hatten diese granitene Stirn nicht anzutasten vermocht. Eine lange Reihe von Jahren war über sein Haupt dahingegangen, ohne auf ihm ein Zeichen der Abnahme zurückzulassen; er war über sein sechszigstes Jahr hinaus jung geblieben, und sein Winter war, wie der der Tropen, noch immer voller Saft und Blüten; aber Zeit und Unglück vergessen Niemanden. Der Tod nach ihrer Flucht und der plötzlichen Enthüllung ihrer Schwangerschaft hatte diese mächtige Organisation mit einem tödtlichen Schlage getroffen; ein langsames Fieber untergrub ihn im Geheimen. Er hatte auf diese lärmenden Genüsse verzichtet, die aus seinem Leben eine lange Festreihe gemacht hatten. Er hatte die Arzneikunst wie ein unnützes Hindernis aufgegeben. Die Gefährten seiner langen Jugend achteten seinen Schmerz, und ohne aufzuhören, ihn zu lieben, hatten sie aufgehört, ihn zu besuchen. Sein Haus war wie ein Grab stumm und verschlossen, und kaum warf es durch einige halboffene Schalterladen verstohlen einige Blicke auf das Dorf. Die Höfe hallten nicht mehr von dem Lärm der Gehenden und Kommenden wieder; die ersten Gräser des Frühlings hatten den Platz vor dem Hause überwuchert; Hauspflanzen wuchsen die Mauern entlang und überkleideten sie mit üppigem Grün. Diese arme Seele voller Trauer hatte nur noch Dunkelheit und Schweigen nöthig. Er hatte es wie das Rothwild gemacht, das sich in die Tiefe des Waldes zurückzieht, sobald es sterben will. Der Frohsinn meines Onkels war an dieser unheilbaren Schwermuth gescheitert. Herr Minxit beantwortete seine heiteren Scherze nur durch ein düsteres und trauriges Lächeln, wie wenn er ihm sagen wollte, daß er ihn verstanden hätte und ihm für seine gute Absicht dankte. Mein Onkel hatte auf den Frühling gerechnet,

um ihn zum Leben zurückzuführen; aber dieser Frühling, welcher die ganze dürre Erde mit Blumen und Grün bedeckt, vermag in einer trostlosen Seele nichts wieder aufsprossen zu lassen, und während alles wieder Leben erhält, stirbt der arme Mensch langsam dahin.

An einem Abende des Monats Mai ging er, auf Benjamins Arm gestützt, in seiner Wiese auf und ab. Der Himmel war hell, die Erde grün und balsamisch, die Vögel flatterten mit einem harmonischen Rauschen ihrer Flügel zwischen dem Schilfe am Bache, und das von den Hagedornblüten ganz bedeckte Wasser murmelte unter den Wurzeln der Weiden.

„Ein wunderbar schöner Abend,“ sagte Benjamin, indem er Herrn Minxit aus dieser düsteren Träumerei, die seinen Geist wie ein Leichentuch umhüllte, zu reißen suchte.

„Ja,“ erwiderte dieser, „ein schöner Abend für den armen Landmann, der mit der Hacke auf seiner Schulter durch zwei blühende Hecken hindurch auf seine rauchende Hütte zugeht, in der ihn seine Kinder erwarten; aber für den Vater, der um seine Tochter Trauer trägt, giebt es keine schönen Abende mehr.“

„Und in welchem Hause,“ entgegnete mein Onkel, „giebt es keine Lücke? Wer hätte keinen Friedhof, keinen Rasenhügel, die er jährlich besuchte, um fromme Thränen zu vergießen? Und wer unter dieser so rosafarbenen und golden schimmernden Volksmenge auf den Straßen der Stadt trüge nicht irgend ein Trauerzeichen an sich? Wenn die Söhne alt werden, sind sie dazu verurtheilt, ihre alten Eltern in das Grab zu legen; sterben sie dagegen in der Blüte der Lebensjahre, so lassen sie eine trostlose Mutter neben ihrem Sarge auf den Knien zurück. Glauben Sie mir, die Augen des Menschen sind weniger zum Sehen als zum Weinen geschaffen, und jedes Herz hat seine Wunde, wie jede Blume ihren Wurm hat, der an ihr nagt.

Aber Gott hat unserem Lebenswege auch Vergessenheit verliehen, der der Tod langsamen Schrittes folgt, der Tod, welcher die von ihm gezeichneten Grabschriften verwischt und die von ihm geschlagenen Wunden wieder heilt. Wollen Sie, mein lieber Herr Minxit, einem guten Rathe folgen? Essen Sie Karpfen an den Ufern des Genfer Sees, Maccaroni zu Neapel, trinken Sie Xeres-Wein zu Cadix und verzehren Sie Eis zu Constantinopel; in einem Jahre werden Sie eben so rund und bausbäckig zurückkehren, wie Sie vorher waren."

Herr Minxit ließ meinen Onkel schwatzen, so viel er wollte, und sagte zu ihm, als er geendet hatte:

„Wie viele Tage habe ich noch zu leben, Benjamin?"

„Was sagen Sie?" rief mein Onkel, über die Frage bestürzt und im Glauben falsch gehört zu haben.

„Ich frage dich," wiederholte Herr Minxit, „wie viel Tage mir noch zu leben bleiben?"

„Zum Teufel!" erwiderte mein Onkel, „das ist eine Frage, die mich sehr in Verlegenheit setzt. Einerseits möchte ich Ihnen eine Gefälligkeit nicht abschlagen; andererseits aber weiß ich nicht, ob mir die Klugheit gestattet, Ihren Wunsch zu erfüllen. Man kündigt dem zum Tode Verurtheilten die Zeit seiner Hinrichtung nur wenige Stunden vorher an, und Sie . . ."

„Es ist," fiel ihm Herr Minxit ins Wort, „ein Dienst, den ich deiner Freundschaft auferlege, weil du allein ihn mir leisten kannst. Der Reisende muß wohl wissen, zu welcher Stunde er aufzubrechen hat, damit er seinen Mantelsack packen kann."

„Sie wollen es also offen und aufrichtig wissen, Herr Minxit? Geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie über das Urtheil, welches ich Ihnen aussprechen werde, nicht erschrecken wollen?"

„Ich gebe dir mein Ehrenwort darauf," versetzte Herr Minxit.

„Nun wohl!“ sagte mein Onkel, „ich will so offen sein, als ob es sich um mich selbst handelte.“

Er prüfte das vertrocknete Gesicht des Greises, untersuchte seine matte Pupille, in der nur noch ein schwacher Lebensschein flimmerte, befragte seinen Puls, als ob er dessen Schläge mit seinen Fingern gehört hätte, und beobachtete einige Zeit Schweigen; dann sagte er:

„Es ist heute Donnerstag,“ sagte er, „nun wohl, am Montag wird in Corvol ein Haus mehr in Trauer sein.“

„Sehr gut diagnosirt,“ versetzte Herr Minxit. „Was du mir soeben gesagt hast, dachte ich; wenn du je Gelegenheit findest, dich bekannt zu machen, so sage ich dir vorher, daß du eine unserer medicinischen Berühmtheiten abgeben wirst. Aber der Sonntag gehört mir doch noch ganz?“

„Er gehört Ihnen von Anfang bis zu Ende, falls Sie nicht thun, was das Ziel Ihrer Tage beschleunigt.“

„Ich verlange nicht mehr,“ entgegnete Herr Minxit. „Erweise mir noch die Gefälligkeit, unsere Freunde auf den Sonntag zu einem Festessen einzuladen; ich will nicht mit dem Leben zerfallen aus ihm scheiden, sondern ihm mit dem Glase in der Hand Lebewohl sagen. Du mußt darauf bestehen, daß sie meine Einladung annehmen und es ihnen im Nothfalle als eine Pflicht an das Herz legen.“

„Ich werde Sie persönlich einladen und bin überzeugt, daß keiner von ihnen ausbleiben wird.“

„Jetzt laß uns zu etwas Anderem übergehen. Ich mag nicht auf dem Kirchhofe der Gemeinde beerdigt werden; er liegt in der Tiefe, ist kalt und feucht, und der Schatten der Kirche breitet sich wie ein Trauerflor über seine ganze Fläche; es würde mir an diesem Orte nicht gefallen, und du weißt, ich liebe meine Bequemlichkeit. Ich wünsche, daß du mich auf meiner Wiese begräbst, am Ufer dieses Baches, dessen Plätschern mir so große Freude macht.“ Er riß eine Handvoll Gras ab und fuhr fort: „Hier möge man mir meine letzte Ruhestätte graben. Lege hier eine

Laube von Wein und Geisblatt an, damit es dem Grün auch nicht an Blüten fehle, und komme mitunter hierher, um an deinen alten Freund zu denken. Damit du öfter hierher kommst, und auch damit man meinen Schlaf nicht störe, vermache ich dir dieses Gut sowie meine übrigen Ländereien, aber unter zwei Bedingungen, erstlich, daß du das Haus, welches ich leer zurücklasse, bewohnst und sodann, daß du dich meiner Kunden annimmst, wie ich es seit dreißig Jahren gethan habe."

„Ich nehme dieses doppelte Erbe mit Dankbarkeit an," sagte mein Onkel, „aber das sage ich Ihnen zuvor, daß ich die Märkte nicht besuchen will."

„Zugestanden," versetzte Herr Minxit.

„Was Ihre Kunden anlangt," fügte Benjamin hinzu, „so werde ich sie gewissenhaft nach dem Tissot'schen System, welches mir auf Vernunft und Erfahrung gegründet zu sein scheint, behandeln. Der Erste, der in die Grube gelegt werden wird, soll Ihnen von mir Nachricht geben."

„Es wird mir in der Abendkühle kalt; es ist Zeit, diesem Himmel, diesen alten Bäumen und diesen singenden Vögeln, die mich nicht wiedersehen werden, Lebewohl zu sagen, denn wir werden erst den Montag früh hierher zurückkommen."

Am folgendem Tage schloß er sich mit dem Notare, seinem Freunde, ein; den Tag darauf wurde er immer schwächer und schwächer und hütete das Bett; aber als der Sonntag gekommen war, stand er auf, ließ sich pudern und zog sein schönstes Kleid an. Benjamin war, wie er versprochen hatte, nach Clamecy gegangen und hatte die Einladungen persönlich gemacht; alle seine Freunde hatten der Aufforderung zum Leichenbegängnisse Folge geleistet und um vier Uhr fanden sie sich sämmtlich im Salon versammelt. Wankend und auf den Arm meines Onkels gestützt, säumte Herr Minxit nicht zu erscheinen; er drückte ihnen allen die Hand und dankte ihnen freundlich, seinem

letzten Wunsche, der, wie er sagte, die Laune eines Sterbenden sei, nachgekommen zu sein.

Diesen Mann, den sie vor einiger Zeit so heiter, so glücklich, so lebensvoll gesehen, hatte der Gram gebrochen, und das Alter war mit einem Male über ihn gekommen. Bei seinem Anblick vergossen alle Thränen, und selbst Arthus fühlte plötzlich seinen Appetit verschwinden.

Ein Diener meldete, daß das Essen aufgetragen wäre. Herr Minxit setzte sich, wie gewöhnlich, an das Ende der Tafel.

„Meine Herren," sagte er zu seinen Gästen, „dieses Essen ist für mich das letzte; ich wünsche, daß meine letzten Blicke nur auf vollen Gläsern und lachenden Gesichtern ruhen; wenn Sie mir Freude machen wollen, so lassen Sie Ihrer gewohnten Heiterkeit freien Lauf." Er goß sich einige Tropfen Burgunder ein und hielt sein Glas seinen Gästen hin.

„Auf Herrn Minxits Gesundheit!" sagten sie sämmtlich.

„Nein," erwiderte Herr Minxit, „nicht auf meine Gesundheit; wozu dient ein Wunsch, der nicht in Erfüllung gehen kann? Aber auf Ihre Gesundheit, meine Herren, auf Ihr Wohlergehen, auf Ihr Glück, und möge Gott diejenigen von Ihnen, die Kinder zu verlieren haben, in seinen Schutz nehmen."

„Herr Minxit," bemerkte Guillerand, „hat sich die Sachen auch allzusehr zu Herzen genommen; ich hätte ihn nicht für fähig gehalten, vor Kummer zu sterben. Auch ich verlor eine Tochter, die ich bei den Nonnen in Pension gegeben hatte. Für den Augenblick bekümmerte mich dies sehr, allein ich befand mich deshalb nicht schlechter, und ich gestehe offen, daß ich bisweilen dachte, ich brauchte nun kein Kostgeld mehr für sie zu zahlen."

„Eine in deinem Keller zerbrochene Flasche," unterbrach ihn Arthus, „oder ein aus deiner Pension genommener Schüler würde dir mehr Kummer verursacht haben."

„Solche Redensarten," versetzte Millot, „sind nur dir

zuzutrauen, Arthus, der du kein anderes Unglück fürchtest, als den Appetit zu verlieren."

„Ich habe mehr Herz als du, Versemacher!" entgegnete Arthus.

„Dann müßte das deine verdauen können."

„Eine richtige Verdauung hat immer etwas Gutes! Wenigstens brauchen Einen dann die Freunde nicht an eine Wagenleiter festzubinden, damit man unterwegs nicht hinabfalle."

„Arthus," sagte Millot, „keine Persönlichkeiten, ich bitte dich."

„Ich weiß," erwiderte Arthus, „daß du mir grollst, weil ich auf dem Rückwege von Corvol auf dich gefallen bin; aber singe mir dein großes Weihnachtslied vor, und wir haben einander nichts vorzuwerfen."

„Und ich behaupte, daß mein Weihnachtslied ein schönes Dichtwerk ist. Soll ich dir einen Brief des hochwürdigen Bischofs zeigen, in dem er mir sein Compliment macht?"

„Ja, lege dein Weihnachtslied auf das Kohlenfeuer, und du wirst sehen, wie viel es werth ist."

„Daran erkenne ich dich, Arthus; du schätzest nur, was gebraten oder gekocht ist."

„Was willst du, mein Empfindungsvermögen sitzt einmal in den Muskeln meines Gaumens, und ich habe es da eben so gern als wo anders. Taugen solid organisirte Verdauungswerkzeuge weniger dazu, glücklich zu sein, als ein weit entwickeltes Gehirn? Das ist die Frage."

„Wenn wir es mit einer Ente oder einer Sau zu thun hätten, so zweifle ich nicht, daß sie sich zu deinen Gunsten entschieden; aber ich nehme Benjamin zum Schiedsrichter."

„Dein Weihnachtslied gefällt mir außerordentlich," erklärte mein Onkel.

„Auf die Knie, Christen, auf die Knie!"

Das ist herrlich. Welcher Christ könnte sich wohl weigern niederzuknien, wenn du in einem Verse von zehn Sylben

zweimal die Einladung an ihn ergehen lässest; aber ich theile Arthus' Ansicht, ich ziehe eine am Spieße gebratene Cotelette vor."

„Ein Scherz ist keine Antwort," versetzte Millot.

„Nun gut! Meinst du, daß ein moralischer Schmerz ein eben so großes Weh bereiten kann, wie Zahn- oder Ohrenweh? Wenn der Körper lebhafter leidet als die Seele, muß er auch in gleicher Weise mehr Genuß empfinden. Das ist logisch, Schmerz und Freude rühren von derselben Fähigkeit her."

„Die Sache ist die," sagte Herr Minxit, „hätte ich die Wahl zwischen Herrn Arthus' Magen und dem krankhaften und übersäuerten Gehirn des Herrn J. J. Rousseau, so würde ich für des Herrn Arthus Magen stimmen. Das Empfindungsvermögen ist die Gabe zu leiden; empfindlich sein heißt mit nackten Füßen über alles Leben zerschneidende Kieselsteine gehen, heißt mit einer offenen Wunde an der Seite durch die uns drängende und stoßende Menge wandeln. Das Unglück der Menschen sind unbefriedigte Wünsche. Nun, jede Seele, die allzu sehr empfindet, ist ein Luftballon, der gen Himmel steigen möchte und über die Grenzen der Atmosphäre nicht hinausgehen kann. Gebet einem Menschen eine gute Gesundheit, einen guten Appetit und versenket seine Seele in ewige Schlaftrunkenheit, so wird er das glücklichste aller Wesen sein. Seine Intelligenz entwickeln heißt Dornen in sein Leben säen. Der Bauer, der Kegel schiebt, ist glücklicher als der geistreiche Mann, der ein schönes Buch liest."

Alle Gäste schwiegen auf diese Rede.

„Parlanta," fragte Herr Minxit, „wie steht mein Prozeß mit Malthus?"

„Wir haben einen Haftbefehl erlangt," erwiderte der Gerichtsvollzieher.

„Ei sieh! Du wirst die sämmtlichen Acten in das Feuer werfen, und Benjamin wird dir die Kosten ersetzen.

Und du, Rapin, wie steht es mit meinem Prozesse gegen die Geistlichkeit, hinsichtlich meiner Musik?"

„Das Urtheil ist auf heut über acht Tage angesetzt," entgegnete Rapin.

„Dann werden sie mich wegen Versäumnis des Termins verurtheilen," erwiderte Herr Minxit.

„Es wird aber vielleicht eine starke Buße kosten," fuhr Rapin fort. „Der Meßner hat ausgesagt, der Sergeant hätte den Herrn Vicar beleidigt, als er ihn aufforderte, den Kirchplatz mit seiner Musik zu räumen."

„Das ist nicht wahr," versetzte der Sergeant, „ich habe nur die Melodie spielen lassen: Wo gehst du hin, mein Herr Abbé?"

„In diesem Falle soll Benjamin den Meßner bei erster Gelegenheit durchprügeln," entschied Herr Minxit; „ich wünsche, daß dieser Kauz auch ein Andenken an mich erhalte."

Man war beim Nachtische angekommen. Herr Minxit ließ einen Punsch bereiten und goß einige Tropfen dieses glühenden Getränkes in sein Glas.

„Das wird Ihnen schädlich sein, Herr Minxit," sagte Machecourt zu ihm.

„Und was kann mir jetzt noch schädlich sein, mein guter Machecourt? Ich muß doch allem, was mir im Leben lieb gewesen ist, Lebewohl sagen."

Indessen nahmen seine Kräfte schnell ab, und er konnte sich nur noch mit schwacher Stimme ausdrücken.

„Sie wissen, meine Herren," sagte er, „daß ich Sie zu meiner Beerdigung eingeladen habe; ich habe Ihnen allen Betten bereiten lassen, damit Sie sich morgen früh bereit finden, mich zu meiner Ruhestätte hinauszubegleiten. Ich wünsche nicht, daß mein Tod beweint werde. Anstatt Trauerflors bitte ich eine Rose an Ihrem Rocke zu tragen: Sie feiern ja die Genesung eines Kranken, die Befreiung eines Gefangenen. Und wer von Ihnen,"

fügte er hinzu, „übernimmt es, mir die Leichenrede zu halten?"

„Das muß Page thun," erklärten einige.

„Nein," erwiderte Herr Minxit, „Page ist Advokat, „und an Gräbern muß man die Wahrheit sagen. Mir würde es lieber sein, wenn Benjamin es thäte."

„Ich?" rief Benjamin, „Sie wissen wohl, daß ich kein Redner bin."

„Für mich bist du es hinreichend," versetzte Herr Minxit. „Rede jetzt einmal, als ob ich schon in meinem Sarge läge; es wird mir Freude machen, noch lebend zu hören, was die Nachwelt von mir sagen wird."

„Wahrhaftig," klagte Benjamin, „ich weiß nicht recht, was ich sagen soll."

„Was du willst, aber beeile dich, denn ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht."

„Wohlan!" begann mein Onkel, „Demjenigen, den wir hier unter diesem Laubdache zur Ruhe bringen, folgt allgemeines Bedauern."

„Allgemeines Bedauern besagt nichts," erklärte Herr Minxit, „keinem Menschen folgt allgemeines Bedauern; es ist eine Lüge, die man nur auf der Kanzel vorbringen kann."

„Gefällt Ihnen vielleicht besser: er hinterläßt Freunde, die ihn lange beweinen werden?"

„Das klingt weniger gesucht, ist aber auch nicht genauer. Für einen Freund, der uns aufrichtig und ohne Hintergedanken liebt, haben wir zwanzig im Dunkeln verborgene Feinde, die wie ein Jäger im Hinterhalte schweigend die Gelegenheit abwarten, uns Uebels zuzufügen. Ich bin überzeugt, daß es in diesem Dorfe viele Leute geben wird, die über meinen Tod glücklich sein werden."

„Dann will ich sagen: der untröstliche Freunde hinterläßt."

„Untröstliche Freunde ist immer noch eine Lüge," wandte

Herr Minxit ein. „Wir Aerzte wissen nicht, welcher Theil unseres Organismus den Schmerz annimmt und in welcher Weise er uns für denselben zugänglich macht; aber es ist eine Krankheit, die ohne Behandlung und sehr schnell geheilt wird. Die meisten Schmerzen im Herzen des Menschen sind nur Blasen, die fast eben so schnell zerplatzen, wie sie sich gebildet haben. Untröstlich sind nur Väter und Mütter, die Kinder im Sarge haben."

„Die lange sein Andenken bewahren werden? sagt Ihnen das besser zu?"

„Das lasse ich mir gefallen," entgegnete Herr Minxit, „und damit dieses Andenken noch länger in Ihrem Gedächtnisse bleibe, gründe ich für ewige Zeit ein Festessen, welches jährlich an meinem Todestage gehalten werden soll, und an dem Sie alle theilnehmen müssen, so lange Sie sich in dieser Gegend befinden; Benjamin ist mit der Ausführung meines Willens beauftragt."

„Das ist mehr als ein bloßer Dienst," sagte mein Onkel und fuhr darauf fort: „Ich will zu Ihnen nicht von seinen Tugenden sprechen . . ."

„Setze dafür lieber: von seinen Eigenschaften; darin liegt weniger Ueberschätzung."

„. . . noch von seinen Talenten: ihr habt sie alle eben so sehr zu würdigen gewußt."

„Namentlich Arthus, an den ich im vergangenen Jahre fünfundvierzig Flaschen Bier im Billardspiel verloren habe."

„Ich will nicht zu euch davon reden, daß er ein guter Vater war: ihr wißt alle, daß er gestorben ist, weil er sie zu sehr geliebt hat."

„Ach, wollte Gott, daß dies wahr wäre!" entgegnete Herr Minxit; „aber eine beklagenswerthe Wahrheit, die ich mir nicht verhehlen kann, ist, daß meine Tochter gestorben, weil ich sie nicht genug geliebt habe. Ich habe wie ein fluchwürdiger Egoist gegen sie gehandelt: sie liebte einen Edelmann, und ich wollte nicht, daß sie ihn heirathete,

weil ich die Edelleute verabscheute; sie liebte Benjamin nicht, und ich wollte, daß er mein Schwiegersohn würde, weil ich ihn liebte. Aber ich hoffe, daß Gott mir verzeihen wird. Nicht wir haben unsere Leidenschaften gemacht, und unsere Leidenschaften beherrschen uns immer. Wir müssen den Instinkten gehorchen, die er uns gegeben hat, wie die Ente dem gebieterischen Instinkte gehorcht, der sie nach dem Flusse zieht."

„Er war ein guter Sohn," fuhr mein Onkel fort.

„Was weißt du davon?" erwiderte Herr Minxit. „Daran können Sie sehen, wie Grabschriften und Leichenreden gemacht werden. Diese Reihen von Denkmälern und Cypressen, die sich auf unseren Kirchhöfen ausbreiten, sind nichts als Lügen und Unwahrheiten wie die Blätter einer Zeitung. In Wahrheit habe ich weder meinen Vater noch meine Mutter gekannt, und weiß nur, daß ich aus der Vereinigung eines Mannes und eines Weibes hervorgegangen bin; aber ich habe mich nie über die Verlassenheit beklagt, in der man mich gelassen hatte. Dies hat mich nicht gehindert, meinen Weg zu gehen, und hätte ich eine Familie gehabt, wäre ich vielleicht nicht so weit gekommen; eine Familie ist uns hinderlich, sie kreuzt unsere Wege tausendfach; du mußt ihren Ideen gehorchen und nicht den deinigen; du hast nicht die Freiheit deiner Befähigung zu folgen, und auf dem Wege, auf den sie dich drängt, bleibst du oft gleich beim ersten Schritte stecken."

„Er war ein guter Gatte," redete mein Onkel weiter.

„Auch davon weiß ich nicht viel; ich heirathete eine Frau, ohne sie zu lieben, und liebte sie auch nie sehr; aber ich habe ihr stets den Willen gethan; wollte sie ein Kleid, so kaufte sie sich eins; mißfiel ihr ein Dienstbote, so schickte sie ihn fort. Ist man damit schon ein guter Gatte, desto besser; allein ich werde bald erfahren, was Gott darüber denkt."

„Er war ein guter Bürger," fuhr mein Onkel fort.

„Ihr waret Zeugen seines Eifers, Ideen der Reform und der Freiheit unter dem Volke auszubreiten."

„Das kannst du jetzt sagen, ohne mich zu gefährden."

„Ich will nicht davon reden, daß er ein guter Freund war . . ."

„Aber was willst du denn dann sagen?" unterbrach ihn Herr Minxit.

„Ein wenig Geduld. Er verstand es durch seine Intelligenz, sich die Annehmlichkeit des Vermögens zu erwerben."

„Nicht gerade durch meine Intelligenz," wandte Herr Minxit ein, „obgleich sich die meinige mit der manches anderen messen kann; ich zog aus der Leichtgläubigkeit der Menschen Nutzen: dazu bedarf man eher der Kühnheit als der Intelligenz."

„. . . Und sein Reichthum stand immer den Unglücklichen zu Diensten."

Herr Minxit machte ein Zeichen der Beistimmung.

„Er lebte als Philosoph, das Leben genießend und es die, welche ihn umgaben, genießen lassend, und er starb in gleicher Weise, von seinen Freunden umgeben, am Ende eines großen Festmahles. Wanderer, wirf eine Blume auf sein Grab!"

„So ist es ziemlich richtig," sagte Herr Minxit. „Jetzt, meine Herren, trinken Sie das Abschiedsglas und wünschen Sie mir eine glückliche Reise."

Er befahl dem Sergeanten, ihn in sein Bett zu bringen. Mein Onkel wollte ihm folgen, aber er widersetzte sich dem und verlangte, daß man bis zum nächsten Tage bei Tische bliebe. Eine Stunde später ließ er Benjamin rufen. Dieser eilte an sein Bett. Herr Minxit hatte nur noch die Zeit, ihm die Hand zu reichen, und verschied dann.

Am folgenden Morgen wurde Herrn Minxits Sarg, von seinen Freunden umgeben und von einem großen Gefolge von Landleuten begleitet, aus dem Hause getragen.

An der Thür erschien der Pfarrer und befahl den Trägern, die Leiche nach dem Kirchhof zu bringen.

„Herr Minxit," erklärte mein Onkel, „hatte jedoch nicht die Absicht sich auf dem Kirchhofe beerdigen zu lassen, sondern auf seiner Wiese, und Niemand hat das Recht, ihn daran zu hindern."

Der Priester machte den Einwurf, daß die sterbliche Hülle eines Christen nur auf geweihtem Boden ruhen dürfte.

„Ist etwa der Boden, zu dem wir Herrn Minxit hinaustragen, weniger geweiht als der Ihrige? Kommen auf ihm kein Gras und keine Blumen fort wie auf dem Kirchhofe der Gemeinde?"

„Wünschen Sie denn, daß Ihr Freund verdammt wird?" fragte der Pfarrer.

„Erlauben Sie," erwiderte mein Onkel, „Herr Minxit steht seit gestern vor Gott, und sobald sein Urtheil nicht auf acht Tage ausgesetzt wurde, ist er jetzt schon gerichtet. Sollte er schon verdammt sein, so würde Ihre Leichenfeier sein Urtheil nicht widerrufen lassen, und falls er gerettet ist, wozu sollte Ihre Feier dann noch dienen?"

Der Herr Pfarrer rief, Benjamin wäre gottlos und befahl den Landleuten, sich zurückzuziehen. Alle gehorchten, und selbst die Träger waren geneigt, es ebenso zu machen; aber mein Onkel zog seinen Degen und erklärte:

„Die Träger sind für das Tragen der Leiche bis zu ihrer letzten Ruhestätte bezahlt, und sie müssen ihr Geld abverdienen. Verrichten sie ihre Arbeit, so erhält noch Jeder einen Thaler; weigert sich dagegen einer von ihnen weiter zu gehen, so schlage ich ihn so lange mit der flachen Klinge, bis er seiner Pflicht nachkommt."

Noch mehr durch Benjamins Drohungen als durch die des Pfarrers erschreckt, ergaben sich die Träger darein, weiter zu gehen und Herr Minxit wurde mit all den For-

malitäten, die er Benjamin angegeben hatte, in sein Grab gesenkt.

Bei seiner Rückkehr von dem Begräbnisse besaß mein Onkel eine Rente von zehntausend Francs. Vielleicht werden wir später sehen, welchen Gebrauch er von seinem Vermögen machte.

Ende.

Inhaltsverzeichnis.



Der Zauberkaftan.

Roman

von

Koloman Mikszáth.

Aus dem Ungarischen

von

Viktor Sziklai.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Erstes Kapitel.

Jene Städte sind närrisch, welche klagen: Wir haben viel gelitten, bei uns haben die Türken ein oder zwei Jahrhunderte gehaust. Wahrhaft litten jene Städte, wo weder Türken hausten, noch Labanzen und Kurutzen,*) und welche sich aus eigner Kraft erhielten, wie zum Beispiel Kecskemét; denn wo von den kriegführenden Parteien sich die eine aufhielt, dort dominierte, plünderte nur die eine und die anderen wagten sich nicht einmal hin, wo aber keine einzige wohnte, dorthin gingen alle Erdbeeren sammeln.

Eines Tages wandelte den Ofner Pascha die Laune an, ein wenig zu brandschatzen: „Mein Sohn Derwisch Beg, schreibe dem Kecskeméter Richter!" Und der Brief ging sofort ab, aus dessen üppigem Stile der Ausdruck nicht fehlte: „Ihr spielt mit Euren Köpfen!"

Aber auch der Szolnoker Musta Beg ging nicht anders vor, denn er brandschatzte Czegléd, Körös, Kecskemét und die umliegenden Dörfer. Jede gesegnete Woche warf er ihnen neue Lasten aus, indem er schrieb: „Diesen Herrenbrief sollt Ihr zu Pferde in jede Stadt, in jedes Dorf tragen und darnach handeln."

Seine Gnaden, der tapfere Herr Emerich Koháry rechnete gleichfalls auf die wohlhabenden Städte und erließ von Seite der Kaiserlichen aus Szécsény Verordnungen, ja selbst der Gácser Stuhlrichter, Seine Gnaden Herr Johann Darvas war nicht faul, ihnen an den Leib zu gehen, wenn die Kurutzen etwas nötig hatten. Dazu kamen noch die herumschweifenden tatarischen Horden und die verschiedenen Truppen,

*) Labanzen und Kurutzen waren ungarische Soldaten.

welche auf eigene Faust arbeiteten. Und mit all diesen sollte man auf freundschaftlichem Fuße leben!

In Kecskemét gab es schon damals berühmte Märkte. Was den Augen schön, dem Munde gut ist, das alles brachten die türkischen, deutschen und ungarischen Kaufleute haufenweise hierher und der Markt hatte stets ein trauriges Ende, denn wenn er eben im besten Zuge war, erhob sich eine Wolke auf der sandigen Straße, es kam der Kurutze oder der Türke, oder gar ein Haufe Labanzen sauste wie der Blitz nieder und verschwand mit den wertvollsten Waren beladen wieder in einer Staubwolke.

Die bitteren Pillen aber konnte dann die wohledle Stadt verschlucken, denn hatten die Türken die Zelte geplündert, so fielen nunmehr die Labanzen mit großen Rechnungen über sie her.

Die Stadt habe ohne Verzug den Schaden der Kaufleute zu bezahlen, sonst wird gestürmt; wenn der Labanze raubte, galt es auch gleich für die armen Kecskeméter, denn dann verlangten die Kurutzen und Türken Schadenersatz für ihre Kaufleute und diese Forderungen erreichten fast immer die Höhe von tausend Goldstücken.

Vergebens seufzte der Oberrichter Johann Szücs: „Woher nehmen, woher? Das ist ja nicht das Kremnitzer Goldbergwerk; unter unseren Füßen ist ja nichts als Sand, Sand bis hinunter zur Hölle.“

Endlich ward die Sache doch unerträglich, man hielt großen Rat und dann gingen die guten Leute zum Palatin, der aber nach der Erzählung des Herrn Paul Fekete sehr mißmutig wurde, als sie ihm vortrugen, daß sie eine Bitte an ihn hätten.

„Verlanget nur nichts großes, denn ich gewähre es euch nicht.“

„So sehr verlangen wir nichts großes, daß uns selbst das zu viel ist, was wir haben.“

„Valde bene, valde bene," meinte der Palatin schmunzelnd.

„Wir bitten Eure Gnaden, uns unsere Märkte zu nehmen."

Der Palatin dachte nach, hüstelte. „Hm, es ist kein richtiges Regime, amici, das den Leuten etwas nimmt, wovon der Nehmende keinen Vortheil hat."

Trotzdem kam bald darnach eine Ordre von Leopold I., daß die Kecskeméter Märkte von nun an zu sein aufgehört haben. Selbstverständlich wurden nun die Türken ebenso wütend wie die Kurutzen. „Diese elenden Philister berauben uns unseres Nebenerwerbes." Sie hatten jetzt originelle Ideen. Am schwarzen Sonntag vor Ostern stürmte der berühmte Kurutzenführer Stefan Csuda mit seinen Truppen in die Stadt. Sie sprengten geradenwegs zum Stiftskloster. Hier befahl der Anführer seinen Leuten: „Nichts anrühren, Kinder, nur den Quardian müßt ihr gefangen nehmen, denn diesen werden sie auslösen. Sie nahmen wirklich den Quardian, den dicken Pater Bruno, gefangen, setzten ihn auf ein Maultier, das bisher ein treuer Arbeiter des Klostergartens war, zumal es die Wasserfässer schleppte. Damit aber der fluchende, strampelnde Pater nicht vom Rücken des Buri falle (Buri hieß das Maultier), banden sie ihn mit Stricken und Riemen fest . . . Sie hatten sich nicht verrechnet. Eine große Bestürzung griff Platz unter den katholischen Gläubigen. Die Witwe Paul Fabian, die bucklige Julie Galgóczi und die verwelkte Klara Bulki begannen unter dem Präsidium des Paters Litkei sofort das Lösegeld zu sammeln, indem sie von Haus zu Haus wanderten. „Lösen' wir den armen Pater Bruno aus. Er hat eine prächtige Predigt zu den Osterfeiertagen einstudiert, diese können wir nicht ungesprochen lassen." Hundert Goldstücke wurden gesammelt, mit diesen begaben sich die Erwählten der Frauen auf den Weg zum Kurutzenlager: Senator Gabriel Poroßnoki, Kurator Johann Babos und der Wagner, Herr Georg Doma.

Nach männiglichen Abenteuern und Mißgeschicken fanden sie endlich den Stefan Csuda, der sie wild anfuhr: „Ihr seid die Kecskeméter, nicht wahr? Nun, was wollt ihr?"

„Wir sind ihn holen gekommen," sprach der fromme Babos, seine winzigen grauen Augen gegen den Himmel erhebend.

„Wen, den Maulesel oder den Quardian?" scherzte der gutgelaunte Stefan Csuda.

„Beide, wenn wir übereinkommen können," meinte Herr Poroßnoki.

„Der Geistliche ist nicht viel wert, aber das Maultier können wir wohl brauchen. Es schleppt die große Trommel."

Sehr wohl gefiel den guten Kecskemétern diese Erklärung des Kurutzen, denn wenn der Geistliche nicht viel wert ist, wird er wohl billig zu haben sein und sie nickten beifällig mit dem Kopfe.

„Also woran sind wir mit Sr. Hochwürden?"

„Ihr könnt ihn für drei Goldstücke haben."

Die drei Männer schauten sich lächelnd an, wie wenn sie sagen wollten, „billig, wahrhaftig sehr billig!" Poroßnoki warf einen Flügel seines blauen Mantels zurück und griff in die Tasche, um die drei Goldstücke hervorzuholen. „Da sind sie! Nehmt sie, Herr!"

Der Kurutzenführer schob die Hand des Senators bei Seite. „Den Geistlichen brachte das Maultier, jetzt soll auch der Geistliche das Maultier mitnehmen. Dies ist nur gerecht, ohne das Maultier ist kein Geschäft."

„Hol's der Teufel," meinte der Senator wohlgelaunt. „Welches Lösegeld bezahlen wir für das Maultier?"

„Der fixe Preis desselben beträgt," gab Csuda jedes Wort betonend zurück, „hundertsiebenundneunzig Goldstücke."

„In den Bürgern stockte das Blut; der kleine Babos blinzelte auf den Kurutzen, ob dieser nicht spaße, doch das gebräunte Antlitz blickte jetzt sehr ernst, vordem war es bedeutend heiterer; die Kecskeméter verzagten trotzdem nicht.

„Hättet Ihr, Herr, das Herz, für ein Maultier so viel Geld zu nehmen, wie für vier arabische Pferde. Überlaßt uns den Geistlichen separat! Wir kommen lieber ein andersmal das Maultier einlösen," ergänzte Herr Babos.

Jetzt übernahm wieder Herr Georg Doma die diplomatischen Verhandlungen. Er meinte, das Maultier könnten ja die ehrwürdigen Patres ohnehin nicht wieder benützen, nachdem dasselbe ein kompromitiertes Individuum sei, das bereits Lagerdienst geleistet hat, in einem protestantischen Truppenkörper.

Den meisten Verstand besaß noch Herr Poroßnoki, denn er durchschaute sofort, daß der Kurutzenführer zweihundert Goldstücke für den Quardian haben wollte und die Geschichte mit dem Maultier bloß Spaßmacherei sei. Er entnahm seiner Tasche den traditionellen Strumpf und ließ die Goldstücke klimpern. „Hundert Stück ohne Fehl, nicht um ein Stück mehr. Entweder nehmen wir das Geld wieder nach Hause oder den Quardian. Es hängt von Euch ab, mein tapferer Herr."

„Nicht möglich," schüttelte dieser den Kopf.

„Bedenket aber," meinte Babos, „daß man unsern Herrn Christus um dreißig Silberlinge verkaufte. Wie sollten da für den Pater Bruno nicht hundert Goldstücke genügen?"

„Biblisieren Sie nicht!" schrie der Kurutz, „denn es ist wohl wahr, daß sie unsern Heiland für dreißig Silberlinge verkauften, aber für wie viel ihn das Christenthum vom Tode losgekauft hätte, das wissen Sie nicht."

Unter solchen Plänkeleien schlossen sie den Handel endlich mit hundert Dukaten ab, welche Herr Csuda einzeln besah, ob sie nicht abgefeilt sind, dann klingen ließ, ob man an ihrem Klange nicht einen kleinen Siebenbürger Accent wahrnehme (dort hielten sich nämlich zu jener Zeit die Falschmünzer auf). Als dann alles ins reine gebracht war, lieferte er den abgemagerten Pater Bruno aus, welchen die Deputation in großem Triumph nach Hause führte.

Aber nicht lange dauerte ihre Freude, denn als sie sich der Heimat näherten, kaum Nagy-Körös verlassend, dessen Häuser noch im abendlichen Nebel sichtbar waren, schimmerte von rechts der schlanke Turm Kecskeméts hervor und eine sich nähernde Staubwolke. „Was zum Teufel kann das sein?“ frugen sich unsere Leute.

„Offenbar kommt uns eine Prozession entgegen.“ Es wird auch eine Rede geben reverendissime, freilich wird es eine solche geben. Es wird nichs schaden, sich auf die Antwort vorzubereiten.“

In den Augen Pater Brunos glänzten Thränen. „Meine armen guten Gläubigen lieben mich, sie lieben mich schrecklich. Wer wird wohl die Rede halten? Wahrscheinlich der schön sprechende Pater Litkei. Freilich, freilich. Ich sehe ihn ja schon. Er ist es, dort voran. Ich will ein Hund sein, wenn er es nicht ist.“

Herr Georg Doma brauchte kein Hund zu sein, denn es war in der That Pater Litkei; seinen breiträndrigen Hut, seine Riesengestalt konnte man schon von weitem erkennen, nur war seine Begleitung gerade kein Prozessionsvolk, sondern es waren türkische Soldaten. Der Galgenvogel Ali Mirze Aga führte sie an. „Guten Abend, guten Abend!“ rief er, als er an unseren Reisenden vorüber ritt, „führt ihr den Geistlichen nach Hause, ihr guten Leute? Wir auch den unseren.“

Der Aga lachte, der Mönch Litkei rief den Namen Jesus, Pater Bruno winkte ihm mit dem Taschentuch nach: „Auch dich werden wir auslösen, mein lieber Sohn.“

Und in der That war es seine erste Sache, zu Hause angelangt, eine Sammlung einzuleiten. Witwe Paul Fábián, die bucklige Julianna Galgóczi und die verblühte Klara Bulki suchten neuerdings die barmherzigen Menschen auf: „Lasset den armen Mönch nicht in der Hand des elenden Heiden zu Grunde gehen. Was würde die Christenheit von uns denken?“ Wenn die Börse nicht geöffnet ward, fügte Frau Paul Fábián hinzu:

„Und was würde Nagy-Körös*) dazu sagen?"

Bei diesen Worten zog jeder Mensch von Kecskeméter Empfindung den Zwanziger hervor und auch der Mönch Litkei konnte nach Hause gebracht werden. Damit war die Sache nicht zu Ende, denn der Handel mit den Geistlichen kam so sehr in Mode, daß, sobald irgend ein Truppanführer ein klein wenig Geld brauchte, er sofort eine Verordnung erließ: „Ich muß einen Kecskeméter Geistlichen haben." (Das bedeutete schon eine gewisse Summe auf dem Geldmarkte). Eine Zeit lang lösten sie die frommen Bürger aus, bis der Herr Oberrichter Johann Szücs selbst, die Ausbeutung der Stadt bedauernd, derselben mit der gottlosen Erklärung ein Ende machte: „Wenn Gott seine Diener fortführen läßt, warum sollen wir es nicht dulden? Schließlich ist ihr Herr in erster Reihe verpflichtet, ihnen zu helfen."

Einige Mönche blieben den Räubern auf dem Hals, worauf sofort der Wert der Geistlichen auf Null sank und die erobernden Herren sich nach einer andern Ware umsahen. Es war unmöglich sie zu übertölpeln. Am Tage Peter und Paul verübten die Szolnoker Türken einen Einbruch und raubten unter den aus der Kirche kommenden Frauen die junge Gattin des Oberrichters sowie die Frau Georg Doma. Die ganze Stadt war in Aufruhr. „Das ist schon kein Spaß mehr, Gevatter!" Denn mit den Pfaffen zu manipulieren, war nicht so arg. Diese erlitten keinen Schaden, so lange sie bei den Türken waren. Aber die Frauen! Das ist ganz etwas anderes. Donnerwetter, mit den Frauen kann man nicht so manipulieren! . . .

Johann Szücs war so erbittert, daß er sofort seiner Stelle als Oberrichter entsagte und, nachdem er sein steinernes Haus verkauft hatte, mit Georg Doma die Frauen holen ging. Herr Szücs gab zweihundert Dukaten für seine Rippe.

---

*) Zwischen Nagy-Körös und Kecskemét herrscht seit Jahrhunderten eine kleinliche Rivalität.

Georg Doma jedoch bot nur fünfundzwanzig Dukaten an, wenn man seine Frau nach Hause läßt, hundert, wenn man sie behält, aber für immer — so daß er eine andere Frau nehmen kann.

Zülfikar Aga überlegte eine Weile, dann sagte er traurig: „Nimm nur die Frau, mein Freund.“

Unterdessen bemächtigte sich der Kecskeméter ein panischer Schrecken. Auch die Kurutzen waren eingebrochen und raubten die jungfräuliche Tochter Vicza des steinreichen Thomas Végh bei einer Hochzeit, als sie eben mit dem jüngeren Michael Nagy tanzte. Was wird daraus werden, Herr und Schöpfer? Aus den Häusern werden sie heute oder morgen die kostbaren Frauen hervorziehen!

Der Kalgauer Sultan ließ wiederholt verkünden, daß er auf die zehn schönsten Frauen rechne. Auch die Ofner Türken konnten in jeder Stunde kommen. Obwohl damals von den Kecskeméter Mädchen das Lied noch nicht verkündete: „Wer ein Bursch ist, nimmt seine Braut von da“, waren sie dennoch schon damals prächtig. Das leugneten selbst die Köröser jungen Leute nicht. Die allgemeine Verzweiflung war daher gar nicht zu verwundern. Die Lage war eine solche, wie in den sagenhaften, mit schwarzem Tuch verhüllten Städten, wo der siebenköpfige Drache die Jungfrauen der Reihe nach verzehrt. An welche kommt die Reihe, welche folgt jetzt? Diese Ungewißheit war ein unsichtbares Seil, welches jedermann in der Halsgegend fühlte. Zehnmal erschrak täglich der eine und der andere Kaufmann vor einer Staubwolke, und wenn die dürren Bäume des Talfája-Waldes des Nachts zu ächzen begannen, so glaubten sie auch darin das Sausen der herannahenden Horden zu vernehmen: „Ach, die Vagabunden kommen schon wieder.“

Allabendlich falteten die Frauen ihre kleinen Hände und flehten inbrünstig zu dem Patron der Stadt, dem Bischof Sankt Nikolaus. Vielleicht kann der etwas thun mit dem Krummstabe, welcher auf dem Stadtsiegel zu sehen ist.

(Ich vermute, daß in diesen Gebeten sub clausula enthalten war: „Wenn das aber der Wille Gottes wäre — so gieb, o Herr, daß lieber die Husaren Czudas kommen sollen, als die hundeköpfigen Tataren und die Ofner Türken.“)

Zweites Kapitel.

Die Erbitterung wuchs immer mehr. Die Angelegenheiten der Stadt sahen immer schlechter aus. In der Rechtsprechung war eine Pause eingetreten, denn man konnte nirgends Richter auftreiben, obwohl in Kecskemét das „aufgetriebene Gericht“ im Gebrauche stand. Man stellte aus den zum Markte gekommenen Fremden den Gerichtshof zusammen.

Jetzt aber, da Johann Szücs den Stab eines Oberrichters niederlegte, gab es keinen, der darnach griff. Es hat niemand Tollkirschen gegessen!

Vier, fünf Verordnungen täglich zu erhalten, mit unmöglichen Wünschen und mit dem liebenswürdigen Postskriptum: „Denn sonst werde ich Deine Gnaden rädern lassen“ — und verrückt wie die Welt ist, führt man das auch aus. Die Menschen beschwerten sich laut. „Entweder wir ziehen von hier fort, oder wir sterben hier, aber so können wir nicht weiter leben. Man muß etwas machen.“

„Aber was? Die Türken können wir doch nicht allein aus dem Lande jagen, wenn es der Kaiser selbst nicht thun kann.“

Indem die Senatoren im Stadthause auf diese Weise gedankenvoll berieten, rief mit einem Male eine Stimme zum geöffneten Fenster hinein: „Ich aber sage euch, daß man die Türken nicht vertreiben, sondern hieher nach Kecskemét bringen soll.“

Die Senatoren blickten alle auf. „Wer ist der Tollkühne? Wer spricht da draußen?“

„Der Sohn des Schneiders Lestyák.“

„Wie wagt der, unsere Rede zu unterbrechen," sprach Martin Zaládi indigniert und winkte dem Heiducken. „Schließen Sie das Fenster!"

Gabriel Poroßnoki sprang auf, als ob ihn irgend eine elektrische Kraft emporgehoben hätte. „Ich aber sage, daß man den jungen Mann nicht wegtreiben, sondern hereinbringen soll, damit wir ihn anhören."

Die ernsten Stadtväter schüttelten die Köpfe, wagten es jedoch nicht, dem angesehensten Senator zu widersprechen, nur Christoph Agoston murrte: „Der Vater ist ein Narr und der Sohn auch. Von einem Studenten sollen wir Rat begehren? Freilich, er hat es schon, denn er hat es."

„Was?" frug der neugierige Franz Kriston.

„Das consilium abeundi . . . hahaha. Man hat ihn aus Großwardein davongejagt. Ja, er soll uns Rat geben. Wir haben ohnehin kein großes Ansehen; so soll denn unser Ansehen noch kleiner werden."

Dann erzählte er, daß der Vater blödsinnig sei. Kürzlich schickte der wackere Pater Bruno seinen Rock zu ihm, damit er die Fettflecke beseitige. Er beseitigte sie auch, aber so, daß er sie mit der Schere ausschnitt. Den armen Pater Bruno traf beinahe der Schlag.

Gyuri Pinthö, der Heiduck, brachte unterdessen atemlos den jungen Lesthák herein. Es war ein hübscher, schlanker Junge mit so dichtem Haar, wie eine Bürste.

„Mein Sohn," sprach ihn Poroßnoki höflich an, „vorhin hat du etwas geschrien, was mein Ohr traf. Erkläre dich näher."

Max Lesthák kam nicht in Verwirrung, er drechselte seine Worte klar und verständlich. „Ich habe in der That gedacht, wohledle Herren, daß unter den Verhältnissen, in denen sich unsere liebe Geburtsstadt befindet, die toten Fermans, die schriftlichen Versicherungen, nicht viel wert sind. Hundertmal mehr Wert hätte ein lebender Beg, der unter uns wohnend sehr viele kleine Unannehmlichkeiten von unseren Köpfen fern

hielte. Wir sind eine freie Stadt, wohledle Herren, aber unsere Freiheit ist aus Ketten geschmiedet. Suchen wir einen Tyrannen, damit wir leben können!"

Die Senatoren blickten einander an, staunend, bezaubert. So schöne warme Worte hatten sie schon lange nicht gehört, eine so schöne, sonore Stimme war in diesem Saale noch nicht erklungen. Seit morgens sitzen sie hier, ohne Rat und siehe da, es war, als ob sich unerwartet eine Fackel im Dunkeln entzündet hätte.

„Vivat!" rief Mathé Pußta aus. „Das ist eine kluge Rede."

„Er hat Recht!" sagte der greise Georg Pató, seine silberne Mentekette schüttelnd, „er hat reines Korn aus der Spreu gesondert."

Gabriel Proßnoki stand von seinem Sitze auf, ging auf Max Lestyák zu und klopfte ihm auf die Schulter. „Junge, du hast von nun an eine Stimme," sagte er feierlich. „Setzen Sie sich zwischen uns, Herr Michael Lestyák." (Gerade war am grünen Tische ein Sessel frei: derjenige des Johann Szücs.)

Die Begeisterung brach bei diesen Worten aus. Die Ungarn lieben die überraschenden Wendungen und das war eine. Die Stadtväter sprangen auf, um dem Jungen die Hand zu drücken. Selbst Christoph Agoston murmelte versöhnt zu Franz Kriston hingeneigt: „Wenn er nur nicht die Züge seines Vaters hätte! Sein Vater kam noch als Slovake in Sandalen nach Kecskemét."

„Das sieht man dem Knaben gar nicht an."

Wirklich konnte jedermann in einem ärztlichen Fachblatte kürzlich lesen, daß wenn man die Wunde eines Weißen (in ärztlichem Jargon: das Fehlen der Hautkontinuität) durch die Haut eines Negers ergänzt, daß das kleine schwarze Hautstück allmählich weiß wird und daß andererseits die weiße Haut auf dem Körper eines Negers schwarz wird. Dieser Prozeß geht seit Jahrhunderten in den großen ungarischen Städten vor sich. Eine fremde Familie geht nach der anderen ganz in den

ungarischen Körper auf, sie nehmen sogar die Farbe desselben an. Der alte Schneider Lesthák sieht mit seinem grauen Haare, seinem runden Kopfe wie ein Azteke, während Max mit seinem eiförmigen, harten Gesichte, mit den nußbraunen Augen, mit seinem dünnen Schnurrbarte schon ein wahrer Kumane ist, der sich in diesem Saale, wenn er in einem anständigen Anzuge erschiene und nicht in Hemdärmeln, so ausnehmen würde, wie der Enkel irgend eines an der Wand hängenden alten Senators.

Die Beratung nahm nun mit großer Begeisterung ihren Anfang. Man sprach es einstimmig aus, daß die Politik Kecskeméts derzeit die sei, um jeden Preis die Türken zu gewinnen. Dann ging der Vorsitzende Poroßnoki auf einen anderen Gegenstand über: „Es ist noch die Besetzung des Oberrichterstuhles zu erledigen. In glücklichen Zeiten ist das die Belohnung der bürgerlichen Tugend. Die ganze Stadt nimmt an der Wahl teil. Aber heute, da eine ganze Reihe von Oberrichtern das Martyrium erlitt, den einen der Ofner Sandschakpascha aufs Rad flechten ließ, der andere in trauriger Gefangenschaft im Konstantinopler Jedikala zu Grunde ging, einen dritten die Kurutzen mit ihren Piken totstachen, die Gattin eines vierten raubten, heute, sage ich, ist die Annahme des richterlichen Stabes eine heroische Selbstaufopferung und wir haben nicht das Recht irgend einen unserer Mitbürger auf dem Wege der Wahl in den Rachen des Unglücks zu stürzen. Denn wem würden die einzelnen jetzt ihre Stimme geben? Demjenigen, welchen sie am meisten hochschätzen? Oder demjenigen, welchen sie hassen? Ist es möglich, daß nicht das allgemeine Vertrauen, sondern der allgemeine Haß Männer an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stelle? Ich, wohledle Herren, halte das für unmöglich.“ (Stürmischer Beifall.)

„Wahr! So ist's!“

„Unter solchen Umständen, da der Oberrichter aus den Senatoren gewählt werden soll, giebt es nur den einzigen

modus vivendi, daß jemand von Ihnen freiwillig das Amt eines Oberrichters übernehme." . . .

Unruhig ließ er seine Blicke im Kreise umherschweifen. Es herrschte kirchliche Ruhe im Saale. Die Senatoren rührten sich nicht.

„Niemand?" frug er mit düsterer Stirne. „Dann müssen wir zum letzten Mittel greifen, welches unsere alten Gewohnheiten dann anordnen, wenn von den Senatoren jemand eine Aufgabe von unheilvollem Ausgange erhält. Pinthö, bringen Sie die Bleikiste herein."

Der Heiduck brachte eine kleine Bleikiste aus dem benachbarten Zimmer, auf deren vier Seiten je ein Totenkopf ausgehauen war.

„Hier sind die zwölf Würfel," sagte Poroßnoki dumpf und ließ sie auf die Mitte des Tisches kollern, auf dessen grüner Fläche die eindringenden Strahlen der Herbstsonne mutwillig umhersprangen. Ein schwarzer und elf weiße Würfel: „Wer den schwarzen zieht, wird Oberrichter!" Die Würfel legte er wieder in die Kiste zurück.

„Es sind aber nur elf Senatoren anwesend," sprach Herr Kriston mit zitternder Stimme dazwischen, „der eine Würfel ist überflüssig."

„Ausgenommen, wenn auch Herr Lestyák einen zieht."

„Wenn er eine Stimme hat, muß er auch ziehen," meinte Herr Zaladi, der Mantel der Rechte ist mit Pflichten wattiert."

„Er soll ziehen!" entschied man einstimmig.

Das Auge Lestyák's erglänzte, sein Gesicht erglühte. „Wenn ich nur den schwarzen Würfel zöge," dachte er bei sich.

Unterdessen transpirierte mit Hilfe der Heiducken der Fall Lestyáks in die draußen harrende Menge, daß die Senatoren seit dem Morgen gedankenlos dasaßen, daß Max unter das Fenster kam und den Funken der Weisheit unter sie warf, worauf Gabriel Poroßnoki ihn von der Gasse hineinrufen

ließ und ihn zum grünen Tische unter die Alten der Stadt setzte.

Hat jemand schon so etwas gehört? Aber Gabriel Porosznoki ist dennoch ein wackerer Mann, der selbst im Schnabel der Eule das Glänzende bemerkt.

Das Volk wogte lebhaft vor dem Gebäude. Von Zeit zu Zeit erscholl eine Stimme aus der Menge: „Es lebe Max Lestyák! Wir wollen Lestyák sehen! Wir wollen ihn hören!“

Frau Fábián sprach zu einer großen Gruppe mit lebhaften Gebärden: „Sein Verstand hat sich enthüllt. Gott hat ihm im Schlafe zu wissen gegeben, was er sagen soll, wie unsere arme Stadt von den bösen Heiden befreit werden kann. Warum Gott gerade ihn auserkor, fragen Sie, Frau Létasi? Weil Se. heilige Majestät immer mit den Kindern der Handwerker arbeitet. Unser Heiland, Christus, war der Sohn eines Zimmermanns und dieser der Sohn eines Schneidermeisters. Aber seht nur, er kommt!“

Aus dem Nachbarhause kam Herr Mathias Lestyák mit raschen Schritten, indem er in der einen Hand zornig die Elle schwang und in der anderen einen kornblumfarbigen Mantel hielt. „Wo ist dieser Kerl, daß ich ihn tot schlage!“ schrie er wild. „Er kam hierher, er muß hier sein.“

„Er ist im Senat“.

„Wer? Der Max? Wie kam er denn hin? Verbarg er sich vor mir? Ich will doch warten, bis er herauskommt. Ich werde diesem Kerl schon zeigen! Zu Staub will ich ihn zermalmen. Vor einer Stunde gab ich ihm daß Bügeleisen, damit er es wärme, denn noch heute muß ich den Mantel des Halaser Bürgermeisters nach Hause bringen, welcher darin mit einer Deputation morgen ins Neograder Komitat geht. Ich rufe jetzt in die Küche: ‚Max, bring' schon einmal das Bügeleisen!‘ Aber weder Bügeleisen, noch Max erscheint. Soll da der Mensch nicht vor Zorn bersten?“

Valentin Katona, der Kürschner, ergriff die Partei des Sohnes.

„Man kann einen erwachsenen Burschen nicht mehr als Schneidergesellen beschäftigen und mit dem Wärmen des Plätteisens quälen."

„Kümmern Sie sich um Ihr eigenes Kalb," erwiderte der Schneider roh. „Was soll ich denn mit ihm anfangen? Früher oder später wird er ohnehin aufgehängt. Er schnüffelt immer nach städtischen Angelegenheiten umher. Ich werde dir schon städtische Angelegenheiten geben. Ich werde den Lumpen braun und blau schlagen"

„Daraus wird nichts!" warf Valentin Katona neuerdings ein, an das heutige große Verdienst des Jungen denkend.

„Die Erde soll mich verschlingen, wenn ich ihn nicht züchtige."

Valentin Katona wollte eben seinem in weicherem Material arbeitenden Kollegen erklären, wie Max in den Senat gelangte, als das Fenster des Beratungssaales mit großem Lärm geöffnet wurde und der wohledle Herr Gabriel Poroßnoki „Verehrliches Volk der Stadt Kecskemét!" mit Stentorstimme hinausrief, worauf Grabesstille eintrat. „Ich melde euch im Namen des Senates, daß vom heutigen Tage angefangen, auf ein Jahr der wohledle und achtbare Herr Michael Lestyák nach unseren Gesetzen und Gewohnheiten zum Oberrichter der Stadt gewählt wurde."

Ein Gemurmel der Überraschung ging durch die dicht gedrängte Menge.

Es gab zuerst ein Gelächter: „Hahaha! Michael Lestyák! Hehehe!"

Aber bald begegneten diese Stimmen anderen, welche vielleicht aus Gewohnheit „Eljen"*) schrien.

Und nach ihnen schlossen sich hunderte von Stimmen dem ersten „Eljen" an und wuchsen zu einem breiten, durchdringenden Schrei an ... Wenn das erste „Eljen" bescheidener und das erste „Hahaha" frischer gewesen wäre, dann hätte sich das „Eljen" geteilt und das himmelstürmende Geschrei

*) Hoch!

hätte jetzt so geklungen wie das Lachen der Hölle: Hahaha, Hihihi!

Je größer die Masse ist, desto leichter ist sie. Wie ein weicher Flaum, welchen der erste Windhauch in die Höhe trägt, schwankt sie nach rechts und links.

Bei den stürmischen Eljenrufen ergoß sich das Volk aus den Gassen. Von allen Seiten liefen Neugierige herbei. Einige kamen mit Wasserkübeln und riefen: „Wo ist das Feuer?" oder sie gebrauchten Fragen wie: „Was giebt's? Was ist geschehen?"

Das Thor des Stadthauses öffnete sich und die Senatoren traten zu zweien heraus, in der Mitte Michael Lesthák.

„Er kommt! Er kommt!" Es entstand ein furchtbares Gedränge. Jedermann wollte ihm nahe kommen.

Er schritt stolz, würdevoll einher, wie wenn er nicht mehr der Michael wäre. Die Röte der Jugend brannte auf seinen Wangen, die Augen ließ er lächelnd über die Menge schweifen, wie sich dies für ein Glückskind ziemt.

Ihm zur Seite schritten zwei Heiducken*) mit hocherhobenen Stäben, gleichwie einstmal die Liktoren der römischen Konsuln. Das waren die Attribute der Macht.

Allein es war unserem wohlgeborenen Herrn Richter recht wohl zu gönnen — denn das zweiundzwanzigjährige Bürschchen in Hemdärmeln und abgeschabter Weste nahm sich unter den ansehnlichen Senatoren in silberknöpfigen Dolmans**) etwas sonderbar aus. Vielleicht auch war gerade dies die Sehenswürdigkeit, ob welcher das Volk in Jauchzen ausbrach.

Der alte Lesthák wurde bald bleich, bald purpurrot. „Mein Gott, mein Gott, träume ich denn?" (Und dabei rieb er sich die kleinen grauen Augen, vielleicht auch wischte er eine vordringliche Thräne weg.) „Nachbar, stützen Sie mich!" Und in der That wäre er zusammengesunken, hätte Valentin Katona ihn nicht aufrecht gehalten.

---

*) Komitats-Polizisten.

**) Mänteln.

„Na, jetzt möge Ew. Wohlgeboren den Oberrichter der Stadt mit dem spanischen Rohr bearbeiten, wenn Sie ein solch großer Potentat sind."

Er antwortete nichts, allein der Stock entfiel seiner kraftlosen Hand; er schloß die Augen, allein selbst im Dunkeln fühlte er das Nahen des Oberrichters; er sprang mit einem Satz, wie ein Hamster, auf ihn zu und bedeckte ihn mit der ungebügelten neuen Mente, welche noch die weißen Nähte und die Kreidestriche des Schneiders aufwies.

Die Menge nahm auch dies mit brausendem Beifall auf, nur Valentin Katona rief spaßhaft aus: „Halloh! Gevatter Mathias! In welchem Kleid geht denn nunmehr der Halaser Bürgermeister nach Fülek?"

Der alte Schneider antwortete in verbissenem Trotz: „Er soll im Szür*) dahin. Dazu ist er mir ein zu kleiner Mann, daß ich ihm eine Mente nähe."

Und damit brach er sich, gleich einem wildgewordenen Stier einen Weg durch die Menge, stürzte nach Hause, in den kleinen Garten vor seinem Häuschen, wo ein großer Birnbaum seine rostroten Früchte begehrenswert hängen ließ und seine mächtigen Zweige auf die Straße hinausstreckte. Rasch wie ein Eichhorn kletterte er bis zur Krone hinauf und wie wahnsinnig begann er an den oberen Zweigen zu rütteln. Die herrlich duftenden Birnen, seine eifersüchtig gehüteten Schätze fielen dicht in die Menge „Czup, czup", und die Kinder und Weiber warfen sich auf den Himmelssegen, gleich wie das Volk sich auf das Gold stürzt, das der Oberstkämmerer bei der Krönung in die Luft streut. Auch bejahrte Männer beugten sich nieder nach den rollenden Birnen.

„Esset euch toll und voll! Da habt ihr eine Mahlzeit!" schrie der Alte und rüttelte und schüttelte wild an dem alten Baum, so lange dieser auch nur eine einzige Birne trug.

. . . . So beging er die Installation seines Sohnes.

*) Eine Art Weste.

Drittes Kapitel.

Der erste Rausch der Oberrichterwahl war vorüber. Am dritten Tag war das Publikum ernüchtert.

„Es war doch nur eine Dummheit,“ sagte man. „Ein wahrhaftiger Faschingsscherz.“

„Man macht die Stadt lächerlich!“ ließen manche sich vernehmen.

„Das haben die Pfiffikusse, die Senatoren gethan, damit sie ihrer eigenen lieben Haut zum Winterschlaf verhelfen.“

Hier und dort brach auch der Ärger hervor, verriet sich der Neid uud ließ die Unzufriedenheit eine ihrer Blüten sehen.

Allein die nüchternen Machthaber beeilten sich den neuen Oberrichter anzuerkennen.

Zülfikar Aga schrieb ihm einen freundlichen Brief aus „der wohlgehüteten Festung Szolnok“, daß er sein Amt mit einer edlen That beginnen könnte, wenn er die bei ihm, dem Aga, befindlichen beiden Einsiedler auslösen wollte.

Herr Stefan Csuda bat in ziemlich freundlichem Tone um vier Wagenladungen Brot.

Nur der Vertrauensmann des Ofner Keimakam, Halil Effendi, der nach Kecskemét kam, um hier Steuerangelegenheiten zu ordnen, fuhr im Stadthause wütend auf, daß man ihn mit einem bartlosen Jüngling unterhandeln lasse, worauf der Oberrichter sich auf den Fersen umdrehte und die Thür heftig zuwarf. Einige Minuten später erschien der Heiducke Pintyö, einen alten Ziegenbock am Stricke nach sich schleppend.

„Was willst du mit dem dummen Vieh, du ungläubiger Hund?“

„Ich brachte es auf Befehl des Herrn Oberrichters. Der Herr möge mit dem Bock da unterhandeln, der hat einen Bart.“

Dieser Trumpf gefiel in Kecskemét und die Wage sank zu Gunsten Miskas.

„Das wird ein Mann! Der läßt nicht mit sich umspringen. Er hat's dem Effendi tüchtig gegeben. Einen

solchen Oberrichter hatten wir noch nicht.“ Und sie beobachteten ihn seither sehr aufmerksam, was wohl aus ihm werden würde. Und richtig brachte fast jeder Tag der öffentlichen Meinung eine kleine Delikatesse. Man erzählte sich, der Oberrichter habe den Goldschmied Johann Balogh und den aus Kronstadt hierher verschlagenen berühmten Goldschmied Wenzel Walter zu sich berufen: sie mögen eine Peitsche anfertigen, deren Griff aus reinem Gold sein solle, ausgelegt mit Topasen, Smaragden und anderen strahlenden Edelsteinen, ferner einen Filigran-Fokosch, dessen Stiel gleichfalls Gold und dessen Scheide reines Silber sein müsse. Sie mögen den Tag nicht für die Nacht ansehen, sie mögen's vielmehr umgekehrt thun. Diese beiden wertvollen Dinge verschlängen eine Million. (Ja, hat denn die Stadt für dergleichen Dinge Geld?) Am folgenden Sonntag gingen die Richter und die beiden Senatoren sämtliche Geschäftsläden durch und kauften den gesamten Vorrat an nationalfarbenen Bändern auf, alsdann fuhren sie mit den vier Pferden der Stadt nach dem „Szikra“ hinaus. Der Szikra ist die Sahara der Stadt Kecskemét. Ein Meer aus Sand. Seither haben die Enkel dort Bäume gepflanzt, damals war der Sand noch frei, er wanderte und rollte in hohen, wilden Wellen, nach seinem Gefallen ins Unendliche. Ringsumher auf einem unendlichen Gebiete weder Wasser, noch Pflanze; die Sonne sendet ihre Strahlen in lilienweißer Farbe auf die Milliarden winziger Sandkörner, welche sich in augenblendender Schnelligkeit bewegen, wie wenn Tausende unsichtbarer Besen unaufhörlich arbeiten würden, oder nur der Sonnenstrahl sich auf ihnen bewegt und umherspringt. Von einem Tier, einem lebenden Wesen ist keine Spur vorhanden. Dieses Landgebiet kann nicht einmal einen kleinen Maulwurf hervorbringen. Denn dieses Gebiet ist nur auf der Durchreise begriffen. Hier kann niemand zu Hause sein, da die Erde selbst nicht zu Hause ist. Auch ein Maulwurf liebt es, wenn er seinen Bau verläßt, ihn wieder vorzufinden. Ei, wer würde es versuchen, hier

auch nur einen einzigen Sandhügel zu bezeichnen, den er morgen wiederfindet? Die Hügel ziehen fort wie der unstäte Wanderer, sie lösen sich und bilden sich an anderer Stelle wieder. . . . Es herrscht tiefe Totenstille. Nur zuweilen zwitschert eine Schwalbe oben in der Luft, welche es nicht verschmäht, dort vorbeizufliegen. Weit, sehr weit schnattert ein Wildentenpaar. Dort ist irgendwo ein Weiher. Wenn die Sonne aufgeht, ringt sie sich aus einem Sandhügel empor und sinkt am Abend wieder auf einen Sandhügel herab. Die Sonne selbst erscheint als ein glänzender Sandhügel, dessen goldener Staub aus der Höhe auf die graubraune einförmige Welt herabweht. Lange, lange muß man wandern, bis endlich unwillkürlich ein Freudenruf auf die Lippen kommt. Jetzt kann das Wasser schon nicht mehr weit sein. Zwischen zwerghaften Weiden windet sich die romantische Theiß, unser Süßwasserfluß. Links erglänzt eine kleine Hütte. Üppige Weiden breiten sich hinter ihr aus, mit wehendem Röhricht. Den Oberrichter interessierte das Leben der Pußten; er betrachtete Alles der Reihe nach. Dann befahl er den Ochsen- und Pferdehirten, daß von heute in vier Wochen bei Sonnenaufgang hundert schön gehörnte weiße Ochsen und fünfzig der fehlerfreiesten Hengste, deren Mähnen mit nationalfarbenen Bändern geschmückt, vor dem Stadthause stehen müssen. Auch von den Hörnern der Ochsen sollen nationalfarbene Bänder herabwehen. Diese Verfügung blieb nicht geheim, sobald die Herren nach Hause kamen, und wenn es schon damals in Kecskemét Zeitungen gegeben haben würde, so hätte der verantwortliche Redakteur diese Nachricht im Entrefilet veröffentlicht. So aber sprachen die Bürger nur bei den Weinhumpen davon: „Goldener Fokos! Mit nationalfarbigen Bändern geschmückte Ochsen und Pferde! Vielleicht will der Sohn des Königs sich bei der edlen Stadt als Hirt verdingen. Aber noch größer wurde das Staunen am anderen Tage, als Ghurka Pinthö es bei Trommelwirbel in den Hauptgassen mit seiner groben Stimme verkündete:

„Drum! Brum! Es wird allen jenen, welche es betrifft, kundgegeben!“ Hier pflegte in der Regel der trommelrührende Gyurka eine Pause zu machen und seinen einem Sellerie ähnlichen Kopf zur Seite zu neigen, wie eine traurige Gans, aber so geschickt, daß sein Mund bis an den Rand der in der inneren Tasche seines Dolmans verborgenen Holzflasche kam, aus welcher er einen guten Schluck that und dann mit durchnäßter Kehle donnernd fortfuhr: „Daß, wer die Gemahlin des türkischen Kaisers werden will, sich bis Sonntag bei dem wohledlen Herrn Oberrichter melden soll.“

Darauf entstand natürlich ein Hin- und Hergerede. „Ist der Oberrichter wahnsinnig geworden.“

„Ein unreifer Knabe!“ brummten Viele. Die Eingeweihten, welche wußten, was der Zweck sei, schüttelten die Köpfe. „Es wird keine Wirkung haben.“ Die Naiven jedoch erstaunten und freuten sich über die Auszeichnung, denn es ist doch schön, daß der türkische Kaiser seine Frau aus Kecskemét wählt. Se. Majestät hat einen guten Geschmack. (Jetzt möge Nagy-Körös reden!) Mädchen und junge Witwen besprachen erstaunt die interessante Neuigkeit. Sie spotteten und überhäuften einander mit mutwilligen Reden fünf Tage lang am Brunnen. Der Plan des Oberrichters streckte wie die Schnecke seine Hörnchen immer weiter hinaus. Es kam die Nachricht, daß der Sultan Mahomet IV. nach Ofen käme, auch erzählte man, daß man ihm die hundert Ochsen und fünfzig Hengste bringe und daß für ihn die Senatoren als Geschenk die vier schönsten Kecskeméter Mädchen auswählen.

„Nur vier?“ rief mutwillig die schöne Frau Paul Inokai aus; „armer türkischer Kaiser!“

„Und wenn du noch wüßtest, Schwester Borcsa,“ erklärte Mathias Tóth, „daß er zu Hause noch dreihundertundsechsundsechzig Frauen hat.“

„Er muß viel zu thun haben,“ warf die geistreiche Frau Georg Ugi ein, „bis er sie alle des Morgens durchprügelt.“

(Und sie schnalzte mutwillig mit der Zunge.) Ein heller Weiberverstand, derjenige der Kata Agoston, entdeckte sofort unter den vielen Frauen die unglücklichste. „Was aber kommt auf die Arme, welche am 29. Februar an der Reihe ist, in einem Jahre, wo der Februar nur 28 Tage hat?"

Das konnte wirklich selbst Mathias Tóth nicht beantworten, er brummte etwas, daß bei den Türken ein anderer Kalender sei, aber das hinderte nicht, daß ein bis zum Weinen gehendes Mitleid über die dreihundertsechsundsechzigste Frau sich der Weiber bemächtigte. (O, arme, unglückliche Seele.) Dann gewann die Neugierde die Oberhand, wer wohl die Unverfrorenheit haben wird, sich zu melden? Obwohl es keine Narrheit wäre, zu erfahren, welche die vier schönsten Rosen in dem Blumengarten Kecskeméts seien, welche der Magistrat auswählen würde? Heimlich beschäftigten sich gewiß wieder eitle Herzen mit dem eitlen Gedanken. Aber die Schamhaftigkeit sagte: „Still!" Das Gesicht des Oberrichters nahm auch alsbald eine enttäuschte Miene an. Bis zum Sonntag blieb kein einziges Fischlein an der Angel hängen. Das heißt, daß Frau Fábián mit bemalten Augenbrauen, gesteiften Röcken hinkam. „Rathen Sie, Herr Oberrichter, warum ich kam?" sprach sie mit ihrem Blicke kokettierend.

„Vielleicht kamen Sie um Steuer zu zahlen?"

„Aber gehen Sie doch." Und mit ihrem Spitzentuche wehte sie Lesthák kokett zu.

„Vielleicht kamen Sie um jemanden anzuklagen?"

„Nein!"

„Vielleicht sammeln Sie für die Pfaffen," fuhr der Oberrichter fort.

Frau Fábián neigte traurig das Haupt und seufzte: „Wenn Sie es nicht erraten, dann würde ich es vergeblich sagen." Es lag in ihrer Stimme eine Art schmerzlicher Entsagung, eine seelenerschütternde Melancholie.

„Was! Sie kommen doch vielleicht nicht, um sich zu melden!"

„Ich bin Witwe," sagte sie schamhaft.

„Das ist ein Grund. Hm!"

„Ich thue es der Stadt zuliebe," fuhr sie, bis zu den Ohren errötend, fort.

„Aber was würden Pater Bruno, Pater Litkei dazu sagen?" murmelte der Oberrichter halb zornig, halb lachend, „welche Sie fast zur Heiligen gemacht haben."

„Ich werde eine Messe für meine Seele lesen lassen. Meine Seele wird auch fernerhin der Kirche bleiben, meinen Körper opfere ich für die Stadt."

„Schön! Schön! Ich werde Ihren Namen notiren."

Noch einige aufgeblasene Gesichter meldeten sich außer ihr. Panna Nagy aus der Czeglédergasse, Witwe Frau Kemenes, Maria Bán. Einige jagte der Oberrichter aus seinem Zimmer hinaus. „Wirst du dich von hier packen, du Scheusal, wem zum Teufel kannst du gefallen?" Einem blatternarbigen Mädchen sagte er zornig: „Hast du zu Hause keinen Spiegel?"

„Ich habe keinen, wohledler Herr Oberrichter."

„Dann geh', mein Kind, suche dir irgendwo einen Kübel Wasser, betrachte dich darin und komme zurück, wenn du den Mut hast."

Alle diese Details erregten in den wohlinformierten Kreisen große Heiterkeit. Am nächsten Tage, Montag, war Senatssitzung und die Senatoren selbst ließen einige bissige Bemerkungen über das resultatlose Unternehmen fallen. „Nun, befindet sich schon jemand im Käfig?"

„Keine einzige ist geeignet," antwortete Lestyák zornig.

Herr Gabriel Poroßnoki lächelte gemütlich.

„Wir haben uns verrechnet. Es wäre leichter für den Kaiser in Kecskemét vier Mütter zu finden, als vier Odalisken," sagte der Oberrichter dezidiert. Er war hartnäckig und unbeugsam in Dingen, die er sich einmal in den Kopf gesetzt hat. „Wir können nicht ohne Bouquet gehen." Und damit schob er den Senatoren den vertraulichen Brief des Ofner Sandschakpaschas hin, der auf die Erkundigung, welches Geschenk

Sr. Majestät angenehm wäre, mit orientalischer Dunkelheit erwiderte: „Bring' ihm Pferde, Waffen, Braten und Blumen!"

Die Blumen müssen da sein. Punktum. Freilich meldete sich bisher niemand — weil noch keine Lockspeise ausgesetzt war. Der türkische Sultan ist in der That keine solche. Wer schwärmt für den türkischen Sultan? Wenn es noch irgend ein reicher, strammer Müller aus der Theißgegend wäre, in einem hübschen, fest anliegenden hechtgrauen Dolman, in Stiefeln und wenn er eine legitime Gattin suchen würde. Aber der türkische Sultan! Von dem die Frauen unserer Gegend nur wissen, daß er der Pascha der Paschas ist. Selbst der Spatz würde sich ja nicht in den Hinterhalt locken lassen, in den aus weißen Pferdehaaren gewundenen Ring, wenn zwischen den Strohhalmen nicht rötliche Fruchtkörner hervorscheinen würden. Selbst die kleine Maus würde nicht in die Falle gehen, wenn darin nicht das weiße Speckstück verlockend glänzen würde. Auch den Kecskeméter Mädchen muß man die Lockspeise ausstecken. Und was kann diese Lockspeise sein? Nun, du lieber Himmel, was anders, als — die Kleider. Perlen, Bänder, Spitzen. Auch das ist eine heilige Dreifaltigkeit der Hölle. Von Belzebub angefangen waltet darin jeder Teufel; der eine ruft: „Komm, betrachte mich," der andere ermutigt: „Probiere mich," der dritte flüstert: „Sei verdammt meinetwegen."

Michael Lestyák sandte dazu geeignete Frauen aus, die einen nach Szegedin, die anderen nach Ofen zu den türkischen Kaufleuten, damit sie die schönsten Seidenbrokatstoffe zusammenkaufen: mit Gold- und Silberblumen durchwirkte Stoffe, feine Blondspitzen, rubinenbesetzte Gürtel. Sie wurden beauftragt, alles in der glänzendsten Pracht auszuwählen. Ihr Sinn soll so darauf gerichtet sein, als handelte es sich darum, vier Prinzessinnen für den Ball herauszustaffieren.

Der alte Lestyák selbst ruhte nicht, er setzte sich auf einen Wagen im Auftrage seines Sohnes, um die benachbarten herrschaftlichen Familien aufzusuchen: Die Vays, Fáys und

Bárius, für welche er arbeitete (denn er war weit und breit als ein meisterhafter Schneider berühmt), damit er von ihnen für städtische Gemeinzwecke (denn auch sie alle sind Grundbesitzer in Kecskemét) die Kleider nähenden Fräulein erbitte. Überall waren die Herrschaftsdamen, die „Patrone der Stadt", gnädig. Meister Mathias konnte mit einer ganzen Wagenladung Fräulein nach Hause kommen. Als in großen Kisten auch die Ware ankam und alles bewundernswert war, begann unter der Aufsicht Mathias Lestyáks die fieberhafte Thätigkeit bei Tag und Nacht. Die Scheren, Fingerhüte klapperten, die Nadeln funkelten und nach und nach begannen die vielen Sammet- und Seidenstücke Gestalt zu gewinnen. Auch Hauben wurden verfertigt, für zwei Jungfrauen und zwei Frauen. Man braucht vielleicht nicht zu sagen, daß, so viele Mädchen und Frauen es gab, sie alle von diesen Wunderkleidern bei Tag sprachen und bei Nacht träumten. Es wäre alles im besten Flusse gewesen, wenn der Quardian Bruno und Pater Litkei sich nicht eingemischt hätten. Diesen gefiel nämlich der Plan keineswegs, daß in Kecskemét eine türkische Behörde sein und dies die Stadt gar selbst erbitten solle. „Wer Jehovas Getreuer ist, der soll mit Allah nicht kokettieren. Denn den treulosen Diener verstößt der eine Herr und der andere nimmt ihn nicht auf. Seid auf der Hut, Kecskeméts gottesfürchtige Einwohner." Sie schimpften, hielten aufreizende Reden gegen den neuen Oberrichter, der mit den Türken gemeinsame Sache macht, indem er ihnen die Stadt des heiligen Nikolaus zuschanzen will, die Jungfrauen raubt und das Seelenheil verkauft.

Das Ungarherz ist ein guter trockener Zündschwamm: jeder Funke fängt. Immer mehr Menschen wurden aufgeregt. Am folgenden Sonntag sammelten sich unruhige Gruppen nach der heiligen Predigt vor dem Stadthause an, welche mit drohenden Handbewegungen schrien: „Nieder mit dem Oberrichter! Nieder mit den Senatoren!" Besonders die Katholiken waren stark irritiert. Die Lutheraner, deren

Vorfahren vor mehr als hundert Jahren eingewandert sind und die aus Tolna hiehergekommenen Kalviner, welche in jener Zeit abgesondert in der Friedhofgasse wohnten, liebten ein wenig die mit den protestantischen Siebenbürger Fürsten paktierenden Ungläubigen. Den Protestanten erscheint der Turban ebenso absonderlich wie die Tiara.

Die Herren Poroßnoki und Agoston liefen erregt zum Oberrichter: „Es steht sehr schlecht. Das Volk unten ist empört. Hören Sie das nicht?"

„Ich höre es," antwortete er gleichmütig.

„Quid tunc? Sollen wir unseren Plan aufgeben?"

Max sah sie spöttisch an. „Die Frage ist, ob er schlechter sei, seitdem der Quardian ihn hintertreibt?"

„Er ist nicht schlechter geworden," sagte Poroßnoki, „aber wir müssen mit den Eventualitäten rechnen. In zwei Wochen werden die beiden Patres, welche großen Einfluß auf das Volk haben, dasselbe mit Hauen und Hacken gegen uns treiben."

„Die Frage ist, ob wir das Schicksal Kecskeméts entscheiden oder die Gasse? Ich glaube, wir. Es wird also bleiben, wie wir es beschlossen haben."

Mit so viel Energie sprach der junge Oberrichter diese Worte aus, daß sie selbst dem eisernen Charakter Poroßnokis imponierten, nur Christoph Agoston hätte gern ein wenig gestritten. „Der Trotz ist nicht immer vernünftig, Herr Oberrichter. Das Übel ist da! Dagegen muß man etwas thun, ehe es uns über den Kopf wächst."

„Wir thun ja. Sie werden sich nach einer halben Stunde aufs Pferd setzen."

„Ich?"

„Sie reisen als geheimer Gesandter in einer wichtigen Angelegenheit."

„Wohin?"

„Setzen Sie sich, wohledle Herren, aber legen Sie ein

Schloß an Ihren Mund, denn wer verrät, was ich sage, dem mache ich einen Strafprozeß."

„Er spricht wie ein Diktator," murrte der kränkliche Zaládi.

Unterdessen waren die Senatoren herein gekommen, blaß, mit aufgedunsenen Gesichtern, einigen sah der Schreck aus den Augen. „Hört! Hört!"

„Herr Agoston, Sie werden den Kurutzentrupp aufsuchen, namentlich Stefan Csuda."

„Diesen Dieb! Nun, dem werde ich es geben, er soll mir nur vor die Augen treten."

„Sie werden ihm nichts thun, sondern vielmehr mit ihm höflich unterhandeln, um wie viel er geneigt wäre, noch einmal den Quardian und Pater Litkei zu rauben — aber sofort. Diese beiden Menschen haben wir einige Zeit nicht nötig."

Das ernste Gesicht der Stadtväter erheiterte sich zu einem Lächeln, kein einziger war mehr blaß. Herr Poroßnoki schlug sich lustig mit der Hand vor die Stirn. „Nun, das wäre mir auch nicht eingefallen. Eure Gnaden sind ein geborener Diplomat."

„Die Notwendigkeit ist ein guter Lehrer, oft ein besserer als die Erfahrung. Über die Pfaffen haben wir keine Macht, wir können sie weder gefangen nehmen, noch ihnen die Kanzel verbieten. Es giebt nur ein Mittel: Stefan Csuda."

„Wie viel kann ich versprechen?" fragte gut gelaunt der hinausgehende Agoston.

„Sie können es billig abmachen, denn er hat jetzt nichts mehr zu thun, überdies schlägt es in sein Fach. Versprechen Sie ihm die Hälfte von dem, was er begehrt."

Nach einer halben Stunde wirbelte bereits die Stute Agostons den Staub auf der Czegléder Straße auf und am Abend des dritten Tages führten die Csudas die frommen Mönche gebunden auf demselben Wege fort . . . So erfolgreich war die geheime Sendung des Herrn Christoph Agoston, welche er bis zu seinem Todestage stets mit großer Vorliebe erzählte, immer prächtiger, romantischer und in seinem

Greisenalter mit den prahlerischen Worten anfing: „Hei! Als ich noch plenipotenter Gesandter war am Hofe Sr. Majestät des Herrn Thökölyh!“

Viertes Kapitel.

Die Pfaffen wurden weggeführt, die Kecskeméter Volksrevolution schlief ein und der denkwürdige Tag rückte heran, an welchem man nach Ofen zog mit den Geschenken — zum türkischen Kaiser. Die Kleider waren fertig und an den letzten drei Tagen wurden sie auf dem Stadthause zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Nun, das gab eine Prozession. Der Heiduck Pinthö behütete den großen Tisch, auf welchem die Schätze verlockend ausgebreitet waren. Der alte Ghurka stand dort wie ein Cherub, statt des Flammenschwertes hielt er den Haselnußstab in der Hand. So schön war all der Flitter, daß er selbst darüber betroffen zu sein schien. Solche Fetzen sind den Frauengesichtern eine große Nachhilfe. Die hübscheren Frauenzimmer ermutigte er zuweilen, auch das gehörte zu seinem Amte. „Probieren Sie es nur, mein Täubchen, dort im anderen Zimmer. Und wer hätte widerstanden?“ Gab es ein Herz, welches nicht lauter gepocht hätte, einen Blick, der nicht gefangen genommen worden wäre? Alle Pracht von „Tausend und eine Nacht“ ist nichts dagegen. Wie viele Mägdelein trippelten furchtsam wie Rehe um all diese Herrlichkeiten und ließen die Blicke sanft über dieselben schweifen, allein alsbald öffneten sich die Augen weit und begannen zu leuchten wie zwei flammende Lichter, die Glieder begannen leise zu beben, die Schläfen brannten und pulsierten rasch, und zu solcher Zeit begann dann der Heiducke zu sprechen: „Probier's doch, mein Täubchen!“ Und sie probierten es und wären sie daran gestorben! Allein wehe, wer den Glanz einmal angelegt. Herrliche Bänder wurden ihnen in die Haare geflochten, der Leib wurde schlank geschnürt, man legte ihnen wunderbar gestickte Hemden, Kleider aus himmelblauer Seide an, in welche silberne Halbmonde gestickt waren, und

dann die karmoisinroten Stiefelchen und den blendenden Schmuck: „Na, mein Seelchen, jetzt besieh dich doch einmal!“ Man stellte einen Spiegel vor sie hin und die Mädchen begannen zu jubeln vor Freude: sie sahen ein Feenmärchen. Und wenn sie sich also bewunderten, vor Sehnsucht brennend, mit wogendem Busen und mit dem süßen Hunger der Eitelkeit, da trat wieder der Cherub vor: „Na, jetzt war's aber genug, entkleide dich — oder wenn es dir beliebt, so geh' für alle Zeit in solchen Kleidern einher.“

Welche hätte wohl die Kraft, zu sagen: „Ich lache Euch aus“ und das bezaubernde Mieder zu öffnen, die wundervollen Kleidchen vom Leib zu schälen, die reizenden Karmoisinstiefelchen abzulegen, den funkelnden Schmuck abzulösen und wieder hineinzukriechen in die alten Kittel. Alle wollten den Versuch machen — keine einzige aber legte die Herrlichkeit gern ab. Selbst ältere Frauenspersonen bekamen bald das Fieber, sie hätten sich gern in diesen Kleidern gesehen — und es waren ihrer, bei Gott, solche, die man in Szegedin als Hexen verbrannt hätte. Schließlich mußte gar ein Verbot erlassen werden. Nur die Schönen, Waisen und Armen durften die Kleider probieren. Gevatter Pintyö hatte es so weit gebracht: er bestimmte, wer schön sei. Paris hatte nur einen Apfel, er hatte einen ganzen Korb voll. Man bewarb sich aber auch um seine Protektion mit bezauberndem Lächeln, mit Schinken und Kuchen, auch ein Krug voll Wein stellte sich von da und dort ein. Denn es war ja das kein kleines Amt. Dies stellte sich sozusagen erst später heraus, als es nach zehn, zwanzig Jahren den Frauen ein gewisses Ansehen gab, wenn sie sagen konnten: „Oho, mich hat kein Storch ausgebrütet, auf meinem Leib prangten auch einst die Kleider der Lestyák.“ Es wurde beinahe ein Sprichwort daraus. Wie erst damals, als die Sache noch warm war, konnte es da gleichgültig sein, wer die Kleider tragen durfte und wer nicht, wer amtlicherseits schön gefunden wurde und wer unbrauchbar war? Gar viele bittere, brennende Thränen wurden da geweint. Ich will den

Alten nicht des Mißbrauchs der Amtsgewalt anklagen, auch dessen nicht, daß er sich bestechen ließ (es fiele auch ein wenig schwer, dies heute, nach zweihundert Jahren beweisen zu wollen) aber Thatsache ist einmal, daß er gar viele Taktlosigkeiten beging. Da war zum Beispiel die Geschichte mit dem Zigeunermädchen.

Es kam nämlich die Kleine, in Lumpen gehüllt, barfuß, zerzaust, ließ die großen Augen über die Schätze hinfliegen und der Mund blieb ihr offen stehen. Wie glänzende Perlen aus dem Orient funkelten die weißen Zähne im roten Mündchen. (Der alte Esel nahm es gar nicht wahr.) Sie war noch ein Kind, schlank zwar, aber kräftig gebaut. Lange strich sie um die Schätze herum, zauderte, bis sie den Heiducken endlich anredete: „Und ich — darf ich wohl?"

Gyuri Bácsi blieb erst wie Eis, dann sagte er verächtlich: „Wozu ein Hufeisen an einer Kröte Fuß? Geh' zum Teufel?"

Als wäre jedes Wort eine Wolke gewesen, die sich auf das Antlitz des Mädchens herabließ, so traurig wurde das Kind. Selbst dieses wild aufgewachsene Eichhörnchen wurde von dem Tand gebannt. Es wandte sich ab und wischte mit dem Arm die hervorquellenden Thränen aus den Augen.

Zum Glück — oder vielleicht zum Unglück — war der Oberrichter eben im Zimmer und betrachtete ihren Kummer. Er berührte mit der Hand ihre Schulter. Erschreckt fuhr sie in die Höhe. „Wähle unter diesen Kleidern und kleide dich an."

Zagend schaute sie zu ihm auf. „Der erlaubt es nicht!" (Sie zeigte mit einer Gebärde auf Pintyö.)

„Aber wenn ich es gestatte, ich, der Oberrichter der Stadt."

Sie lächelte unter Thränen, indem sie ihn anschaute. „Du befiehlst hier? Wahrhaftig?"

„Pintyö," sprach der Oberrichter lächelnd, „tragen Sie der Kleinen das schönste Kleid hinein. Sehen wir zu, was man aus ihr machen kann."

Sie konnten es schon nach einer Viertelstunde sehen. Als sie aus dem Ankleidezimmer trat, gewaschen und angekleidet,

da hörte man ein Murmeln der Bewunderung. Ist's ein Traumgebilde oder ein lebendes Wesen? Sie war wie eine Königstochter von blendender Schönheit. Das kirschrote seidene Leibchen ließ entzückende Formen vermuten, der Rock schlängelte sich anmutig bis zu den Knöcheln. Ihre Lippen wetteiferten an Röte mit dem Rubin und ihr tiefschwarzer Zopf lief so weit hinunter, als er nur etwas von ihrem Körper, sich daran zu schmiegen, fand.

„Wessen Tochter bist du?“ fragte der Oberrichter entzückt.

„Des alten Bürü Tochter, der beim „Schmucken Husaren“ zu musizieren pflegt.“ (Der „Schmucke Husar“ war eine berüchtigte Csárda unter den Tanyen*) des Theißufers.

„Wie heißt du?“

„Czinna.“

„Kommst du mit uns nach Ofen?“

Sie zuckte gleichgiltig mit der Schulter.

„Kommst du, so gehört das Kleid dir.“

„Ich gehe.“

So fand man die erste Blüte des Blumenstraußes. Auch die übrigen fanden sich. Man mußte nur von den vielen die passendsten drei auswählen. Die flachshaarige Marie Bari mit ihren veilchenblauen Augen, ihrer reizenden Taille; die stattliche, hohe Magdolna und die runde, üppige Agnes Pál mit ihrem roten Gesicht, eine knospende Malve. Nie küßte Schönere der Sultan, nie besang Herrlichere Firdusi.

Nun konnten sie sich schon auf den Weg machen. Sonntags kam die Rinderheerde, hundert prächtige Ochsen, alle mit hübschen Glocken, bändergeschmückten Hörnern, es kamen die Pferde, fünfzig schlanke Fohlen, jedes mit einem silbernen Glöcklein. Auf die beiden Wagen setzten sich zu zweien die Mädchen, das heißt, zwei unter ihnen waren Frauen, die „falschesten“ zwei Frauen, denn sie gaben sich nur als solche. In ihren blauen, mit silbernen Spangen versehenen

---

*) Eine Niederlassung.

Mänteln bestiegen hierauf auch die Herren Senatoren die Wagen. Im ersten Wagen saß der Oberrichter mit Franz Kriston, auf dem Rücksitz Josef Inockai. Einer bringt die Hengste, der andere die Rinder. Herr Agoston, der auf dem anderen Wagen saß, avancierte vom Deputierten zum Blumengärtner — so ist nun einmal die Politik. Gabriel Poroßnoki trug die Waffen in prächtigem Seidenfutteral. Der Sechste vom Stadthause, der kleine verwachsene Georg Imecs sah zwar nicht gut aus, aber er sprach gut türkisch und tartarisch, so nahmen sie ihn mit zum „Schmieren". Das Eljengeschrei der Versammelten ertönt, die zu Hause gebliebenen Frauen reißen die Tücher vom Kopfe, um mit denselben zu winken, die Kutscher treiben ihre Pferde an, die Czikose*) schwingen ihre Peitschen und nun setzt sich der glänzende Zug unter Musikbegleitung in Bewegung, denn die Glocken der hundert Ochsen ertönen und die fünfzig Silberglocken läuten. Der Weg ist eintönig, wir beschreiben ihn nicht, im Alföld ist alles gleichförmig. Die Ortschaften, die Städte, die Dörfer, die Ebene mit ihrer Fata Morgana, der nur das Sinken des Himmelsgewölbes ein Ende macht, der graue Boden, aus dem die matte Herbstsonne buntfarbige Blumen zaubert, ist überall derselbe. Eine Gemarkung gleicht so der anderen, wie eine Elle Tuch der anderen, wenn sie von einem Stücke sind. Hie und da erblickt man eine einsame Tanya, ein weißes Häuschen, einen Brunnen. Am Ende der Ortschaften erscheinen die Windmühlen mit ihren ausgebreiteten Flügeln. Es ist wahrlich köstlich, wie einförmig auch die großen Städte Alfölds waren. Jede hatte ein Ding, womit sie sich brüstete. Debreczin mit seinem Kollegium, Szegedin mit seiner Mathiaskirche, Kecskemét mit dem Nikolausturm, auf dem im besten Einvernehmen der kalvinische Hahn, der lutheranische Stern und das katholische Kreuz zu sehen waren; jede Stadt hatte auch ein berühmt gewordenes

*) Pferdehirten.

Nahrungsmittel aufzuweisen, Debreczin die Wurst, Kecskemét den Apfel, Szegedin den Paprika. Sie entwickelten sich auch geistig gleichförmig, eine jede zeigte, was sie in puncto des Geistes kann. Debreczin hatte seinen Csokonai, Szegedin seinen Dugonits, Kecskemét seinen Katona.*)

Unsere Helden aber reisten munter fort, bis sie sich endlich im großen Ameisenhaufen Ofen befanden, wo sie sofort zu ihrer Aufgabe sich stellten, jeder, wie sie ihm zugeteilt war. Die erste Rolle fiel dem „Schmiermenschen" zu, der sich von der „schmierenden" Frau**) nur darin unterscheidet, daß er den Leuten die Schmerzen nicht mit Fett, sondern mit Gold austreibt. Er lief von Pontius zu Pilatus, um dort zu argumentieren, daß die Audienz bewilligt werde. Der Padischah genehmigte, daß am Mittwoch die Stadt Kecskemét vor sein glanzvolles Angesicht trete.

Fünftes Kapitel.

In großer Gala erschienen unsere Freunde, den Säbel an der Seite. Herr Michael Lestyák zeigte sich als ein fescher, hübscher Jüngling. Er hielt die Ansprache, er beschrieb die traurigen Zustände in Kecskemét so treu, so schön, daß die vier hinter ihm stehenden Senatoren in Thränen ausbrachen. (Herr Imecs wurde bereits gestern nach Hause gesendet.) Die Rede gipfelte nach vielen Stilblüten darin, daß die Kecskeméter dem Allgewaltigen mit dem Ersuchen zu Füßen fallen, dieser möge ihnen einen ständig in Kecskemét wohnenden Pascha bewilligen oder einen anderen Würdenträger, wenn er auch nur so groß wäre, wie ein kleiner Finger, der sie fortab vor den Plünderern bewahre. Blos das Faktum, daß ein Mann des erhabenen Sultans in Kecskemét ist, rettet den Frieden und die Existenz der Stadt. Nach einer rhetorischen Wendung malte er es sodann schwungvoll aus, welch herrliches Leben der Pascha dort führen würde; sie werden ihm ein Steinhaus

*) Ungarische Dichter.

**) Eine ungarische Masseuse.

bauen, werden ihn schätzen und achten, werden ihn bedienen, aus ihrer Hand werde er den süßen Honig essen können und so weiter.

Nun übersetzte der Dolmetsch des Ofner Pascha Nazur Bey die Rede dem Sultan, der dieselbe mit apathischem Gesichte und sehr gelangweilt zu Ende hörte. Im übrigen war dieser ein ganz sympathischer Herr; etwa vierzig Jahre alt. Hie und da nickte er dazu mit dem Kopfe.

Ibrahim Pascha, der Ofner General, stand neben dem Sultan mit verschränkten Armen und lauerte mit blutunterlaufenen Augen, wie wenn er sagen würde: „Die Rede haben wir nun gehört, nun lasset uns die Argumente sehen." Diese folgten sofort.

Gabriel Poroßnoki trat hervor, öffnete das apfelgrüne seidene Futteral, das er vor sich hinhielt, er entnahm demselben die prächtig gearbeitete goldene Peitsche und den Fokos, dann legte er sie auf den Schemel zu Füßen des Sultans. „Wir legen zu deinen Füßen, erhabener Herr, die Waffen Kecskeméts."

Der Sultan bückte sich, hob die Peitsche auf und betrachtete dieselbe eine Zeitlang. Dann wechselte er mit Ibrahim einige leise Worte.

Unterdessen hatte der Herr Senator Inokai gerade seine Kehle gewetzt und leierte dann mit ehrerbietigem Krächzen folgendermaßen: „Deinen heldenhaften Soldaten haben wir einen kleinen Braten gebracht, größter der Sultane, sei so gnädig und betrachte denselben durch das Fenster."

Bey Nazur verdolmetschte auch dies mechanisch, worauf sich der Sultan unwillig vom Sopha erhob, um zum Fenster zu treten, von wo aus die prächtigen Rinder und Fohlen zu sehen waren, zu denen Herr Franz Kriston den Prolog gestammelt. All' dies interessierte den mächtigen Herrn des Orients nicht besonders, müde ließ er sich wieder auf das Sopha fallen. . . . Jetzt öffnete sich die Thür des Saales und ein kühlender Windhauch schlich sich ein. Vielleicht hatte

dies das Knistern der vier Weiberröcke verursacht. Die Kecskeméter Mädchen traten ein, frisch und lieblich.

Der Sultan sprang erregt empor. Christophus Agoston stellte sich in die Mitte des Zimmers, einem Schuljungen gleich und mit Gesten, als ob er einen Strauß in den Händen hielte, den er dem Papa überreicht, deklamierte er verschämt: „Wir brachten auch ein klein wenig Blumen, gnädigster Herr."

Der Sultan verstand gewiß nicht die ungarischen Worte, jedoch er geruhte jetzt auch ohne jedes weitere Hinzuthun zu lächeln. Dann rief er fröhlich dem Ofner Pascha zu: „Einen Schleier über sie, schnell, Ibrahim," (dies wollte in orientalischer Sprache so viel heißen: „Befleckt sie nicht einen Augenblick länger mit Euren wollüstigen Blicken.")

Während der Pascha hinausstürzte, um Verfügungen zu treffen, teilte der Sultan in langen gedehnten Worten etwas dem Dolmetsch mit.

„Se. Majestät der Sultan, dessen Schatten Allah beschirme, sagt Euch, Ihr Ungläubigen, daß er Eure Wünsche berücksichtigen wird. Verhaltet Euch bis dahin ruhig und wartet draußen." Der Dolmetsch winkte und damit war die Deputation entlassen.

Als aber Herr Agoston die gute Laune des Sultans sah, glaubte er die Zeit gekommen, irgend eine ewig denkwürdige That zu vollführen; er zog daher die hinausgehenden Vorsteher bei ihren Mantelflügeln zurück und sprach zu dem Dolmetsch: „Mächtiger Dolmetsch, rechte Hand deines Herrn, vermittle noch eine Bitte!"

Der Großvezier, die anwesenden Paschas und Ulemas betrachteten den Tollkühnen betroffen, und nicht weniger überrascht waren die Kecskeméter Herren, aber der Sultan, an die Blumen Kecskeméts denkend, lächelte noch immer, und wenn der Sultan lächelt, scheint die Sonne, die Gräser wachsen, die Steine spielen Harfe und alles ist in Ordnung.

„Nun, was wollt Ihr noch?" rief der Stellvertreter

Ibrahim Paschas, Hassan, aus. „Sagt es schnell, denn es warten noch viele Deputationen draußen."

„Gerade das ist es," fuhr Christoph Agoston ermutigt fort, „wir sahen draußen die Nagy-Köröser Deputation und wir bitten Se. Majestät ganz ergebenst, daß er ihr nichts gewähre, was sie auch verlangen möge."

Der Vertreter des Sultans lachte und interpretierte selbst dem Beherrscher der Gläubigen diese zweite Bitte.

Auch der Beherrscher der Gläubigen lachte über den sonderbaren Wunsch (so etwas kam ihm in der Praxis noch nicht vor) und frug lebhaft, was der Grund davon sei.

Lesthák gab die Antwort: „Nagy-Körös und Kecskemét sind so mit einander wie Mekka und Medina, wie Hund und Katze."

Der Sultan geriet in eine prächtige Laune, der Dolmetsch interpretierte gleichfalls mit freudestrahlendem Gesicht die Antwort des Herrschers: „Freut Euch! Der gnädige Padischah wird Eure erste Bitte genau überlegen, die zweite vollführen."

Damit gingen die Kecskeméter in den Hof hinaus, den auf den Einlaß wartenden Köröser Nachbarn „guten Morgen" wünschend.

Nach einigen Minuten schlich sich der Vertraute des Sultans zu ihnen und vertröstete die Senatoren, ihnen auf die Schulter klopfend: „Ihr seid glückliche Spitzbuben! Ihr habt den Sultan ganz gewonnen und ihn erheitert. Kein Zweifel, alles wird geschehen." Er rieb sich zufrieden die Hände. Es waren ihm nachträglich hundert Dukaten versprochen worden, wenn in Kecskemét eine türkische Behörde installiert wird.

Unter großen Hoffnungen schritten sie draußen auf und ab, die Rede des Oberrichters lobend und das Auftreten Agostons. Herr Agoston selbst war ganz entzückt. „Nicht wahr, daß ich etwas wert bin? Da giebt es doch Verstand, Gevatter?"

Nach ungefähr anderthalb Stunden kam der türkische Vertrauensmann wieder zurück. Zornig schlenkerte er mit der Hand, sein Gesicht war rot vor Grimm wie Paprika. „Nun,

Schweine," schrie er von weitem, „Ihr habt Euer Glück mit Füßen getreten!"

Die wackeren Herren sahen ihn versteinert an. „Was ist geschehen, um Gotteswillen?"

„Das ist geschehen, Ihr Esel, daß die Nagy-Köröser Deputation, die Entfernung der Ofner und Szolnoker Paschas beklagend, als Sitz einer zu errichtenden türkischen Obrigkeit Kecskemét wünschte."

„Wir aber" . . . stotterte Josef Inokai.

„Ihr aber ließet den Sultan versprechen, daß er den Wunsch der Nagy-Köröser, welcher es auch sei, nicht erfüllen werde. Erstarret!"

Damit drehte er ihnen den Rücken, nachdem er zuvor einige Male türkisch vor sie hinspie.

Man hätte die Betroffenheit sehen sollen. Lestyák nagte den Schnurrbart, der ehrliche Poroßnoki schimpfte, Kriston bekam Nasenbluten vor Schreck, der alte Inokai begann zu schluchzen, während Herr Agoston direkt zu den Wagen ging, welche an der Donau standen, sich in den einen hineinlegte und mit der Bunda*) zudeckte, weil ihn ein solches Fieber schüttelte, daß es, gleichmäßig verteilt, für hundert Schnupfen ausgereicht hätte.

„Jetzt könnten wir nach Hause gehen," unterbrach Kriston die traurige Ruhe.

„Wir warten den Beschluß des Sultans ab," meinte der Oberrichter.

Es mag Vesperzeit gewesen sein, als der Kaimakam des Sultans in Begleitung des Dolmetsch sie abholen kam. Er geleitete sie in einen Saal und übergab ihnen einen Kaftan, indem er durch den Mund des Dolmetsch sagte: „Das schickt Euch Se. Majestät der Padischah. Ihr werdet gewiß einen guten Gebrauch davon machen!"

Die Senatoren blickten traurig auf das dunkelgrüne

---

*) Ungarischer Pelz.

Sammetkleidungsstück, welches mit goldenen Schnüren und Bändern geschmückt war und erstaunt schienen die Kecskeméter einander zu fragen: „Also nur so viel?"

Herr Poroßnoki gab seiner Unzufriedenheit auch in Worten Ausdruck: „Mehr ließ Se. Majestät nicht sagen?"

„Mehr nicht," erwiderte der Kaimakan mit großem Phlegma. „Der Sultan war Euch gut gesinnt, aber er mußte sein Wort einlösen. Ihr selbst habt es doch gewünscht."

„Könnte man nicht noch einmal zu ihm gelangen?"

„Das geht nicht."

„Donnerwetter! Wir sind schön daran! Es wird zu Hause eine Freude geben."

„Wenn dem so ist," sagte der Oberrichter kalt, „dann fassen Sie diesen Kaftan an, Herr Kriston."

Franz Kriston ergriff sehr zornig und unehrerbietig den mit einer Bärenhaut wattierten Mantel, so daß das eine Ende desselben die Erde kehrte, und schleppte ihn mit großem Lärm dem Oberrichter nach. Als er zu den Wagen gelangte, warf er ihn in eine Ecke wie einen Fetzen.

Herr Agoston war bereits verschwunden; der eine Kutscher konnte über ihn nur so viel Aufklärung geben, daß er sich im Wagen nach Waitzen führen ließ, wo er eine verheiratete Tochter hatte, er sprach wenig, denn seine Zähne klapperten sehr, aber so viel sagte er doch, daß er Kecskemét nie wieder sehen werde. Als man die Pferde gefüttert und getränkt hatte und die Unserigen sich auf den Heimweg begaben, dunkelte es bereits, der Rauch der Schornsteine vermischte sich mit dem Nebel, die Frösche quakten häßlich in den Pester Sümpfen (auf dem jetzigen Kettenbrückenplatze), die Priester schrien unausstehlich von den Ofner Minarets, während aus der Pester alten Burg die Eulen geisterhaft hervorhuschten. Nur weit, in irgend einem Dörfchen erklang eine weinerliche christliche Glocke. Der Nebel war rötlich-weiß, wie frisch gemolkene Milch, halb durchsichtig, so daß man spöttisch lachende

kämpfende Drachen, gepanzerte Wundertiere, Gespenster in Laken hervorscheinen sah. Am Himmelsgewölbe breitete sich eine einzige dunkelblaue Wolke schwerfällig aus.

Als sie die Pester Häuser verlassen hatten und mit schwerer Not aus dem Sumpfe jenseits des Hatvaner Thores herauskamen, wo der Wagen Kristons beinahe in einer Linnenbleiche stecken geblieben wäre, rückte die Wolke mit einem Male fort und verschlang plötzlich den Mond, wie wenn ein großer Silberthaler in einem blauen Strumpf versinkt. Es ward etwas finsterer; eine feierliche, melancholische Stille kam über die schlafende Natur. Nur die Wagen knisterten in ihren Achsen und hie und da wurde ein Hahnenruf in den Pester Tanyen laut. Die Pferde zogen ungern weiter, die Kutscher fluchten und die Senatoren saßen in tiefe Gedanken versunken wortlos neben einander, nur zuweilen einige Worte austauschend. Und doch hätten sie auch ihre Gedanken austauschen können, denn diese waren die gleichen. Wenn der eine sagte: „Wie sollen wir zu Hause das große Nichts übergeben?“ antwortete der andere, nachdem er in die Nacht hinein gestarrt hatte: „Ich wäre jetzt lieber ein Schäferhund, als ein Kecskeméter Senator.“ Der dritte hob sein gebeugtes Haupt und setzte seufzend hinzu: „Für hundert Ochsen und fünfzig Pferde einen grünen Mantel — das ist ein guter Markt.“ Damit wurden sie wieder schweigsam und starrten neuerdings in den weißen Nebel, aus welchem sich jene bizarren Gestalten abhoben. Mit einem Male trat aus einer dieser Nebelsäulen ein Gespenst hervor. Augenscheinlicher, wahrer als die anderen, es stellte sich den Pferden entgegen . . . und sein Schatten bewegte sich auf der Straße. Die Pferde der Voranziehenden stutzten. Der Kutscher blickte auf. Ein weiche weibliche Stimme erklang: „Bleiben Sie stehen!“

Der katholische Inokai machte das Zeichen des Kreuzes: „Alle guten Geister lobert den Herrn!“

„Wer bist du?“ fragte Kriston.

„Ich bin die Czinna, das Zigeunermädchen. Nehmt mich schnell in den Wagen."

Anfangs erschrak nur Inokai, aber jetzt waren Kriston und Poroßnoki zu Tode erschrocken. Sogar der auf dem anderen Wagen befindliche Oberrichter verschmähte es nicht herabzuspringen. „Wie kommst du hierher, du Krähe?"

„Ich bin davon gelaufen!" antwortete Czinna kurz.

„Gerade das ist's, warum bist du geflohen?"

„Weil ich mich langweilte."

„Du Hundeleber!" schrie Kriston und kratzte sich den Kopf. „Weißt du, daß man uns alle deineswegen hängt? Wirst du dich gleich zurückpacken! Was sollen wir thun? Was sollen wir thun?"

„Man muß sie zurückgeleiten," meinte auch Poroßnoki.

Die glänzende Fläche des Mondes trat jetzt hervor und beleuchtete das schöne Mädchen. Ihr prächtiges Gewand war ganz beschmutzt, ihre Stiefel waren kothig, der Rock im Sumpfe durchnäßt, durch welchen sie watete.

„Ich will nicht zurückgehen," murrte sie trotzig und ihre weißen Zähne leuchteten, denn sie klapperten ein wenig. Fröstelnd knöpfte sie ihren Ueberwurf zu.

„Du mußt zurückgehen," sagte der Oberrichter, „wir spielen mit unseren Köpfen."

Das Mädchen zuckte zusammen, richtete ihre schönen, großen Augen auf den Oberrichter, aber mit einem so wunderbaren Blicke, daß der Oberrichter ausrief: „Komm' also, setze dich zu mir in den Wagen. Ich werde dich nach Hause führen."

„Herr Oberrichter! Herr Oberrichter!" warnte Poroßnoki melancholisch. „Was thun Sie?"

„Auf meine Verantwortung!"

„Juventus ventus," murrte Inokai.

Die Augen Czinnas blitzten wieder, es lag darin die Wärme der Hundetreue. Dann sprang sie zum Oberrichter mit einem leichten Schwunge wie eine Wildkatze.

Die Wagen setzten sich wieder in Bewegung.

„Du frierst,“ sagte Lestyák, ihrem Atemzuge lauschend. Dann zog er den kaiserlichen Mantel hervor und breitete ihn über ihre Knie. Er betastete mit seiner Handfläche ihre Stirn, sie war ein wenig heiß, aber wie glatt, wie süß anzufühlen! Das Blut des Oberrichters begann zu sieden.

„Ach, es giebt nur einen glücklichen Menschen,“ seufzte unterdessen auf dem ersten Wagen Inokai, „Herrn Christoph Agoston, der seinen Kopf an einen sicheren Ort gelegt hat, nach Waitzen.“

„Ach, es giebt nur einen glücklichen Menschen,“ seufzte im letzten Wagen der junge Ochsenhirt vor dem alten Roßhirt: „Unseren Oberrichter, Herrn Lestyák, denn dieser kostet die roten Lippen des Zigeunermädchens und mißt mit dem Arm ihren schönen schlanken Leib.“

„Sag' mir Czinna,“ fragte der Oberrichter, „wie bist du entflohen?“

„Ich bestimmte den alten Türken, welcher an der Thüre wachte, einzuschlafen und er schlief ein.“

„Wie konntest du mit ihm türkisch sprechen?“

„Ich nahm mein Halsband vom Halse und gab es ihm.“

„Und die anderen?“

„Auch diese habe ich angeeifert, aber sie wollten nicht kommen. Hier zu Hause hätten sie sich im Tagelohn verdingen müssen, dort gab es ein prächtiges Mittagmahl, Braten, dreierlei geschmackvolle Fruchtgattungen. Auch Mamaliga*) gab es vielleicht dort. Das Nachtmahl wartete ich nicht mehr ab.“

„Aber du gingst doch gut gelaunt mit uns.“

„Ich freute mich über die Kleider.“

„Und du hast sie schon satt?“

„Ich verabscheue sie und sehne mich nach meinen Lumpen.“

„Ei, ei,“ sagte der Oberrichter traurig, „du kannst noch viel Leid über Kecskemét bringen! Man wird dich suchen, Czinna!“

---

*) Kuchen aus Maismehl.

Sie schmiegte sich furchtsam an den Oberrichter und ihr ganzer Körper zitterte wie Espenlaub.

„Fürchte nichts, ich werde dich nicht verlassen, wenn ich es einmal aussprach. Was ich sage, das ist gesagt."

Das Mädchen beugte sich über die Hand Lestyáks, küßte sie und weinte.

Nervös, fast rauh erfaßte der junge Mann ihren Kopf, um ihn von seiner Hand wegzuziehen und brummte ärgerlich: „Ich bin kein Bischof." Als er den Kopf des Mädchens aber erhob, floß mit einem Male die Welt vor ihm zusammen, sie drehte sich im Kreise, die Sterne sprangen vor seinen Augen umher, der Wagen schien umzufallen und er drückte ganz selbstvergessen das schöne Haupt an seine Brust. Plötzlich gereute es ihn . . . und er ließ es wieder los.

„Nun, nun . . . was zum Teufel machst du, Czinna? Mach' keine Dummheiten und küsse mir die Hand nicht, denn sonst werde ich deinen Zopf an den Wagen binden, damit du deinen Kopf nicht bewegen kannst. Wie du den Menschen in Verwirrung bringst!"

Er erfaßte scherzend ihr dichtes, weiches Haargeflecht.

„Nun, soll ich es an den Wagen binden?"

„Wie Euer Gnaden wollen," sagte das Mädchen sanft, ruhig.

„Ich binde es nicht an, fürchte nichts. Ich denke an etwas anderes."

Lange Zeit schwiegen sie. Lestyák rieb sich oft mit der Hand die Stirne.

„Ich denke daran", sagte er endlich flüsternd, „daß man deinen Zopf bis zum Grund abschneiden müsse."

Czinna richtete ihre Augen verwundert auf ihn, diese glänzten selbst im Finstern.

„Neige dich näher zu mir, Czinna, damit der Kutscher nicht hört, was ich sage. Schmiege dein Ohr an mein Gesicht an. Noch näher. Fürchte nichts, ich werde Dich nicht küssen."

„Was liegt mir daran, küssen Sie mich."

„Dein Haar muß abgeschnitten werden."

„Was liegt mir daran, schneiden Sie's ab."

„Dann mußt du vom Wagen steigen . . ."

Das Mädchen machte eine unruhige Bewegung.

„Denn man wird dich suchen und ich habe nicht genug Macht, um dich zu schützen. Wer weiß übrigens, was mit mir geschieht. Ein schlimmes Schicksal steht mir bevor. Du mußt also absteigen, das ist gewiß."

„Aber warum?"

„Weil der Sultan oder der Ofner Pascha mächtiger ist, als der Kecskeméter Richter. Wenn ich mächtiger wäre als sie, dann würdest du jetzt bei mir bleiben und kein Haar würde dir gekrümmt werden."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Du wirst mich bald verstehen. In dieser Kiste befindet sich ein Männeranzug, ich habe ihn jetzt für mich in Ofen gekauft. Wenn du vom Wagen springst, wirst du dich irgendwo als Bursch verkleiden; ich lege dir auch ein paar Dukaten in die Tasche. Du wirst ein hübscher Junge sein, was glaubst du? Der Teufel selbst wird die einstige Czinna nicht erkennen.

Czinna seufzte und fing an zu weinen.

„Schön langsam, nach Verlauf von Tagen wirst du nach Kecskemét zurückkehren, womöglich auf anderen Wegen und bei meinem Vater als wandernder Schneidergeselle, der Arbeit sucht, einkehren."

Czinna wischte sich die Thränen ab und lachte laut auf.

„Es wird gut sein, es wird wirklich gut sein! Wenigstens kann ich Sie täglich sehen."

„Wiehere nicht wie das kleine Füllen . . . Das ist ein ernster Zustand. Wenn der Alte sich weigern sollte dich anzunehmen, so wirst du ihm diesen Ring zeigen, zum Zeichen dessen, daß ich es wünsche."

„Aber Sie werden ja zu Hause sein und können es auch mündlich sagen."

„Was weiß ich, wo ich sein werde," antwortete er mürrisch und zog einen Opalring vom Finger, ihn Czinna übergebend.

Nach kurzer Pause fügte er hinzu: „Wenn er dich aber ohne Ring aufnimmt, so zeige denselben nicht; mein Vater soll nicht ahnen, niemand darf es wissen, wen die Männerkleidung bedeckt. Ich wünsche es so."

„Dann wird es auch so sein," sagte Czinna.

„Und jetzt gehen wir an die Arbeit. Du mußt abspringen, so lange es noch dunkel ist."

In der Lade befand sich eine große Scheere, mit welcher man die Mähnen der Füllen zu ordnen pflegte. Als sie der Oberrichter hervorzog, zitterte seine Hand, wie erst, als er die prächtigen Zöpfe erfaßte, um dieselben zu vernichten.

„Ich habe keinen Mut." Und matt ließ er die Scheere fallen.

„Was bedauern Sie dabei?" zürnte das Mädchen, die Scheere erfassend. Das scharfe Eisen knisterte und der Haarwald war abgeschnitten. Das Mädchen lächelte mit kronenlosem Kopfe. Dann flocht es aus den Zöpfen die schweren Brokatbänder los, während Michael die Männerkleidung aus der Kiste nahm.

„Wenn du dich umgekleidet hast, merke gut auf, wirst du an das Ufer der Theiß gehen, wo du sie am nächsten erreichst und wirst dein abgelegtes Kleid neben einen Weidenbusch legen, wie es die einen Selbstmord begehenden Mädchen zu thun pflegen, welche ihre Kleider dort zurücklassen und nur ihren Schmerz mitnehmen . . ."

„Alles wird so sein . . . alles."

„Hoho! Wehe! Wehe!" erscholl es in diesem Momente vom Wagen des Kriston.

„Was ist geschehen?" rief der Oberrichter hinüber.

„Wir sind in irgend einen Morast gesunken." Das war

in der That kein Wunder. Damals waren die Komitate noch Jungfrauen bezüglich des Straßenbaues. Die Klage, daß man Kot auf Kot häufe und dies Landstraße nenne, hatte damals noch keine Berechtigung, denn man häufte überhaupt gar nichts. Die Ansicht war vorherrschend, „daß die Wagen die Straße selbst machen." Wo eine Radspur ist, dort sind schon Menschen passiert und wenn sie schon passierten, „dann können auch wir dort wandeln."

Mit einem Male endete die Radspur und der Wagen saß bis zur Achse im Moraste drin, welcher beim Mondschein einer grünseidenen Wiese glich. Dieses Alföld, welches Petöfi ein offenes Buch nennt, ist eine tolle Gegend. Bei Tage zeigt es mit seiner Fata Morgana das Land als Wasser, des Nachts das Wasser als Land. (Wann soll der Mensch ihm glauben?)

Der Kutscher fluchte, schlug das Pferd, daß die Stränge beinahe rissen, er wußte aber eigentlich nicht, welche Richtung er wählen sollte, wo ein Ausweg sei. Der andere Wagen versuchte in anderer Richtung sein Glück. Auch dieser geriet in den Morast.

„Wir werden hier zu Grunde gehen! Wer kennt den Weg?"

Alle sprangen von den Wagen und begannen zu beraten.

„So viel ist gewiß, daß wir uns bei den „Höllenteichen" befinden," sagte Herr Poroßnoki. „Es muß irgendwo ein Durchgang sein. Ich habe oft von den Fuhrleuten gehört, daß man zwischen den Seen zum rechten Wege gelangen könne."

„Aber wo? Wir werden so lange suchen, bis wir versinken."

„Man muß den alten Marczi aufwecken, der hat schon oft Ochsen nach Pest getrieben, auch in der Zeit des regnerischen Herbstes. Wie, wenn er den Weg kennt? Du, kleiner Pferdejunge, dort im letzten Wagen, wecke deinen Bruder Márton auf."

Der schlanke Pali brauchte nicht mehr Worte, er schüttelte den schlafenden Alten aus Leibeskräften.

„Nun, was giebts? Was schüttelst du mich, du Frechling?"

„Mit Respekt zu melden, alter Verwandter, wißt ihr den Weg nach Kecskemét?“

„Ich glaube,“ antwortete der kurz angebundene Ochsenhirt.

„Wir befinden uns hier bei den „Höllenteichen“. Die ersten zwei Wagen stecken schon im Sumpfe. Blicken Sie um sich, wo wir einen Ausweg finden.“

Marczi sah zum Himmel empor und betrachtete sehr aufmerksam das erhabene Gewölbe mit seinen Milliarden funkelnder Sterne.

„Steigen Sie nicht hinunter, um den Platz zu sehen?“

„Was soll ich daran sehen?“ fuhr er mürrisch auf. „Der eine Sumpf ist wie der andere.“

Und wieder maß er aufmerksam das Himmelsgewölbe. Mit einem Male richtete er sich im Wagen auf und rief zum Wagen Kristons hinüber: „Siehst du, mein lieber Sohn, diesseits des großen Bären die zwei kleinen Sterne, der eine ist sehr blaß, hellweiß, der andere feuriger, aber kleiner, sie befinden sich gerade einander gegenüber?“

„Ich sehe, Marczi Bácsi.*)

„Nun, lenke den Wagen gegen die Seite der beiden Sterne, mein Lieber. Dort ist der Weg.“

Damit legte er sich wieder mit gutem Gewissen nieder, wie jemand, der alles ins Reine gebracht hat.

Die Herren kletterten gleichfalls aus dem knietiefen Wasser auf die Wagen, allein bis der Oberrichter zu dem seinigen zurückgelangt war, befand sich Czinna nicht mehr dort. Unbemerkt war sie während der eingetretenen Verwirrung verschwunden, nur der große aufgelöste Zopf dunkelte aus dem Innern des Wagens hervor. Max nahm seufzend die herrlichen Haare in die Faust, dann begann er die Fäden in kleinen Büscheln in den Sumpf zu streuen. Die schwarzen Fäden sanken leise nieder, der Wind trug sie, so daß es schien, als flögen sie hinweg; das grünliche Wasser spielte mit ihnen

*) Onkel oder dem Sinne nach, Gevatter.

und schlang sie um die Wasserlilien, um das Schilf und die buntkelchigen Erbsenblüten . . . Nachdem man endlich in Sicherheit war, da hielt des Oberrichters Hand nur noch einen Faden, den er um seinen Ring wand.

„Hoho!" rief er laut und dröhnend. „Wohin ist mein Mädchen geraten? Auf welchem Wagen ist sie?"

Von überall kam die Antwort: „Hier ist sie nicht! Hier auch nicht."

„Gott sei Dank!" flüsterten die Senatoren erleichtert auf, „daß sie nun durchgegangen ist, die kleine Kröte!"

Mit den Abenteuern hatte es nun ein Ende. Jetzt gelangte man ohne Zwischenfall von den Tanyen zu Dörfern und von Dörfern zu Tanyen. Nur hier und dort verwischte sich der Weg, allein das that nichts, war doch Marczi da, der ihnen, so oft man ihn weckte, jederzeit den richtigen Pfad wies.

„Fahrt nur geradeaus auf den blinkenden kleinen Stern zu, der dort neben dem kleinen Bären steht . . ."

Er war zu Hause unter den glänzenden Planeten des Himmelszeltes. Die Erde ist unergründlich, der Himmel dagegen mit seinem blauen Felde ist allezeit unveränderlich. Von dort herab maß er denn auch den Weg von Pest bis zur edlen Stadt Kecskemét. Er wußte da so genau Bescheid, er sah den Weg so klar, daß auf demselben vor seinen Augen förmlich Staub aufwirbelte . . . . .

Sechstes Kapitel.

Pinthyö stellte die geladenen Böller auf dem Marktplatze auf; hier und dort wurden Transparente errichtet: „Willkommen!" „Vivat!" und dergleichen mehr. Der glänzend beredte Paul Fekete büffelte gerade an einer Rede, welche also begann: „Wer kennt nicht den Ruf des weisen und achtungswerten Seneca?" (Selbstverständlich kannte ihn jedermann, denn Herr Paul Fekete lebte von den Aussprüchen dieses achtungswerten und weisen Mannes.)

Die Zigeuner des Büriis strichen die Fiedelbogen mit Kolo-

phonium, kurz, es wurden große Vorbereitungen getroffen, und man hätte vielleicht sogar die großen Glocken geläutet, wenn Herr Poroßnoki nicht bei Czegléd, von seinem richtigen Verstande geleitet, Pali, den schmucken Csikós, auf ein Roß gesetzt und ihm aufgetragen hätte, daheim zu sagen, daß man keine Komödien inszenieren solle, da zur Lustigkeit keine Ursache vorhanden sei.

Der Herold rief große Verstimmung hervor, brummig und ärgerlich sah man gegen Abend aus den Fenstern und hinter den Zäunen den Einzug der Vorsteher mit an. Kein einziges „Eljen" war zu hören, nur die Hunde bellten hinter den Wagen her. Allein es war ja auch besser so, wozu die Schmach noch mästen, da sie ohnedies groß genug war! . .

Noch am selben Abende erhielten die Ofner Ereignisse Flügel, man erfuhr, wie die Köröser Kecskemét, das heißt, wie Kecskemét sich selbst „abgekocht" hatte und wie ihnen der Sultan als Entgegnung auf die vielen kostbaren Geschenke und Schätze einen Kaftan hingeworfen.

Schmach und Schande!

Allein wie konnten sie den Mangel an Schamgefühl haben und den Kaftan auch nach Hause bringen? Am nächsten Tage sammelten sich große Mengen vor dem Stadthause; die angeseheneren Bürger gingen in den Saal hinauf, um hier aus amtlichem Munde das Ergebnis der Reise zu vernehmen. So war es nämlich Sitte nach jeder großen Expedition.

Das gewöhnlichere Volk, Weiber und Bursche spektakulirten draußen, schrieen und suchten in unmöglichen Tönen eine Melodie zu dem Verse, der soeben herrenlos auf den Lippen des Pöbels geboren worden war:

„Kecskemét, magst glücklich sein,
Kaisers Kaftan ist ja dein!"

Einige des Weges kommende Großköröser Fuhrleute steigerten noch die Gereiztheit. Tüchtig in ihre Pferde einhauend, schrieen sie der Menge höhnisch zu:

„Hält der Kaftan auch warm?"

Und fürwahr, er heizte den Senatoren dort oben tüchtig ein. Finster saßen sie in ihren Stühlen. Einige, so Herr Inokai, ganz weichherzig und verzagt, nur auf dem schönen Antlitze des Oberrichters leuchteten noch Mut und Trotz.

Poroßnoki malte die Ereignisse der Reise in einer schön komponierten Rede, und er begann mit dem Herrgott, der Kecskemét so häufig heimsucht, daß man ihn bereits als einen hier zuständigen Einwohner betrachten konnte. Sie waren in gutem Glauben vorgegangen (der Herrgott ist Zeuge!) und sie konnten nichts dafür, daß der Plan in Trümmer ging.

Was wahr ist, ist nun einmal wahr, die Auslagen waren ungeheuer, aber sie hatten gedacht: Wer wagt, gewinnt!

Anfangs hörte man fein ruhig zu und die hübsche Rede würde vielleicht gar den Magistrat gerettet haben, hätte nicht bei den Details, wo Poroßnoki mit großem Pathos sagte: „Und wir erschienen am Mittwoch vor Sr. Majestät dem türkischen Kaiser, der in königlichem Ornate da saß," hätte, wie gesagt, hierbei Gáspár Permete nicht dazwischen gerufen: „Eine Pfeife hatte er nicht im Munde?"

Eine unbändige Heiterkeit malte sich auf allen Gesichtern und von da ab folgte ein ungewaschener Zwischenruf dem anderen. Die Autorität sank und kaum hatte der erste Funke im Stroh verfangen, als auch schon alles aufloderte.

„Sie haben das herrliche Geld dem Teufel in den Rachen geworfen! Kleider mit Karfunkelsteinen haben sie jenen Personen nähen lassen! Amtliche Gelegenheitsmacher! Eine Peitsche mit Edelsteinen haben Sie mitgenommen! Das Geld wurde hirnlos verschleudert. Sie haben uns zum Kinderspott gemacht! Ich komme gerade von draußen und da schreien die Körösser auf dem Platze: „Hält der Kaftan auch warm?" Eine solche Schmach unserer Stadt! . . . Darauf mögen Sie antworten!"

Der riesig gebaute Josef Berkes sprang auf und mit hervorquellenden Augen, brüllender Stimme und drohender Faust wütete er:

„Danken Sie ab! Packen Sie sich vom grünen Tische!"

Und unheildrohend, aus hundert Kehlen durchbrauste den Saal ein Schrei, welcher daherfuhr wie der Orkan durch Baumgeäste.

„Danken Sie ab!"

Die aufgeregten Bürger drängten sich in einem stets enger werdenden Ring um den grünen Tisch. Lesthák warf seinen Stuhl um, knöpfte von seiner Weste das Stadtsiegel los, welches dort an einer Kette hing und warf dasselbe mit der Kette zu Boden, so daß es bis in die äußerste Ecke des Saales kollerte.

„Da habt Ihr es! Ich brauch's nicht!" Und er eilte zur Thür.

Allein Blasius Putnoki stellte sich ihm entgegen.

„Oho! Nicht so, Gevatter! Du bleibst. Ich klage dich vor Gott und Menschen an, daß du mit den Feinden der Stadt unter einer Decke gespielt, daß du die Schätze unserer heiligen Mutterkirche verkauft hast. Du bist der Gefangene der Stadt!"

„Auf wessen Anordnung?" fragte stolz und kalt Lesthák.

Putnoki war betroffen, wie wenn man ihm die Zunge abgeschnitten hätte, Lesthák hingegen entfernte sich, die Saalthür hinter sich zuschlagend. Der Reihe nach standen jetzt die anderen Senatoren auf, sich dem allgemeinen Willen unterwerfend. Sie legten ihr Amt nieder. In dem entstandenen Chaos brach sich Herr Josef Berkes Bahn bis zum Präsidentenstuhle.

„Ich beantrage, daß, bis nach reiflicher Überlegung ein neuer Beamtenkörper gewählt wird, die Angelegenheiten der Stadt eine aus drei Mitgliedern bestehende Kommission führe. Ein katholischer, ein kalvinischer und ein lutheranischer Mitbürger."

„So ist's!" schrie die Menge.

Sofort rief man alle drei aus, die Herren Samuel Holeczy, Balázs Putnoki und Josef Berkes. Das Triumvirat ging, als sich die Menge zerstreute, in das benachbarte Zimmer, um

zu beraten und sein erster Beschluß war die Gefangennahme des jungen Lesthák.

Der alte Lesthák weinte und schrie, als man den Stolz seines Herzens, seinen Max ins Gefängnis führte. Zuerst griff er zum Bügeleisen und wollte die Haiducken totschlagen. Als man ihm das Bügeleisen aus der Hand riß, brachte er aus der Bibel geeignete Sätze zur Anwendung, welche er wie Donnerkeile an die Köpfe Gyuri Pintyös und Pista Muskas warf.

„Man muß die Sache nicht so arg aufnehmen, lieber Vater," sagte ein wenig zornig der Ex-Oberrichter, „auch das dauert nicht ewig."

„Sie werden das noch bitter bereuen!" rief der Alte, seine Fäuste wie ein Theaterheld ballend. „Wehe dir, Kecskemét, wie Sodom und Gomora wehe ward."

„Uns kann das Glück noch lächeln," tröstete Max.

„Glück?" Und der Alte begann wieder zu schluchzen, wie ein altes Weib. „Auch das Glück ist eine Göttin, ein Weib wie die anderen. Sie läuft immer neuen Männern nach. Mit dem sie einmal ein Liebesverhältnis hatte und ihn verließ, zu dem kehrt sie nicht wieder zurück."

Dann erfaßte er wieder verzweiflungsvoll mit den Bewegungen eines Wahnsinnigen die Scheere und begann einen neuen Dolman, den er eben fertig gestellt hatte, in Stücke zu zerschneiden, indem er heiser röchelte:

„Verdirb, Hund! Die Welt soll ein Ende haben."

Die Welt nahm zwar kein Ende, nur der Dolman und auch den armen Max schleppte man in den dumpfen Kerker des Stadthauses. Er lief ihm nach, aber bei der Thoreinfahrt wankten seine alten Beine und er konnte erst an der Thürschwelle rufen:

„Fürchte nichts, lieber Sohn, ich werde dich von dort erlösen, deine Freiheit erringen."

Nun, fürwahr, das war auch damals keine große Sache! Man ging einfach zum Ofner Pascha, einen kleinen Befehl

zu erwirken, daß man ihn sofort frei lasse. Wenn das Herz des Ofner Pascha nicht zu erweichen war, ging man zum Szolnoker Pascha, auch dessen Befehl ist giltig. Nehmen wir an, daß der Szolnoker Pascha gleichfalls in schlechter Laune war, dann ist es ratsam, den Kalgaer Sultan aufzusuchen, oder nach Fülek zum Vicegespan zu wandern, ja im schlimmsten Falle kann auch Herr Csuda die Freilassung anordnen, wenn es nicht das Einfachste ist, sich an den hochgebornen Herrn Stefan Koháry nach Szécsény zu wenden. Alle diese wohledlen Herrschaften befehlen in Kecskemét.

Gerade kam ein Wanderbursche zur rechten Zeit, der sich anbot, er war ein hübscher, Vertrauen erweckender Bursche.

Jetzt kann Herr Lesthák zuversichtlich seine Reisetasche umhängen und die obige Namensliste dazu, der Bursche hingegen giebt auf das Haus acht, übernimmt die Bestellungen und hält die ungeduldigen Kundschaften mit Worten hin, die Magd Erzsike hingegen kocht für ihn und sucht ihn auszuforschen.

„Aber dann mein Sohn Laczi? — nicht wahr du heißt Laczi? — treibe keinen Mutwillen mit dem Mädchen, ich warne dich, denn das ist mein Patenkind.“

So ging der Alte fort und blieb lange aus, erst im späten Winter kehrte er zurück.

Das Bein der heurigen Martinsgans weissagte einen strengen Winter und es war in der That so. Die kämpfenden Parteien standen viel Elend aus. Von den Kriegern des Herrn Thököly erfroren hundert bis zu Weihnachten. Wegen des vorjährigen schlechten Jahres waren auch die Lebensmittel knapp, die Soldaten froren nicht nur, sondern hungerten auch dabei, kein Wunder, daß ihr Auftreten zuweilen grausam war.

An jenem Abend, an welchem der alte Lesthák mit dem Ferman des Ofner Pascha nach Hause kam, zog mit ihm zugleich ein Trupp des übel beleumundeten Kalgaer Sultans vor die Stadt, unter der Führung Olaj Begs, mit sehr vielen in Sklavenketten geschlagenen Frauen und Männern und er sandte mit einem Reiter den Befehl an das Triumvirat:

„Ungläubige Hunde! Wenn ihr morgen Vormittag nicht acht Wagen Brot, vierzig Ochsen, zwanzig Wagen Holz und viertausendfünfhundert Gulden schickt, werde ich sie nachmittags selbst mit meinen Soldaten holen und von den Köpfen der Kecskeméter Regierung zwei abschneiden, denn ein Richter hat an einem Kopfe genug. Versteht mich gut!“

Im Stadthause entstand großer Schrecken. Die Haiducken liefen in voller Eile von Haus zu Haus, daß man dem mächtigen Olaj Beg Brot backe, daß man Holz zusammenscharre, aber am schwersten war es, das Geld herbeizuschaffen, denn die Lade der Stadt stand leer. Einen solchen Aderlaß erträgt man jetzt nicht.

Mit verstörten Gesichtern fand sie Michael Lestyák, als er mit Unterwürfigkeit hereinhumpelte.

„Nun, was wollen Sie?“ frug Putnoki rauh . . .

„Ich kam wegen des Sohnes, mein großer guter Herr.“

„Wegen des Sohnes?“

„Nun wegen meines Sohnes. Ich werde den Armen nach Hause bringen.“

„Wenn wir ihn freilassen.“

„Freilich, freilich,“ sagte der Alte stolz, und breitete vor Herrn Putnoki den Brief Ibrahim Paschas aus. „Übrigens wie Euer Gnaden wollen.“

Der Triumvir gab klein bei, als er den Brief des Pascha überflogen hatte; er griff sich sogar an den Hals vor Schrecken, denn der gute Ofner Ibrahim klopfte aus seinem Schreibrohr niemals die Tinte aus, ohne eine kleine Gemütlichkeit in die ernsten Zeilen zu mischen. Auch jetzt standen dort die wenigen Worte: „Ich sehe, daß Euer Hals Euch stark juckt.“

„Das ist etwas anderes,“ sagte der Triumvir sich duckend. „Wir gehorchen dem Befehle. Jetzt aber ist es schon spät Abend, auch ist der Kerkermeister nicht hier. Wir werden unseren Bruder morgen früh schon herauslassen.“

Der Schneider ging nach Hause, aber die Morgendämmerung fand ihn schon vor dem Thore des Stadthauses. Es war ein

häßliches Wetter, ein großer Nebel ballte sich zusammen und auch der Schnee fiel still herab. Die Stadtherren kamen früh genug herein, besonders Putnoki, der über Nacht einen guten Gedanken gefaßt hatte und sich beeilte, ihn seinen Kollegen mitzuteilen.

„Es wird nicht gut sein, wenn Lesthák auf freien Fuß gesetzt wird. Sein Schädel ist mit viel Verstand und viel Spitzbüberei gefüttert."

„Ein harter Schädel, das ist wahr, aber mit dem Sandschak Pascha können wir doch nicht Finger ziehen."

„Das glaube ich auch nicht. Wir lassen ihn frei, ich schicke ihn aber an einen solchen Ort, von welchem er nicht wieder zurückkehrt. Überlassen Sie das nur mir!"

Die Gassen bevölkerten sich ungewöhnlich früh. Die Bewohner beförderten teils in Karren, teils in Schiebkarren ihre Sachen auf die naheliegenden Tanyen.

Das Erscheinen Olaj Begs am Horizont malte Schrecken auf die Gesichter. Denn der wackere Olaj Beg war thatsächlich kein solcher Kleinigkeitskrämer wie Herr Csuda oder Derwisch Beg, welche sich mit dem Raub eines Pfaffen oder eines schönen Mädchens begnügten. Der verständige Olaj Beg arbeitete en gros. Er kam selten, aber wenn er kam, trieb er eine ganze Gasse in Gefangenschaft, samt Frauen, Kindern, Sack und Pack, samt Pferden, Rindern, nichts zurücklassend, als die Schweine, welche unreine Tiere sind und mit dem heiligen Koran in Widerspruch stehen. Ein solcher Mensch war Olaj Beg, das muß man ihm lassen.

Bei der Nachricht von seinen Forderungen kamen die einflußreichsten Männer schon zeitlich morgens einzeln in das Rathaus; der eine brachte ein wenig Geld, der andere kam, um Brot und Holz anzubieten. Die schlechte Nachricht ist ein guter Wecker.

Viele murrten, als Herr Putnoki den Befehl gab, den jungen Lesthák aus dem Kerker vorzuführen. Er erschien ein wenig blaß, trug aber den Kopf hoch.

„Max Lesthák,“ sagte der Triumvir feierlich, „Sie sind frei!“

Ein unzufriedenes Murren entstand im Saale.

„Der Ofner Vezir ist Ihr Patron,“ bemerkte der Vorige satirisch.

Lesthák erwiderte nichts. Er machte eine nervöse Bewegung, als ob er gehen wollte.

„Nicht dort ist Ofen. Warten Sie noch! Der Ofner Pascha ist nicht der römische Papst, mein Herr Ex-Oberrichter, er kann Schlösser aufbrechen und schließen, aber nicht Sünden vergeben. Diese müssen Sie abbüßen.“

Eine peinliche Ruhe trat ein, man erwartete das Folgende mit zurückgehaltenem Atem.

„An unseren Grenzen steht der grausame Olaj Beg, dort jenseits des Teiches Csalános. Er hat der Stadt einen großen Tribut auferlegt, welchen man ihm bis heute Mittag übersenden müßte, aber es ist unmöglich. Wissen Sie also, Lesthák, wozu wir Sie jetzt verurteilen?“

„Sie werden es schon sagen, wenn Sie wollen.“

Balázs Putnoki fuhr mit boshaftem Lachen fort:

„Sie haben den berühmten Mantel gebracht, sehen wir nun, was Sie mit demselben anzufangen wissen. Sie werden ihn anziehen und in ihm zum Beg gehen.“

Das Herz des jungen Mannes zog sich zusammen. Das kam unerwartet. Seine Füße wankten fast. Aber rasch gewann er wieder Kraft. Wie zu sich selbst sagte er: „Ich darf nicht erschrecken, ich darf es nicht . . .“ Sein Herz schlug stark, seine Stimme wurde tonlos; aber die Farbe des Gleichmuts lagerte auf seinem Gesicht.

„Und was soll ich dem Beg sagen?“

„Sagen Sie ihm, daß er sich mit der Hälfte des Tributs begnüge und auch damit zwei Tage warte, bis wir ihn zusammengebracht haben. Oder aber, zum Teufel, bieten Sie ihm den Kaftan an, welcher fünfzig Pferde, hundert Ochsen und ungefähr viertausend Dukaten repräsentirt. Er wird zu=

frieden sein. Hehehe! und was noch zurückkommt, das bringen Sie in die städtische Kasse. Hahaha!"

„Der wird mich ja sofort rädern lassen oder in Ketten schlagen."

Putnoki zuckte die Achseln.

„Das ist Ihr Malheur."

„So?" rief Lesthák bitter aus. „Verurteilen Sie mich wirklich dazu?"

Mit einem Blicke sah er die Triumvirn, die grauhaarigen Greise der Stadt, der Reihe nach an. Diese nickten mit dem Kopfe zum Zeichen, daß das Urteil gerecht sei. Man muß an den Vergeudern des öffentlichen Vermögens ein abschreckendes Exempel statuieren.

„Führen Sie mich lieber in den Kerker zurück," sagte er selbstvergessen, bereute es aber sofort.

„Wovor fürchten Sie sich denn eigentlich so sehr?" klügelte bissig der Triumvir, „den Kaftan werden Sie ja tragen."

Ein großes Gelächter entstand bei diesen Worten und das Blut schoß Lesthák ins Gesicht.

„Ich pflege mich nicht zu fürchten," sagte er stolz. „Wann soll ich gehen?"

„Noch Vormittag, sobald ich die Anordnungen getroffen habe. Wollen Sie bis dahin nicht beichten?"

„Nein."

Der alte Schneider verkündete es verzweifelt der ganzen Stadt, welch' unerhörtes Unrecht es sei, seinen Sohn in den Rachen des Tartaren-Haufens zu schicken. Das ist ein Todesurteil ohne Verhör und Verteidigung!

„Denkt daran, wie sehr ihr ihn vor drei Monaten liebtet. Macht einen Aufruhr, ergreift Hacken, Eisengabeln, kommt, ich führe euch an, damit ihr das „dreiblätterige Kleeblatt" abmäht." (Das war der Spottname des Triumvirates.)

Keine Hand rührte sich; Wurzeln haben ja nur die lebenden Bäume ... höchstens in den mit Rosmarin und Muskaten geschmückten Fenstern ward ein braunes oder blondes

Mädchenantlitz traurig und ein tiefer Seufzer brach sich vielleicht durch die Blätter der Blumen: „Armer Max Lesthák!“ Dann blieben diese schönen Gesichter auch weiterhin auf der Lauer.

„Wann kommt er? Wie gern möchte ich ihn im Kaftan sehen. Wie lange zögert er.“

Man sattelte sein Pferd im Hofe des Stadthauses. Leicht schwang er sich in den Sattel, obwohl ihm der grüne Seidenmantel bis zu den Fersen reichte. Er pfiff sogar, als er den linken Fuß in den Steigbügel setzte. Auch zwei Trabanten setzten sich zu Pferde, und hielten mit gezogenen Säbeln an seiner Seite Wache.

Sie hielten aus dem rückwärtigen Thor ihren Auszug, damit die angesammelten Neugierigen nicht schreien und lachen sollten. Das war aber eine Sache zum Weinen! Die Triumvirn sahen zum Fenster hinaus, so lange sie wegen des immer dichter werdenden Nebels sehen konnten. Herr Putnoki rieb sich vergnügt die Hände.

„Nun, der wird das Kecskeméter Horn auch nicht mehr hören! (Denn es war üblich, die Mittagszeit durch Hornrufe vom Turm Sankt Nikolaus zu kennzeichnen.) Dann wandte er sich lebhaft den versammelten Bürgern zu: „Jetzt aber beeilen wir uns, den Tribut auf Wagen zu laden, damit Olaj Beg, wenn er sich erzürnt gegen die Stadt kehrt, die Sendung schon unterwegs finde.“

Die Trabanten begleiteten Lesthák nur bis ans Ende der Stadt, wie dies bei den Verbannten zu geschehen pflegt. So stand es im Befehl. Es wäre auch schade um die Trabanten gewesen, diese Leute bis ins feindliche Lager zu senden, wo ihrer sicherer Tod harrte.

Vielleicht geht Lesthák gar nicht weit, vielleicht schlägt er sich irgendwo seitwärts in die Büsche, die Welt ist ja weit und hat vier Ecken — nun, so mag er es immerhin thun, wenn er nur nicht länger hier lästig fällt.

Aber da kam man just an den Rechten. Während

er fürbaß über die endlose Schneedecke dahinritt, dachte er bei sich:

„Ich zieh von dannen; ich muß es wohl. Denn wenn ich bleibe, bin ich für immer tot. Geh' ich aber fort, so kann es noch geschehen, daß sie mich zurückrufen. Olaj Beg ist ein kluger Mensch; einen Toten kann er zu nichts nützen, ein Lebender aber ist ihm stets eine Ware, zumal er mit Sklaven handelt. Schlimmenfalls schleppt er mich in die Gefangenschaft. Das kann man immerhin wagen."

Mit dem herabhängenden Flügel seines Mantels hieb er dem Gaule eins auf den Rücken, wodurch die arme Mähre einigermaßen angespornt wurde. Das Roß hatte schöne Karriere gemacht. Gestern noch drehte es sich in der städtischen Tretmühle und heute sitzt ein Ritter in seinem Sattel. (Gut genug für die Tartaren, spekulierten die Triumvirn.)

„Ich werde auf den Richtplatz geschleppt!" murmelte der Reisende, und das Blut kochte ihm vor Ingrimm.

Er ballte die Faust.

„Ei, könnt' ich nur je wieder heimkehren!"

Dann gab er dem Gaul einen derben Stoß, der wohl den Triumvirn zugedacht war, den aber das Tier ergebungsvoll erduldete. Es erhob sich ein schärferer Wind. Vom Csalános-Teiche her klang ein fernes Surren und Getöse: der Lärm des Tartaren-Kriegslagers.

Trabe zu, Mähre, trabe zu!

Er kam an einer tragbaren aus Schilf geflochtenen Mauer vorüber, wo die Herden zu überwintern pflegten, die aber nur gegen den Wind Schutz bot. Lestyák mußte daran vorbeireiten. Vom Pferde herab sah er, daß ein Mann mit breitem, schwarzem Hut, in einen Mantel gehüllt dort stehe: vielleicht hatte er sich vor dem Schneewehen dahin geflüchtet. Der Mann kam näher und sprach:

„Stehen Sie mir doch auf ein Wort, Herr Lestyák."

Lestyák blickte gar nicht hin und antwortete mürrisch:

„Ihr wisset das Wort nicht, das mich zum Stehen brächte!"

„Ich bin es — Czinna.“

Es gab also doch ein Wort, auf welches er stillestand, ja, vom Pferde sprang.

„Unglücksmädchen, wie kommst du hierher? Ei, was du für ein hübscher Junge bist.“ Und dabei lächelte er matt und traurig.

„Es ist gut, daß Sie vom Pferde gestiegen sind, denn ich will es ohnedies besteigen. Kommen Sie doch hierher, hinter die Mauer, aber gleich und lassen Sie mich den Kaftan umlegen.“

„Bist du wahnsinnig?“

„Ich habe alles bedacht, als ich daheim hörte, wohin man Sie schickt. Wenn Sie dahingehen, so tötet man Sie, oder schleppt Sie in die Sklaverei, nicht?“

„Du sagst es, Czinna! . . . Aber es ist ganz wundersam, daß du hier bist.“

Er blickte sie verwirrt an und schien sich an ihr nicht sattsehen zu können.

„Wenn man Sie tötet, dann giebt es kaum mehr ein Auferstehen.“

„Na, das ist wohl wahr.“

„Keine Späße jetzt! Sie sind ein schrecklicher Mensch! Schleppt man Sie aber weg, so wird Sie gewiß niemand auslösen. Die Senatoren würden es auch verhindern.“

Max biß sich in die Lippen.

„Wenn aber ich hingehe und mich als Lestyák ausgebe und sie mich umbringen wollen, werden sie bemerken, daß ich eine Frau bin und den Frauen thun die Tartaren nichts zu Leide, dann können Sie mich auslösen; wenn sie mich aber nur gefangen mitnehmen, dann können Sie mich um so eher als Lestyák auslösen. Geben Sie also schnell den Mantel her.“

Und während sie noch dies mit einschmeichelnder, süßer Stimme sagte, hatte sie auch schon den Mantel herabgezogen.

Max Lestyák widersetzte sich:

„Nein, nein! Wo denkst du hin?“

Die Argumentation von Czinna hatte ihre Wirkung trotzdem nicht verfehlt.

„Es ist schon möglich, daß es so ist;“ und er rieb sich die Stirne. „Ich löse dich aus, natürlich löse ich dich aus. Du sagst ja, du wärest mir noch ein Leben schuldig. Schweige, man muß das nicht so nehmen. Klügele nicht, Mädchen. Warte ein wenig. Ich weiß selbst nicht, was wir machen sollen.“

Das Mädchen aber blieb nicht stehen; sie hatte den Mantel bereits um ihre schlanke Gestalt geworfen, im nächsten Augenblick schwang sie sich auf das Pferd. Einen Augenblick später hatte sie bereits der Nebel verschlungen, Lestyák lief ihr wütend nach.

„Bleibe stehen!“ schrie er mit donnernder Stimme. „Ich laß' dich nicht fort. Ich befehle dir, stehen zu bleiben!“

Er konnte schon reden, der Gute. Ein schwacher Augenblick und der Fehler war begangen. Ein Augenblick der Schwäche ist der Kern des Sturzes großer Männer. Das Mädchen ging und blieb erst beim Tartaren-Lager stehen.

„Führet mich vor den Feldherrn. Ich bin Max Lestyák, der Kecskeméter Abgesandte.“

„Steige vom Pferde, guter Mann, ich führe dich hin —“ meinte ein untersetzter Tartare mit gutem ungarischen Accent. „Ein schlechtes Pferd gaben dir die Kecskeméter Richter. Da kommt eben unser Herr, Beg Olaj, Allah beglänze lange seinen Bart.“

Wahrhaftig, da erschien er, der mächtige Beg Olaj, auf seinem schönen Rappen hielt er eben Revue über seine Truppen.

„Der Kecskeméter Gesandte ist hier, mächtiger Beg!“ meldete der untersetzte Junge.

Der Beg betrachtete den Gesandten und dessen Mantel sehr aufmerksam, dann sprach er sanft:

„Wende dich um, braver Junge, wenn ich dich mit der Bitte nicht belästige.“

Czinna drehte sich um.

Beg Olaj warf nun von rückwärts einen Blick auf den Mantel. Dann sprang er vom Pferde, warf sich vor Czinna zur Erde und küßte den Saum des Mantels dreimal. Czinna staunte ihn an mit ihren großen schwarzen Augen, sie glaubte zu träumen.

„Allah ist groß und Mohamed sein Prophet. Was befiehlst du, Abgesandter der Stadt Kecskemét?"

Demütig und gebückt stand er vor ihr. Czinna zögerte ein wenig, dann aber sagte sie mit herber Stimme:

„Verlasset die Markung der Stadt Kecskemét sofort!"

Olaj Beg hob seine schläfrigen Schafaugen gegen den Himmel, dann wendete er sich zu den Truppen und schrie laut:

„Wir ziehen ab! Sattelt!"

Siebentes Kapitel.

Lesthák blieb bei der Schilfmauer und zerbrach sich den Kopf darüber, was er beginnen, wohin er sich wenden sollte. In seinem schweren Kopfe zerflossen die Gedanken wie geschmolzenes Blei, seine Glieder nahm eine Schlaffheit gefangen, an seiner Seele nagte die Selbstanklage: „Ich habe schlecht gehandelt, es war eine egoistische Feigheit." Eine peinigende Unruhe stach ihn wie mit Dornen.

Düster blickte er vor sich hin.

„Wohin führt mich nun mein Weg . . .?

Der Nebel zerteilte sich ein wenig und unweit erglänzte das Riesenauge des Sees Csalános, wie wenn er ihm zwinkernd zugerufen hätte: „Komm, Lesthák, es wird am vernünftigsten sein, wenn du dich hierher legst, dich mit einer silbernen Decke zudeckst und auf einem weichen Sandpolster träumst! . . . Dies ist der geradeste Weg."

Einige Schritte machte er gegen den Teich, aber ein Strauch stellte sich ihm in den Weg, der höchste in der ganzen Gegend; die dünnen Äste hatten die kleinen Schneeflocken überdeckt: er bemerkte sie nicht und stolperte über dieselben. Und als sein Ohr in diesem bitteren Augenblicke den Körper der „lieben

Mutter" berührte, da hörte er, fühlte er plötzlich, daß derselbe weit weg erbebte, der dumpfe Schall von tausend Pferdehufen war vernehmbar. Er schauerte zusammen. „Ach, es kommen die Tartaren gegen die Stadt."

Doch ruhiger ward es, wie wenn der Lärm sich verzöge, er wurde immer leiser und leiser, bald aber ging er ganz unter. Nur ein Pferd näherte sich. Top! Top! Ja, wahrlich, es ist nur ein Pferd, und bei Gott die Czinna sitzt darauf. Lestyák sprang in die Höhe, er wischte gar nicht den Schmutz von seinen Kleidern, er lief ihr atemlos entgegen.

„Du bist hier? Es fehlt dir nichts? Du bist wirklich hier? Was geschah?"

Czinna lächelte munter. Bevor sie antwortete, blies sie ihr Gesichtchen in mädchenhaftem Übermut heldenhaft auf:

„Es geschah nichts anderes, wie ich gehorsamst melde, als daß ich die Tartaren vertrieben habe. Sie laufen wie besessen."

„Schwatze nicht!"

Dies sollte so viel heißen: „Ich bitte dich, rede, rede!" Sie sprach auch, doch vorerst streifte ihr glänzender Blick mit großer Liebe den beschneiten grünen Kaftan.

„Dieser Mantel ist schon etwas wert, mein Herr Max."

„Wirklich?"

„Als ihn Olaj Beg gewahrte, stieg er vom Pferde, küßte den Saum dreimal und fragte dann mit großer Demut, was ich befehle. Ich habe ihm nun befohlen, daß sie sofort sich von dannen heben. Sie folgten sofort und zogen ab."

Lestyák stand mit offenem Munde da.

„Ist es möglich? Hat er wirklich eine solche Zauberkraft?"

„So geschah es, Wort für Wort. Ich habe aber nicht viel Zeit zu plaudern. Nehmen Sie den Kaftan, hier ist Ihr Pferd, setzen Sie sich darauf. Ich werde mich auf einem andern Weg entfernen."

„Potztausend! Das ist ja ein wahrhaftiges Wunder!" jubelte Max, der sich vor Staunen nicht erholen konnte. „Dann ist ja dieser Kaftan ein großer Schatz!"

„Das will ich wohl glauben. Jedoch beeilen Sie sich, denn sie könnten kommen. Es ist mir, als wenn ich schon schwarze rollende Wagen, von der Stadt kommend, sähe.“

Lesthák's Stirn verfinsterte sich.

„Du hast recht, Czinna, sage niemandem etwas! Ich danke dir für das, was du gethan hast. Ich werde mit dir noch später sprechen ... heute noch. Jawohl, ich spreche noch mit dir, Czinna.“

„Schon gut,“ meinte der fesche Bursche und verschwand gegen den Ried hin.

Lesthák ging den geraden Weg. In der That fand er die lange Wagenreihe bald vor sich; diese brachte Brot und Holz, der Marczi trieb die Ochsen mit saftigen Verwünschungen an. Vor dem Wagen ritt einer der Triumvirn, Herr Samuel Holéczi, den nervus rerum in der an seiner Seite hängenden gelben Ledertasche tragend. Jenes Weib aber auf einem Wagen, umgeben von hold geröteten Brotlaiben, es ist bei Gott Frau Fábián; sie ist aus bloßer Neugierde mit von der Partie, um doch endlich einen „hundsköpfigen Tartaren“ zu schauen; und neben ihr kauert der redegewandte Paul Fekete, mit den blinzelnden Hasenaugen eine Schrift lesend.

„Seht da! Ist das nicht der Lesthák?“ stammelten betroffen die Kecskeméter. „Der kommt aus dem Jenseits!“

Samuel Holéczi, der dem Lesthák niemals so recht gram war (man weiß ja, daß die Lutheraner immer zu einander halten) und den überdies eine quälende Neugierde befiel, richtete an Herrn Max in weichem Tone die Frage:

„Nicht wahr, es ist nur Eure Seele, Amice, nicht Ihr selbst?“

„Potztausend, nein, ich bin es selbst ohne meine Seele,“ brummte Lesthák bitterlich (wer weiß, woran er eben dachte?) „Aber Ihr, wohin wandert Ihr denn?“

„Es nahen Gäste unserer Gemarkung,“ meinte in gemütlichem Galgenhumor Holéczi. „Wir bringen ihnen eine kleine

Kollation entgegen." (Der edle Herr war zumeist bei geseg- neter Laune.)

„Die werden aber nicht leicht zu erreichen sein!"

„So?"

„Freilich, sie sind schon über alle Berge. Gingen fort ohne Verabschiedung."

„Ist das möglich?" quiekte die Frau Fábián dazwischen.

„Schade!" grämte sich Herr Fekete. „Da komme ich um eine meiner schönsten Reden."

Lestyák erzählte die Geschichte mit dem Mantel, ob welcher das Antlitz des Herrn Samuel Holéczi augenblicklich alle Farben zu spielen begann.

„Kein kleiner Fall," brummte er, sich die stumpfe Nase mißvergnügt kratzend. „Kein kleiner Fall, hm . . . dergleichen hat sich wohl, seitdem die Welt besieht, noch niemals zuge- tragen."

Indessen seine Verlegenheit währte nur einen Augenblick; er war ein abgefeimter, schlauer Fuchs, der sich leicht wieder auf die Höhe der Situation zu schwingen verstand.

„He, ihr Fuhrleute, nun kehret wieder um! Ein großer Tag ist für Kecskemét angebrochen."

Dann aber sprang er aus dem Sattel und sprach in ehr- erbietigem Tone:

„Schwingt Euch auf mein Pferd, Herr Max Lestyák. Es ist mir ein Kummer und eine Schande, Euch im Sattel jenes Kleppergauls zu sehen."

„Laßt das nur. Ich danke. Mein Roß ist gut genug für mich. Wenn drei Triumvirn mich auf dasselbe gesetzt, so ist einer nicht genug, um mich aus dessen Sattel zu bringen."

„So mag denn Herr Fekete mein Pferd besteigen, um der Stadt die Kunde von dem Geschehenen zu überbringen."

Das war aber dem „Cicero der Stadt" just recht, so fand er Gelegenheit, für die ausgefallene Rede eine andere zu halten.

„Freilich geh' ich. Wie sollt' ich nicht gehen? 'S ist ja eine wahre Freude, so ein schönes Tier zu reiten. Aber

gebt mir eine Gerte dazu, da es mir nun einmal an Sporen fehlt."

Man brauchte keine Peitsche für den feurigen Renner, er galoppierte mit dem großen Orator von dannen, wie die Fohlen des Märchens, denen man in die Futtersäcke glühende Kohlen als Futter steckt. Fekete selbst aber schwitzte und pustete, er war, als er am Platz anlangte, völlig durchnäßt. Hier verkündete er dem sich immer mehr und mehr ansammelnden Volke mit kühnen Redewendungen die besondere Gnade Gottes, mit der dieser die Stadt bedachte, indem ein totes Kleidungsstück beredt wurde und den Erzfeind von den Grenzen verjagte.

„Es geschah ein Wunder. Edle Bürger Kecskeméts, lasset die Glocken läuten. Der habgierige Olaj Beg warf sich zur Erde und küßte den Mantel Lestyáks dreimal demütig und fragte ihn zerknirscht: „Was befiehlst du, Abgesandter der Stadt Kecskemét?" Hierauf erhob Herr Lestyák junior sein Haupt und antwortete: „Stört nicht meine Kreise — das heißt, hebt Euch von dannen." Und so kommen sie zurück, die Wagen mit Brot, die Ochsen, die Geldbeutel, der Triumvir und Max Lestyák."

Ein großer Freudenschrei war nun vernehmbar. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Straße zu Straße. Von Haus zu Haus wurde die Nachricht getragen. Die gefallenen, verhaßten Senatoren kamen wieder ans Tageslicht, sich unter das Volk mengend. Poroßnoki wurde mit Eljenrufen begrüßt, dem alten Inokai machte man entblößten Hauptes eine Gasse. Von Herrn Franz Kriston verlangte man mit großem Lärm, er möge reden; dieser zögerte auch nicht lange, stellte sich auf ein Krautfaß inmitten des Marktes und sprach blos:

„Ich verlange von Euch Gerechtigkeit für jenen genialen Jüngling, der diesen großen Sieg erfocht."

„Gerechtigkeit!" widerhallte es aus tausend Kehlen.

Die Bevölkerung wogte auf und ab, wie ein angeschwollener Strom. Lärm, Leben herrschte überall — Männer und

Frauen erzählten das Wunder des redenden Mantels. Freilich flickte noch jeder etwas am Zeug. Eine große Begeisterung atmeten die Leute ein. Jeder bewegte sich hin und her, jeder schrie etwas anderes, und jeder dachte sich etwas.

Schöne aufblühende Knospen, junge Mädchen kleideten die Frauen von Kopf bis zu Fuß in Weiß, ehrsame Bürger stürzten in den Stall der Stadt, um die berühmten vier Rapphengste einzuspannen (schnell die Bänder in ihre Mähnen), alte Männer schleppten die Böller auf die Straße. Unterwegs suchten sie den Feuerwerker bei den „drei Äpfeln" auf. (Kommen Sie doch, Herr Hupka, wenn Sie einen Gott anerkennen. — „Nur noch einen Schluck!" bat Hupka.)

Hochehrwürden Herr Péter Molitoriß, der lutheranische Pfarrer, stieg selbst in den Turm des heiligen Nikolaus, damit er im gelegenen Momente die Glocken läute. Aus den Dachluken krochen die Fahnenstangen heraus mit ihren schlängelnden, wehenden trikoloren Flügeln. Ein wenig fahl sind sie schon; sie sind noch aus der Zeit Bethlens*) herübergekommen. Seitdem blühten auch die Kecskeméter Hausdächer gar wenig. Die elf gefallenen Senatoren hingen rasch die silberknöpfigen Mentes an, banden die rasselnden Säbel um und nun stehen sie schon im Halbkreise beim Thore des Stadthauses.

Eine bedeutend schwierigere Aufgabe fiel dem Herrn Paul Fekete zu (woraus erhellt, daß nicht gleichmäßige Aufgaben die Schultern der Männer des öffentlichen Lebens bedrücken), er mußte das Manuskript umarbeiten; die Benennung mächtiger Beg mußte gestrichen werden, statt dieser Ansprache mußte hingeschrieben werden: „Glorreicher Patriot." Statt der: „Wir kamen zu dir" mußte es heißen: „Du kamst zu uns zurück" &c. (Gleichviel, es wird sich das doch ganz hübsch machen.)

Obschon improvisiert, ging alles vortrefflich; nur der Galawagen verspätete sich ein wenig; doch die Böller erdröhnten gleich-

---

*) Ein Fürst Siebenbürgens.

zeitig, die Glocken klangen feierlich und als Lesthåks Gestalt erschien, da flutete ein Jubelgetöse durch die Straßen, das lawinengleich sich fortwälzte, weithin, bis an die Pforten des Stadthauses. Da war es, wo der Gefeierte abstieg, die wohlgesetzte Rede des Herrn Paul Fekete anhörte, den weißgekleideten Jungfrauen einen lächelnden Gruß zunickte, den verstoßenen Senatoren die Hand drückte und den Herrn Poroßnoki vollends umarmte — woraufhin man ihn auf die Schultern hob, um ihn im Siegeszuge in das Stadthaus emporzutragen und zuletzt am Präsidentenstuhle des grünen Ratstisches abzusetzen.

So wie der Lärm sich ein wenig gelegt (denn der Saal war voll der Notabilitäten des Gemeinwesens), erbat sich der schneeköpfige Mathäus Pußta das Wort und feierte mit leiser, wie Wespengesumme tönender Stimme Lesthåks Verdienste, um schließlich auszurufen:

„Laßt ihn uns zum lebenslänglichen Oberrichter Kecskeméts erwählen.“

Hei, wie das Gemäuer ob des Jubelgeschreies erbebte! Es dauerte Minuten, ehe Kaspar Permete zu Worte kam und sich verständlich machen konnte, ob er gleich mit allen Vieren gestikulierend andeuten wollte, daß er ungemein Wichtiges zu sagen habe.

„Ich aber, Kaspar Permete, der ich sothane Obrigkeit vor zwölf Jahren durch ein Wort meines Mundes zu Falle gebracht, ich stehe nicht an, zu erklären, daß ihm selbst die lebenslängliche Übertragung unserer höchsten Würde eine zu kurze Frist sei.“

„Nach seinem Tode kann er doch nicht gut präsidieren!“ warf Herr Gerson Zeke ein.

„Doch, doch . . . Laßt es uns aussprechen und ins Protokoll aufnehmen, daß gleichwie die heilige Krone unseres Landes in der von Gottes Gnaden ruhmreich regierenden Familie Habsburg sich von Vater auf Sohn vererbt, desgleichen der

Oberrichterstab auf die männlichen Nachkommen Lestyáks übergehen möge für und für."

Gerson Zeke: „Es giebt doch wohl noch einen kleinen Unterschied zwischen den beiden."

Kaspar Permete (wütend): „Es giebt keinen!"

Gerson Zeke: „Die Krone ist aus Gold, der Oberrichterstab aber aus dem Holz der Kornelienstaude!"

Diesen kleinen Konflikt unterbrach Herr Johann Deák aus der Czegléder Gasse, der im Geruche eines sehr weisen Mannes stand.

„Vetter Zeke ist im Rechte, denn die Krone glänzet stark auch auf schwachen Häuptern, allein der Richterstab wird stets schwach in schwachen Händen sein. Mithin geht es nicht an, diesen Stab blindlings noch ungeborenen Nachkommen in die Hände zu drücken. Indessen ist es ungeziemend, diesen großen Tag durch derlei Gezänke zu entweihen. Wir wollen auf den Pfaden des ehrwürdigen Ernstes bleiben und nichts überhasten, denn es wird uns niemand Dank dafür wissen, wenn wir ihm eine Würde anbieten, die derzeit noch ein anderer inne hat. Die Versammlung möge daher beschließen, daß das ohnedies nur provisorisch errichtete Triumvirat abgeschafft wird.

„Die sind ja freiwillig durchgebrannt! Keiner von ihnen wagt es, sich zu zeigen!" klang es von allen Seiten.

„Sonach möget ihr die alten Senatoren wiederwählen und es kann dann die protokollarische Inaugurierung der lebenslänglichen Oberrichterschaft Lestyák's stattfinden."

Überflüssig zu sagen, daß alldies angenommen wurde. Der neue Oberrichter saß so würdevoll da wie ein Dynast und nickte kühlen Dank mit dem Kopfe. Sein Antlitz, bis dahin bleich, färbte sich jedoch scharlachrot, als sich die Rufe erhoben:

„Wir wollen die Geschichte mit dem Mantel hören! Er selbst soll sie uns zum Besten geben!"

Nervös bewegte er sich auf dem Sessel hin und her, wie wenn eine eiserne Faust seine Kehle zusammenschnürte.

Den Fall mit Olaj Beg Hunderten zu erzählen ... Eine Scene, die er nie durchlebt, die er nie gesehen hat. Lügen vor dem Angesichte der ganzen Stadt! Ach, welch' großer Fehler war es, daß er nicht ins Lager gegangen war. Der Teufel brachte ihm jenes Mädchen in den Weg. Und wenn er schon nicht dort war, wäre es besser gewesen dies einzugestehen. Jetzt ist es schon unmöglich, unmöglich ...

Je größer seine Herrlichkeit war, um so mehr zerriß seine Seele das Bewußtsein, daß ein unerwarteter Windhauch dieselbe zerstören könnte, die Ohren des Midas wurden ja auch entdeckt. Er hatte das Gefühl, als hätte er seinen Ruhm gestohlen, er konnte sich desselben nicht freuen, und doch, er gebührte ihm ja, denn er war es, der den Mantel erworben hatte.

Hinter dem Lehnstuhl des Oberrichters schwebte ein unangenehmer Schatten.

„Hört! Hört!“ tönte es immer lebhafter und intensiver.

Es gab kein Entrinnen. Verlegen nahm er den Kaftan ab und legte ihn auf den grünen Tisch. Hier der wertvolle Schatz der Stadt Kecskemét. Dann erzählte er stotternd noch einmal die wundersame Geschichte des grünen Mantels. Laute Ausbrüche der Freude würzten seinen Vortrag; jeder jubelte, nur eine gebrochene Gestalt weinte in der letzten Bank. Der mächtige Oberrichter, nunmehr der Diktator von Kecskemét, stand auf, ging zu dem schluchzenden Manne, nahm ihn bei der Hand und sprach:

„Und jetzt gehen wir, mein guter Vater. Ich will daheim ein wenig ausruhen.“

Im kleinen Thore warteten schon die kleine Erzsi und der Laczi. Die Krapfen waren schon hübsch gebacken und auch das Pörkölt*) war schon vollkommen, das Spanferkel bereits ausgekühlt, gerade gut, daß sie kommen.

„Ich habe es dir nicht gesagt, mein lieber Sohn, freilich,

---

*) Ungarische Nationalspeise.

wann hätte ich es dir sagen sollen, daß ich mit einem Gesellen arbeite, das heißt, wir arbeiten jetzt schon zu Zweien."

Der Oberrichter machte ein gleichgiltiges Gesicht.

„Der junge Bursche dort?"

„Ich mußte ihn acceptieren, als ich nach Ofen zum Pascha intervenieren ging. Denn ich habe dich zum Oberrichter gemacht, daß du es nun erfahrest (das Auge des Alten schimmerte grünlich). Der alte Lestyák ist ein ganzer Mann; was? .... Der Geselle, sage ich, war zur Arbeit nötig, obzwar ich nicht bemerke, daß er auch nur das Geringste gemacht hat. Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, zu erforschen, was er kann. Bisher habe ich die Politik gemacht. Lache nicht, Junge, sonst werde ich bös. Von nun an wirst du sie machen. Ein großartiges Blut, das der Lestyák. Aber schau, wir sind ja schon zu Hause."

Wie süß ist das Elternhaus, wenn man es lange nicht gesehen hat. Gemütlich raucht der Schornstein, munter nicken die Zweige des alten Birnbaumes, im Hofe springt uns der Hund Bodri entgegen, im Zimmer die Katze Czirmos, es lachen die Steinkrüge, die bekannten Thongefäße an der Wand, die Möbel beginnen zu erzählen, es flackert das Feuer im großen Ofen und wirft einen flammenden Streif auf die braune Thür.

Der Alte seufzte:

„Deine arme, gute Mutter, wenn man sie zu diesem Tage erwecken könnte!"

Man bringt das Essen, die Düfte desselben erfüllen das Zimmer, die Erzsi geht hin und her, so auch der Geselle Laczi.

„Lauf', mein Laczi, in den Keller, lauf und spute dich. Du aber, mein Sohn, setze dich nieder, denn ich weiß, du bist hungrig, die Gefangenenkost hat dich herabgebracht. Ich habe seit dem Schreckenstage ebenfalls nichts gegessen. Vorerst hinderte mich die Trauer und jetzt die große Freude. Ich habe in Ofen gelebt, wie das Pferd des Nikolaus Toldy. Nur daß ich dich befreit habe."

„Ibrahim Pascha ist ein braver Mann," flüsterte der Oberrichter zerstreut (die eigenartige Situation Czinna gegenüber hatte ihn nervös gemacht).

„Ach bewahre! Ein arger Hund ist der Alte, zuerst war er wütend über mich, es fehlte nicht viel und auch ich wäre ins Kühle gekommen."

„Warum?"

„Wegen des Zigeunermädchens, wenn du dich ihrer erinnern kannst. Ist die Suppe vielleicht nicht genügend gesalzen? Bringe das Salzfaß herein, du Laczi!"

Laczi zitterte wie Espenlaub.

„Was fehlt denn dir? Fürchtest du dich vor meinem Sohne? Der beißt ja nicht, wenn er auch ein großer Herr ist."

„Ich danke, ich bedarf des Salzes nicht. Also des Mädchens willen zürnte Ibrahim?"

„Er sagt, sie sei mit Euch durchgegangen und solange wir sie nicht zurückgeben, oder nicht eingestehen wo sie ist, läßt er auch mich einsperren ... Ich sagte, ich hätte seitdem nicht einmal ihren Schatten gesehen."

„Das haben Sie nicht vernünftig gemacht —" murmelte der Oberrichter. „Und das Weitere?"

„Zum Glück kam eben zu jener Zeit der amtliche Bericht, daß man die Kleider des Mädchens am Theißufer aufgefunden und auch den Leichnam aus dem Flusse gefischt hat."

„Ach," unterbrach ihn der Oberrichter munter. „Ist das Mädchen gestorben?"

„Was!" schrie der Geselle und ließ die Bratenschüssel fallen, die er eben aus dem Ofen gehoben hatte, um sie auf den Tisch zu setzen.

Der Meister fuhr ihn wütend an:

„Du Lümmel! Hebe es auf, dann aber verschwinde!" Bald hiernach lachte er aber schon: „Gar manches Wunder geschieht heute, die toten Ferkel gehen auch schon durch." (Das schön rot gebratene Tier kollerte bis unter das Bett.)

Laczi schlich krebsrot zur Thür.

„Halt!“ rief der Oberrichter, winkte ihm zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. „Jetzt kannst du hinausgehen.“

„Willst du etwas? Ich möchte es lieber der Erzsi sagen. Dieser ist ungeschickt,“ sagte er, dem Knaben nachblickend, „ich glaube nicht, daß er vom Schneiderhandwerk viel versteht. Es ist dies, mein Sohn, ein großartiges Handwerk, eine herrliche Wissenschaft. Die Korrigierung der Schöpfungen Gottes; ich korrigiere den häßlichen Leib und bringe Männlichkeit in die schiefen Schultern. Es ist dies schon etwas, mein Söhnchen.“ (Der alte Schneider fuhr begeistert durch seine schütteren Flachshaare.) „Es ist schade um den Jungen, er hat ein so sanftes, liebes Gesicht, daß er ganz gut ein Mädchen sein könnte.“

„Heutigen Tages ist gar nichts unmöglich, mein lieber Vater.“

„Das ist schon richtig, aber iß doch vom Braten. Wir haben auch noch Krapfen. Ißt du den Kopf nicht gern?“

„Ich esse schon, aber Sie, mein Vater, haben ja das Ende des Ofner Ausfluges noch immer nicht erzählt.“

„Als die amtliche Verständigung anlangte, wurde Ibrahim sofort guter Laune, du kannst dir ja denken, wie ihn der Sultan bedrängte. Er sandte sofort die Beweise des Todesfalles zum Padischah, mich rief er zu sich, klopfte mir auf die Schulter, indem er sagte: ‚Ich sehe, ihr seid rechtschaffene Leute,‘ (wir Lestyáks waren dies zu jeder Zeit). ‚Hier ist der Befehl, deinen Sohn frei zu geben, jedoch sage es nicht, du Hund, daß du es unentgeltlich bekommen hast, denn damit würdest du mich zu Grunde richten;‘ und so gelangte ich zu dem Ferman.“

„Er hat es übereilt.“

„Wer? Ich?“

„Nein, der Pascha.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„So sehen Sie dorthin.“

Durch die offene Thür schwebte heiter lächelnd Czinna, das Zigeunermädchen, herein, sie hatte ein nettes Spitzenhemd

an und ein schwarzgetupftes Tuch: das Festgewand der Erzsike. Der alte Lesthák taumelte zurück.

„Eine feste Burg ist unser Gott!“ schrie der Alte entsetzt und kalte Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. „Das Zigeunermädchen! Von dannen, du Gespenst!“

„Es ist ja kein Gespenst, mein lieber Vater, sondern sie selbst.“

„Hole mich der Teufel, wenn ich es glaube.“

Man hörte ein Klopfen an der Thür, nicht als ob der Teufel auf den Lockruf gekommen wäre. Gewiß nicht. Der Senator Máté Pußta trat ein in Begleitung Paul Feketes und Gáspár Permetes.

„Gott zum Gruß! Nehmen Sie Platz bei uns. Was bringen die Herren?“

„Uns sendet die Versammlung vor das Angesicht Euer Wohlgeboren.“

„Bereitwilligst lauschen wir euren Worten,“ sagte der Oberrichter würdevoll.

Sie erzählten sonach kurz, was die Versammlung nach seinem Abschied beschlossen habe: „Um den Herrn Agoston geht eine Deputation nach Waitzen, das ist eins (dies ist sehr vernünftig), zweitens aber wird der Kaftan dreißig Tage hindurch öffentlich zur Schau gestellt; jeder kann ihn unentgeltlich bewundern, der Arme, wie der Reiche, der hier Weilende, wie der Fremde, nur der Groß-Köröser zahlt zehn Denare.“ (Auch dies ist sehr richtig.)

„Der wichtigste Beschluß aber ist,“ fuhr Máté Pußta fort, daß wir aus der Kirche des heiligen Nikolaus den Reliquienhälter herüberbringen ließen; darin wird der Kaftan versperrt sein bei Tag und bei Nacht. Den Schlüssel sendet die Versammlung Ihnen, Herr Oberrichter, daß Sie darauf achten, wie auf Ihr Augenlicht und ihn an einem Orte verwahren, wohin keine fremde Hand gelangen kann.“

Damit überreichte er den an einer grünen Schnur hängenden Schlüssel dem Oberrichter.

„Ich gehorche der Versammlung.“

Er übernahm den Schlüssel, stand auf, trat zu Czinna und hängte ihr denselben um den Hals.

„Berge ihn an deiner Brust, Czinna.“

Czinna errötete bis über die Ohren; sie zog mit einer unwillkürlichen Bewegung das rote Tuch über die Augen, freilich kamen da rückwärts die knabenhaften kurzen Haare zum Vorschein.

Herr Máté Pußta bewegte, gegen das Fenster sich wendend, seinen großen Kopf; das also ist der Ort, wohin keine fremde Hand gelangen kann. Der schneeweiße Busen eines schönen Mädchens.

Der Schneider rief lebhaft aus:

„Canis mater! Der Geselle Laczi.“ (Er erkannte ihn an den Haaren.)

Der Oberrichter lächelte.

„So ist es, mein lieber Vater, wenn einmal die Wunder beginnen. Es wird dies einmal zur Chronik werden, wie aus dem Schneidergesellen eine Oberrichtersfrau wurde.“

Die Glorie der Verklärung glänzte auf der Stirn des Mädchens, die magische Kraft seines Blickes vermochte sie aber nicht weiter zu ertragen. Sie glaubte vor Glückseligkeit sterben zu müssen. Ihre Hand ans Herz drückend, stürzte sie aus dem Zimmer. Der Schneider sprang giftig wie ein Hamster in die Höhe.

„Was treibst du für Kabalen mit mir? Wenn du nicht Oberrichter der Stadt Kecskemét wärest, möchte ich dir wohl etwas sagen. Dein Glück dies, wahrlich, dein Glück. Und was bedeuten deine komischen Worte. Was hast du vor?“

„Ich nehme sie zur Frau.“

„Du, zeitlebens Oberrichter der Stadt Kecskemét?“

„Warum nicht?“

Der Alte ließ traurig den Kopf hängen.

„Der Ofner Pascha läßt uns beide umbringen, wenn er es erfährt.“

„Auch gegen den Pascha schützt mich der Mantel. Im übrigen sucht man ja Czinna nicht mehr, da sie sich schon in den Gedanken gefunden haben, daß sie in der Theiß ertrunken sei.“

„Es wird sich schon jemand finden, der es ihm einflüstert. Aber reden Sie doch um Gottes willen, meine Herren, raten Sie ihm ab, stehen Sie doch nicht da wie Holzklötze.“

Auf diese Anrede nahm Gáspár Permete das Wort und redete ihm zu, daß der Herr Oberrichter unter den reichsten Mädchen der Stadt wählen könne; fünfzehn auf jeden Finger, diese niedere Abstammung aber passe nicht zu seinem hohen Rang.

„Das ist nur so gesagt,“ meinte Max lachend. „Wie, wenn Czinna von den ägyptischen Königen abstammt?“

„Das, Herr Oberrichter, zu beweisen, würde schwer halten.“

„Genau so schwer, wie Ihnen das Gegenteil, daß sie nicht von den Pharaonen abstammt.“

Permete lachte, auch Máté Pußta lachte; denn die Meinung Máté Pußtas war: „Der Oberrichter weiß schon, was er thut. Man braucht ihm nie dreinzureden.“

Paul Fekete aber nahm die ethische Seite der Sache:

„Eine Oberrichtersfrau kann nicht jede sein, es muß wenigstens eine Person sein, die des Lesens und der Schrift mächtig, in allen Dingen bewandert und dabei eine kluge Person ist.“

„Eh!“ meinte Max Lestyák ärgerlich, „der ehrenwerte Seneca meint, es ist genug für die Frau, wenn sie so viel weiß, daß, wenn der Regen tropft, man unter das Dach gehen muß.“

„Hier reden wir wohl vergebens,“ rief Herr Permete achselzuckend und einen guten Abend wünschend zog er auch die anderen aus dem Zimmer.

Unterwegs streuten die Herren in drei Richtungen den Roman der Czinna aus.

Es tagten auch heute überall die Klatschbasen.

„Sie hat einen Zauber an ihm verübt, sie hat ihm etwas ins Getränk gemischt, anders ist es unbegreiflich. Es ist entsetzlich, wie fürchterlich so ein kluger Mann straucheln kann.“

Besser noch als den Klatschbasen gefiel die Geschichte dem Balázs Putnoki. Noch in derselben Nacht machte er sich auf den Weg zum Ofner Pascha, um diesem anzuzeigen, daß das Zigeunermädchen lebe. Max Lestyák halte sie verborgen und wolle sie zur Frau nehmen. Er kam aber beim Ofner Pascha merkwürdig an, wie es sich später herausstellte. Dieser hörte ihn an und fragte ihn dann mit gerunzelter Stirn:

„Du behauptest also, daß sie lebt?“ — „Jawohl sie lebt.“ Der Pascha winkte die Leibgarde herbei. „Führet den Mann hinaus, laßt ihm fünfzig Stockhiebe auf die Fußsohlen geben und bringet ihn dann wieder herein.“ Als sie ihn zurückbrachten, frug Ibrahim überaus liebenswürdig: „Nun, lebt das Mädchen noch immer?“ — „Bewahre, sie lebt nicht mehr, gnadenreicher Pascha.“ Ibrahim rieb sich vergnügt die Hände. „Lerne es, du Mann, daß eine Person, von der ich dem Sultan einmal referierte, daß sie nicht lebt, zum mindesten sechs Fuß tief unter der Erde liegt.“

So erging es dem verräterischen Putnoki, aber ein Glück wie dasjenige Max Lestyáks gehört auch zu den Seltenheiten. In herrlichstem Glanze schien die Sonne auf ihn hernieder. Seine Macht wuchs von Tag zu Tag, sein Ansehen festigte sich auch nach außen.

Kecskemét begann eine große Rolle zu spielen. Der Mantel war ein ganzes Heer wert, das den Feind zügelte. Ein Heer, das keiner Montur, keiner Munition bedurfte, dem nichts schaden konnte, höchstens die Motten.

Die Kecskeméter fürchteten keinen Feind mehr. Im Gegenteil, sie warteten mit vielem Vergnügen auf den Augenblick, wo eine herumstreifende Türkenschaar mit ihnen anknüpfe. Es war dies immer ein großes Amusement für das Volk. Der Oberrichter zog zu solch' einer Zeit mit dem Rappen der Stadt hinaus, vier Haiducken*) ritten vor ihm, vier hinter ihm, die Männer, Frauen, Kinder, gar oft die ganze Stadt

*) Berittene städtische Beamte.

kamen mit, um den berauschenden Anblick zu genießen, wie die türkischen Führer zum Mantelkusse sich neigten und wie sie den Oberrichter demütig fragten:

„Mein Herr, was befiehlst du?"

Ganze Legenden schwirrten im Lande von dem Zauberkaftan, mit allerlei bunten Anhängseln verziert. — Bald hieß es, daß derselbe in Zeiten der Gefahr spreche und dem Richter Rat erteile, dann erzählte man, daß der Kranke, der ihn berührt, gesundet, die Witwe oder Jungfrau, die ihn küßt, heiratet. Die Klügeren behaupteten, daß der Kaftan kein besonderes Wunder Gottes sei, sondern daß seine ganze Kraft darin bestehe, daß mit der Unterschrift des Sultans der Satz hineingestickt sei: „Gehorchet dem Träger des Mantels." Herr Michael Lestyák selbst, der das weltberühmte Kleidungsstück fachmännisch betrachtete, meinte verächtlich:

„Daran ist nichts Besonderes. Auch ich nähe einen solchen, wenn ich Lust dazu habe."

Die Wunderkraft des Kaftans warf ein magisches Licht auf die Person. Max kleidete sich in das farbenprächtige Kleid der Legenden. An schönen Abenden erzählte man von ihm in den Hütten in einer Entfernung von Hunderten von Meilen. Weit unter Szegedin, während der Kahn des Fischers mit leisem Plätschern die Wellen durchschneidet, träumt er selbst: „Was mag wohl der Kecskeméter Oberrichter machen?" Er ißt goldenen Speck zur Jause mit einem Karfunkelmesser. Der sprechende Kaftan sagte seinem Feind nicht nur: „Hebt Euch weg von Kecskemét," sondern er sagte auch dem guten Freunde und den glänzenden Kremnitzer Dukaten: „Kommt her nach Kecskemét." Reiche Leute, edle Herren kamen mit ihren Schätzen hierher, um in der sichersten Stadt zu wohnen; die Eltern sandten am liebsten ihre Kinder dahin, damals erschienen in den Straßen Kecskeméts das erstemal die verschiedenen Studententypen, die seitdem dort bestehen; die Schule blühte, die Bewohner bereicherten sich märchenhaft rasch.

Freilich hat alles seine schlechten Seiten. Der Mantel

zeugte das viele Geld, das viele Geld zeugte die vielen Pusten=betyáren und Räuber, die immer wieder Einfälle in das Kecs=keméter Gebiet wagten. Jedoch auch jedes schlechte Ding hat seine guten Seiten, der Betyáren wegen verkündete man das Standrecht und da das Komitat sich nicht frei bewegen konnte, wurde das Recht des Blutbannes provisorisch auf den Kecskeméter Magistrat übertragen. Noch ein Haar und Kecs=kemét wird königliche Freistadt.

Achtes Kapitel.

Max Lestyák war Herr über Leben und Tod, und damit sein Ansehen noch wachse, sandte ihm der König den Adel mit dem Prädikate „Von Kecskemét". Ein Ritter mit einem Kaftan bekleidet, stand auf dem Wappen in silbernem Felde. In der anderen Hälfte des Schildes war auf drei goldenen Kissen ein sich bäumender Fuchs. (Se. Majestät hat dies gut ausgedacht.) Nur noch eines fehlte zur vollen Glückselig=keit: die Hochzeit mit Czinna.

Und auch dieser stand nichts mehr im Wege. Der alte Lestyák hatte sich mit dem Gedanken schon lange befreundet, das kleine Ding wußte ihm alles zu Gefallen zu thun, und wenn sie ihm das Kinn kraute, glaubte er sich ins Himmel=reich versetzt. Sie wurde aber auch immer schöner, sie bekam runde Formen und ihr Gesicht war wie der Pfirsich, dessen Blutfarbe selbst die zarte Hülle durchschlägt. Niemand kam ihr gleich in Kumanien. Sie wurde der Liebling, die Ver=traute des Alten, er nannte sie „Tochter", „Schwiegertochter" und redete nun selbst seinem Sohn zu, sich zu beeilen, da er bei Gott sie sonst selbst heirate.

Max tobte vor Ungeduld, wenn das kleinste Hindernis sich offenbarte; wenn aber kein Hindernis war, nahm er die Sache leicht.

Der erste Termin war für den Tag angesetzt, wo er den Ferman des Ofner Pascha erwirkt, denn ohne diesen geht es denn doch nicht, obgleich der Vogel auch dann sein Haus baut,

wenn er auch befürchtet, daß grausame Hände es zerstören. Der Ferman kam selbst: er war auf die Sohlen Putnokis geschrieben. Es ist gewiß, daß der Pascha das Mädchen wohl nie mehr behelligt.

„Nun könnt Ihr schon Hochzeit halten!“ redete ihnen der Alte zu.

„Warten wir noch, bis das Haar der Czinna wieder gewachsen ist,“ antwortete Max. „Auf kurzen Haaren würde sich der Kranz übel ausnehmen.“

Im Laufe eines Jahres wuchs ihr auch das Haar und wie herrlich! Eines Abends löste sie es während des süßen Geflüsters los, denn jetzt trug sie es wie die Damen als Kranz um ihren Kopf gewunden und band die beiden Hände ihres Max mit zwei dicken Flechten fest, wie man die der Häftlinge zu binden pflegt.

„Ein gefesselter Oberrichter,“ lachte sie mutwillig.

Max verstand den Wink.

„Wahrlich, die Zeit der Hochzeit wäre schon da, ich erwarte sie schon lange, aber wenn wir uns die Sache überlegen, schadet es nichts, wenn du noch etwas lernst, ich aber will noch vorerst so viel verdienen, um die Frau eines Oberrichters ernähren zu können.“

Der Oberrichter nämlich ließ den hochgelehrten Herrn Molitoriß zum Unterricht der Czinna ins Haus kommen; kaum war aber ein halbes Jahr vergangen, so meinte der würdige Herr:

„Was ich wußte, weiß sie schon.“

Max Lestyák hatte etwas Geld zusammengescharrt, jedoch gerade zu dieser Zeit kam der Adelsbrief. Das Glückskind fing an auf großem Fuß zu leben; die Adeligen der Umgebung schlossen Kameradschaft mit ihm, sie kamen zu ihm zu Besuch und er erwiderte denselben. Czinna vernachlässigte er. Ein Adeliger kann doch nicht immer girren, er macht sich ja lächerlich. Das elende Pergament hatte ihn wie um-

gewandelt, wie wenn sein Blut wirklich blaublütiger geworden wäre, wurde er noch launenhafter.

Man sprach allüberall, daß er eine Beniczky heiraten solle, dann würde aus ihm ein Obergespan gemacht werden in irgend einem Komitate Emerich Tökölys, das noch in des Kaisers Händen ist. Doch dies alles ist nur Geklatsch! Die Kecskeméter fabrizieren denselben, seitdem ihr Oberrichter so groß wurde, daß Kecskemét neben ihm klein erscheint.

Ach, wie blutete das Herz Czinnas. Auf der kleinen Holzbank unter dem Birnbaum, wo sie an schönen Sommerabenden so oft flüsterten, wo Czinna so glücklich war, saß Max jetzt selten, oft blieb er Wochen hindurch in den Kastellen, und wenn er auch kam und ihr einige schöne Worte sagte, der Schluß war immer:

„Gieb nur auf deine Worte acht, Czinna, mein Täubchen, sprich nie von jenem Tage, du weißt ja, welchen ich meine, sage nie, daß du dort warst . . . vor Olaj Beg, denn sonst bin ich verloren.“

Czinna war es, als wenn man ihr ein Messer ins Herz stieße. Es tauchte in ihr der Verdacht auf, daß sich Max vor ihr fürchte, aber sie nicht liebe; er kettet sie mit dem Brautring nur deswegen an sich, daß er sich ihres Schweigens versichere. Von Tag zu Tag wurde sie trauriger, die roten Rosen verschwanden vom Gesichte, in den Augen fehlte der entzückende Glanz, eine sanfte Melancholie war an seine Stelle getreten.

Schön war sie trotzdem. Der alte Lestyák erschrak; er glaubte, daß sie krank sei, er hatte auch den Grund ihrer Krankheit herausgefunden.

„Kränke dich nicht, trauere nicht, meine kleine Resedablüte. Er liebt dich und glaube mir, wenn ich es sage, er möchte dich auch schon morgen zum Traualtare führen, wenn er nur Geld hätte. Was er aber hat, verspielt er mit den Fáys und Beniczkys. Ich kenne ihn, den Max, er ist voller Dummheiten, aber sein Herz ist gut. Freilich könntet ihr auch bei mir leben, wenn auch ärmlich, du weißt aber, wie verrückt

er ist, wenn er den Herrn spielen will; er ißt nicht einmal die Erdbeeren, wenn er sie nicht auf einem silbernen Teller bekommt. Und gerade jetzt leidet er an dieser Krankheit. Lassen wir ihn, bis er seinen Wappenfuchs satt bekommt. Entweder der Fuchs frißt ihn oder er den Fuchs. Im allgemeinen fressen diese Wappentiere sehr viel, meine liebe Czinna."

Czinna seufzte bei solchen Reden; das schöne Wort war kein Balsam auf ihre Wunde.

„Seufze nicht, lächle doch ein wenig, wie ehedem. Wenn ich reden dürfte, könnte ich dir wohl etwas sagen, daß du Lust zum Tanzen bekämst."

Geheimnisvoll zwinkerte er mit den Augen und murmelnd mahnte er sich: „Pst, laß deinem Mund nicht freien Lauf, Alter!"

Was dieses geheimnisvolle Ding sein mochte, konnte sich Czinna nicht recht vorstellen. Alles in allem war ihr bloß ein Umstand aufgefallen. Seit einigen Tagen kamen zwei Herren zu Lesthák; spät am Abend kamen sie, lange flüsterten sie mit einander, indem sie sich in die Hinterstube einsperrten, nie erwähnte aber der Alte, was sie wollten, sondern schweigend und zugeknöpft ging er unter den Seinigen herum.

Endlich eines Abends nahm er den Kopf Czinnas in die Hände und wühlte in ihrem dichten schwarzen Haar herum. Es war dies eine seiner Lieblingsbeschäftigungen.

„Freue dich, Czinnchen, freue dich! — Dein Tag ist gekommen, nun wird auch die Hochzeit stattfinden, ich lasse dir eine Ausstattung machen, daß die Fáyschen Fräulein grün vor Neid werden. Lache doch, Czinna, du hast ja so viel Geld, daß deine kleinen Kinder, wenn du welche haben wirst (du mußt deswegen nicht erröten, was schämst du dich meiner Enkelkinder) mit Goldstücken spielen werden.

Der Alte nahm einen Haufen Gold aus seinen Taschen und ließ diesen vor Czinna funkeln.

„Woher nahmen Sie diesen großen Schatz?" fragte erstaunt das Mädchen.

„Was ist dies mit dem übrigen gemessen? Horch auf, mein Kind, ich will dir alles erzählen. Für dich thue ich dies, was ich thue, einerseits, weil ich weiß, daß Max dich ohne Geld nicht heiraten kann. Einerseits, sage ich, dann spielt auch meine Eitelkeit mit hinein. Ich will ein Kleid hinterlassen, daß die Schneider auch nach tausend Jahren erzählen sollen: „Es lebte ein Mann, Namens Mathias Lesthák, der machte dieses Kleidungsstück."

„Ich ahne nicht einmal, wovon die Rede ist."

Der Alte fuhr flüsternd fort:

„Zwei fremde Herren kamen zu mir, du kanntest sie ja schon, ein kleiner Dicker und ein Goliath. Sie kamen in Vertretung einer Stadt, den Namen derselben verschwiegen sie auch vor mir. Ich fragte sie nicht, es ist mir ja gleichgiltig, welche es ist. Sie suchten mich, wie gesagt, auf und sagten: „Meister, Schneider der Schneider, unter allen Schneidern der größte! Wir suchten dich auf, um dich reich und unsterblich zu machen." „Was wollt ihr?" „Nähe uns einen Kaftan, gleich jenem der Stadt Kecskemét, er soll aber dem anderen vollkommen ähnlich sein, wie zwei Eier oder zwei Weizenkörner einander gleichen; bist du dies im stande?"

„Meine Nadel näht alles," antwortete ich, „was mein Auge erblickt."

Czinna zog sich fröstelnd zum alten Schneider hin . . .

„Und worin kamen Sie überein?"

„Wir wurden handeleins. Nach vielem Hin- und Widerreden bestimmten wir, daß sie fünftausend Goldstücke zahlen, fünfhundert gaben sie mir im voraus, alles wird dir gehören, mein Kind."

„Können Sie ihn aber auch so nähen?"

„Ich?" Und seine Augen flammten. „Geh' du Närrin! Wofür hältst du mich denn? Es wird eine Prachtarbeit sein, wenn ich es dir sage."

„Wird aber kein Unglück geschehen?" fragte das Mädchen furchtsam.

Der Alte lachte.

„Was könnte denn passieren? Die andere Stadt wird nun auch einen Kaftan haben, dies ist das Ganze. Und dann, daß der Türke, der jetzt vielleicht zweihundert Städte plündert, gezwungen sein wird, sich mit hundertneunundneunzig zu begnügen. Hungers wird er deswegen nicht sterben."

„Richtig, richtig," meinte Czinna zerstreut.

„Du, mein Kind, giebst mir den Schlüssel und davon braucht niemand etwas zu wissen: ich will mir dann den Kaftan besehen, ihn genau prüfen und studieren; alsdann fertige ich rasch wie der Wind ein getreues Ebenbild desselben an und nachher soll es eine Hochzeit geben, wie sie wohl noch nicht erlebt wurde. Hei, wie sollen deine zarten Füßchen im Brautreigen hüpfen."

Solchermaßen wurde alles aufs Genaueste ausgeklügelt: was für ein Brautkleid es geben, wie der Kranz und das Schuhwerk beschaffen sein werden, wie sie dem Max viertausend von den fünftausend Dukaten geben wollen: „Da, nimm, und wirf deinem Weibe nicht vor, daß es dir nichts mitgebracht habe." Daraufhin werde er fragen: „Wo habt ihr das her?" Sie aber werden antworten: „Wir haben es gefunden auf der löcherigen Brücke." Und zuletzt, da wollen sie ein Erbschaftsmärchen ersinnen und damit bricht eine Zeit ewiger Glückseligkeit für alle an.

Czinna ward heiter, lachte, klatschte sogar in die Händchen, so unbändig gefiel ihr das Zukunftsbild, das ihr von Lestyák vorgegaukelt worden. Andern Tags erschloß sich dem alten Schneider dank dem Schlüssel Czinnas der Eisenschrank im Stadthause: er besichtigte nochmals genau den Kaftan und ging sodann nach Szegedin, um bei den vornehmen türkischen Kaufherren, die dort lebten, alles Zubehör, so den feinen dunkelgrünen Sammet, die Schnüre und den Bärenpelz für das Futter einzukaufen. Und so wie das alles gekauft war, ging er mit der Fieberhast des Schöpfungsdranges an sein Werk.

Das war aber keine geringe Aufgabe. Alle Abende holte er heimlich unter seinem Oberkleide den Kaftan, um diesen am Morgen auf die gleiche Weise an seinen Platz zurückzuschmuggeln. In die Stube des Oberrichters hatte er freien Zutritt; darum fiel es auch niemandem auf, daß er so oft kam und ging. Vielleicht hatte ihn der Oberrichter nach etwas gesandt?

Vom Abend bis zum frühen Morgen arbeitete er, eingeschlossen in seiner hintersten Stube, mit der Inspiration und der Leidenschaft eines Künstlers. Zuweilen erweckte er Czinna aus ihrem nächtigen Schlafe, um ihr die einzelnen Stücke zu zeigen, die allmählich die Formen des herrlichen Originals anzunehmen begannen. Seine Augen flammten, seine Stirn glühte, seine Nüstern bebten und die Stimme zitterte vor freudigem Hochmut:

„Schau, hier diese Ärmel, den Kragen, schau!“

Und erst als nach vierzehn Tagen die Kaftankopie bis zum letzten Stiche fertig ward, da füllte sich ihm das Herz mit süßen Empfindungen:

„Kann es ein herrlicheres Werk auf der weiten Erde geben?“

Es war eben Nachtzeit. Die Hähne krähten. Der Schneider blickte zum Fenster hinaus. Für Mitternacht hatte er seine Leute hinbestellt und die lauerten jetzt in der Umgebung, bis er den Kaftan fertigstellen würde. Der Hofhund Bodri fing an, das Gekrähe mit seinem Gekläffe zu beantworten: Aha, der wittert Menschen. Und in der That, sie kamen. Der Schneider ließ sie ein.

„Blicket hin!“

Ein Ausruf der Bewunderung entrang sich ihren Lippen. Auf dem Bett lagen zwei goldige Kaftans ausgebreitet, und die waren einander so gleich, wie zwei Eier oder zwei Weizenkörner.

„Und was meint ihr dazu?“ fragte der Meister.

Der Eine sprach:

„Fürwahr, du bist der Schneider aller Schneider, der größte Schneider aller Zeiten.“

Der Andere sprach nichts, sondern griff nach seinem großen Gürtel und goß einen Haufen Goldstücke mitten auf den Tisch.

„Es sind genau 4500 Stück. Zähle sie nach, Meister, so du mir nicht glauben willst.“

„Der Teufel mag's zählen! Nicht für Geld, sondern um des Ruhmes willen habe ich gearbeitet.“

„Welchen sollen wir mitnehmen?“ fragte der Goliath, auf die beiden Kaftans weisend. „Welcher ist der unsere?“

Lesthák stand zaudernd am Bette. Er dachte bei sich:

„Soll ich ihnen mein Werk geben? Und es niemals, niemals wiedersehen? Sie entführen es dann, weiß Gott wohin, und nie wieder werde ich seine Schicksale erfahren. Und dann erfaßt mich eine quälende Sorge, was aus ihm geworden sei? Ich sehe den Türken nicht, der sich davor zur Erde beugt, vor meinem Werke, um es zu küssen, mein Werk! Nein, nein! Der Erfolg kann nicht ausbleiben. Das Werk ist vollkommen. Ich will es immerdar vor meinen Augen haben, mich berauschen an seiner Herrlichkeit!“

„Ei, warum bezeichnet Ihr uns nicht endlich den neuen?“ polterte der Goliath ungeduldig.

„Und Ihr, warum steift Ihr Euch just auf den neuen?“

„Weil ich weiß, daß Ihr mir den bestimmt habt.“

Lesthák sprang verletzt auf.

„Nein, nein,“ stammelte er heiser . . . „Und justament sollt Ihr den alten wegtragen, den alten, den echten. Der neue . . . der soll den Kecskemétern bleiben.“

Der Goliath nahm das Kleid und barg es hurtig unter seinem Mantel. Die Thür ging auf und fiel gleich wieder ins Schloß. Die beiden Gestalten entschwanden in der nächtigen Dunkelheit.

Der Alte ging zu Bette, aber kein erquickender Schlaf wollte über ihn kommen. Ihn quälten böse Traumgesichter. Die Dukaten, die er allesamt in einen Korb gefegt und unter

das Bett gestellt hatte, fingen an auf dünnen Spinnenfüßen die Wand emporzuklettern: „Heda, ihr Spinnen, husch hinab vom Gemäuer!“ Ein Goldstück sprang ihm auf die Brust und tanzte dort einen tollen Reigen. „Ei, na warte doch, dich soll ich bald haben.“ Er haschte nach der Münze, doch es war unmöglich, sie zu fangen, obgleich ihre kalten Füße ihn stachen und ihn schaudern machten, als ob sie Stecknadeln mit Eisspitzen wären, daß ihm die Zähne zu klappern begannen.

Dann schien es ihm wieder, daß ein kichernder Satan das teuflische Gold ergreift, es in einem Kessel schmilzt und dann in sein Ohr gießt, die heiße Flüssigkeit durchläuft seine Adern und sprengt seine Schläfe. Und während sein Blut heftig kocht, rufen ihm entsetzliche Stimmen zu: „Lestyák, was hast du gethan, ach was hast du gethan!“

Er sprang auf, kleidete sich an, drückte seinen Kopf an die Fenstertafel und erwartete den Morgen. Er fühlte eine große Beklommenheit, traute es sich aber selbst nicht einzugestehen. Ah! Es ist ja alles in Ordnung. Die Sache ist sicher, ganz sicher. Er trug den Kaftan in die große Eisentruhe des Stadthauses, dann ging er in die Schlafkammer von Czinna, um ihr den Schlüssel zu übergeben, wobei er ihr ins Ohr flüsterte:

„Alles ist gut, mein Herz, dort unter dem Bette wiehern schon die Goldfüchse. Wir haben etwas, was wir vor den Hochzeitswagen spannen.“

Vergebens strengte er sich an, ruhig zu sein; sein verstörtes Gesicht widersprach dieser Ruhe. Er konnte nirgends seinen Platz finden.

Wie die betäubte Fliege taumelte er hin und her, bis er endlich bei seinem Sohn eintrat, wo er schon den Haiducken Pintyö mit einem Briefe vorfand.

Der Oberrichter sah sehr gut aus, sein Gesicht glänzte vor Lebenslust. Gerade jetzt war er mit dem Ankleiden fertig geworden.

Auch der Anzug war ganz anders, als ehedem, ganz für einen Edelmann passend; statt des Dolmans ein Attila mit geschlitzten Ärmeln, im Schlitz mit weichselroten Seideneinsätzen.

„Guten Morgen, mein Vater! Was giebt es Neues?"

„Ich wollte dich um etwas ersuchen."

„Dem Kecskeméter Oberrichter befiehlt nur ein Mann in ganz Kecskemét."

„Meinst du mich?"

„Sie haben es erraten. Nun, was befehlen Sie?"

„Eine Kleinigkeit, blos eine Laune. Wenn demnächst eine feindliche Truppe nach Kecskemét kommt, möchte ich derselben im Kaftan entgegengehen."

„Ei Teufel! Kein schlechter Spaß. Er kommt auch mir gelegen, denn ich hätte heute ohnehin einen anderen senden müssen."

„Ist etwas los?" frug der Schneider hastig.

„Eine Truppe des Großveziers Kara Mustafa lagert unweit seit Mitternacht. Sie gehen von Belgrad nach Kétkö und haben um Proviant hereingeschickt. Gerade ihren Brief brachte Pinthö."

„Prächtig!" rief der Schneider begeistert aus. „Ich gehe ihnen entgegen."

„Sehr gut. Pinthö, lassen Sie für meinen Vater ein Pferd satteln."

„Welches? Den Büßke?"

„Der Ráró wird vielleicht besser sein, er ist frommer. Heute könnte ich nicht gehen, wir halten Gericht. Denken Sie, mein Vater, der Kläger ist niemand Geringerer als der Kalgaer Tartaren-Sultan. Einige Kecskeméter Burschen haben eine Schafherde weggetrieben und die vier Wache habenden Tartaren weidlich geprügelt. Einer von ihnen starb sogar."

„Die verkehrte Welt!"

„Das Schönste an der Sache ist," — fuhr der Oberrichter fort — „der Nimbus der Stadt Kecskemét zwingt den Kalgaer Sultan dazu, nach unseren Gesetzen das Recht zu be-

anspruchen, anstatt Genugthuung zu nehmen nach seiner Laune. Auch dies hat nur der Kaftan verursacht. Aber halt, beinahe hätte ich es vergessen, warten Sie nur, Pinthyö. Vor allem gehen Sie auf den Marktplatz und holen Sie vier zu Richtern passende Personen, es können unter ihnen auch Türken sein, wenn es sich gerade so trifft."

Es war der erste Markttag (denn seitdem der Kaftan da ist, hat Kecskemét auch seine Märkte zurückerlangt), der alte Pinthyö guckte in die Hütten, lief den gutgekleideten Leuten nach und wenn er eine angesehene Person erwischen konnte, leierte er die Formel her:

„Im Namen des wohledlen Herrn Max Lesthák, Oberrichter der Stadt Kecskemét! Es sei Euch, mein guter Herr, die Ehre gegeben und möge es Euch nicht zu Lasten sein in unserem bescheidenen Gemeindehaus, um dort weise und gerecht Recht zu sprechen über unsere Völker. Ungehorsam zu sein, wäre nicht angeraten."

Bald hatte er den gelehrten Paul Böresök aus Szegedin, den geistvollen Franz Balogh aus Szentes engagiert, er fand den letzteren in der Laczikonyha*) schon beim sechsten Knopf. (Jedoch auch so wird er gut sein.) Dann zitierte er den Czegléder Lebzelter Stefan Torda und weil der Oberrichter auch von Türken sprach, nahm er auch den langbärtigen Mollah Cselebit aus Ofen mit, der Astrachen verkaufte und der jene Städte, wo man den Kadi mit Stricken fängt, in des Teufels Umarmung wünschte. So seinen Auftrag verrichtend, ging er in den Stall des Stadthauses, putzte, kämmte den Ráró, fütterte ihn mit etwas Hafer, dann legte er ihm den Sattel auf und ließ zu den Lestháks hinübersagen, daß der alte Herr kommen möge.

Der alte Lesthák eilte mit leichten Schritten aufs Stadthaus, wo das Gericht schon versammelt war, der Oberrichter hatte noch zwei Senatoren hinzugesellt, den Gabriel Poroßnoki

*) Volksküche.

und Agoston Kristof, er selbst führte als Siebenter den Vorsitz. Als er seinen Vater erblickte, sandte er Pinthö mit dem Stadtsiegel zu Czinna um den Schlüssel, dann nahm er den Kaftan aus der Eisentruhe und zwei Senatoren halfen dem alten Herrn, ihn anzuziehen. Dies war die amtliche Zeremonie: „Gehen Sie, Vater, in Gottes Namen.“

Draußen setzte dieser seine Füße in den Steigbügel, er warf sich in die Brust, den Kopf nach rückwärts lehnend, wie ein echter Ritter. Die fremden Marktgäste liefen neugierig hin, um den Vater des mächtigen Oberrichters zu sehen, auf dessen dünnem Körper der weltberühmte Mantel saß. Die Kecskeméter Bürger lüfteten lächelnd die Hüte, die Kinder schrieen:

„Vivat, Vivat, Lestyák bácsi!*)“

Einige flüsterten neidisch:

„Glücklicher Vater, glücklicher Mensch!“

Und wahrlich, jetzt war er glücklich. Mit ganzer Lunge atmete er die balsamische Luft ein. Der Ráró tanzte stolz unter ihm. Von den kleinen Gärten vor den Häusern lachten ihn die Jasmine und Lilien an, aus dem eigenen Fenster winkte ihm Czinna mit einem weißen Tuche. Seine Unruhe verschwand, er war weder müde, noch aufgeregt. Die Furcht des Soldaten vor der Schlacht weicht in der Schlacht. Und er war jetzt dort im Feuer, er glaubte den Ton der Trompeten zu hören: „Vorwärts, auf zum Triumph!“

Während nun seine Gestalt im Staube des Weges verschwand, saßen die Senatoren und der Oberrichter ruhig beisammen, hörten den Thatbestand von der Forttreibung der Schafherde an, so auch die langweiligen Vorträge der Zeugen und Kläger. Nicht selten mengte sich ein Gähnen der edlen Herren in das wüste Gespräch.

Daß vor der Stadt ein hungeriger Feind stand, alterierte die Herren wenig. Schneckenblut! Der Feind ist jetzt eine laufende Angelegenheit, wie etwa wenn man ein Marktweib

---

*) Etwa „Onkel Lestyák!“

zur Ordnung weisen muß. Hierzu bedarf es eines Mannes und eines Stockes, dazu eines Mannes und eines Kaftans.

Nur der Oberrichter bewegte sich unruhig in seinem Sessel, seitdem im Saal in Vertretung des Kalgauer Sultans Olaj Beg erschien, mit seinem Falkenblicke die Richter musternd, und frug, welcher von ihnen der berühmte Oberrichter Max Lestyák sei — worauf Agoston mit seinem Ellbogen zur Tischspitze wies . . .

„Das ist nicht möglich," murmelte Olaj Beg kopfschüttelnd.

„Und doch bin ich Max Lestyák," meinte der Oberrichter mit tonloser Stimme.

Der große Beg murrte verdrießlich:

„Entweder flimmerte es vor meinen Augen, als wir vor dritthalb Jahren in meinem Lager zusammen trafen, oder es wurde der Kopf Euer Hochedlen seitdem vertauscht."

„Ja, man wird älter, es ist alles umsonst."

„Im übrigen habe ich Euch einen Brief gebracht. Den Brief hat der Kalgaer Sultan geschrieben, mit honigsüßer Feder:

„Mein lieber Sohn, tapferer Max Lestyák!

Bestrafe, ich bitte dich, die bösen Wölfe, denn wenn du kein abschreckendes Beispiel schaffst, so glaube mir, stehlen deine Leute mir noch den Turban vom Kopfe. Ich würde es gern sehen, wenn du mir einen Korb Köpfe senden würdest (die Räuber langen auch für zwei). Schon lange habe ich mich an abgeschnittenen Kecskeméter Köpfen nicht ergötzt. Meinen Abgesandten Olaj Beg, der Euch die nötigen Aufklärungen geben wird, haltet hoch in Ehren.

Ich bleibe dein mächtiger Herr und Freund, der
Krimer Vizekhan (Kalgaer Sultan)".

Lestyák überflog den Brief zerstreut, verwirrt, dann schob er ihn den Richtern hin, damit diese sehen sollen, wie heikel die Potentaten mit dem Kecskeméter Oberrichter umgehen.

Unterdessen bemerkte er, bis über die Ohren rot werdend, den forschenden Blick Olaj Begs, der immer auf ihm ruhte.

Er saß auf Nadeln unter unangenehmen Gefühlen; hierzu gesellte sich die Stunden andauernde Flut der Geständnisse, der Dunst des Saales. Ein Schwindel überkam ihn und gerade wollte er den Vorsitz an Poroßnoki abgeben, als draußen ein Entsetzensschrei laut wurde und sich durch die Gassen wälzte, immer näher und näher kommend, die Fenster erschütternd.

Die Richter liefen entsetzt zum Fenster und taumelten totenbleich zurück. Der Ráró lief wild gegen das Stadthaus, auf ihm saß niedergebunden der alte Lestyák mit dem Kaftan — aber ohne Kopf. Aus dem Rumpfe tropfte das Blut. Das Pferd und der Kaftan waren mit Blut bedeckt.

Neuntes Kapitel.

Die Haare Poroßnokis standen zu Berge.

„Entsetzlich!"

Der Oberrichter fiel mit dem Gesichte auf den Tisch und schluchzte.

„Unfaßbar!" bemerkte Olaj Beg, als man ihm erklärte, daß der Alte im Kaftan bei einer Truppe des Großveziers war.

Herr Agoston befaßte sich mit dem Oberrichter.

„Kommen Sie, mein edler Herr. Lösen wir den Gerichtshof auf. Auch die Grenzen der Pflicht übersteigt der große Schmerz, der Sie betroffen."

Max schauerte zusammen und wischte die Thränen aus den Augen.

„Ich bin stark. Keinen Schritt weiche ich von hier, bis ich nicht Rache genommen habe für meinen Vater. Dies hat man nicht im Türkenlager gethan."

Sofort befahl er, daß man den Leichnam nach Hause trage und denselben wasche. Zwei berittene Trabanten aber sollten die Blutspuren verfolgen, bis sie den Kopf und die Erklärung des Rätsels fänden.

„Den Kaftan nehmet ihm ab und bringet ihn herauf," ergänzte Poroßnoki die Ordre.

Nach kurzer Zeit brachte Pinthö weinend den blutigen Mantel. Olaj Beg und Mollah Eselebit sprangen in die Höhe und eilten den Saum zu küssen, als sie aber näher kamen, verzog der Beg sein häßliches Gesicht.

„Bei Allah, das ist nicht der echte Kaftan! Es fehlt das Zeichen des Scheik—ül—Islam.“

Mollah Eselebit legte seine Hände über die Brust und wiederholte gedankenvoll:

„Das ist nicht das heilige Kleid.“

Die Kecskeméter Bürger, die unter den Zuhörern saßen, sahen erstarrt den Oberrichter an.

„Verrat!“ rief Kristof Agoston.

Franz Kriston sprang von der Zeugenbank auf und stellte sich vor den Oberrichter.

„Verantworten Sie sich! Der Schlüssel war Ihnen anvertraut.“

„Ich weiß von nichts,“ sagte der Oberrichter gereizt. (Er war wie das Eisen: desto härter, je mehr man es schlägt.)

„Welch' großer Schlag, welcher Schlag für Kecskemét!“ rief Poroßnoki die Hände ringend.

Wie der weggeschleuderte Stein, so schwirrten die Stimmen in der Luft: „Tod dem Schuldigen!“

„So ist's! Auch ich werde es aussprechen.“

Zwischenrufe wurden laut.

„Er gehört nicht auf den Präsidentenstuhl, sondern auf die Anklagebank.“

„Ruhe!“ schrie der Oberrichter und klirrte mit dem Säbel, der, seitdem er geadelt wurde, immer vor ihm auf dem Tisch lag. „Hier sitze ich im Präsidentenstuhl und hier bleibe ich. Ich will sehen, wer sich zu rühren getraut, wenn der Oberrichter von Kecskemét Ruhe gebietet.“

Nur auf den Friedhöfen herrscht eine solche grauenhafte Stille, wie sie nun eintrat.

„Wer ist der Elende, der seinen Stachel gegen mich ausstreckt? Wenn ich gewußt hätte, daß der Mantel nicht der

echte ist, hätte ich in demselben meinen eigenen Vater gesendet? Das Ding ist unbegreiflich. Gott hat es gefallen, eine Prüfung zu senden über Kecskemét, jedoch verzagen wir nicht, denn was immer auch geschehe, noch herrscht hier eine starke Hand. Deswegen, mein lieber Herr Senator Kriston, eilen Sie sofort und tragen Sie den Türken nach Talfája die verlangte Brandschatzung, damit nicht aus zwei Übeln drei werden."

Kriston ging sofort, bevor er aber noch zur Thür gelangt war, öffnete sich diese mit großem Geräusch und herein stürzte Czinna. Sie war weiß, wie eine Lilie, ihr Gang unstät, aus ihren schönen Augen stürzten Thränen.

„Was suchst du hier?" fuhr sie der Oberrichter an, seine Brauen zusammenziehend. „Geh' nach Hause weinen!"

„Hier ist mein Platz!"

Und sie stürzte in die Knie. Ihr roter, unten mit Spitzen versehener Rock hob sich ein wenig in die Höhe und ließ ihre entzückenden Knöchel sehen.

Olaj Beg schleuderte den Sessel von sich.

„Das ist sie, das ist sie! Mein Herr Max Lestyák, sehen Sie sich diese hier an. Dieses Mädchen war bei mir im Lager. Nie erblicke ich Mekka, wenn es nicht wahr ist."

Poroßnoki und Agoston richteten ihre Augen starr auf den Oberrichter, der merklich verlegen wurde und bis über die Ohren rot war. Dies war seine schwache Seite. Nun fing er an, die Energie zu verlieren. Czinna beugte traurig den Kopf.

„Nie sah ich dich, guter Mann."

Der Oberrichter warf ihr einen dankbaren Blick zu, wie wenn er sagen wollte: „Du hast mich mir wiedergegeben," dann zischte er zwischen den Zähnen: „Alles fällt, stürzt, es war alles verfehlt."

„Was willst du, mein Kind?" fragte jetzt der Szenteser Franz Balogh. „Warum stehst du nicht auf?"

Der Brust des Mädchens entrang sich ein krampfhaftes Schluchzen.

„Ich bin an allem Schuld. Ich bin die Schuldige. Ich habe den Schlüssel der Eisentruhe dem Vater Lesthâks gegeben, da zu ihm aus einer fremden Stadt Leute mit der Bitte kamen, er möge ihnen einen Mantel, wie der unsrige ist, für fünftausend Goldstücke nähen."

Ein gefahrdrohendes Gemurmel folgte diesen Worten. Der Oberrichter wendete sein bleiches Antlitz gegen die Wand. Auf diesen Schlag war er nicht vorbereitet.

„Wie konntest du dies thun?" schrie Poroßnoki, „sei aufrichtig, die Aufrichtigkeit kann deine Sünde mildern."

Czinna drückte ihre Hände aufs Herz, ihre langen Wimpern schlossen sich. Sie glaubte vor Schande vergehen zu müssen und doch muß sie es sagen in dieser traurigen Stunde.

„Weil ich liebe, ich liebe Max Lesthâk mehr als mein Leben, mehr als meine Stadt. Der Alte hat viertausend Goldstücke für mich bestimmt, damit sein Sohn, der seit dritthalb Jahren mit mir im Brautstand lebt, mich zur Frau nehme. Er hat es bisher nicht gethan, weil wir beide arm sind. Ich habe seinen Worten Glauben geschenkt und ihm den Schlüssel übergeben."

Ihr bleiches Gesicht rötete sich, aus der weißen Lilie wurde eine Rose, aber nur auf eine halbe Minute.

„Welcher Skandal!" brüllte Herr Agoston. „Wenn ich nur bis an mein Lebensende in Waitzen geblieben wäre."

„Was dann?" fragte Poroßnoki unruhig.

Der Oberrichter faßte krampfhaft die Sessellehne, die Welt drehte sich im Kreise, vor seinen Augen tanzten die winzigen Buchstaben, die der Schriftführer aufs Papier warf. Seine Lippen biß er blutig: „Nur jetzt noch, nur eine halbe Stunde noch soll ich keine Schwäche zeigen."

„Und dann?" nahm Czinna das Wort mit ersterbender Stimme. „Ja, dann. Was geschah mir? (Mit ihrer Hand rieb sie ihre marmorglatte Stirn.) Er ging zur Eisentruhe,

bei Nacht nahm er den Kaftan mit und nähte dann einen ähnlichen. In der vergangenen Nacht nahmen ihn die Besteller mit."

„Alles ist klar," murmelte Poroßnoki. „Er war ein stolzer Meister und glaubte, wollte es zeigen, daß beide gleich sind. Und heute zog er ihn an, damit er die Wirkung seines Prachtwerkes genieße."

„Und wer waren die Besteller?" frug der Szegediner Böresök. Er dachte bei sich: „Ob es nicht die Unserigen waren?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Czinna. „Auch der Entseelte wußte es nicht. Das Ganze geschah im Geheimen. ‚Eine weit liegende Stadt', mehr sagte er mir nicht."

„Die Stadt müssen wir auffinden," meinte Herr Agoston traurig.

„Wir werden sie finden," sagte mit dumpfem Ton der Oberrichter. Dies war sein erstes Wort während des Geständnisses.

„Dies wird der Fall sein, wenn es eben der Fall sein wird," meinte Herr Permete mit bitterem Ton, „jetzt aber sind Sie ein Mann beim Urteilsspruche, wenn Sie es zu sein vermögen."

Es war nicht anders, als wenn Herr Permete frisches Blut in seine Adern gegossen hätte. Ihn, Max Lesthák, fordert man auf, ein Mann zu sein! Seine Augen sprühten Funken.

„Das werde ich auch sein," sprach er rauh und zog ein mit Siegel versehenes Dekret aus der Tasche. Er stand auf und begann feierlich zu lesen: „Wir Leopold I. von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich ...."

Seine Stimme versagte, sie wurde zum Röcheln, seine Hände zitterten, nach Luft schnappend reichte er das Dekret Herrn Agoston hin.

„Lesen Sie es vor!" Dann setzte er matt hinzu: „Ich bin ja auch nur ein Mensch!"

Wie wenn es ihm aber leid thäte, dies gesagt zu haben, rief er Pinthö zu:

„Man muß die Fenster öffnen. Mir ist nicht gut .... Die erstickende Atmosphäre!“

Herr Agoston verlas unterdessen das königliche Dekret, das auf Diebstahlsfakten und auf Verrat das Standrecht für das Gebiet der Stadt Kecskemét verkündete und den Magistrat von Kecskemét mit dem Blutbannrechte bekleidete.

Es folgt die Abstimmung.

Dem Herrn Poroßnoki gehört das erste Votum:

„Dieses Mädchen hat die Stadt verraten. Ich verurteile sie zum Tode durch das Schwert.“

Nach ihm folgte Herr Böresök.

„Schwert!“ sagte er kurz.

Mollah Cselebit sagte:

„Sie hat es aus Liebe gethan. Sie ist nicht schuldig.“

Nun kam an Herrn Franz Balogh die Reihe:

„Sie wußte nicht, daß für die Stadt ein so entsetzliches Unglück daraus erwachsen konnte. Sie thue Buße.“

Es herrschte eine Stille, daß man das Pochen der Herzen, das Schwirren eines zum Fenster hereingeflogenen Schmetterlings hören konnte. Zwei Voten verlangten den Tod, die beiden anderen beließen das Leben. Es folgte in der Abstimmung der Czegléder Lebzelter, er dachte lange nach, auf seiner Stirn perlte der Schweiß.

„Es wird ein wenig Kerker auch genügen,“ stöhnte er.

Diejenigen, deren Herz voller Teilnahme für das Mädchen war, atmeten frei auf, sie wollten nicht, daß diesen herrlichen Hals das Richtbeil vom Körper trenne. Nur Herr Agoston war noch zurück.

„Tod!“ rief er rauh.

Wieder standen die Voten gleich. Der Präsident hatte zu entscheiden. Welch' fürchterliche Scene! Der Oberrichter erhob sich mit bewundernswürdiger Seelenruhe: elastisch dehnte sich seine Gestalt, er nahm den neben seinem Säbel liegenden

Stab zur Hand, und drehte an demselben. Der Stab krachte; er war entzweigebrochen.

„Tod!“ sagte er vernehmbar und ruhig.

Das Mädchen sah ihn entsetzt an, dann stürzte sie mit einem markerschütternden Aufschrei zusammen. Aus den Reihen der Zuhörer tönte Gezisch mit Eljenrufen untermengt.

„Er ist doch ein großer Mann!“ flüsterten die Kecskeméter einander zu.

„Ein schlechter Mensch!“ murmelte Mollah Cselebit.

Der Oberrichter kümmerte sich um all' dies nicht, er verließ den Richtertisch, jetzt verpflichtete ihn nichts mehr. Er beugte sich über seine Geliebte, hob sie auf, küßte sie und flüsterte ihr ins Ohr:

„Befürchte nichts, ich rette dich.“

„Er hat zwei Herzen,“ meinte Herr Permete zu seinen Kameraden.

Und der Mann mit den zwei Herzen verließ den Saal mit sicheren, männlichen Schritten, wie wenn nichts geschehen wäre, dann ging er nach Hause, sperrte sich mit dem geköpften Leichnam ins Zimmer ein und redete stundenlang zu demselben:

„Warum hast du das gethan, warum hast du es gethan? Schau, welch' Unglück du auf dich, auf mich und auf sie heraufbeschworen hast. Du warst kein schlechter Mensch, ich weiß es wohl .... Der Ehrgeiz war dein Henker. Man hat in dir dieses ungarische Ungeheuer erweckt. Aus Ehrgeiz hast du den Kaftan gemacht, aus Ehrgeiz hast du den unsrigen weggegeben. Du hast auch das arme Mädchen mit hineingerissen, wenn du nur dies nicht gethan hättest, ihr Herz war der Hebel. Du hast ihn gefunden. Alles zerfiel. Hier stehe ich gebrochen ... Ich konnte den Schatz nicht ermessen, welchen ich in jenem Mädchen besaß ...“

Dann verfügte er sich in das andere Zimmer und suchte den großen mit Gold gefüllten Korb hervor ...

„Da nimm's hin, Erzsi! Gehe in den Garten und streue es unter das Volk!"

Das weinende Mädchen gaffte und staunte, gehorchte aber dann dem mächtigen Oberrichter der Stadt und streute die funkelnden Dukaten mit vollen Händen in den Sand der Straße, in die Furchen, zwischen das Gestrüpp. Der Oberrichter sah eine Weile vom Fenster aus dem Treiben der Leute zu, wie sie um das Gold drängten und balgten.

Als aber Erzsi zurückkehrte, war er nicht mehr da. Er war nirgends. Wann er weggegangen, wohin er gegangen, niemand, niemand hatte ihn gesehen. In Kecskémet hatte keine Seele mehr mit ihm gesprochen.

* * *

Für den vierten Tag war Czinnas Enthauptung anberaumt worden.

Drei Tage brachte sie in der Armesünderzelle zu. Sie betete vor dem Kruzifix, auf welchem Tag und Nacht der Glanz zweier Wachskerzen flimmerte.

Diese Zeit reichte für alle Vorbereitungen hin. Die Zimmerleute erbauten das Blutgerüst gegenüber dem grünen Thore des Stadthauses; Paul Fekete war als Vertrauensmann damit beauftragt worden, den Scharfrichter aus Fülek zu holen. (Die Senatoren hatten anderes zu thun, sie forschten in den Kecskeméter Teichen nach dem verschwundenen Oberrichter.)

Endlich am vierten Tage, als von dem Turme der St. Nikolauskirche die neunte Stunde schlug, entstand eine große Bewegung in der versammelten Volksmenge. Es erklang die Armesünderglocke.

Jetzt bringt man Czinna auf den Richtplatz. Sie ist mit einem einfachen weißen Rock bekleidet, welchen fast ganz das aufgelöste lange Haar bedeckt.

Dem wird gleich Gaspar Szekeres, der Barbier abhelfen. Flugs war er mit seiner Scheere zur Verurteilten geeilt und mit einem Schnitt war es um das schöne Haar geschehen . . .

damit's den Scharfrichter nicht in seiner Arbeit hindere. Dann stellte sich Franz Kriston auf einen Stuhl und verlas das Todesurteil.

Nun ergriff Pater Bruno das Mädchen bei der Hand, um es auf das Podium zu führen, wo der Scharfrichter wartete, das scharfgeschliffene Richtschwert in der einen, die weiße Binde in der anderen Hand haltend. Damit werden ihr die Augen verbunden.

„Entsetzlich, das mit anzusehen!" sprach Frau Paul Nagy und schloß die Augen.

„So schön und sie muß sterben —" seufzte Gerson Zeke.

„Noch einen Augenblick," erklärte Frau Fábián, „— und es giebt ein heiratsfähiges Mädchen weniger."

„Die sind noch immer dicht genug gesäet," meinte Johann Szomor.

„Noch nie habe ich eine solch' traurige Exekution mit angesehen," sagte Stefan Tóth mit wichtiger Miene, „und doch habe ich schon viele gesehen. Erstens giebt es kein einziges nasses Auge. Auch der alte Bürü ist schon eine ganze Woche fort mit seiner Fiedel. Zweitens ist in diesem Falle von nirgendsher das Wehen des Gnadentuches zu erwarten; drittens . . . ."

Er hatte keine Zeit, den begonnenen Satz auszusprechen, denn eine große Staubwolke entstand auf der Czeglédersttraße, schmucke Kuruczen-Hußáren mit gezogenem Säbel stürmten mit großem Schlachtenlärm zum Richtplatz heran. Voran einige mit herabgelassenem Helmvisier, auf schönen Pferden.

„Der Feind, der Feind!" schrie die Menge und zerstob in alle Windrichtungen.

Eine große Verwirrung entstand. Pater Bruno sprang vom Podium herab und mit klappernden Zähnen stürzte er dem Stadthause zu:

„Es wird das ein Wunder sein. Um mich kommt man, man führt mich schon weg!"

Auch die Senatoren suchten ihr Heil in der Flucht. Der Scharfrichter ließ das Richtschwert fallen, auch er flüchtete.

Das Ganze war das Werk eines Augenblickes; der eine gepanzerte Krieger erklomm im Nu mit seinem Rosse das Blutgerüst und schwang das Mädchen wie eine Feder in den Sattel. Niemand stellte sich ihm in den Weg, niemand fragte, was er wolle? Auch er fragte niemand, ob es erlaubt sei. Die kleine Abteilung verschwand, wie sie gekommen, in einer Nebengasse.

Langsam kamen die erschreckten Einwohner wieder hervor. Die Senatoren freuten sich, daß man nur Czinna mitgenommen und sonst nichts. Es sei kein Schade um das Mädchen.

Der Henker machte ein saures Gesicht; man möge ihm Arbeit geben, da er sich von so weit herbemüht hat.

Viele, die hinter den Umzäunungen die Szene mit angesehen hatten, schwuren bei Himmel und Erde, daß der Held mit dem herabgelassenen Helmvisier, der auf das Blutgerüst gesprengt war, niemand anders sei, als Max Lesthák. Man erkannte ihn an seiner Gestalt, an seinen Bewegungen, an seinen glänzenden, nußbraunen Augen. Man suche ihn nicht im Wasser des stillen Teiches.

Frau Johanna Deák, die eine vertrauenswürdige Person ist, hörte, wie Czinna dem Helden unterwegs zuflüsterte:

„Wirst du noch einmal warten, bis mein Haar wieder gewachsen ist?"

Der Held antwortete ganz vernehmlich:

„Nein, Czinna, nein, ich warte nicht."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ob es so war, oder nicht, der Himmel weiß es. Von diesem Tage angefangen aber suchte man Max Lesthák nicht mehr unter den Toten, sondern erwartete ihn täglich zurück.

Wenn er verschwand, so hatte er wohl seinen Grund dazu gehabt. Er ging den Kaftan suchen und nahm auch seine Braut mit. Was ist da weiter dabei! (Er hat gut daran gethan.)

Einmal, Ihr werdet es sehen, wird er wieder nach Hause kommen auf einem Eisenschimmel mit goldenem Zügel, den Kaftan umgeworfen. Einstens, wenn eine große Gefahr Kecskemét bedrohen wird, kommt er nach Hause, setzt sich in den Oberrichterstuhl und fährt wie ein Blitz zwischen die Feinde.

Sie warteten lange, lange. Auch jene sind schon ausgestorben, die als Kinder dem Kaftan nachgelaufen sind, jedoch auch die Enkel der Enkel harren noch immer seiner Heimkehr.

Ende.



Der bucklige Taquinet.

Komischer Roman

von

Paul de Kock.

Deutsch von

H. Denhardt.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



1. Kapitel.

Der Husar und die Marketenderin.

Ein junger Mann in der Uniform eines Husarenofficiers war so eben in die Rue de la Barillerie eingebogen. Dieser junge Mann schien vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre zu zählen; er war von hohem, aber schlankem und wohlgestaltetem Wuchse, und die Uniform, die er trug, ließ alle diese Vorzüge recht hervortreten.

Seine blauen, wohlgeschlitzten Augen waren, wenn sie sich auf eine Dame richteten, sanft und sogar zärtlich, aber dem Feinde gegenüber offen und herausfordernd. Eine gerade, schön geformte Nase, ein Geist verrathender Mund, eine hohe Stirn und üppige Haare verliehen diesem jungen Officiere vollends ein gefälliges Aeußere, das ihm im Frieden eben so viele Eroberungen als im Kriege verschaffen mußte.

Man befand sich damals unter dem Consulate. Der Schrecken hatte aufgehört, das Vertrauen war wiedergekehrt; die französische Republik war groß, ruhmreich und erfocht überall Siege. Die Pariser fingen von neuem an sich den Vergnügungen zu überlassen; aber Paris war damals nicht, was es heut zu Tage ist, man kannte weder das Gas, noch Omnibusse, noch Eisenbahnen. Die meisten Straßen waren eng, winklig und schlecht gepflastert, und die Rue de la Barillerie gehörte zu dieser Zahl.

Der junge Mann hatte vor einem sehr bescheidenen Hause Halt gemacht; aber in dem Augenblicke, als er eintreten wollte, blieb er wie unentschieden stehen, er schien

nachzudenken, und seine Gedanken mußten ernster, selbst trauriger Natur sein, denn seine zur Erde gekehrten Blicke bemerkten die an ihm Vorübergehenden nicht mehr.

Deshalb sah er auch nicht eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren kommen, die einst sehr hübsch gewesen sein mußte und noch immer schöne Augen hatte, denen nur die Zeit etwas von ihrem Feuer geraubt hatte. Sie hatte eine hohe Stirn, schöne Zähne und ein Lächeln, welches um so anmuthiger war, als sie es nicht verschwendete: Dinge, mit denen man verschwenderisch umgeht, verlieren bekanntlich ihren Werth.

Diese Frau trug eine einfache Tracht, der es aber gleichwohl an einer gewissen Originalität nicht gebrach: ein Jäckchen von blauem Tuche, an welches sich ein Mieder von demselben Stoffe schloß, hüllte ihre noch immer schlanke und stattliche Gestalt ein. Eine doppelte Reihe kleiner Metallknöpfe reichte vom Halse bis zum Gürtel hinab. Ein kleines Tuch von schwarzer Seide, welches cravattenartig zusammengelegt war, trug vollends dazu bei, ihrer Kleidung einen gewissen militärischen Anstrich zu geben.

Diese Frau war wirklich Marketenderin gewesen; sie hatte ihren Mann, Gustav's Vater, zur Armee begleitet, und Gustav ist der junge Officier, der auf der Straße Halt gemacht hat, und dem sie einen leichten Schlag auf die Schulter giebt, indem sie mit freundlicher Stimme zu ihm spricht:

„Was machst du denn da, mein Freund? ... Wie, du stockst, du scheinst dich erst zu fragen, ob du bei deiner Mutter eintreten darfst? ... Was hat denn das zu bedeuten?“

Bei dem Klange dieser geliebten Stimme erhebt der junge Officier lebhaft den Kopf und erwidert mit einem schwachen Versuche zu lächeln:

„Ach, Sie sind es, liebe Mutter ... um so besser ... Denn ... denn ich gedachte in der That Sie zu besuchen.“

„So ist es mir desto angenehmer, daß ich rechtzeitig zurückgekehrt bin, denn ich habe dich schon einige Tage lang nicht gesehen ... Aber so komm doch und bleibe nicht in Betrachtung des Steinpflasters versunken stehen ... Ei, ei, du hast etwas, mein Junge; irgend etwas quält dich ... aber du mußt es mir sagen, du wirst doch keine Geheimnisse vor deiner Mutter haben wollen.“

Bei diesen Worten drängte Mutter Bloquet, so hieß die Exmarketenderin, ihren Sohn in einen kleinen, ziemlich dunklen Gang, der zu ihrem Hause führte. Am Ende dieses Ganges findet man oder ahnt man vielmehr, daß man sie dort finden muß, eine Treppe, denn sie wirklich zu sehen wäre schwer möglich gewesen. Aber die einfachste Treppe der heutigen Zeit ist heller, bequemer und angenehmer zu ersteigen, als es die Treppen in den damaligen großen Häusern waren.

Im dritten Stockwerke angelangt, öffnet die ehemalige Marketenderin eine Thür und läßt ihren Sohn in eine Wohnung eintreten, die aus zwei sehr bescheiden möblirten Räumlichkeiten bestand, in denen jedoch eine Sauberkeit und eine Ordnung herrschten, die der Bewohnerin alle Ehre machten. Gerade in den kleinsten Dingen, in den einfachsten Einzelheiten des Privatlebens enthüllt sich eines jeden Geschmack, Charakter und oft Geist. Obgleich Mutter Bloquet nicht mehr in der Armee lebte, hatte sie sich doch alle ihre alten Gewohnheiten aus dem Feldlager bewahrt; sie erhob sich mit Tagesanbruch, kleidete sich schnell an, trug beständig dieselbe Tracht und versah ihre kleine Hauswirthschaft mit derselben Pünktlichkeit, mit der sie den Soldaten dereinst des Morgens ihr Gläschen eingeschenkt hatte. Dabei lebte sie frugal, begnügte sich mit Wenigem und war mit ihrem Geschick so lange zufrieden, als sie ihren Sohn für glücklich hielt.

Der junge Mann ist in den zweiten Raum, der Frau Bloquet als Schlafzimmer diente, eingetreten; er wirft seine Blicke zunächst auf das Bild eines Soldaten der Republik; die Zeichnung ist nicht sehr gut, aber die Gestalt des Soldaten hat Ausdruck und Kraft.

Gustav begrüßt das Porträt militärisch, denn es stellt das Bild seines Vaters dar, darauf setzt er sich auf einen Stuhl, während die ehemalige Marketenderin dicht vor ihm Platz nimmt und die Unterhaltung mit ihm sofort beginnt.

„Zunächst erzähle mir, Gustav, wie sich dein General befindet."

„Sehr gut, meine Mutter."

„Ist er noch immer heiter, lustig und guter Dinge?"

„Gewiß, liebe Mutter, beständig."

„Und seine Tochter, Adolphine? ... Erzähle mir doch etwas von ihr."

„Von Fräulein Adolphine?"

„Natürlich; du weißt ja, wie lieb ich dieses reizende Fräulein habe, welches gegen mich so gut und liebenswürdig ist ... Nun gut, laß uns einmal sehen, hast du mir nicht ihrerseits etwas zu sagen?"

„Ihrerseits ...?"

„Ja ... sie pflegt dich gewöhnlich mit einigen freundlichen Worten an mich zu beauftragen ... Ei potztausend, laß uns doch einmal sehen ... so antworte mir doch ... Aber was hast du denn? Weißt du denn heute gar nichts mehr zu erzählen?"

„Ich ... liebe Mutter ... ich ... ich weiß gar nichts mehr."

„Ei, ei, du hast sicherlich etwas auf dem Herzen."

Da sich Gustav außer Stande sieht, seinen Kummer länger zu verbergen, erwidert er endlich:

„Ach, liebe Mutter, ich bin höchst unglücklich!"

„Unglücklich! In deinem Alter heißt das verliebt ... Nur die Liebe kann euch, nämlich euch andern Menschen,

Seufzer entlocken! Sorge, Hoffnung, Wonne, alles ist darin enthalten. O mein Gott, ich gedenke dessen auch noch, ich bin auch einmal jung gewesen! ... Aus Liebe habe ich deinen armen Vater zur Armee begleitet ... Liebe flößte mir Muth ein, lehrte mich vergessen und der Gefahr Trotz bieten. Auf dem Schlachtfelde pfiffen die Kugeln an meinen Ohren vorüber, und ich hörte sie nicht; ich war nur mit deinem Vater beschäftigt, dem ich mitten im Handgemenge mit den Augen zu folgen suchte. Der Donner der Kanonen, das Knattern der Gewehre, nichts setzte mich in Schrecken, das alles kam mir wie Musik vor. Nur einmal begann ich zu zittern ... als ich deinen Vater zur Eroberung jener Schanze — bei Lodi war es — abmarschiren sah ... Eine geheime Ahnung sagte mir, daß er von ihr nicht zurückkehren würde; und in der That, ich sah ihn nur verwundet, tödtlich verwundet wieder."

Hier hält Frau Bloquet einen Augenblick inne, um mit der Hand über die Augen zu fahren, aber bald beginnt sie mit festerer Stimme von neuem:

„Dein Vater ist als ein Tapferer gefallen, unser Sohn mußte ebenfalls ein Tapferer werden. Allein der Muth des bloßen blinden Dreinschlagens genügt noch nicht. Es ist noch ein anderer nöthig ... Der Mann bedarf jener Charakterstärke, die ihn seine Leidenschaften, sobald sie sträflich sind, besiegen läßt. Seit einiger Zeit fehlt es dir an dem soldatischen Frohsinn ... Du wirst mir jetzt die Ursache deines Kummers mittheilen; ich will es, ich verlange es ... sei eingedenk, daß eine Mutter ihren Kindern gegenüber ein Oberofficier ist, dem sie Achtung und Gehorsam schuldig sind! Rede, ich warte."

Gustav erhebt sich und erwidert augenblicklich:

„Sie haben Recht, liebe Mutter, ich bin verliebt; eine heftige Leidenschaft, die ich bisher nicht zu überwinden vermochte, hat sich meines Herzens bemächtigt; ich habe sie vergeblich zu bannen gesucht!"

„Wenn du sie vergeblich zu bannen gesucht hast, so weißt du also, daß du Unrecht hast zu lieben? ... Du liebst folglich eine Person, die deiner Liebe unwürdig ist?"

„O, was sagst du da, liebe Mutter! Ich liebe einen Engel, ein himmlisches Wesen, welches man nicht sehen kann, ohne von ihm bezaubert zu werden."

„Weshalb willst du diesen Engel dann aus deinem Herzen verbannen?"

„O theure Mutter, ... sie, die ich liebe ... ist ... die Tochter des Generals Desparville."

Die Stirn der alten Marketenderin legt sich in düstere und strenge Falten; sie wirft ihrem Sohn einen traurigen Blick zu und sagt beklommen:

„Ist es möglich? ... Fräulein Adolphine ist es! ... Die Tochter deines Generals, deines Wohlthäters wagst du zu lieben ... Weißt du denn nicht, daß der General reich ist, und daß du als einziges Gut nur deinen Muth und deinen Degen besitzest? ... Der General hat über dich stets wie über einen Sohn gewacht; seinen günstigen Berichten hast du es zu verdanken, daß du Officier geworden bist, denn in der Armee wie überall genügt das bloße Verdienst zum Avancement nicht immer ... Wie oft habe ich nicht schöne Thaten gesehen, die unbelohnt geblieben sind und mit der großen Menge anderer vergessen wurden, sobald niemand da war, der sich ihres Urhebers annahm. Endlich hat dich der General Desparville sogar noch so eben zu seinem Adjutanten ernannt ... und zum Lohn für alles, was er für dich thut, liebst du seine Tochter ... gehst du darauf aus, sie zu verführen?"

„Sie zu verführen! O, meine Mutter, ... Ihr Sohn hat nie diesen schändlichen Gedanken gehegt. Und wenn wider meinen Willen meine Augen dem Fräulein Adolphine einen Theil der Verwirrung haben verrathen können, die ihre Gegenwart in mir erregte, so ist mein Mund wenigstens

stumm geblieben und hat mein Geheimnis nicht ausgesprochen."

„Wenn die Augen so deutlich sprechen, scheint mir das Schweigen des Mundes kein so großes Verdienst zu sein. Was denkst du nun aber zu thun, mein Sohn? ... Hoffentlich diese Liebe zu überwinden ..."

„Das ist mir unmöglich, liebe Mutter ... Bis zum heutigen Tage hatte ich jedoch geglaubt, meinen Kummer allen Augen verbergen zu können; allein so eben habe ich erfahren, daß der General die Absicht hat, seine Tochter mit einem seiner Freunde, einem Oberst, zu vermählen. Sie wissen, daß mir der General, als er mich an seine Person fesselte, eine Wohnung in seinem Landhause einräumte. Ich fühle, daß ich nicht die Kraft besitzen werde, Zeuge der Vermählung des Fräuleins Adolphine mit einem Anderen zu sein ... Auch bin ich entschlossen, den General zu verlassen ... und hier hast du, was ich an ihn schrieb."

Der junge Mann reicht seiner Mutter einen unverschlossenen Brief hin; sie nimmt ihn und liest ihn laut.

„Mein General! Nie werde ich vergessen, was Sie für mich gethan haben: als Sohn einer Marketenderin verdanke ich Ihnen den Unterricht, den ich genossen, und die Stellung, die ich einnehme. Sie haben mich für würdig erachtet, mich als Ihren Adjutanten zugleich an Ihre Person zu fesseln. Alle diese Wohlthaten haben mein Herz mit Dankbarkeit erfüllt, und gleichwohl muß ich Sie um die Erlaubnis bitten, mich von Ihnen entfernen zu dürfen. Sie würden Ihren Wohlthaten die Krone aufsetzen, wenn Sie mir zur Erlangung einer Compagnie in einem jener Regimenter behilflich wären, die zum Abmarsch zur Armee bereit sind. Eines Tages werden Sie den Entschluß, den ich gefaßt habe, billigen und Verzeihung gewähren

Ihrem ganz ergebenen Gustav."

„Gut," sagt die Marketenderin, indem sie den Brief

wieder zusammenfaltet, „dieser Brief ist wie sich's gehört, und ich werde ihn selbst dem General überbringen."

„Sie, liebe Mutter?"

„Ja ich; und weshalb nicht?"

„Weil diese Angelegenheit, wie mir scheint, Sie nicht persönlich berührt."

„Du weißt nicht, was du sprichst. Ich werde diesen Brief heute persönlich abgeben. Wo kann ich den General finden?"

„In seinem Landhause Saint=Mandé."

„Das ist genügend. Du gehst wie gewöhnlich nach Hause und erwartest mich. Ich werde dir die Antwort des Generals mittheilen."

„Aber, liebe Mutter, dann muß ich ja Fräulein Adolphine wiedersehen, und ..."

„Gut, gut! Solltest du sie wirklich noch einmal sehen, so wirst du deshalb noch nicht sterben und nie vergessen, daß du der Sohn der Witwe Bloquet bist. Umarme mich und brich nun auf."

In Gegenwart seiner Mutter war der junge Husar so nachgiebig wie dem Feinde gegenüber unerschrocken. Er umarmte die Exmarketenderin ehrfurchtsvoll und kehrte, nachdem er die Rue de la Barillerie verlassen hatte, nach Saint=Mandé zurück, wo sich der General Desparville ein niedliches Haus gemiethet hatte.

Auf dem ganzen Wege war Gustav jedoch unruhig und schmerzlich bewegt. Er fragte sich, weshalb seine Mutter dem General seinen Brief selbst überbringen wollte; was ihr Zweck, ihre Absicht sein könnte. Einige Augenblicke bedauerte er auch, diesen Brief geschrieben zu haben, der ihn zwang, sich von seiner Angebeteten zu trennen, wie das ja so oft in der Liebe vorkommt: man ist sich bewußt, was man thun muß, man sieht seine Pflicht ein und ist völlig entschlossen, sie zu erfüllen. Aber in der Tiefe des Herzens hat man ein anderes Verlangen, das sich schweigend

verhält, das sich verbirgt, das sich nicht verständlich zu machen wagt, weil es von Scham ergriffen würde, sobald es bekannt wäre. Dieses so schüchterne, so bescheidene Verlangen steht mit unserer inneren Gesinnung gewöhnlich im Widerspruch und würde das Eintreten eines ungeahnten Ereignisses, welches die Ausführung der Pflicht verhinderte, mit aufrichtiger Freude begrüßen.

Wenn dieses leichte Gewölk immer mehr zunimmt und sich allmählich zu furchtbaren Wolkenmassen zusammenzieht, kann man nicht selten sehen, wie dieses bisher so stille Verlangen die guten Entschlüsse weit zurückscheucht und zerstreut.

---

2. Kapitel.

Ein General aus jener Zeit.

Der General Desparville war ein Mann von fünfzig Jahren, groß, wohlgebaut, von etwas plumpem, aber offenherzigem Wesen. Sein fast immer barscher Ton schüchterte dich anfänglich ein, allein sein gerades Auftreten und seine von soldatischen Kernworten und kräftigen Flüchen durchflochtene Redeweise erfüllte dein Herz bald wieder mit Vertrauen.

Der General hatte sein Leben im Feldlager zugebracht. Er war Soldat im vollen Sinne des Wortes. Da er sein Emporsteigen seiner Tapferkeit verdankte, schätzte er vor allem den Muth und verstand nichts von höfischem Wesen. Man befand sich damals in einer Uebergangszeit, in der galantes Benehmen lächerlich erschienen wäre. Bei dem ersten Consul vermochte soldatische Rauhheit mehr als die süße Sprache des Höflings, und der General Desparville, der mit der Grammatik in keinem Stück vertraut war, hätte sich in der That in nicht geringer Verlegenheit

befunden, wenn von ihm die leidliche Abfassung oder auch nur das persönliche Aufschreiben eines Tagebefehls verlangt worden wäre. Dafür ersetzte er aber diesen Mangel an Bildung durch so ausdrucksvolle Worte, so lakonische und bisweilen so burleske Redensarten, daß selbst der erste Consul, wenn er ihm zuhörte, oft laut auflachte.

Der General, der noch immer an einer Armwunde litt, die er im letzten Feldzuge empfangen hatte, ging in seinem Zimmer rauchend auf und ab. Plötzlich meldet ein Diener:

„Frau Bloquet."

Der General kehrt sich um, eilt der Exmarketenderin entgegen, schüttelt ihr wie ein alter Kamerad die Hand und sagt:

„Wie! Bist du es, Mutter Bloquet! Welch günstiger Wind weht dich daher? Kreuzdonnerwetter, man sieht dich gar nicht mehr! Du vernachlässigst deine Freunde, das ist gar nicht schön ..." Und der General hebt mit entsetzlich falscher Stimme zu singen an:

„Lebt man in süßer Eintracht stets zusammen,
So sollte nie die Trennungsstunde schlagen."

„Besten Dank, General, ich bin dir für deinen freundlichen Empfang dankbar ... Ach, Verzeihung ... die frühere Gewohnheit ... für Ihren freundlichen Empfang."

„Was soll denn das heißen? Solltest du mich wirklich nicht mehr duzen wollen? Sind wir etwa mit einander gespannt, ohne daß ich etwas davon weiß? Dann gilt das nicht, denn man kann nicht allein gespannt sein!"

„Aber General, Ihr Rang ... die Ehrfurcht ..."

„Ich sage dir, daß du mich böse machst! Potzelement ich verlange, daß du mich nach wie vor mit du anredest .. Ich habe nicht vergessen, daß du, Mutter Bloquet, mir an meinem ersten Schlachtfelde ein Gläschen, und noch dazu auf Pump einschenktest, denn damals besaß ich nicht einen Heller ... Beim Gläschen fällt mir ein, du wirst doch auch eins mit mir trinken?"

„Es ist nicht nöthig, General!"

„Ich verbitte mir noch einmal diesen Ton ... Solltest du wirklich mit einem Freunde nicht trinken wollen?"

„Das gerade nicht ... allein ... ich komme um eines ernsten Geschäftes willen, und da ..."

„Ich spreche nie von Geschäften, ohne mir vorher die Kehle angefeuchtet zu haben ... Heda, Baptist! ... Rum und zwei Gläser ... und hole die Flasche aus der guten Ecke!"

Ein Diener bringt, was sein Herr verlangt hat, und um dem General nicht entgegen zu sein, trinkt sie wie er zwei kleine Gläser Rum; nun erst erklärt er sich bereit, sie anzuhören.

„General, ich komme, um mit dir von meinem Sohne zu reden."

„Desto besser! Da habe ich meine Lust daran! Er ist ein tapferer Junge, den ich liebe, den ich achte; er schlägt sich schon wie Vater und Mutter, ist gehorsam, hat Kriegszucht und wird seinen Weg schon machen! ... Es haben mir einige den Vorwurf gemacht, ich brächte ihn zu schnell in die Höhe. Da habe ich ihnen ganz einfach gesagt: Laßt mich in Ruhe. An diesem Jungen habt ihr alle etwas auszusetzen! Wenn ihr übrigens nicht zufrieden seid, so suchet ihn euch nur auf; er wird euch schon Rede stehen! ... Da sind sie denn ganz zusammengeduckt und haben den Schnabel gehalten."

Mit Freude hörte die Witwe Bloquet, was der General von ihrem Sohne sagte; als er aber zu reden aufgehört hat, seufzt sie, und indem sie einen Brief aus ihrem Mieder nimmt, reicht sie ihn dem Vater Adolphinens hin und sagt:

„Nimm ihn, General, er ist an dich gerichtet."

„Was ist denn das für ein Wisch?"

„Es ist ein Brief."

„Von wem?"

„Von Gustav, von meinem Sohne.“

„Dein Sohn schreibt an mich! Was ist denn das für eine Dummheit? Sieht er mich denn nicht den ganzen Tag, da er ja bei mir wohnt? Kann er denn da nicht mit mir reden?“

„Es giebt Dinge, General, die man auszusprechen nicht die Kraft besitzt und die man dann schreibt.“

„Ich begreife nichts von dem, was du mir da vorsingst. Ich liebe nicht, daß man an mich schreibt. Ich meinerseits schreibe nie. Wozu dient das Schreiben? Die Dinge nur zu verwirren! Würde man, wenn die Advocaten, Sachwalter und Gerichtsdiener nicht schreiben könnten, nicht weit glücklicher sein? ... Ich unterzeichne mitunter meinen Namen und auch dann nur, wenn ich durchaus nicht anders kann.“

„Ich bitte dich, General, nimm dennoch von dem Briefe meines Sohnes Kenntnis.“

„Nun, wenn du doch so viel Werth darauf legst! ... Ich möchte nur wissen, wer das Schreiben eigentlich erfunden hat! ... Das ist nur ein Stein des Anstoßes ... Denn wenn niemand hätte schreiben können, würde man darum gekommen sein; das ist so klar wie ein Rechenexempel und hätte alle Berichte weit knapper gemacht. Zum Teufel! Dein Sohn kritzelt schrecklich klein; ich würde mir die Augen verderben, wollte ich sein Geschreibsel entziffern ... Thu mir den Gefallen, Alte, und lies mir selbst den Brief deines Gustav vor; ich werde dir wie dem ersten Consul, wenn er uns aushunzt, zuhören, und kann dich versichern, daß man dann seine Ohren wie Regenschirme aufsperrt.“

Und der General giebt den Brief der Witwe Bloquet zurück, die nicht das Herz hat, seine Bitte abzuschlagen, und ihm den Brief des jungen Officiers vorliest, wobei sie Satz für Satz langsam und ausdrucksvoll vorträgt. Der General, der während des Vorlesens seinen Bart

unaufhörlich gestrichen hat, ruft nach Beendigung der Lectüre seiner Freundin zu:

„Ich sagte ja, man sollte gar nicht schreiben lernen, und der Beweis ist, daß ich meine Ohren ganz umsonst aufgethan. Ich habe kein Sterbenswörtchen von dem Inhalt des ganzen Briefes verstanden.“

„Und dennoch ist derselbe ganz klar, General.“

„Nun, wenn er klar ist, so sage ihn mir, und ich werde ihn dann vielleicht besser verstehen.“

„Mein Sohn bittet dich, ihm eine Compagnie in einem jener Regimenter zu verschaffen, die marschbereit sind.“

„Er will mich also verlassen?“

„So ist es.“

„Das hat mir dein Sohn nicht schreiben können, denn dann wäre er ein Undankbarer und ein ganz —. Ich will das Wort nicht aussprechen, aber du weißt, welches ich meine.“

„General,“ rief die Exmarketenderin, indem sie sich mit stolzer Miene erhob, „mein Sohn ist weder ein Undankbarer noch ein — du hast wohl daran gethan, das schändliche Wort nicht auszusprechen. Und der Beweis liegt darin, daß er, wenn er sich entfernt, es nur aus Zartgefühl, ja sogar nur aus Ehrgefühl thut.“

„Suche dich deutlicher auszudrücken ... Ich liebe keine Umschweife ... Kreuzdonnerwetter, bringe die Sache endlich zu Ende!“

„Nun wohl; mein Sohn Gustav liebt Fräulein Adolphine, die Tochter seines Generals, und will sich entfernen, weil er sehr wohl einsieht, daß seine Liebe eine Thorheit, ja ein Vergehen ist ... Daß er sie vor allen Augen verbergen muß, vor allem aber deiner Tochter nie ein Wort davon zuflüstern darf ... Lasse es dir nun gesagt sein, General: so redlich man auch immer gesinnt ist, so hat man doch kein Herz von Stein ... Das Herz schlägt schnell bei achtundzwanzig Jahren, und ein stetes Weilen

bei der Person, die man liebt, ihr täglicher Anblick setzt den jungen Mann wider seinen Willen dem Verrathe seines Geheimnisses aus. Deshalb fleht mein Sohn dich heute an, ihn von dir, den er liebt und wie einen zweiten Vater verehrt, zu entfernen."

Der General ist ernst geworden; noch immer streicht er seinen Bart, aber von Zeit zu Zeit furcht sich seine Stirn. Darauf erhebt er sich und geht im Zimmer mit großen Schritten auf und ab. Man sieht, daß er sehr erregt ist, und seine zusammengezogenen Augenbrauen geben zu erkennen, daß ihn diesmal ernste Gedanken beschäftigen.

Gustavs Mutter hat nicht den Muth, eine Frage an ihn zu richten; sie wartet, bis er sich erst etwas beruhigt haben würde. Endlich bleibt der General stehen, gießt sich ein Glas Rum ein, stürzt es mit einem Zuge hinunter und sagt mit leiser Stimme:

„Herr Gustav liebt also meine Tochter!"

„Leider ja, General!"

„Warum stöhnst du denn leider, als drückte dich der Straßburger Münster wie ein Alp?"

„Weil mir dies für meinen Sohn ein großes Unglück zu sein scheint."

„Glaubst du wirklich? ... Baptist, Baptist!"

Der Kammerdiener eilt herbei.

„Wo ist meine Tochter?"

„Ich glaube, Herr General, daß sich das Fräulein auf ihrem Zimmer befindet."

„Sage ihr, sie soll auf der Stelle zu mir kommen, ich erwarte sie."

Der Kammerdiener verläßt das Zimmer; die Witwe Bloquet macht sich ebenfalls dazu bereit, indem sie sagt:

„Du wirst, wie ich glaube, meiner nicht mehr bedürfen, General, ich würde dich bei dem, was du mit deiner Tochter zu sprechen hast, nur stören, und ..."

„Hätte ich dich wegschicken wollen, würde es bereits geschehen sein; du sollst im Gegentheil bleiben."

„Aber trotzdem, General ..."

„Bomben und Granaten, willst du mir denn auch noch Sperenzien machen? Bleibe und halte den Mund, denn ich höre meine Tochter."

Adolphine Desparville zählt achtzehn Jahre. Sie ist groß, schlank, wohlgebaut; sie hält sich gerade, ja vollkommen aufrecht; hieran hat ihr Vater sie von früh auf gewöhnt, und alle Reize ihres Wuchses treten dadurch um so vortheilhafter hervor. Ihr Aeußeres verräth Lebhaftigkeit, ja selbst Muthwillen. Ihre Augen sind nicht sehr groß, aber ihr Ausdruck ist voller Anmuth; man liest in ihnen Frohsinn, die Offenherzigkeit ihres Vaters und bisweilen jene Schelmerei, die auch diejenigen, denen ihre Angriffe gelten, nie verletzt. In dem Amazonenkleide, welches sie häufig trägt, mit ihrem runden Männerhute und der Reitpeitsche in der Hand giebt sie das Bild einer verführerisch schönen Reiterin, und der General macht seine Tochter zum Abgotte, wenn er ihr gegenüber auch bisweilen eine strenge Miene anzunehmen sucht.

Nach ihrer Gewohnheit erscheint die junge Person tanzend und hüpfend; sie eilt auf ihren Vater zu, umarmt ihn, bevor er noch Zeit hat, sein Gesicht in ernste Falten zu legen, tritt dann an Gustavs Mutter heran und ergreift ihre Hand, indem sie mit freundlicher Miene zu ihr sagt:

„Wie, Sie sind hier, Frau Bloquet? ... Hätte ich das gewußt, wäre ich schon früher herabgekommen; aber mir wird auch nie etwas mitgetheilt! ... Ich finde das wirklich sehr komisch ... Man behandelt mich noch immer wie ein kleines Mädchen!"

„Ruhe, mein Fräulein, Ruhe!" sagte der General mit barscher Stimme. „Es handelt sich nicht um Frau Bloquet ... Ich habe dich vielmehr um einer sehr wichtigen Sache willen kommen lassen ..."

„Aber, Papa, das hindert doch nicht seinen Freunden guten Tag zu sagen! ... Und Frau Bloquet ist unsere Freundin; Sie lieben sie ebenfalls sehr, wie ich Sie hundertmal habe sagen hören."

„Gut, gut, Adolphine; aber du schwatzest zu viel, du sollst mich jetzt anhören!"

„Ach, Papa, jetzt machen Sie wieder so schrecklich große Augen ... Sie stellen sich, als ob Sie böse wären, aber das steht Ihnen gar nicht gut!"

„Ich stelle mich, als ob ich böse wäre? ... Potz Blitz und Donner, mein Fräulein, treibe deinen Scherz nicht mit mir, sonst ..."

„Aber, mein Gott, was haben Sie mir denn zu sagen? ... Wollen Sie mich denn etwa ausschelten? Gleichwohl glaube ich nichts Unrechtes gethan zu haben."

„Still in Reih und Glied! ... Wie du weißt, Adolphine, beabsichtige ich dich zu verheirathen."

„Mich? ... Nicht eine Silbe weiß ich davon."

„Wie, habe ich dir nicht schon drei- oder viermal gesagt, daß dich mein alter Freund, der Oberst Frombac, zu heirathen wünscht?"

„Ja, das haben Sie mir allerdings gesagt, aber da dies doch nur ein Scherz sein kann, habe ich ihm nie Beachtung geschenkt."

„Und weshalb, mein Fräulein, sollte dies nur ein Scherz sein?" erwidert der General, die Augenbrauen zusammenziehend. „Darf sich mein Freund, der Oberst Frombac, nicht sehr wohl verheirathen? Ist es etwa ein Mann, der verschmäht zu werden verdient? Er ist ein Tapferer, der fünfzehn Feldzüge mitgemacht, zwölf Wunden davongetragen hat und wenigstens ein Bein und einen Fuß verloren haben sollte."

„Das ist möglich; aber ihn mir anzubieten, weil er so viele Feldzüge mitgemacht und so viele Wunden davongetragen hat — gerade deshalb mag ich ihn nicht. Erstlich

ist Ihr Oberst sehr häßlich ... er hat eine Narbe über die ganze Nase fort."

„Das ist ein Zeichen der Tapferkeit; es ist so viel wie jede andere Schönheit werth."

„Ach, Papa, ich will von all diesen Schönheiten nichts wissen. Ferner ist er älter als fünfzig Jahre. Für mich ist er viel zu alt."

„Wenn ich dir nun, meine Tochter, dennoch beföhle, den Oberst zu heirathen?"

„Ich bin vollkommen ruhig; das würden Sie mir nie befehlen."

„Und weshalb denn?"

„Weil du deine Tochter nicht unglücklich machen willst."

Der General dreht sich nach der Witwe Bloquet um und streicht seinen Bart, als ob er sagen wollte:

„Sie hat auf alles Antwort, der Sturm ist abgeschlagen."

Darauf versucht er wieder seine ernste Miene anzunehmen, tritt auf seine Tochter wieder zu und sagt:

„So ist es nun also entschieden, mein Fräulein: du schlägst die Hand des Oberst Frombac, schlägst eine Vermählung aus, die mich unendlich befriedigt haben würde?"

Adolphine stellt sich vor ihren Vater hin, stürzt sich in seine Arme und ruft:

„Aber, mein liebes Papachen, du irrst dich ... Da mich eine Vermählung mit dem Oberst bekümmert hätte, würde sie dich nicht befriedigt haben; du würdest im Gegentheile gar traurig sein, wenn deine Tochter betrübt wäre, deine Tochter, die du so gern heiter und zufrieden siehst; und gerade um dich recht befriedigt zu wissen, lehne ich es ab, einen solchen Bund zu schließen."

„Wenn es sich so verhält," sagte der General, „glaube ich wahrhaftig, daß sie Recht hat, und ich machte dann einen dummen Streich."

„Ja, so ist es, Papa."

„Still in Reih und Glied! Wir wollen nun zu etwas Anderem übergehen. Ich muß dir eine Neuigkeit mittheilen, Adolphine.“

„Wenn sie noch immer den Oberst Frombac betrifft, so läßt sie mich sehr kalt.“

„Nein, sie bezieht sich auf eine andere Person, auf meinen Adjutanten Gustav.“

Bei dem Namen Gustavs erröthet Adolphine bis ins Weiße ihrer Augen und sagt:

„Ja so, es handelt sich um Herrn Gustav ... Das ist ein großer Unterschied ... Einmal ist er der Sohn der Frau Bloquet, die wir so sehr lieben, und sodann ist Herr Gustav sehr liebenswürdig, namentlich sehr gefällig. Will ich eine Partie Ball oder irgend etwas Anderes spielen, so ist er stets bereit, die Stelle des Gegners zu übernehmen.“

„Da wirst du, liebes Kind, dir nun doch einen Anderen suchen müssen, um mit ihm Ball zu spielen.“

„Weshalb denn, Papa?“

„Weil Gustav uns verlassen will.“

In den Zügen des jungen Mädchens tritt plötzlich eine Veränderung ein; umsonst versucht sie ihre fröhliche Miene zu bewahren, schon haben Unruhe und Furcht den Frohsinn, der aus ihren Blicken strahlte, verdrängt und mit fast schluchzender Stimme fährt sie fort:

„Wie, mein Vater, Sie haben also Herrn Gustav ein Geschäft fern von hier übertragen?“

„Wahrhaftig nicht! Ich meinestheils schicke ihn nicht fort; er selbst will uns durchaus verlassen, sich von mir trennen, in einer der marschbereiten Heerschaaren dienen die ohne Zweifel zum Kampf gegen die Oestreicher bestimmt sind.“

„O mein Vater, das ist nicht möglich!“

„Nicht möglich ... Da, hier ist Gustavs Brief ... er enthält sein Entlassungsgesuch.“

„Aber aus welcher Ursache, aus welchem Beweggrunde?

Denn schließlich verläßt man die Personen doch nicht, ohne ihnen irgend etwas anzugeben."

„Ohne Zweifel, weil er nicht sagen will, was er schreibt. Das Geschreibe ist etwas zu Dummes! Mach du dir mal einen Vers aus einem Briefe! ... Kann man da wohl etwas herauslesen?"

„Aber Frau Bloquet kennt gewiß die Ursachen ... die Gründe, die ihren Sohn dazu bewogen haben."

Die Exmarketenderin senkt die Augen und beobachtet Stillschweigen. Der General beginnt von neuem:

„Sie hat mir nichts Bestimmtes gesagt, aber es scheint, als ob eine kleine Liebschaft dabei im Spiele ist ... Gustav will sich, wie ich glaube, verheirathen."

Die Mutter des jungen Husaren öffnet den Mund, um die Angabe des Generals zu bestreiten, aber dieser läßt ihr nicht die Zeit dazu; er tritt ihr kräftig auf den Fuß und wendet sich zu ihr, indem er ihr leise etwas zuflüstert.

Allein die Wirkung war schneller und heftiger, als der General selbst erwartet hatte; denn als er sich wieder zu seiner Tochter umkehrt, sieht er sie bleich wie eine Todte und bewußtlos auf einen Stuhl gesunken. Er läuft sofort auf sie zu und ruft:

„Bomben und Granaten, was habe ich da gemacht! Meine Tochter, meine Adolphine, mein geliebtes Kind, komme wieder zu dir! Ach, was für ein dummes Geschöpf ich bin! — Mutter Bloquet, zu Hilfe ... schnell ... schnell. Sie stirbt, die arme Kleine ... und ich trage die Schuld, weil ich sie so thöricht auf die Probe gestellt habe."

„Es wird schon wieder vorübergehen," entgegnete die Witwe Bloquet, bemüht, das junge Mädchen ins Leben zurückzurufen, während der General Adolphinens Hand zusammenpreßte, daß es ihr wehe thun mußte.

„Wie! Es wird schon wieder vorübergehen! Tausend Bomben und Granaten, aber sie kommt ja nicht wieder zu

sich ... sie öffnet die Augen nicht ... Baptist! ... Wasser ... Branntwein ... Rum ... zum Donnerwetter, was sind das für Leute! ... Sind sie denn taub?"

Und der General hatte Rum in ein Glas gegossen und rieb die Stirn und Nase seiner Tochter damit ein. Mittlerweile hat Gustav, der nicht weit entfernt war, weil die Verliebten nie weit von dem Gegenstande ihrer Liebe zu finden sind, die Stimme des Generals vernommen. Er tritt ein, stößt bei dem Anblicke der ohnmächtigen Adolphine einen Schreckensruf aus und will nach einem Arzte laufen; aber der General, der mit Freuden gesehen, daß sein Rum eben so gut wie Essig gewirkt hat, und die Wangen seiner Tochter wieder einen rosigen Hauch anzunehmen beginnen, hält den jungen Husar zurück, ergreift ihn beim Arme, führt ihn zu Adolphine hin und sagt zu ihm:

„Auf die Knie!"

„Was meinen Sie, General?"

„Auf die Knie, sage ich dir!"

„Zu den Füßen Ihres Fräulein Tochter?"

„Zum Donnerwetter, ja ... auf die Knie und augenblicklich!"

„Nie werde ich es wagen, General; die Ehrfurcht ..."

„Wie, du willst nicht wagen, dich vor der auf die Knie zu werfen, die du heirathen willst?"

„Heirathen! ... Heirathen! ... Ist es denn wahr! ... Ach, dieses unendliche Glück! ... O meine Mutter! ..."

„Auf die Knie, sage ich dir!"

Und Gustav wankt und ist ebenfalls weiß wie Linnen geworden, und der General, der ihn dabei unterstützen muß, sagt:

„Vorwärts also ... gut! ... Nun noch mit dem anderen! ... Nein, diese Kinder können das Glück eben so wenig wie den Kummer ertragen ... Donnerwetter, Gustav, wird dir nun bald wieder wohl werden?"

Der junge Gustav ist schnell wieder zu sich gekommen und liegt sehr schnell zu den Füßen Adolphinens, welche die Augen wieder öffnet, einen Schrei ausstößt, als sie Gustav vor ihren Knien gewahrt, dann Freudenthränen vergießt und sich ihrem Vater in die Arme wirft, indem sie sagt:

„Sie hatten also geahnt, daß ich ihn liebte?"

„Ein wenig, mein Neffe! ... Nein, ich will sagen: vollkommen, meine Tochter. Aber ich bitte dich, fange nicht wieder an, ohnmächtig zu werden, denn du hast mir einen heillosen Schrecken eingejagt."

„Ach, Fräulein," sagte Gustav leise, „Ihr Herr Vater hat mir gesagt, daß ich Ihr Gemahl werden soll ... Ein solches Glück ... ein so unverhofftes ... Mein Gott ... ich weiß nicht, wie ich es Ihnen ausdrücken soll ..."

„Küsse sie doch, Dummkopf, das ist mehr werth als alle Redensarten ... Nun, Mutter Bloquet, was sagst du denn zu dem allem? ... Bist du mit mir zufrieden?"

Gustavs Mutter war so bewegt, daß sie kaum zu reden vermochte, zwei heiße Thränen rollten über ihre Wangen hinab. Sie ergreift die Hand des Generals, drückt sie in die ihrigen und sagt endlich:

„Du bist eben so gut wie tapfer ... Du machst das Glück meines Sohnes; gäbe er jetzt sein Leben dahin, um das deinige zu retten, so würde ich finden, daß er nur seine Schuldigkeit thut."

„Ja, liebe Mutter, ja, Sie haben sehr Recht," sagt Gustav; „ich werde dem, der so viel für mich gethan, meine Dankbarkeit nie genug erweisen können."

„Nie Dankbarkeit genug!" rief der General. „In dem Augenblicke, wo man Menschen glücklich machen kann, darf man die Dinge nicht zu sehr in die Länge ziehen. Uebrigens leben wir in einer Zeit, in der die Soldaten nichts auf die lange Bank schieben dürfen; wir müssen deshalb die Heirath dieser Kinder beschleunigen. Gustav, du selbst wirst dich nach Paris zu Herrn Moulinard, meinem No=

tar, dessen Adresse du kennst, auf den Weg machen ... Er sollte mir gerade heute Gelder schicken. Du wirst ihn auffordern, daß er auf der Stelle hierher kommt, indem du ihm mittheilst, daß ich dich mit meiner Tochter zu verheirathen wünsche, weshalb er alle erforderlichen Papiere mitbringen soll. Mache, daß du fortkommst, reite im Galopp und komme bald wieder! Und dann wollen wir unter uns ein fröhliches Festmahl einnehmen und ein Glas Champagner dazu trinken. Man verheirathet seine Tochter nicht alle Tage."

Gustav läßt sich diesen Befehl nicht wiederholen; er küßt Adolphinen die Hand, drückt die des Generals, umarmt seine Mutter und entfernt sich, von Blicken gefolgt. die ihm die süßesten Gefühle ausdrückten: die Liebe einer Braut, die Zuneigung einer Mutter und die aufrichtigste Freundschaft.

---

3. Kapitel.

Ein Notar und sein Schreiber.

Herr Moulinard, der Notar des Generals, steht in einem Alter von fünfundvierzig Jahren; groß, mager, oder vielmehr dürr, hat er eine gelbliche, gallige Gesichtsfarbe, eine lange, knochige Gestalt, einen kleinen, zusammengepreßten Mund, eine lange, habichtsartige Nase, kleine, blitzende Augen und fahlblonde Haare, die er dicht an den Kopf gekämmt trägt. So sieht der Notar Moulinard aus, der seinen Clienten, so lange er mit ihnen redet, fast immer Grüße zuwirft. Sein Benehmen ist von ermüdender Höflichkeit, und seine Stimme honigsüß, und hinter einer solchen pflegt sich immer eine falsche und heuchlerische Seele zu verstecken. Süße Stimmen verrathen dies fast immer.

Gleichwohl steht Herr Moulinard in dem Rufe eines

durch und durch rechtschaffenen, ja sogar wohlthätigen Mannes; er spendet Almosen, wenn man ihn beobachtet, er geht mit Rathschlägen und Mittheilungen wahrhaft verschwenderisch um.

Der Notar Moulinard bewohnt einige sehr düstere Zimmer in der Rue des Bourdonnais. Sein Geschäftszimmer liegt im zweiten Stocke nach dem Hofe hinaus; es ist eine dunkele, verräucherte und im Winter von einem Ofen erwärmte Räumlichkeit. Da derselbe unaufhörlich qualmt, hat er dem ganzen Zimmer endlich eine wahrhaft unheimliche Farbe gegeben.

In ihm thront vor einem mit Schriftstücken und Papieren aller Art dicht bedeckten Schreibtische von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends ein kleiner Buckliger, der kaum älter als sechsunddreißig Jahre sein kann, und dessen geistreiches und oft frohes Aeußere von dem übrigen Geschäftszimmer auffallend abweicht.

Es ist ein kleiner Mann von höchstens vier Fuß Größe, der aber gar nicht so übel gebaut sein würde, wenn sich zwischen seinen Schultern nicht ein ungeheurer Bergrücken erhöbe, er ist mager oder vielmehr zart, seine Finger sind lang und seine Hände ein wenig unförmlich, aber seine Gesichtszüge sind nicht allzu unangenehm. Nach vorn hat er wenig Haare, aber hinten hat er einen ziemlich langen Zopf beibehalten, den er nach der damaligen Mode bald gepudert, bald ungepudert trug. Letzterer Mode hat der kleine Mann aus Ersparnis den Vorzug gegeben, aber sein sorgfältig mit einem schwarzen Bande geflochtener Zopf hängt ihm weit über den Rücken oder vielmehr über den Buckel hinab, auf dem er sich mit einer Schnelligkeit hin und her dreht und windet, die ihm bisweilen etwas Schlangenhaftes verleiht. Kleine, grau schimmernde, sehr lebhafte, sehr geistreiche Augen, eine sehr lange Nase, ein furchtbar großer Mund und ein vorstehendes Kinn vervollständigen das Bild unseres Helden.

Dieser Bucklige, der Herkules Taquinet heißt, ist der erste, der zweite, und wenn du willst, auch der letzte Schreiber des Herrn Moulinard, der außer ihm keinen anderen hat; den einen kleinen Knaben von ungefähr zwölf Jahren, der noch da ist, aber fast ausschließlich zur Besorgung der nöthigen Gänge, kann man doch nicht Schreiber nennen.

Nach Art seiner Collegen macht sich auch der kleine Bucklige gern lustig und hat eine böse Zunge; seine Stimme ist laut, kreischend, durchdringend, während sein kleines satirisches Auge beständig aussieht, als wollte es dir in die Falten deines Herzens schauen. Sehr selten sind Herr Moulinard und sein Schreiber eine Stunde zusammen, ohne daß sie sich Unannehmlichkeiten sagen. Man wird sich dann vielleicht fragen, weshalb der Notar denn den kleinen Buckligen behält; es geschieht, weil dieser schnell und gut arbeitet und wenig ißt.

In diesem Augenblicke brummt Taquinet, der so eben die Abschrift eines Heirathscontractes vollendet hat und nun ein Stück Brot und einige Radieschen hinabwürgt, von Zeit zu Zeit:

„Wieder einer ... Das heißt eigentlich wieder zwei, die heirathen wollen ... Immer und ewig solche Contracte abschreiben muß Einen ja mit Heirathsgedanken erfüllen. Ach, auch ich bekenne es offen — möchte gern heirathen und am liebsten eine Geldheirath machen, um aus meiner Stellung heraustreten zu können .... sie ist doch gar zu einförmig, meine Stellung! ... Bei dem Herrn Moulinard, der mir seit sechszehn Jahren verspricht, mir sein Geschäft abzutreten und es mir unter dem Vorwande, daß ich ihm die verlangte Abstandssumme nicht bezahlen kann, doch nicht abtritt, langweile ich mich erschrecklich. Wie kleinlich! Mein Principal hält mich nur hin, das liegt klar zu Tage; er ist ein Heuchler! Ich habe sogar den Argwohn, daß er ein Spitzbube ist! ... Ich glaube es aus vielen Gründen ... Da sind meine Radieschen

wieder einmal hohl, es ist wahrhaft belustigend. Aus Deutschland habe ich wenigstens eine letzte Hoffnung erhalten ... mit der Post; zweiunddreißig Sous habe ich Porto bezahlen müssen. Ein Vetter, den ich daselbst habe, schreibt mir, er kenne eine reiche Witwe, die gern einen Franzosen heirathen möchte. Er hat mit ihr von mir geredet und fordert mich nun auf, mich ihr vorzustellen. Ich habe wahrhaftig Lust, den Versuch zu machen! Da meine Landsmänninnen meinen Vorzügen nun einmal keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, nun gut, so werde ich eine Deutsche heirathen. O, mein Gott, das ist mir ja ganz einerlei! Um dem Principal das Geschäft abkaufen zu können, würde ich eine Negerin heirathen, denn um die Farbe kümmere ich mich nicht."

In diesem Augenblicke läßt sich die Stimme des Notars, dessen Cabinet an das Arbeitszimmer stößt, vernehmen.

„Wollen Sie gefälligst zu mir kommen, Herr Taquinet?"

Der kleine Bucklige verzehrt noch schnell zwei Radieschen, erhebt sich und sagt:

„Zum Henker! wir haben heute Morgen eine noch lieblichere Stimme als sonst! Er hat mir entweder einen unangenehmen Auftrag zu geben oder will mir sagen, daß sein Wein noch nicht angekommen ist ... Schon seit acht Tagen überflutet er mich förmlich mit Wasser ... Warte, das sollst du mir entgelten, Tartuffe!

Mittlerweile ist Taquinet in dem Cabinet des Notars angelangt, der in seinem alten Lehnstuhle, dessen lederner Ueberzug schon roth geworden ist, vor seinem Schreibtische sitzt.

„Haben Sie mich gerufen, mein Herr?"

„Ja, Herr Taquinet, ich habe Ihnen einen wichtigen Gang zu übertragen."

„Einen Gang! Aber ich glaube, mein Herr, nicht bei Ihnen zu sein, um Ihre Gänge auszurichten ... Dazu

haben Sie den kleinen Taugenichts, den Botenläufer; das ist sein Amt, sein Beruf; er hat so wie so Hirschbeine, der Kleine, er ist gar vielversprechend ... Warten Sie nur, er wird schon wiederkommen und Sie werden ihn fortschicken ... Ich bin zum Schreiben hier! Und, Gott sei Dank, ich bekritzle viel Papier mit Tinte, dieser kleinen Tugend, wie man sie dummerweise nennt ... Ich verstehe mich auf dergleichen Tugend nicht. Sie werden mir ja schon sagen, ob sie klein ist, das heißt ob ..."

„Herr Taquinet, ich kann zu dem Geschäfte, um welches es sich handelt, den Burschen nicht brauchen ... Es ist ein ganz besonderes Vertrauensgeschäft und ..."

„Besitzen Sie in Ihrem Ausläufer nicht einen solchen Vertrauensmann? Sie haben wirklich Unrecht; dieser Kleine ist tugendhaft, höchst tugendhaft ... Er lebt von vier Sous den Tag und hält vier Mahlzeiten! Wenn das nicht Tugend heißt, wonach wollen Sie sie dann berechnen?"

„Behüte Gott, Herr Taquinet, daß ich die Redlichkeit meines kleinen Schreibers irgend wie in Verdacht habe!"

„Des Ausläufers!"

„Nein, des kleinen Schreibers, wenn es Ihnen beliebt."

„Sie zeigen heute Morgen wirklich viel Geist, Herr Principal!"

„Herr Taquinet!"

„Ich will damit nur sagen, daß Sie auf dem besten Wege sind, noch zu lachen; Sie sind fast ausgelassen lustig, wie ich Sie nicht zu sehen gewohnt bin, und das setzt mich in Erstaunen."

„Wenn Sie mich endlich anhören wollen ..."

„Ich glaube nichts Anderes zu thun."

„Es handelt sich darum, meinem Clienten, dem General Desparville, dreimalhunderttausend Francs zu bringen."

„Ach dem, welcher immer so viele Fehler macht."

„Mein Herr, haben Sie Achtung vor einem tapferen Soldaten."

„O mein Gott, man kann sehr tapfer sein und doch Fehler machen; mit Orthographie erobert man keine Fahnen vom Feinde! ... Das hat darauf keine Beziehung. Uebrigens hält der General gar nicht hinter dem Berge und gesteht offen, daß er nichts weiß, und das gereicht ihm zum Lobe."

„Bringen Sie ihm also dreimalhunderttausend Francs in einer Anweisung auf die Staatsschuldentilgungskasse."

„Der General hat also seine Güter verkauft?"

„Ja, es war ihm um baares Geld zu thun ... Sie sehen, Herr Taquinet, welches Vertrauen ich in Sie setze!"

„Sehr schmeichelhaft. Es nimmt mich nur Wunder, daß Sie diese Summe nicht selber hinbringen. Ach, da fällt mir ein, man erwartet Sie ja heute Morgen bei einer alten Frau, um ihr Testament aufzunehmen."

„Allerdings, allein ich habe Gegenbefehl erhalten ... die Person hat ihre Absicht aufgegeben, da sie noch nicht zu sterben gedenkt."

„Also wieder einmal eine alte Weiberidee!"

„Ich erwarte Clienten. Da haben Sie die Summe, diese herrliche Summe!"

Der Notar hielt die Anweisung auf die dreimalhunderttausend Francs noch immer in seinen Händen und konnte sich nicht entschließen, sie loszulassen. Der kleine Bucklige schmunzelt und sagt:

„Es wird Ihnen schwer, sich von dem Schatze zu trennen ... Bei Ihnen war er auch in der That in Familie!"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich will damit sagen, daß er sich im Kreise von Genossen befand; Ihre Kasse ist damit immer gefüllt. Wie glücklich ist doch ein Notar!"

„Sind Sie etwa zu beklagen, Sie, mein erster Schreiber?"

„Ihr erster Schreiber! Wahrhaftig, so große Schwierig-

keiten der Titel auch sonst hat! ... Ich bin ganz allein ... Der Junge ist nur Ausläufer ... Sagen Sie mir endlich einmal, Principal, wann Sie mir Ihr Geschäft abtreten werden."

„Mein lieber Freund, ich verlange gar nichts Besseres. Ich habe Ihnen hundertmal gesagt: Heirathen Sie, dann können Sie mich mit der Mitgift Ihrer Frau bezahlen."

„Heirathen Sie! Ei ja, das ist ein großes Wort .. Sie wissen ja, daß es mit mir nicht so ganz gerade geht! Doch einerlei, ich möchte Ihnen dann wenigstens eine Bitte vortragen."

„Wenn sie Geld betrifft, so fehlt es mir in diesem Augenblicke leider an den nöthigen Mitteln."

„O nein; seien Sie unbesorgt, sie hat mit Geld nichts zu thun, überdies ist mir das Ihrige viel zu theuer. Ich will Sie nur um Urlaub zu einer Reise nach Deutschland bitten. Ich habe daselbst einen Verwandten, der eine Frau für mich gefunden zu haben glaubt."

„Wahrhaftig! Reisen Sie in diesem Falle in Gottes Namen, ich gebe Ihnen gern Urlaub. Aber Ihr Gehalt läuft in Ihrer Abwesenheit nicht fort; darauf mache ich Sie von vornherein aufmerksam."

„Glauben Sie etwa, daß ich mir dies eingebildet hätte? Kenne ich Sie denn nicht? ... Da Sie mir Erlaubnis gegeben haben, werde ich mich übermorgen auf den Weg machen."

„Abgemacht, nun aber gehen Sie, nach Saint-Mandé zum General Desparville, es sind nur zwei Schritte von hier, ein reiner Spazierweg ..."

„Ein Spazierweg ... Sie malen den Weg recht bescheiden aus ... Ein Pferd würde sich vor ihm ängstigen ... Wünschen Sie, daß ich einen Wagen nehme?"

„Sie scherzen unstreitig?"

„Nun, der Weg wird mich vielleicht etwas ausrecken."

„Sie werden sich einen Empfangschein über diese Summe ausstellen lassen."

„Das bedarf weiter keiner Worte, aber zunächst müssen Sie mir die Anweisung geben."

„Habe ich sie Ihnen denn noch nicht eingehändigt?"

„Nein, denn Sie haben sie wieder eingesteckt."

„O, das geschah aus Zerstreuung."

Der Notar entschließt sich endlich, die Anweisung seinem Schreiber zu überreichen, wobei er ihm unaufhörlich anempfiehlt, sich unterwegs nicht aufzuhalten und jede Begegnung zu vermeiden. Der kleine Bucklige steckt die Anweisung fest in seine Tasche, holt seinen Hut, hüllt sich in seinen Ueberzieher, bindet die Schuhriemen fest und verläßt das Geschäft, indem er sagt:

„Wieder ein unangenehmer Gang! Aber übermorgen trete ich meine kleine Lustfahrt an, und dann, Kutscher, vorwärts nach Deutschland! Ich werde Kirschwasser trinken und Sauerkraut essen. O, das entzückende Sauerkraut! Ich bete es an, zumal ich es noch nie gekostet habe."

4. Kapitel.

Unvorhergesehenes Ereignis.

Der kleine Bucklige verließ Paris, als Gustav von Saint=Mandé fortritt. Taquinet langt auf dem Landgute des Generals an, der bei seinem Anblicke ruft:

„Ei sieh, da ist ja der kleine Bucklige!"

„Bucklig! Ich schmeichle mir wirklich, General, es nicht halb zu sein. Ich habe eine Vorliebe für Buckel, namentlich für das, was man einen schönen Buckel nennen kann."

„Was mir daran gefällt, das ist, daß du die Sache nicht schwer nimmst, du machst kein Hehl daraus."

„Hehl aus meinem Auswuchse machen, General! Ganz im Gegentheil. Weshalb soll man nicht aus all seinen Vorzügen Gewinn ziehen? Sie halten das für Scherz, aber Sie wissen gar nicht, wie viele freundliche Blicke und Lächeln mir mein Buckel eingebracht hat. Erblickt eine Frau meine Rückseite, so verdoppelt sie ihren Schritt, um meine Figur zu sehen. Wahrhaftig, Herkules Taquinet, das kann dir nur schmeichelhaft sein."

„Wie hast du gesagt: Herkules Taquinet?"

„Das sind meine Namen."

„Wie, alter Freund, du nennst dich auch Herkules?"

„Es ist mein Taufname, ich habe ihn von meinem Pathen erhalten. Ich weiß wohl, daß er besser daran gethan hätte, mich Dromedar zu nennen. Er hat mich nun aber einmal Herkules genannt, und ich muß seinen Willen ehren. Ich habe gegen diesen theuren Pathen nur allzu viele Verbindlichkeiten! Ein einziges Mal habe ich ihn gesehen. Ich zählte ungefähr sechs Jahre, als man mich zu ihm schickte, um ihm meine Ehrfurcht zu erweisen. Ich bin dessen stets eingedenk. Man führte mich zu ihm hinein und sagte: „Das ist Ihr Pathe, der kleine Herkules Taquinet!" Da blickte er mich mit spöttischer Miene an und rief: „Vorwärts, vorwärts, Herkules!" Sie werden es begreiflich finden, daß ich sehr verlegen war, da ich nicht wußte, ob ich vorwärts oder rückwärts hinein gehen sollte ... Meiner Treu, vor Angst begann ich ihm die Zunge zu zeigen. Augenblicklich jagte er mich hinaus, nachdem er mir ein Dutzend Hiebe versetzt hatte. Das ist alles, was ich von ihm erhalten habe! Nun einerlei, es bleibt doch etwas Angenehmes, einen Pathen zu besitzen."

Der General lachte herzlich über Taquinets Erzählung. Darauf sagte er zu ihm: „Nun, wo ist denn Herr Moulinard? Hat ihm Gustav nicht gesagt, daß wir seiner bedürfen?"

„Herr Gustav ... Ihr Adjutant?"

„Gewiß, hat er Sie nicht geholt?“

„Ich weiß nicht, ob er schon bei dem Principal gewesen ist; aber als ich fortging, war er noch nicht angekommen.“

„Was hat Sie denn hierher geführt?“

„Die Absicht, Ihnen diese Anweisung über dreimalhunderttausend Francs auf die Staatsschuldentilgungskasse zu überbringen ... den Kaufpreis für Ihre Güter.“

„Ah, sehr gut! ... ich weiß.“

„Sie brauchen mir nicht einmal selbst über die Anweisung eine Quittung auszustellen; wir sorgen stets dafür, unsere Clienten dieser Mühe zu überheben ... um so mehr, weil wir seit der Revolution, die so viele Leute bereicherte, nicht viel haben, die schreiben können.“

„Sagst du das etwa in Bezug auf mich, Schuft?“

„Gerade umgekehrt, General, da ich Sie bitten muß, mir persönlich einen Empfangschein über diese Summe auszustellen.“

Der General streicht seinen Bart, geht einige Male im Zimmer auf und ab und sagt zu dem kleinen Buckligen, der mit komischernster Miene dasitzt:

„Hier findest du Papier, Federn und alles was zum Schreiben nöthig ist. Setze selbst den Empfangschein auf, damit ich ihn nur zu unterschreiben brauche.“

„Ach, wie angenehm Ihnen das zu sein scheint, General ... Ich sehe, daß Sie auch kein großer Freund vom Schreiben sind.“

Kaum hat Herr Taquinet den Empfangsschein geschrieben, und der General ihn unterzeichnet, als Gustav in Begleitung des Notars nach Saint-Mandé zurückkommt. Wahrscheinlich hatte der kleine Bucklige den Weg nicht allzu eilig zurückgelegt, da ihm sein Principal so schnell auf dem Fuße folgte.

„Wie, schon der Patron!“ ruft Taquinet, „er scheint dicht hinter mir gewesen zu sein und mich nie aus den

Augen verloren zu haben ... Ei, nun begreife ich, er hatte mir ja dreimalhunderttausend Francs anvertraut."

„In der That," versetzte Moulinard lachend, „es hätte Ihnen leicht ein Unglück zustoßen können."

„Mir hätte zum Beispiel das Unglück widerfahren können die Füße in die Hand zu nehmen und nicht wiederzukommen."

„O nein, Herr Taquinet, eines derartigen Streiches halte ich Sie für unfähig."

„Bisweilen aber steigt doch, man weiß nicht wie, ein unliebsamer Gedanke in Einem auf ... es giebt so viele Spitzbuben in dieser Welt! ... Beruhigen Sie sich indessen, hier ist der Empfangschein des Generals. Ich werde mich jetzt in die Wirthschaftsstube begeben, es giebt hier vortrefflichen Wein! Es ist nicht wie zu Hause bei Ihnen und man zwingt Sie nicht, ihn für Ueberfluß zu halten."

Taquinet ist nach der Wirthschaftsstube hinabgegangen, um sich zu laben. Gustav und Adolphine sprechen von ihrer Liebe und von dem Glücke, welches ihnen die Zukunft verheißt. Die Exmarketenderin betrachtet das Pärchen, hört ihm zu und lächelt über seine reizenden Pläne. Der Notar ist im Zimmer mit dem General allein geblieben. Letzterer sagt:

„Es handelt sich, Papa Moulinard, um einen Heirathscontract ... Ich will die Zukunft meiner Tochter, meines einzigen Kindes, sicher stellen ... Ich bin ein Verschwender gewesen ... habe zu meiner Zeit viel Unheil angerichtet ... und die Thaler schnell dahinrollen lassen; auch besitze ich außer den dreimalhunderttausend Francs, die Sie mir so eben gesandt haben, nichts als meinen Sold und meinen Rang. Ist aber meine Tochter einmal verheirathet, so brauche ich für mich auch nicht so viel. Wir wollen das mit einander so ordnen, daß die Kleine für ihre Leckereien genug hat ... Die Frauen lieben die Süßigkeiten."

„Hätten Sie mir, General, Ihre dreimalhunderttausend Francs lassen wollen, so würde ich sie sehr vortheilhaft angelegt haben."

„Ach, jetzt gehört diese Summe mir nicht länger; ich beabsichtige sie meiner Tochter als Mitgift zu geben."

„Wie ... die ganze Summe?"

„Unstreitig, ja."

„Und wenn Ihnen nichts mehr bleibt ...?"

„Ich habe meinen Sold."

„Aber wenn Sie in Verlegenheit gerathen sollten?"

„Habe ich nicht mehr so viel, mir ein gutes Mittagsessen zu kochen, so werde ich meine Kinder bitten, bei ihnen speisen zu dürfen."

„Es würde weit besser sein, General, kämen sie zu Ihnen zu Tische."

„Papa Moulinard, Sie sind ein tüchtiger Notar; gestatten Sie aber, daß ich mir meine Küche nach meinem eigenen Behagen einrichte. Hat sich erst ein Gedanke bei mir festgesetzt, so kann ihn mir auch nichts wieder aus dem Kopfe bringen."

Der General wollte dem Notar eben seinen Willen dictiren, als ein Diener in das Zimmer tritt und sagt:

„Draußen steht ein Herr, der mit Ihnen zu sprechen wünscht, General."

„Ich habe keine Zeit."

„Ich habe ihm bereits gesagt, daß Sie Geschäfte hätten, aber er besteht auf seiner Bitte."

„Schicke ihn fort! Man verheirathet seine Tochter nicht alle Tage. Das ist doch wohl das Wenigste, daß man mich heute in Ruhe läßt."

Der Diener entfernt sich, kehrt aber bald zurück und flüstert seinem Herrn einige Worte ins Ohr. Der General scheint ganz erstaunt; darauf erwidert er:

„Das ist allerdings etwas Anderes ... wir wollen diesen Vogel anhören, aber ich ahne nicht, was er mir

vorzwitschern kann ... Ich gehe in mein Cabinet, führe ihn dorthin. Sie, Moulinard, erwarten mich hier; treffen Sie immer Ihre Vorbereitungen und schreiben Sie auf, was die Amtssprache einmal verlangt ... Ich hoffe, jenen Herrn bald abgefertigt zu haben, und daß Sie nicht allzu lange auf mich zu warten brauchen."

Der General begiebt sich in sein Cabinet, in welches Baptist bald einen bürgerlich gekleideten, aber ziemlich stattlichen Herrn führt. Ohne große Förmlichkeit und Höflichkeit fragt derselbe den Hausherrn:

„Sind Sie der General Desparville?"

„Meines Bedünkens müssen Sie es wissen, da der Polizeiminister Sie geschickt hat. Aber ich gestehe Ihnen, daß ich nicht begreife, welche Gemeinschaft zwischen uns bestehen sollte."

„Sie haben den Major Dorbecourt gekannt?"

„Ja, er ist ein schlechter Kopf, aber ein guter Teufel, ... gegen den ersten Consul hat er eine Abneigung gefaßt, und ich habe ihm hundertmal gesagt, daß er Unrecht hätte."

„Er hat mehr gethan: er ist in eine eben entdeckte Verschwörung verwickelt, welche auf nichts weniger als auf den Sturz des ersten Consuls ausging."

„Darüber bin ich gar nicht verwundert! In seinem Oberstübchen war es immer nicht richtig. Aber was geht das mich an?"

„Hier ist ein Brief, den man im Hause des Majors bei Durchsuchung seiner Papiere fand. Kennen Sie ihn, General?"

„Natürlich, er ist von mir ... Er ist sehr leicht zu erkennen, denn ich glaube, daß ich in meinem ganzen Leben nicht mehr als drei geschrieben habe. Und außerdem kann man meine Schrift schon von Weitem lesen ... Ich schreibe gern groß, das läßt sich leichter lesen."

„Dieser Brief, den Sie an den Major Dorbecourt richteten, macht Sie äußerst verdächtig, General!"

„Dieser Wisch macht mich verdächtig? ... Welche Ungehörigkeit ist denn darin enthalten?"

„Lesen Sie selbst."

Der General ergreift den Brief und liest:

„Mein lieber Dorbecourt, verfügen Sie über mich, ich bin ein treuer Freund ... Sie brauchen mir nur ein Wort zu sagen, und ich schicke Ihnen Munition. Ich drücke Ihnen von Herzen die Hand."

Nachdem der General ihn gelesen hat, blickt er den Polizeiagenten an und sagt:

„Ich sehe nicht, daß darin etwas vorkäme, was auch nur eine Fliege tödten könnte ... Der Major war unglücklich, er hatte den Dienst verlassen, ich bot ihm Geld an, das verstand ich unter Munition ... Sie schütteln den Kopf ... Bomben und Granaten, glauben Sie mir etwa nicht?"

„General, mir steht das Urtheil über Sie nicht zu."

„Aber Dorbecourt muß mir zuerst Gerechtigkeit haben widerfahren lassen; er weiß wohl, daß ich seine Ansichten nie getheilt habe."

„Der Major ist nicht mehr, er hat in dem Gefängnisse seinem Leben ein Ende gemacht."

„Er hat sich getödtet! armer Dorbecourt! ... Zum Teufel, das macht mir Kummer."

„Und Sie, General, habe ich Befehl zu verhaften und augenblicklich in das Schloß Vincennes abzuführen."

„Mich verhaften! ... Wie! ... Sollte es möglich sein! Um eines Briefes, eines unglückseligen Fetzen Papieres willen! ... Hatte ich nun nicht Recht zu sagen, daß das Schreiben eine Erfindung des Teufels ist! ... Hat es nicht im Alterthume einen Schuft gegeben, der da sagt: Zwei Worte, die jemand geschrieben hat, geben immer ein Mittel

an die Hand, ihn zum Hängen zu verurtheilen? Ich glaube, ein alter Römer hat das gesagt."

„Haben Sie nun die Güte, Ihre Vorbereitungen zu treffen, General!"

„Gewähren Sie mir wenigstens einen Tag Aufschub ... ich wollte gerade meine Tochter verheirathen."

„Ich darf Ihnen nur zehn Minuten gewähren, so lauten die mir ertheilten Befehle."

„Zum Teufel, man nimmt die Sache ernst, wie ich sehe. Doch das thut nichts, mein Herr; ich weiß, was ein Befehl zu besagen hat, und werde gehorchen. Gestatten Sie mir, in mein Zimmer zurückzukehren, um mit meinem Notar Rücksprache zu nehmen. O, Sie werden mich dabei nicht aus den Augen verlieren können."

Moulinard war, mit den Vorbereitungen zum Contracte beschäftigt, im Zimmer geblieben. Der General tritt mit aufgeregter Miene zu ihm heran und flüstert ihm zu:

„Es handelt sich nicht mehr um eine Heirath, mein lieber Moulinard, ein ungeahnter Schlag hat mich so eben getroffen ... Ich habe die Dummheit gehabt, einen Brief zu schreiben ... er ist nicht lang, enthält aber genug, um mich zu verdächtigen. Kurz, man kommt, um mich zu verhaften ... Ich glaube gern, daß sich meine Unschuld herausstellen wird ... aber jedenfalls muß man gegen jedes Ereignis gewaffnet sein. Nehmen Sie die dreimalhunderttausend Francs wieder an sich. Sie sind das Vermögen meiner Tochter ... legen Sie sie an, bewahren Sie sie ihr ... O, ich kenne Ihre Redlichkeit ... und wenn mir ein Unglück zustoßen sollte, so wird diese arme Kleine wenigstens nicht ohne Hilfsmittel sein."

Moulinard reißt seine Augen eben so weit auf wie seine Ohren, aber er beeifert sich, die Anweisung, die ihm der General hinhält, anzunehmen, indem er stammelt:

„Wie ist es nur möglich ... ich kann mich gar nicht fassen ... Wünschen Sie einen Empfangsschein, General?"

„Nein, es lohnt nicht der Mühe ... Weshalb zwischen Ehrenmännern? Aber Sie werden über meine Tochter wachen, werden Sie, wenn sich meine Gefangenschaft verlängern sollte, in Ihren Schutz nehmen.“

„Ach, General! ... meine Ergebenheit ... mein Eifer ... meine Ehre ...“

Der Notar wußte nicht mehr, was er sagte; die Ankunft der Brautleute und der Witwe Bloquet enthebt ihn der Mühe, seine Rede zu vollenden. Ueber die lange Abwesenheit ihres Vaters erstaunt, kam Adolphine, um sich nach dem Besuche zu erkundigen, der den General so lange von denen, deren Glück er zu begründen im Begriffe stand, fern halten konnte.

Als der General seine Tochter gewahrte, fühlte er, wie er erbleichte, das Herz stockt ihm einen Augenblick; aber bald rafft er seinen Muth wieder zusammen, geht auf sie zu, drückt sie in seine Arme und sagt:

„Meine theure Adolphine, wir können in diesem Augenblicke den Contract nicht unterzeichnen. Ein wichtiges Geschäft ruft mich nach Paris ... Ich muß jenen Herrn dort begleiten.“

Der Polizeiagent stand in einer Zimmerecke und verlor den General nicht aus den Augen.

„Wie, mein Vater, Sie wollen uns jetzt verlassen?“ ruft Adolphine.

Gustav, der die Blässe und geheime Verlegenheit dessen, den er nun bald seinen Vater nennen sollte, bemerkt hat, sagt sogleich zu ihm:

„Werden Sie mir nicht gestatten, General, Sie zu begleiten? Sie könnten meiner bedürfen, um einige Befehle zu ertheilen.“

Der General blickt den Agenten an, und als ihm dieser ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe macht, erwidert er:

„In der That, Gustav ... es ist möglich, daß mir deine Gegenwart nöthig ist ... komme mit mir, ich gebe dir die Erlaubnis dazu.“

„Ja," sagte die Witwe Bloquet, „verlasse deinen General nicht ... wir werden dann ruhiger sein."

„Wohlan denn, meine Tochter, umarme mich ... und fasse dich in Geduld ... Kreuzdonnerwetter, es ist nur eine vorübergehende Wolke! Wie heißt es doch gleich im Liede: Nach des Sturmes Sausen bricht die Sonne durch."

Der General drückt seine Tochter in seine Arme und reist dann schnell mit Gustav ab, der sein Liebchen, so lange er es noch sehen kann, unverwandt anblickt.

Die beiden Frauen bleiben traurig und allein in dem Landhause. Moulinard hat eilig Abschied genommen. Er ist mit Taquinet aufgebrochen, der seine Zeit in der Wirthschaftsstube wacker angewendet hat. Sei es nun, daß ihm der Wein oder seine bevorstehende Reise zu Kopfe gestiegen ist, jedenfalls hat er noch eine erregtere Miene als sein Principal, dem er auf dem ganzen Wege wiederholt:

„Es ist doch ein ausgezeichneter Client, der General, nicht wahr, Principal? ... Nur ein Dutzend wie er, und Sie würden fast eben so sehr an Ausdehnung gewinnen, wie ich in diesem Augenblicke ... Ich habe zwei Buckel ... auf Ehrenwort, ich habe zwei, gerade wie Policinelle! — Ei, der Tausend, ich habe gegessen, wie ich es bei Ihnen noch nie fertig bekommen habe."

Der Notar läßt seinen Schreiber reden, er antwortet ihm gar nicht, denn er scheint ungemein in Gedanken versunken.

5. Kapitel.

Der Weg von Saint-Mandé nach Paris.

Der Notar und sein Schreiber kehrten von Saint-Mandé zu Fuß zurück. Ihr müßt nun freilich eingedenk sein, daß zu der Zeit, in welcher die Ereignisse unserer

Geschichte stattfanden, die Omnibusse, diese für unsere Beine so gute und für die Schuster so unheilvolle Erfindung, in Paris und ihrem Weichbilde noch nicht bekannt waren, und man sich nicht dem Vergnügen hingeben konnte, mit Hilfe anschließender Linien ungefähr zwei Meilen für sechs Sous zurückzulegen.

Dafür leuchteten aber die Thorwagen im hellsten Glanze, die Thorwagen, welche durch diese Menge von Locomotiven und Eisenbahnen, die die Entfernung völlig illusorisch machten, noch nicht entthront waren. Die Thorwagen waren in Vincennes und in Saint-Mandé wie in der ganzen Umgebung von Paris in voller Thätigkeit, und mußte man auch ein wenig mehr als sechs Sous geben, um zu Wagen nach der Hauptstadt zurückzukehren, so war der Preis doch nicht so hoch, daß ein Notar nicht seinem Schreiber durch die Lösung eines Billets hätte eine Aufmerksamkeit erzeigen können.

Gleichwohl hatte Herr Moulinard nicht einmal einen Blick auf die auf dem Platze versammelten Fuhrwerke geworfen und war für das Geschrei der Kutscher taub gewesen. Letztere gingen damals nicht selten so weit, daß sie die bescheiden Vorübergehenden ergriffen, mit starker Faust in die Höhe hoben und mit dem Kopfe voran auf eine Bank ihres Fuhrwerks warfen, während sie ihnen drei Viertelstunden lang wiederholten:

„Paris, Paris, Paris, wir fahren nach Paris!"

„Paris, Paris, Paris! Nur noch ein einziges Kaninchen, und wir sind vollzählig."

Taquinet, der schon von seiner Wanderung nach Saint-Mandé ermüdet war, hatte gehofft, daß ihn sein Principal in einem Thorwagen würde zurückkehren lassen. In einem Augenblicke des Unmuths war der kleine Bucklige, da er bemerkte, daß der Notar geflissentlich an jedem Wagen vorüberging, ohne den Kutschern auch nur auf ihre Anpreisungen zu antworten, absichtlich unter eine Menge

Conducteure gerathen, hatte sich ergreifen und von ihnen fortschleppen lassen. Der eine hielt ihn am Arme, der andere am Rockkragen, ein dritter hatte unter seinen Buckel gegriffen, und Taquinet ließ sich fortziehen, indem er aus vollem Halse schrie:

„Herr Moulinard ... gehen Sie doch nicht so schnell ... Diese Leute sind fähig, mich in einen ihrer Wagen zu werfen ... Sie wollen mich nicht loslassen ... Sie wollen uns alle beide für vierundzwanzig Sous zurückfahren; das ist nicht theuer ... Hören Sie doch nur einen Augenblick auf ihr Anerbieten ... Ich kann mich nicht aus ihren Händen losreißen."

Aber der Notar hörte nicht und ging eiligen Schrittes weiter, ohne auch nur den Kopf nach seinem Schreiber umzuwenden. Da mußte Taquinet denn endlich, wollte er nicht zwölf Sous für das Geschäft opfern, von den Kutschern seine Freiheit wieder erbitten und sich dazu entschließen, dem Notar zu folgen. Wüthend aber auf Herrn Moulinard fluchte und brummte er den ganzen Weg entlang, und Worte wie Knicker, Filz und Geizhals kamen so laut über seine Lippen, daß sie seinem Principale hätten zu Ohren kommen müssen, wenn diesen nicht die Gedanken an die dreimalhunderttausend Francs des Generals völlig in Anspruch genommen hätten.

Die kostbare Anweisung auf die Staatsschuldentilgungskasse, wohl verwahrt in einer kleinen, alten, ledernen Brieftasche, deren ursprüngliche Farbe man nicht mehr ahnen konnte, war von dem Notar in seine linke Hosentasche gesteckt worden; denn damals trug man schon wieder Beinkleider, was für Leute, die wohlgeformte Beine hatten, im höchsten Grade unangenehm war. Aber zu größerer Sicherheit und ohne Zweifel auch aus Furcht, die heilspendende Brieftasche könnte ihm aus der Tasche fallen, so tief dieselbe auch war, ließ Herr Moulinard seine linke Hand keinen Augenblick aus dieser Tasche, in der

er den ihm anvertrauten Schatz beständig streichelte und liebevoll drückte.

Trotzdem mußten gar tiefe Gedanken den Geist des Notars beschäftigen, denn oft machte er mitten auf der Straße mit einer Bewegung des Schreckens plötzlich Halt. Seine an die Berührung der Brieftasche gewöhnte Hand fühlte sie wahrscheinlich nicht mehr. Dann blickte Herr Moulinard wild nach allen Seiten und rief:

„O mein Gott, sollte ich sie verloren haben?“

Nun betastete er sich mit seiner anderen Hand, und da seine Linke dadurch wieder in Bewegung gesetzt wurde, entdeckte er endlich, daß sie den Schatz noch immer hielt.

Dann kehrte auf das heuchlerische Gesicht dieses Herrn wieder der Ausdruck von Ruhe und Zufriedenheit zurück. Von neuem machte er sich auf den Weg und sagte leise vor sich hin:

„Dreimalhunderttausend Francs; . . . dreimalhunderttausend Francs . . . Und wir waren nur unser zwei, und er hat keinen Empfangsschein gewollt, und man hat ihn verhaftet, und man weiß nicht, was ihm begegnen kann . . . Der erste Consul läßt nicht mit sich scherzen . . . Wenn es ihn angeht, wird das Urtheil schnell gefällt . . . Hm! Dreimalhunderttausend Francs!“

Taquinet, der entschlossen war, seinem Herrn zu folgen, und vergeblich versucht hatte, ein Gespräch anzuknüpfen, beobachtete Moulinard aufmerksam und sagte zu sich selbst:

„Er ist höllisch in Gedanken versunken . . . er beachtet mich nicht mehr, als wenn ich ein Hund wäre. Das heißt, wäre ich ein Hund, würde er sich weit mehr mit mir beschäftigen; er würde Angst haben, mich zu verlieren . . . Ich rede mit ihm und bin überzeugt, daß er mich gar nicht hört. Ich wette, ich kann ihm Grobheiten sagen, und er kehrt sich nicht einmal um. Manchmal sollte man glauben, er sei geistesabwesend . . . und wie seine linke Hand seine Hosentasche durchwühlt . . . Nichts in der Welt könnte

ihn bewegen, sie herauszunehmen ... Ich muß ihn doch ein wenig zu zerstreuen suchen."

Und nachdem der kleine Bucklige zwei- oder dreimal gehustet und einige Sätze gemacht hatte, um in die Nähe des Notars zu kommen, sagte er, indem er sich bemühte, mit seinem Principale gleichen Schritt zu halten:

„Wissen Sie, Herr Moulinard, Sie gehen heute entsetzlich schnell. Wenn Sie nicht Milzstechen bekommen, müssen Sie offenbar gar keine Milz besitzen ... Sie wissen doch, daß es Leute giebt, die sich die Milz haben ausschneiden lassen? Ich habe mir nie erklären können, weshalb wir uns durch diesen Theil unseres Individuums Ungelegenheiten bereiten lassen. Ich weiß nicht, ob Sie bemerken, daß ich vollkommen hüpfen muß, um Ihnen zu folgen ... und wenn Sie mich von Saint-Mandé bis nach Paris unaufhörlich hüpfen lassen, so wird dies eine höchst ermüdende Leibesbewegung werden ... Ich weiß allerdings, daß dies meiner Verdauung förderlich sein wird ... und dazu habe ich meine Kauwerkzeuge in einer Weise angestrengt, die, wenn man die Ehre hat, in Ihrem Geschäft zu leben, geradezu ungewöhnlich genannt werden muß ... Ach, ich kann nicht mehr ... auf Ehre ... Wenn Sie nicht langsamer gehen, vermag ich Ihnen nicht zu folgen."

Der Notar geht immer gleich schnell weiter, ohne dem kleinen Buckligen auch nur ein einziges Wort zu erwidern. Taquinet bleibt einen Augenblick stehen, um Athem zu schöpfen. Als er sich wieder in Bewegung setzen will, um Moulinard einzuholen, ist dieser schon weit voraus. Im Begriff sich in Trab zu setzen, fängt Taquinet an zu überlegen und sagt zu sich selbst:

„Ich bin doch wahrhaftig schrecklich dumm ... und dies nimmt mich wirklich Wunder, weil es sonst nicht meine Gewohnheit ist ... Weshalb soll ich mir bei dem Versuche, diesem hirschfüßigen Kerl nachzueilen, eine Lungenentzündung zuziehen? Er läuft, als ob eine ganze Koppel

Hunde hinter ihm her wäre, und ist nicht einmal gewillt, mir zu antworten. Es scheint ihm überdies ganz gleichgiltig zu sein, ob ich ihm folge ... Nun gut, da er es so haben will, wollen wir ihn gehen lassen ... nein, wir folgen ihm nicht ... Weshalb soll ich mir auch wohl Zwang auferlegen, da ich übermorgen nach Deutschland abreise ... Der Teufel hole Geschäft, Arbeit und Schreiberei ... Ich werde mir Luft und Freiheit verschaffen ... Ach, wie herrlich ist die Freiheit! ... namentlich wenn sie nicht herrscht, denn als sie herrschte, behandelte sie, weiß der Henker, ihre Unterthanen wie Neger ... Nein, ich rede von dieser echten Freiheit, der sich ein Ehrenmann erfreuen kann, von dieser Freiheit, die kein Blut vergießt, die nicht Mord, Diebstahl und Tempelschändung gebietet, die keine Richtstätte errichtet, keine Proscriptionslisten aufstellt und kluge Leute nicht zum Seufzen und die Unschuld nicht zum Zittern bringt."

„Doch weshalb drechsle ich erst noch lange Redensarten und lasse mich von der Ausführung meines Gedankens zurückhalten ... Moulinard läuft immer weiter, denn ich kann ihn schon nicht mehr sehen ... Glückliche Reise ... Ich will, meiner Treu, die Zeit noch auskaufen, die mir bleibt und ehe ich nach Deutschland reise, wo ich mir eine Frau zu suchen denke, die mich will ... Ich habe in der That Lust, von dieser Person hier Abschied zu nehmen, von dieser ..."

Hier wird der kleine Bucklige ernst, sogar traurig; ein schwerer Seufzer entwindet sich seiner Brust. Er zieht sein rothgestreiftes Schnupftuch aus der Tasche, schnäuzt sich wiederholentlich und sagt:

„Es wird mir schwer fallen, immer muß ich an dieses Weib denken! Die schönsten deutschen Mädchen, die schönsten Schüsseln Sauerkraut werden es mich nie vergessen lassen ... Es giebt Leute, die sich einbilden, ein gewölbter Rücken könne Einen gegen die Pfeile der Liebe unempfindlich

machen ... O, er ist keine Schutzwehr gegen sie, im Gegentheil! ... Man liebt nur um so stärker, wenn man ganz allein liebt. O Claquette! Du bist bei meinem Anblick sehr hart gewesen ... du hast nie Mitleid mit meinen Qualen gehabt! ... Es ist mir sogar so, als hättest du dich über mich lustig gemacht, und doch kann ich mich beim Andenken an dich des Zitterns nicht erwehren ... Mich überschleicht dann ein Gefühl, als wollte mein Herz sich von mir stehlen und zu deinen Reizen schlüpfen ... Abgemacht, ich gehe noch einmal zu ihr, um ihr Lebewohl zu sagen, um ihr mitzutheilen, daß ich nach Deutschland reise, um mich dort zu verheirathen ... Könnte das doch Wirkung auf diese göttliche Claquette machen ... Wer weiß? Die Frauen sind hauptsächlich launisch, und wenn sie sehen, daß man von ihnen nichts will, dann stachelt sie die Lust an, uns zu gewinnen ... Da bin ich ja schon im Faubourg Saint-Antoine! ... Diese angebetete Frau wohnt in der Rue Saint-Paul, das liegt mir nicht weit aus dem Wege ... Und selbst wenn es mir aus dem Wege läge, würde ich doch hingehen, möge Moulinard sagen was er will ... Aber er denkt gar nicht an mich, er ist mit dem Gegenstande in seiner Tasche viel zu beschäftigt ... Zum Teufel, was für ein kostbares Ding kann er nur in seiner Tasche haben?"

Von seiner Idee bezaubert und von dem Gedanken, den Gegenstand seiner Liebe in wenigen Augenblicken wiederzusehen, schon ganz erregt, verdoppelt Taquinet seine Schritte oder springt vielmehr die ganze Straße entlang, als müßte er unaufhörlich über Pfützen setzen. Auf dem Platze vor der Bastille angekommen, entschließt sich der kleine Bucklige, da seine Erregung fortwährend zunahm, und die Art, wie er den Faubourg Saint-Antoine hinabgeeilt war, zu seiner Beruhigung nicht beigetragen hatte, erst etwas zu sich zu nehmen, sich zu erfrischen und sich Muth zu machen.

Nach einiger Ueberlegung entscheidet sich Taquinet für ein Gläschen Coco, welches er mit einem Zuge hinunterstürzt.

Dies beweist uns, daß unter dem Consulate dieser gesegnete und wenig kostspielige Trank schon bekannt war. Wie viele Dinge sind seitdem spurlos verschwunden, aber der Coco ist geblieben.

---

6. Kapitel.

Taquinets Liebschaft.

Durch einen dunklen Gang, in dem eine Menge Fallthüren angebracht waren, gelangte man in ein ziemlich unschönes Haus der Rue Saint-Paul. Der Gang mündete bei einer Treppe, die in den Keller hinabführte. Es war dies eine früher sehr gewöhnliche Bauart, die aber den Architekten keineswegs zur Ehre gereichte, da sie die Personen, welche sich in den Gang hineinwagten, jeden Augenblick der Gefahr aussetzte, in den Keller hinabzustürzen, sobald die Fallthüre nicht geschlossen war, was jedes Mal geschehen mußte, sobald einer der Bewohner Wein heraufholte. In diesem Hause wohnte vier Treppen hoch über den beiden Entresols, die man beharrlich nicht als Stockwerke betrachtete, Fräulein Claquette Tortillon, sie, die den Schreiber des Herrn Moulinard bezaubert hatte.

Gleichwohl war Fräulein Claquette keineswegs ein Bild der Anmuth und der Liebenswürdigkeit; es war vielmehr ein dickes, großes und plumpes Mädchen. Was Busen und Hals anlangt, so war Claquette von der Natur damit reichlich ausgestattet. Ihre Haut war nicht weiß, ihr Mund war nicht klein, ihre Augen waren nicht groß, aber sie waren allerdings sehr schwarz und leuchteten wie die

Augen einer Maus. Ihre kühn aufgeworfene Nase war etwas schief und schien geneigt, sich die geringsten Worte wie die unbedeutendsten Gerüche anzueignen; schwarze, starre, fette und stets sehr schlecht gekämmte Haare sträubten sich über dieser originellen Person in die Höhe, die sich viele Leute häßlich zu finden erlaubten, der man häufiger jedoch ein drolliges Wesen zugestand, weil Fräulein Claquettes Gesicht in der That etwas Kühnes, Spöttisches und Ausgelassenes aussprach, was man so ungefähr erklären konnte.

Fräulein Tortillon hatte ihr fünftes Lustrum erreicht, befand sich also nicht mehr in der Jugendblüte; sie war noch Mädchen, ohne jedoch den Ruf eines Rosenmädchens zu besitzen, man hatte sich sogar erlaubt, ihre Tugend mit einigen Cancans zu belasten. Die Tugend einer Frau ist ein gar gebrechliches Ding; ein einziger Hauch soll sie zum Welken bringen können, und auf Fräulein Claquettes Tugend scheint man tüchtig gehaucht zu haben.

In geschäftlicher Beziehung war diese interessante Persönlichkeit Hosenfabrikantin. Sie arbeitete für den Bürger, aber häufiger für das Militär, denn da dieses zu jener Zeit keinen Augenblick zur Ruhe kam, mußte es seine Pantalons natürlich schneller abnutzen als die Bürger. Wahrscheinlich aus diesem Grunde begegnete man bei der dicken Claquette häufig den Uniformen aller Regimenter aus allen Heerhaufen. Der Unterofficier wie der bescheidene Trommler kam, um sich von Fräulein Claquette Hosen anmessen und flicken zu lassen, sollte sie doch namentlich im Annähen von Knöpfen, selbst an den gewagtesten Stellen Ausgezeichnetes leisten.

Ihr werdet mich nun fragen, was einen Schreiber genöthigt haben konnte, von den Talenten der Hosenfabrikantin Gebrauch zu machen. Ich beeile mich, euch zu antworten, daß der Zufall diesen Bund geschlossen hatte. Wie ihr wißt, stellt der Zufall oft höchst seltsame Dinge an.

Unter dem Consulate wie später unter dem Kaiserreiche standen den Bewohnern von Paris, die noch nicht allen Geschmack am Grün verloren hatten und nicht wie heute das Straßenpflaster dem Rasen vorzogen, eine Menge Gärten offen, in denen Festlichkeiten stattfanden.

Damals veranstaltete Tivoli, das erste, das große, das elegante Tivoli, welches in der Rue Saint-Lazare und in der Rue de Clichy lag, wöchentlich wenigstens zwei Feste. Ferner war der Garten Marboeuf geöffnet, der hauptsächlich um des prächtigen Feuerwerks willen großen Zulauf hatte. Auch Frascati stand damals in seinem vollen Glanze. Die für die junge Welt bestimmten Räumlichkeiten zogen die Fremden und die Glücklichen dieser Welt herbei; sein Eis fesselte die Feinschmecker, und seine Lauben gefielen den Damen und den Verliebten.

In Paphos, welches an der Ecke der Rue du Temple und des Boulevard lag, traf Taquinet mit Fräulein Claquette zusammen.

Paphos war einer der kleinsten und bescheidensten Gärten der damaligen Zeit; von den vornehmen Klassen war er nicht besucht, bildete aber einen Anziehungspunkt für die Grisetten. Wegen der geringen Räumlichkeit wurde daselbst zwar kein Feuerwerk abgebrannt, aber man tanzte dort sehr billig, und was einen Hauptreiz bildete, es gab dort viele dunkle und nie beleuchtete Lauben.

Da Taquinet einige Thaler gespart hatte, sich belustigen wollte und vor Vergnügen brannte, eine mehr oder weniger anständige Bekanntschaft zu machen, war er an jenem Abende nach Paphos gegangen. Dort sah er dem Tanze zu und nahm die Grisetten gerade wie ein Mann von fünf Fuß sechs Zoll Größe, wenn nicht noch besser, in Augenschein.

Bald hatte sich Taquinet wie geblendet und bezaubert gefühlt; er hatte Fräulein Claquette bemerkt, die mit der ganzen Hingabe einer Hosenfabrikantin tanzte. In jener

Zeit kannte man den Cancan allerdings nicht, aber wahrscheinlicherweise ersetzte man ihn durch etwas Anderes. Die Frauen haben zu allen Zeiten ihrem Tanze einen Ausdruck zu verleihen gewußt, der die Gefühle, von denen sie belebt sind, zu erkennen und den Männern zu verstehen giebt, in welche Klasse sie gereiht werden müssen.

Taquinet vermochte sich kaum zu fassen; er folgte allen Bewegungen Fräulein Tortillons, er hielt sich nicht mehr auf dem Platze, seine Füße tänzelten auf dem Sande, es kam ihm vor, als ob sich seine ganze Person ballonartig ausdehnte.

Nach dem Contretanze war der Walzer an die Reihe gekommen, der Walzer mit all seinen Verführungskünsten, seiner begeisternden Glut, seiner wollüstigen Hingabe, seinem hinreißenden Rhythmus. Man war damals noch nicht auf den Einfall gerathen, den Walzer gegen den Tact zu tanzen. Dieser Einfall hat nur in einem sehr unmusikalischen Kopfe entstehen können. Aber damals hielt man sich genau an den Tact und walzte nur um so besser.

Die dicke Claquette ruhte in den Armen, auf der Schulter und der ganzen Person ihres Tänzers so fest und innig, daß man eine sehr gute Meinung von seiner Kraft gewinnen mußte. Dieser brach sich mit ihr gewaltsam durch die Menge Bahn; nichts vermochte das dahinwirbelnde Paar aufzuhalten, und wehe denen, die sie nicht gesehen hatten und auf ihrem Platze geblieben waren; heftig wurden sie zur Seite gestoßen und oft zu Boden geworfen.

Am Anfange des Walzers hatte Fräulein Claquette ein kleines Tuch, welches um ihre Schultern geschlungen war, verloren, ein wenig später war ihr die Haube entführt worden, darauf hatte sich der Kamm gelöst und war der Haube gefolgt, so daß die Haare bei der Bewegung des Tanzes tactmäßig hin und her wogten und bald das Gesicht des dicken Mädchens bedeckten, bald ihren Tänzer blendeten; endlich war auch ein Strumpfband aufgegangen,

und der Strumpf auf die Ferse der Tänzerin hinabgesunken. Nichts von dem allen hatte das unerschrockene Paar aufgehalten, und wer weiß, was Fräulein Claquette noch alles verloren und in welchem Zustande sie den Walzer beendet hätte, wäre das Orchester nicht plötzlich verstummt.

Taquinet war Zeuge von dem allen gewesen. Unaufhörlich war er hinter den Tänzern hergelaufen, von dem einen Faustschläge und von einem andern Fußtritte empfangend, aber nichts hatte ihn aufgehalten, denn er konnte nicht müde werden, Fräulein Claquette walzen zu sehen, und noch mehr, er sammelte sorgfältig alles, was sie im wirbelnden Tanze verlor.

Sobald der Walzer beendet war, hatte sich Fräulein Claquette Tortillon mit drei Freundinnen niedergelassen, um ein Gläschen Bier zu trinken und einige Bretzeln zu essen. Sie war nicht wenig erstaunt, als sie plötzlich sah, wie ein kleiner Buckliger vor ihr stehen blieb und sich bis auf die Erde verneigte, zu welchem Zwecke er sich freilich nicht allzu tief zu bücken brauchte. Mit freundlichem Lächeln sagte er:

„Gestatten Sie mir, mein Fräulein, Ihnen verschiedene Gegenstände wiederzubringen, die Sie so eben beim Walzen verloren haben und die ich so glücklich gewesen bin, an mich zu nehmen.“

Anstatt nun dem, der ihr diesen freundlichen Dienst erwies, zunächst zu danken, brach die junge Hosenfabrikantin, die Taquinet betrachtet und ihren spöttischen Blick über seine ganze Person hatte gleiten lassen, in ein sehr unhöfliches Gelächter aus, in welches auch ihre drei Gefährtinnen, lustige Grisetten, einstimmten.

Aber der Geist des kleinen Buckligen hatte keine Mängel wie sein Körper; überdies war er sterblich verliebt, und man verzeiht der Person, die uns gefällt, alles oder wenigstens fast alles. Die schlimmsten Grobheiten, mit denen sie uns überhäuft, scheinen uns bisweilen geistreiche Worte

zu sein, was den Beweis liefert, daß uns die Liebe eben so taub wie blind macht. Dieser kleine Gott beschenkt uns mit vielen Schwachheiten.

Anstatt sich also zu ärgern, fängt Taquinet an mit den Damen zusammen zu lachen und sagt:

„Sie finden mich spaßhaft, ist es nicht so? Ich wette, daß mein Anblick Sie zum Lachen gereizt hat . . . Auf Ehre, ich thue das nie anders . . . Ich führe die Fröhlichkeit immer mit mir, hinten auf meinem Rücken; es ist ein Gepäck, das mich nie verläßt, das mir überall hin folgt, und das ist sehr schmeichelhaft, ohne daß es so scheint . . . das heißt, obgleich es so scheint . . . ha, ha, ha, ha! . . . Die Damen, die jungen Mädchen zum Lachen zu bringen, ist etwas überaus Feines . . . Und würde man mir — Sie können es glauben, wenn Sie wollen — hunderttausend Francs für meinen Buckel bieten, so würde ich ihn nicht hingeben . . . nein, meine Damen, ich fühle, daß es mir unmöglich wäre, mich von ihm zu trennen."

Diese Sprache setzte dem Lachen der Damen ein Ende; man macht sich über jemanden, der sich selbst zum Gegenstande des Gelächters hinstellt, nicht länger lustig.

Claquette nahm alles, was ihr Taquinet hinhielt, an und sagte:

„Wie, das alles hatte ich verloren!"

„Ja, mein Fräulein; hatten Sie es denn nicht bemerkt?"

„Nur von der Haube wußte ich es, von allem übrigen aber nicht. Ich hatte Lust sie im Ballsaale zu suchen, allein diese Damen sagten: Zu welchem Zwecke; sie ist doch zertreten und nicht mehr aufsetzbar."

„Man hat nichts zertreten, mein Fräulein, ich bin so glücklich gewesen, jeden Gegenstand in dem Augenblicke, da er Ihnen entfiel, aufzuheben."

„Walzten Sie denn neben mir?"

„Nein, ich walzte nicht, aber ich folgte Ihnen mit den

Blicken und selbst mit den Füßen ... Sie besitzen außerordentlich viel Anmuth ... Sie walzen so schön, so leicht."

„Finden Sie das? Mein Tänzer hat es mir nicht gesagt, dieses Trampelthier ... Er behauptet, ich sei schwerfällig, und als wir aufgehört hatten, sagte er: Gott, was für ein Fleischklumpen, mich wird der Schlag noch rühren. Demnach muß ich mich federleicht gedreht haben ... eine Haube, ein Tuch, ein Kamm ..."

„Und ein Strumpfband," sagte Taquinet, indem er unter dem Rocke diesen Gegenstand hervorzog, den er mit einem vor Sehnsucht funkelnden Blicke ansah.

„Wie! auch ein Strumpfband ... es ist wirklich wahr, ich fühle jetzt auch, daß mir ein Strumpf bis auf die Knöchel hinabgerutscht ist, und in dem Feuer des Walzens hatte ich es gar nicht bemerkt ... Ach, man ist dann immer so erhitzt ... Sehen Sie, wenn ich walze, könnte man mir ein Klystier geben, und ich würde es nicht merken."

„Ich glaube," sagte eine ihrer Freundinnen, „daß es eben so schwierig sein würde, es dir beizubringen, als es zu merken."

„Man müßte einmal eines Abends unter Freundinnen und bei einem Gläschen Cider einen Versuch anstellen."

„Nun, so geben Sie mir denn, mein hübsches Männchen, dieses Strumpfband, das Sie betrachten, als ob es ein echter Edelstein wäre."

„Ach, mein Fräulein, ich schaue es wirklich mit Liebesblicken an ... denn es ist sehr glücklich, dieses Strumpfband ... Wenn ich an das denke, woran es sich schmiegt, das es umspannt, das ..."

„O, sehen Sie nur, meine Damen, wohin sich dieser Herr versteigt! Mein Gott, es umschließt mein Bein, und das ist alles."

„Und ist Ihr Bein nicht genug! ... O du seliges Strumpfband! ... Hat es über oder unter dem Knie seine Stelle?"

„Ueber demselben, wenn Sie es gütigst erlauben wollen . . So knüpfen es zum Beispiel nur die Lappländerinnen unterhalb des Knies um.“

„Oberhalb des Knies ... Ach, das verdreifacht noch seinen Werth ... Und wenn Sie mir gestatteten, es selbst wieder umzuknüpfen ...“

„Ist es nun endlich genug, Biribi! ... Was haben Sie denn für Ideen, mein Herr!“

„Ich habe noch eine ganze Menge andere, mein Fräulein. Erlauben Sie mir Ihnen zunächst zu sagen, daß es, wenn man vom Walzen kommt und sich dabei so erhitzt, wie Sie es so eben gethan haben, höchst unklug ist, Bier zu trinken ... Punsch ist Ihnen nöthig.“

„Das würde mir allerdings sehr angenehm sein ... wir lieben ihn außerordentlich. Nicht wahr, meine Damen?“

„Sicherlich ... Und wenn uns der Herr einige Gläser anbietet, wollen wir so freundlich sein, sie anzunehmen.“

„Sie kommen meinen Wünschen zuvor, meine Damen ... Punsch, Kellner ... hierher, eine ganze Bowle Rumpunsch, und daß er ja kochend ist!“

Die jungen Mädchen blicken sich mit erstaunten Mienen an, aber man beeifert sich Taquinet einen Platz einzuräumen. Er setzt sich neben Claquette und sagt:

„Wie glücklich bin ich, auf vierzehn Damen zu fallen ... Was sagen Sie dazu, mein Fräulein? ... Ich hoffe, daß ich günstige Aussicht habe.“

„Vierzehn!“ sagte eines der Mädchen, indem es seine hervorstehenden, dummen Augen weit aufriß. „Sie irren sich, mein Herr, wir sind nur vier.“

„Ich sehe, daß Fräulein nicht Piquet spielt,“ sagte Taquinet lachend.

„Nein, nein Herr, ich spiele nur Schwarzer Peter.“

„Ich hätte es vermuthen sollen.“

„Aber ich habe Sie verstanden,“ sagte ein anderes Mädchen. „Gott sei Dank, ich kenne die Karten; bei meiner

Mutter, die Portierfrau ist, spielt man den ganzen Tag Piquet ... bisweilen sogar die ganze Nacht. Es ist eine Leidenschaft meiner Eltern ... Ihre Loge ist der Sammelplatz aller Spielerinnen des ganzen Stadtviertels; man kommt selbst von ganz weit her, um zu spielen. Man spielt, bis der Briefträger am nächsten Morgen die Briefe bringt."

Die Ankunft des Punsches unterbricht die junge Dame im besten Schwatzen. Taquinet füllt die Gläser der Grisetten, und diese stürzen den glühenden Punsch hinunter, als wenn es nur Zuckerwasser wäre. Der kleine Bucklige will nichts vernachlässigen, um sich bei Claquette in Gunst zu setzen; er bestellt Biscuit und Maccaronen; er treibt förmliche Verschwendung und hat es mit Personen zu thun, die ohne Umstände zulangen.

Aber während Taquinet seiner Claquette Punsch einschenkt, hat er ein Gespräch mit ihr angeknüpft. Er kennt bald den Namen, den Stand und die Adresse des jungen Mädchens und hat es schon um Erlaubnis gebeten ihm eine Hose bringen zu dürfen, deren Boden einer Ausbesserung dringend bedarf. Diese Erlaubnis ist ihm ohne die geringste Schwierigkeit gewährt worden, und der kleine Bucklige schwimmt in einem Ocean von Wonne, während die Fräulein sich voll Maccaronen stopfen und mit Punsch überschwemmen.

Bald vernimmt man vom Orchester her die ersten Tacte eines Walzers.

„Ich habe große Lust, ihn auszusetzen," sagt Claquette, indem sie den Tisch verläßt ... „Ich glaube, ich könnte mich ewig drehen ... In diesem Punsche steckt eine wahre Zauberkraft."

„Ach, Fräulein," ruft Taquinet, indem er hinter der dicken Hosenfabrikantin herläuft, „Gnade, gestatten Sie mir, mit Ihnen zu walzen."

„Wie! verstehen Sie denn zu walzen?" erwidert Cla-

quette und mißt den kleinen Buckligen verwundert mit den Augen.

„Ich habe es noch nicht versucht, aber ich bin sicher, daß es gehen wird; ich fühle die glücklichsten Anlagen in mir."

„Nehmen Sie sich in Acht, ich tanze gern schnell."

„Es soll wie der Wind bei mir gehen."

„Ich ruhe mich nie."

„Ich werde es eben so machen wie Sie."

„Und wenn Sie schwindlig werden?"

„So werde ich mich nur um so schneller drehen."

„Sie wollen es, gut."

„Ich flehe Sie darum an."

„Wohlan, so kommen Sie!"

Claquette nnd Taquinet begeben sich nach dem Tanzkreise hin. Das Orchester spielt. Die Hosenfabrikantin legt ihre beiden Arme um ihren Tänzer, und zwar gerade um den Hals des Schreibers, und dazu hat er sich noch gewaltig ausrecken müssen. Auf diese Weise verschwindet Taquinets Nase und ganzes Gesicht zwischen den Busenschleifen seiner Tänzerin, während sich seine beiden Hände nicht um die Schultern, wohl aber um zwei andere, sehr hervorragende Stützpunkte seiner Tänzerin schlingen, die man aber beim Walzen sonst nicht zu drücken pflegt.

Dies alles war dem kleinen Buckligen durchaus nicht unangenehm, kam aber den Personen, die ihn walzen sahen, ziemlich unanständig vor.

Taquinet schenkte dem Gemurmel, das sich überall, wo er vorüberkam, erhob, keine Beachtung; er hielt es für den Ausdruck der Bewunderung, denn er tanzte mit einer Verwegenheit, die ihn selbst in Erstaunen setzte. Dank dem genossenen Punsche hielt Claquette ihren Tänzer am Kopfe leidlich aufrecht, so daß er ihr wenigstens nicht entschlüpfen konnte.

Aber plötzlich hält ein Gendarm — damals gab es

noch Gendarmen — das walzende Paar an und sagt barsch zu Taquinet:

„Werden Sie nun bald aufhören, das Mädchen in dieser Weise zu halten? Sie erlauben sich eine höchst sonderbare Tanzart."

„Wie denn, Gendarm? Was ist denn los? ... Tanzen wir etwa nicht wie alle Welt?"

„Nein, mein Herr ... Sie drücken ihre Nase an des Mädchens Busen; es sieht aus, als ob Sie beim Walzen lutschen wollten ... Das darf nicht sein."

„Aber, Gendarm, wohin zum Teufel, soll ich meine Nase denn stecken? ... Ich kann dem Fräulein beim Tanzen doch nicht den Rücken zukehren ... es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht größer bin."

„Das geht mich nichts an ... und dann legen Sie Ihre Hände auch nicht auf die Schultern Ihrer Tänzerin, sondern weit tiefer hinab ... es wird noch immer besser."

„Aber ich bin nicht groß genug, um dem Fräulein bis an die Schultern zu reichen ... ich muß die Dame an etwas Anderem halten."

„Wenn man wie Sie gebaut ist, wählt man eine kleine Tänzerin."

„Besten Dank für Ihren guten Rath, aber ich schwärme nur für schöne Damen. Lassen Sie mich, mein bester Gendarm, doch die Vorzüge meines Wuchses ausnützen!"

„Nein, Sie heben Ihren Kopf höher und halten das Mädchen an den Schultern, oder ich verbiete Ihnen zu walzen."

„Aber, Herr des Himmels, es ist mir unmöglich ... es müßte das Fräulein sich denn bücken wollen ... Das ist ja reine Thierquälerei, eine wahre Willkürherrschaft ... Einem Mann das Tanzen zu verbieten, weil er nicht fünf Fuß ist! ... Hat man nur deshalb die Bastille zerstört, so lohnte es sich nicht der Mühe!"

Während der kleine Bucklige sich mit dem Gendarm

herumstreitet, hat Claquette Tortillon die Aufforderung eines anderen Tänzers angenommen und tanzt schon weit weg, als der Gendarm Taquinet lachend darauf aufmerksam macht, daß seine Tänzerin nicht auf ihn gewartet und jedem Streite ein Ende gemacht hat.

Der kleine Notar ist wüthend; er sieht sich wieder gezwungen, hinter dem Gegenstande, der so verführerisch auf ihn wirkt, herzulaufen; aber diesmal läßt Claquette nichts fallen.

Nach dem Walzer läßt Taquinet den Grisetten abermals Erfrischungen reichen, und da endlich die Stunde des Aufbruchs geschlagen hat und es zu regnen beginnt, so bietet er ihnen eine Droschke an, die dankbar angenommen wird. Aber diese vier jungen Damen hatten sich alle einer sehr anmuthigen Wohlbeleibtheit zu erfreuen; als sie in der Droschke sitzen und Taquinet Miene macht, zu ihnen hineinzusteigen, sagt Claquette deshalb:

„Aber wo wollen Sie sich denn hinsetzen? Es ist ja kein Platz mehr."

„Ach, mein Fräulein, wenn Sie nur ein wenig zusammenrücken wollten ... ich bin ja nicht allzu dick."

„O, wir sind außer Stande, noch mehr zusammenzurücken; wir ersticken jetzt schon."

„Dann will ich mich zu Ihren Füßen niederlegen."

„Was fällt Ihnen ein! ... Das können wir nicht zugeben ... wir würden Sie treten."

„Das ist mir einerlei."

„Nein, nein, ... Sie würden unsere Knöchel sehen."

„Ihr Anblick wird mich entzücken."

„Aber wir wollen sie Ihnen nicht zeigen und wollen Sie auch zwischen uns vieren nicht allerlei Gefahren aussetzen ... Sie wissen ja, wenn der Wind aus allen vier Himmelsrichtungen weht ..."

„Aber zum Henker, meine Fräulein, ich muß doch irgend wo bleiben!"

„Steigen Sie hinten auf; Sie werden sich dort sehr wohl befinden.“

„Hinten auf ... und dort soll ich mich wohl befinden! ... Es regnet ja aber wie mit Kannen.“

„Aber was thut das, wenn man im Wagen fährt?“

„Das thut viel, wenn man hinten aufstehen muß ... Da Sie aber freilich keinen Platz für mich haben ...“

Und der arme Taquinet hatte sich in sein Schicksal gefügt. Eine neue Weise seine Eroberung heimzuführen, die schwerlich viele Nachahmer finden wird.

Selbstverständlich hatte der kleine Bucklige am Ende dieses denkwürdigen Abends bei Fräulein Claquette Tortillon freundliche Aufnahme gefunden.

Aber trotz seiner Bemühung ihr zu gefallen, trotz der kleinen Geschenke, die er ihr machte, und aller Entbehrungen, die er sich auferlegte, um bei der dicken Hosenfabrikantin den Galanten zu spielen, war Taquinet nie besser behandelt worden als an jenem Abende, an welchem er Claquette in der Droschke heimgeführt hatte.

Die Grisette nahm seine Geschenke an und lachte ihm dann ins Gesicht; stieß er schwere Seufzer aus, machte sie sich über ihn lustig; sprach er von seiner Liebe, so schnitt sie ihm Gesichter und gab ihm den Rath, sich, um seine Glut zu kühlen, in eine Pfütze zu setzen.

Eines Tages hatte der kleine Bucklige jedoch das junge Mädchen sehr traurig und mit verweinten Augen gefunden. Als er nach dem Grunde gefragt, hatte Claquette schluchzend geantwortet:

„Ach, mein Vetter ist ausgehoben und muß ausmarschiren, weil er keinen Ersatzmann zu stellen vermag.“

„Und darüber sind Sie trostlos?“

„Ach ja!“

„Und wenn sich nun jemand fände, der für Ihren Vetter einträte, würden Sie diesen jemand dann lieben?“

„Ich würde ihn anbeten!“

„Trocknen Sie dann Ihre Thränen; Ihr Vetter wird nicht ausmarschiren.“

„Wie?“

„Ich betheuere Ihnen, daß er nicht ausmarschiren wird.“

Sobald Taquinet Claquette verlassen hatte, war er in seinem Liebeswahnsinn auf die Mairie geeilt und hatte sich erboten, für den jungen Vetter der Hosenfabrikantin als Ersatzmann einzutreten. Aber man war so unhöflich gewesen, dem kleinen Buckligen ins Gesicht zu lachen und ihn vor die Thür zu werfen. So hatte denn der Vetter des jungen Mädchens abmarschiren müssen, und als Taquinet es wiedersah, hatte Claquette ihm ebenfalls wüthend die Thür verschlossen und zu ihm gesagt:

„Sie sind ein Lügner; Sie hatten mir betheuert, mein Vetter sollte nicht ausmarschiren; aber Sie haben mich hintergangen, ich mag Sie nicht mehr sehen.“

Vergeblich hatte ihr Taquinet zugerufen:

„Es ist nicht meine Schuld ... Man hat mich nicht annehmen wollen, nicht einmal unter den Trommlern ... Man verbietet mir, meinem Vaterlande zu dienen ... es ist eine Schmach ... Dazu lohnte es auch die Bastille zu zerstören.“

Claquette hatte nichts hören wollen, und Taquinet war unter heißen Thränen nach seinem Geschäft zurückgekehrt.

Mehrere Jahre waren seit diesen Ereignissen verflossen, als Taquinet bei seiner Heimkehr von Saint-Mandé die Sehnsucht ergriffen hatte, der Hosenfabrikantin vor seiner Abreise nach dem Lande des Sauerkrauts Lebewohl zu sagen.

7. Kapitel.

Heilmittel der Liebe.

Mit der Zeit hatte sich Claquette Tortillon über den Ausmarsch ihres Vetters getröstet ... Die Frauen trösten sich immer, die Männer ebenfalls, und sie haben beiderseits vollkommen Recht.

Ueberdies war Beständigkeit nicht die Haupttugend der Hosenfabrikantin. Nach dem Vetter, den sie so heiß liebte, hatte sie einen Dragoner angebetet, darauf einen Cürassier, dann einen Lancier, dann wieder einen Husar, endlich einen Grenadier, selbstverständlich von einigen kleinen Liebeleien mit Bürgerlichen abgesehen, die nicht gerechnet wurden; nur über Soldaten führte Claquette Buch.

Der Tag war schon ziemlich vorgeschritten, und das dicke Mädchen schälte gerade Kartoffeln für ihr Mittagbrot, als sich die Zimmerthür halb öffnete und eine kreischende, scharfe Stimme hineinrief:

„Darf man eintreten, ohne zu stören?"

Der Ton dieser Stimme fällt der Grisette auf, die ohne sich von ihren Kartoffeln zu erheben, erwidert:

„Natürlich darf man eintreten ... Aber um Himmelswillen ist es denn möglich? ... Wie, Sie sind es, Herr Taquinet?"

Der kleine Bucklige kommt ganz bewegt näher und begrüßt die Hosenfabrikantin.

„Ja, mein Fräulein, ich bin es ... Sie erwarteten mich wohl nicht, wie?"

„Meiner Treu, nein! Wie lange hat man von Ihnen doch nichts vernommen! Ich hielt sie für todt und wenigstens begraben."

„Wenigstens begraben, Sie Böse? ... Was hätte mir denn noch Böseres widerfahren sollen?"

„Was weiß ich."

„Nein, mein Fräulein, ich bin nicht todt ... es geht mir wie einem Engel ... Nach Ihnen brauche ich mich nicht erst zu erkundigen ... Sie sind stets hübsch, entzückend, hinreißend, verführerisch ... Sie sind stärker geworden."

„Ich will nicht hoffen! ... Sagen Sie mir nicht solche Dinge, Sie würden mich sonst in Verzweiflung stürzen ... Ich habe eine entsetzliche Angst, dick zu werden."

„Nein, nein, ich täuschte mich ... Sie sind im Gegentheile auffallend mager geworden ... Sie sind weit schlanker."

„Schmeichler! ... Was ist denn aus Ihnen in dieser langen Reihe von Jahren geworden?"

„O mein Gott, schöne Claquette, ich habe nach wie vor meîn altes Geschäft fortgesetzt, Papier zu verderben, Rollen zu schreiben ..."

„Wie, Sie schreiben Schauspielerrollen?"

„O nein, die Rollen, die ich schreibe, sind weniger angenehm."

„Und weshalb haben Sie mich diese ganze Zeit lang nicht besucht?"

Bei diesen Worten wird Taquinet roth wie ein Krebs — ein gekochter natürlich, denn die Krebse haben die Angewohnheit nicht eher roth zu werden. Er antwortet in einer Erregung, die in Ueberschwemmung überzugehen droht:

„Ach, mein Fräulein, wie können Sie mich nur fragen, da Sie mir selber den Stuhl vor die Thür gesetzt, mir selber verboten haben, mich je vor Ihren Augen blicken zu lassen?"

„So! ... Meinen Sie wirklich? ... Dergleichen sagt man nur im Zorne und nach einigen Wochen denkt man nicht mehr daran."

„Wie! ... Ist es denn wahr? ... Sie haben nichts mehr gegen mich?"

„Ich! Ich erinnere mich nicht einmal mehr, weshalb ich ärgerlich gewesen bin.“

„Um Ihres Vetters willen, für den ich als Ersatzmann eintreten wollte.“

„Ach richtig! ... Es wäre von Ihnen wahrhaftig sehr Unrecht gewesen, hätten Sie es gethan, denn er ist jetzt schon Officier, und die Uniform steht ihm prächtig. Sie hätte die Uniform dagegen schrecklich drücken müssen.“

Und Fräulein Tortillon bricht in lautes Gelächter aus. Taquinet richtet sich möglichst gerade in die Höhe und beeilt sich zu sagen:

„Ich komme, um Ihnen, schönes Hosenmädchen, Lebewohl zu sagen und Sie zu fragen, ob Sie mir vielleicht einige Aufträge nach Deutschland zu geben haben.“

„Wie, Sie reisen nach Deutschland?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Was wollen Sie denn da machen?“

„Ich werde mich daselbst wahrscheinlich verheirathen.“

Das dicke Mädchen überfliegt noch einmal ein spöttisches Lächeln.

„Haben die deutschen Mädchen Sie schon gewählt oder wollen sie Sie auf gutes Glück nehmen? Sind sie nicht sehr anspruchslos, so werden sie, offen herausgesagt, in Ihnen einen sehr drolligen Anbeter kennen lernen.“

Taquinet bemüht sich ebenfalls zu lachen und versetzt:

„Mein Fräulein, die deutschen Mädchen haben unter den Franzosen genug wohlgestaltete und hübsche Burschen gesehen. Man schickt mich zu ihnen, damit einmal eine Abwechselung stattfindet. Die Buckligen sollen dort selten sein. Wer weiß? Ich kann daselbst vielleicht viele Eroberungen machen ... Was aber mich persönlich angeht, so glaube ich nicht, daß man mein Herz gewinnen kann ... Sie haben mich zu wählerisch gemacht, schöne Tortillon.“

„Sie lieben mich also noch immer?“

„Leider, leider, ja!“

„Wie, ist Ihre Liebe noch immer nicht verflogen?"

„Im Gegentheil, sie lodert immer höher auf."

„Und dennoch wollen Sie sich in Deutschland verheirathen, kleines Ungeheuer?"

Die schmeichelhafte Bezeichnung „kleines Ungeheuer" versetzt Taquinet in Wuth. Er läuft und springt im Zimmer auf und ab und wirft dabei schließlich den Topf um, in welchem sich die Kartoffeln befinden.

„Sie richten schöne Dinge an," sagt Claquette, „Sie bringen mich um mein Mittagsbrot."

„Wie? Kartoffeln sollen Ihr Mittagsbrot abgeben?"

„Ja, ich schwimme nicht im Fett ... Zu Trüffeln will es nicht hinreichen."

„Pfui, Kartoffeln! Die sind Ihres Palastes unwürdig."

„Ein schöner Palast, den ich habe, ... er sieht eher wie eine Giebelstube aus."

„Ich habe sagen wollen: Ihres Mundes unwürdig. Gestatten Sie mir, reizendes Hosenmädchen, eine Pastete herbeizuschaffen . . . eine geräucherte Zunge . . . Biscuit, Burgunder und gewähren Sie mir die Gnade, diese Mahlzeit mit Ihnen zu theilen."

„Ei, Sie wissen was gut schmeckt."

„Nehmen Sie also an?"

„Ich nehme alles an."

„Und wir werden zusammen speisen?"

„Was für eine Frage?"

„O, ich glaube, ich bin mindestens sechs Fuß groß ... Ich eile nach dem Essen."

„Und ich werde den Tisch decken."

Taquinet ist freudetrunken. Er denkt nicht mehr an seine Reise nach Deutschland. Ein Blick aus Claquettes Augen hat ihn alle seine Pläne vergessen lassen. Er denkt nur daran, daß er unter vier Augen mit ihr essen wird, vielleicht denkt er auch noch an manches andere. Nur so viel ist sicher, daß er eine sehr schöne Pastete, eine schöne

Zunge, allerlei Kuchen und eine Flasche Champagner einkauft und beladen wie ein Maulesel, aber verliebt wie ein Esel zur Frühlingszeit zu der Hosenfabrikantin zurückkehrt.

Der Tisch ist noch nicht gedeckt, aber Fräulein Claquette hatte sich mit ihrem Anzuge viel Mühe gegeben; sie hatte ein Tuch lose umgebunden, eine sehr herausfordernde Haube aufgesetzt und machte sich, als ihr Gast zurückkehrte, gerade ihr Haar. Taquinet fühlt sich geschmeichelt, daß sie sich um seinetwillen so putzt, denn er zweifelt nicht einen Augenblick daran, daß sie ihr Haar um seinetwillen in so schöne Locken legt.

„Weshalb brauchen Sie sich denn so zu putzen, reizende Claquette," sagt er. „Für dich ist nicht die Kunst erfunden, du hast sie nimmer nöthig."

„Ich glaube gar, Sie duzen mich!"

„Das ist ja ein bekannter Vers."

„Dann suchen Sie sich künftig einen andern Vers."

„Aber nun schnell decken!"

„Nur noch eine Minute, ich bin mit meinen Haaren noch nicht ganz in Ordnung."

Und die Hosenfabrikantin fuhr fort sich zu frisiren, während Taquinet zu sich selber sagte:

„Um meinetwillen ist sie so kokett! Sie will mir entschieden gefallen . . . Ich glaube, heute Abend werde ich verteufelt glücklich sein. Mit meiner Reise nach Deutschland ist es wohl vorbei."

Endlich tritt Claquette von ihrem Spiegel zurück. Sie deckt den Tisch, aber sehr langsam, ohne sich im geringsten zu beeilen. Es scheint, als ob sie Zeit gewinnen will. Endlich ist jedoch alles bereit, und Taquinet, der vor Hunger fast stirbt, führt seine Schöne zu Tische und will eben die Pastete anschneiden, als plötzlich heftig an die Thür geklopft wird.

„Ach, mein Gott, wenn er es wäre!" sagt Claquette und nimmt eine bestürzte Miene an.

„Wer denn?" fragt der kleine Bucklige unruhig.

„Wer anders als mein Mann."

„Wie, Sie haben jetzt einen Mann?"

„Nun, weshalb denn nicht?"

„O, und Sie hatten mir kein Wort davon gesagt, Sie Undankbare!"

„Ich hatte es ganz vergessen."

„Was betreibt er für ein Geschäft?"

„Er ist Dragoner."

„Himmel, ein Dragoner! Hätte ich dieses gewußt, würde ich Ihnen kein Mittagsbrot in Ihrer eigenen Wohnung angeboten haben."

„Er hatte eine Sendung nach einer weit entlegenen Gegend und sollte erst in zwei Tagen zurückkehren ... aber er klopft stärker ... O, mein Gott, wenn er Sie fände ... er ist furchtbar eifersüchtig und schrecklich böse. Er würde Sie im ersten Augenblick niederhauen."

„Ich habe keine Lust, mich niederhauen zu lassen."

„Dann müssen Sie sich verstecken."

„Ein angenehmes Vergnügen, wenn man sich gerade zu Tische gesetzt hat. Aber wohin soll ich mich verstecken?"

Claquette zeigt dem kleinen Buckligen ein Cabinet, welches an ihren Alkoven grenzt und ihr theils als Garderobe, theils als geheimes Gemach dient. Die Thüre hatte Glasscheiben, aber ein innerhalb angebrachter Vorhang von grüner Leinwand hinderte jeden Einblick in das Innere.

„Gehen Sie dort hinein und verhalten Sie sich still, bis ich Sie daraus befreien kann."

Taquinet bleibt an der Thür des dunklen Raumes stehen, aus dem ein seine Nase unangenehm berührender Duft strömt; er wagt sich nicht weiter, aber Claquette stößt ihn hinein, schließt die Thür hinter ihm und ruft ihm zu:

„Beeilen Sie sich doch, seien Sie namentlich mäuschenstill und machen Sie bei Leibe kein Geräusch, denn fände man Sie, so würden Sie niedergehauen ... mein

Mann ist ein Tiger, die Eifersucht macht ihn zum wilden Thiere."

Taquinet befindet sich demnach in einem Raume, dessen Bestimmung er geahnt zu haben fürchtet. Mit den Händen umhertastend, schreitet er weiter. Er stößt auf ein höchst nöthiges Geschirr, darauf auf einiges von Frauen benutztes Geräth, welches man nicht gern zu zeigen pflegt. Aber nicht ein Platz, nicht ein Stuhl, um sich hinsetzen zu können, und aus Angst, ein Geräusch zu machen, wagt Taquinet sich weder zu bewegen noch zu athmen. Aufgeregt sagt er zu sich selber:

„Verteufelt, sie ist also verheirathet ... und davon sagt sie mir keine Silbe ... und nimmt in aller Seelenruhe mein Essen an . . . Das ist in der That etwas stark ... Da scheint mir wieder ein Gatte in den Ketten des Vulkan zu schmachten . . . Jetzt ist er eingetreten, lauschen wir."

Der Ton eines lauten Kusses giebt zu erkennen, daß der vorgebliche Gatte begonnen hat, von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Das Klappern der Schüsseln und Teller, das Zusammenklirren der Gläser entlockt Taquinet einen tiefen Seufzer. Er sagt zu sich selber:

„Sie speisen, sie essen, was ich zusammengeschleppt habe ... Sie machen kein Federlesen ... sie sind rastlos hinterher! O meine Pastete! o meine geräucherte Zunge, ihr geht den Weg alles Fleisches ... Ich höre sie lachen ... es scheint ein sehr lustiger Gatte zu sein ... Wieder Küsse ... er ist also in seine Frau gewaltig verliebt ... Ist es aber auch wirklich ihr Mann, der da ist? ... O Claquette, wenn du mich getäuscht hättest! ... Ich glaube, sie sind jetzt beim Champagner! ... Sie werden alles aufzehren, und ich sterbe vor Hunger ... Wenn ich noch säße! ... Die Füße versagen mir fast den Dienst ... ich habe wahrhaftig Lust, mich rittlings auf dieses schöne Porzellangefäß zu setzen ... es ist ja übrigens dazu bestimmt."

Der kleine Bucklige kreuzt die Beine über das besagte Gefäß, während er zu sich selber sagt:

„So, nun wird es mir wohler zu Muthe werden; ich kann mich doch ausruhen und ebenfalls für einen Reitersmann halten.“

Aber bald macht ihm eine wohlthuende Frische, die er am Boden seiner Hose empfindet, fühlbar, daß er ein Bad nimmt, auf welches er sich nicht vorbereitet hatte. In der That war Fräulein Tortillons Töpfchen voller Wasser, die Dunkelheit des Gemaches hatte es ihm nicht zu bemerken erlaubt, und beim Niedersetzen hatte er diesen Theil seines Individuums in das eingetaucht, was er ein schönes Porzellangefäß nannte.

„Ach, du Hund,“ brummt Taquinet, indem er nach seiner Hose faßt, „sie ist ganz naß ... Eine schöne Annehmlichkeit! ... Es erfrischt mich ja allerdings, aber ich werde den Schnupfen bekommen ... Was nun in aller Welt anfangen? Ich kann doch unmöglich darin sitzen bleiben!“

Taquinet macht eine Bewegung, um sich aus seiner Lage zu befreien, stößt aber unglücklicherweise dabei mit dem Fuße einen Topf um. Sofort hört man den Dragoner heftig sagen:

„Was ist denn das, Claquette, ich höre ja Geräusch in diesem Cabinet. Hast du etwa einen Galan daselbst versteckt, mit dem du in meiner Abwesenheit Streiche treibst?“

„O nein, mein Freund,“ versetzte die Hosenfabrikantin, indem sie alle ihre Kräfte zusammennahm, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen, „es ist mein Kätzchen, welches ich darin einsperrte, weil es nicht artig gewesen ist ... Es hat Schmutzereien unter meinem Bette gemacht und zur Strafe muß es da drinnen bei Wasser und Brot sitzen.“

„Dein Glück! Aber wenn sich deine Katze nicht ruhig

verhält, werde ich sie mir herausholen und ihr den Schwanz radical abschneiden."

Taquinet schaudert, er wagt kaum zu athmen, die Drohung des Dragoners läßt ihn völlig vergessen, mit welchem Theile er in das Wasser taucht; er wagt keinen Versuch mehr, seine Lage zu ändern.

Ein Geräusch, welches sich dicht neben dem Cabinette vernehmbar macht, läßt ihn erkennen, daß die beiden Eheleute im Begriff stehen, zusammen zu Bett zu gehen.

„Teufel, der Dragoner legt sich früh zu Bett," sagt Taquinet bei sich selbst, „er ist offenbar ermüdet. Desto besser, er wird dann bald einschlafen, und ich kann mich endlich retten ... Ein schönes Liebesabenteuer, an das ich lange denken werde."

Man hatte sich inzwischen niedergelegt, aber man schlief keineswegs, und Taquinet fuhr fort, zwischen den Zähnen zu wettern und zu fluchen.

„Was für ein Herkules ist doch dieser Dragoner und ich hielt ihn für müde . . . zum Teufel auch . . . Wird denn das so bis zum Morgen dauern! ... Ich habe wirklich ein beneidenswerthes Glück ... Und meine Hose muß doch auch erst trocknen ... ich möchte einmal hier neben ihnen husten . . . in Gesellschaft ist es doch immer sehr angenehm!"

Man begann sich endlich im Bette ruhiger zu verhalten, und der kleine Bucklige schmeichelte sich schon bald erlöst zu werden, als sich an der Thür plötzlich eine kräftige Stimme, mit etwas fremdartigem Ausdrucke vernehmen ließ.

„Ich bin es, Fräulein Claquette, ... öffnen Sie gefälligst augenblicklich, ich habe ein großes Loch in meinen Pantalons ... Oeffnen Sie also, Fräulein Claquette ... ich weiß wohl, daß Sie da sind ... Himmelkreuzdonnerwetter, ich verlange, daß Sie mir sofort meine Hosen flicken, denn ich kann mit einem so unanständigen Loche nicht ausgehen."

Während der Belagerer der Thür diese Worte ausstieß, hatte sich im Alkoven eine große Bewegung vollzogen. Der Dragoner hatte sich unter die Bettdecke verkrochen, indem er brummte:

„Es ist dieser schafköpfige Tirmann ... ich hatte ihm zugeschworen, nie mehr zu dir zu kommen ... Als Strafe wollte ich ihm so viele Austern bezahlen, als er nur essen kann ... und er ist ein Freßsack, der im Stande ist, fort und fort zu essen."

„Wenn ich ihm nun nicht öffnete?"

„O, ich kenne ihn; er würde vor der Thüre die ganze Nacht auf Wache stehen ... er vermuthet wahrscheinlich, daß ich hier bin."

„Dann verstecke dich!"

„Ja, ich werde mich in dieses dunkle Cabinet am Fuße deines Bettes verkriechen ... Suche dich so bald wie möglich von Tirmann zu befreien, setze einen einfachen Fleck auf seine Hose ... Was hast du denn nur zu lachen?"

„Nichts, nichts ... verstecke dich nur ... aber ja recht vorsichtig, denn ich habe in meinem kleinen Cabinet viele Dinge ... Du wirst mir doch nichts zerbrechen?"

Taquinet, der diese Unterhaltung angehört hatte, fühlt, wie sich ihm die Haare auf dem Kopfe vor Schrecken in die Höhe sträuben. Er sieht sich von der treulosen Claquette, deren Dragoner nie ihr Mann gewesen ist, hintergangen. Einen Augenblick hat er Lust, rücksichtslos aus seinem Asyle hervorzustürzen und sie nach Verdienst zu behandeln. Allein er erwägt, daß der Dragoner die Partei seiner Schönen ergreifen wird; er besorgt immer niedergemetzelt zu werden und beschränkt sich deshalb darauf, von seinem feuchten Sitze aufzustehen und sich in den Hintergrund des Cabinets zurückzuziehen, wo er sich hinter alten Kleidungsstücken versteckt. Kaum ist er dort in Sicherheit, als schon der Dragoner in das Cabinet eintritt,

dessen Thüre er hinter sich schließt, immer von neuem auf seinen Kameraden Tirmann schimpfend und fluchend.

Mittlerweile ist dieser eingetreten. Sofort entspinnt sich ein Gespräch zwischen Herrn Tirmann und der Hosenflickerin, die sich in Folge dessen genöthigt sieht, Nadel und Zwirn hervorzuholen und sich seiner Pantalons anzunehmen, wobei er unaufhörlich wiederholt:

„Lassen Sie sich nur Zeit, Fräulein Claquette ... Sie müssen sehr fest nähen ... ich nutze auf meinem Pferde teufelmäßig viel Zeug ab ... Lassen Sie sich nur Zeit ... ich habe es nicht so eilig ... ich befinde mich bei Ihnen ganz wohl ... Soll ich meine Hose abziehen, damit Sie sie besser flicken können?"

„Nein, nein, es ist nicht nöthig ... ich kann sie auch auf Ihrem Körper ganz gut zusammennähen."

„Ach, mein Gott, Sie stechen mich ja!"

„Weil Sie sich zu viel bewegen ... Halten Sie sich ruhig, und ich werde Sie nicht stechen."

„Tausend Teufel, wie niedlich sind Sie doch, Fräulein Claquette! Lassen Sie mich Sie ein wenig umarmen."

„Unterstehen Sie sich nicht, oder ich steche Sie."

„Ich hoffe, daß mein Kamerad, der Dragoner, nicht mehr zu Ihnen kommen wird."

„Gut, gut! Aber bewegen Sie sich doch nicht so viel!"

„Wenn er noch käme, würde er seine Wette verlieren und mir so viel Austern bezahlen müssen, als ich zu mir nehmen kann."

„Können Sie viele Dutzend davon essen?"

„Ach, mein Fräulein, ich rechne nicht nach Dutzenden, sondern immer gleich nach Hunderten! ... Ich bin im Stande, einige Fäßchen zu leeren."

„Zum Teufel, was für ein Fresser! ... Ach, da ist mir so eben der Faden zerrissen!"

„O weh, das wird lange dauern!" brummt der im Cabinet versteckte Dragoner ... „Nun gut, in diesem Falle

werde ich meine Zeit auch gut anwenden ... Ich hatte gerade starke Leibschmerzen ... ich habe so viel Pastete gegessen, aber hier muß ich sie wieder loswerden können."

Und siehe der Soldat tastet um sich her und bekommt jenes Gefäß unter die Hand, auf welchem Taquinet rittlings gesessen hatte, und da er es für ein anderes, zu noch weniger edelem Zwecke bestimmtes hält, erlaubt er sich es zu benutzen, während der kleine Bucklige einige Schritte zurückweicht und verzweifeln möchte.

„Der Teufel soll mich holen," sagt er zu sich selbst, „wenn ich je wieder auf Liebesabenteuer hierher komme ... Es ist wahrhaft entsetzlich ... nun habe ich Liebe genug genossen ... ich muß wunderbar duften, wenn ich von hier fortgehe!"

Nach Verlauf einer halben Stunde war Tirmann endlich mit geflickter Hose fortgegangen; darauf hatte der Dragoner seinen Schlupfwinkel verlassen und sich wieder an die Seite seiner Claquette gelegt; dann hatte zuletzt auch die Stunde geschlagen, in welcher der kleine Bucklige Cabinet, Zimmer und Haus verlassen konnte, was er auch, ohne nach Weiterem zu fragen, gethan hatte, indem er sich selber gelobte, sich nie wieder in den Netzen des Fräulein Claquette Tortillon fangen zu lassen.

---

8. Kapitel.

Taquinets neues Mißgeschick.

Noch ganz aufgeregt über die ihm zugestoßenen Ereignisse war Taquinet in seine bescheidene Dachkammer zurückgekehrt. Es war nachts zwei Uhr, als er von Fräulein Claquette Tortillon hatte aufbrechen können. Noch nie hatte sich der unglückselige Schreiber so spät auf den Straßen befunden.

Was aber seinen Zorn noch vermehrte, war der Umstand, daß er nicht zu Mittag gegessen hatte. Nachdem er für die Bewirthung der treulosen Hosenflickerin viel Geld verschwendet, hatte der kleine Bucklige ansehen oder vielmehr anhören müssen, wie sich ein Anderer mit den Leckerbissen, an denen auch er sich zu erlaben gehofft hatte, vollstopfte. Er starb fast vor Hunger, und dieses unangenehme Gefühl war vielleicht das bitterste von allen, denn der übrigen konnte er Herr werden; aber sein Magen, der jeden Augenblick lauter schrie, ließ ihm keine Ruhe, keinen Frieden.

Taquinet schlief in einer kleinen Bodenkammer in der sechsten Etage des von dem Notar Moulinard bewohnten Hauses. Da er jedoch stets sehr früh nach der Schreibstube hinabging, fand er den Schlüssel an einem zwischen ihm und seinem Principale, der sich nicht eben so früh wie sein Schreiber erhob, verabredeten Orte vor.

Vermittelst dieses Schlüssels gelangte man in ein Vorzimmer und von diesem aus in die sogenannte Schreibstube. Sein eigenes Cabinet pflegte der Notar stets doppelt zu verschließen, und die Thüre zu demselben öffnete sich nur, wenn Herr Moulinard selbst nach seinem Cabinet hinabging.

In seiner Bodenkammer, zu der eine Art Leiter hinaufführte, angelangt und von seiner nächtlichen Wanderung noch ganz erschöpft — unruhig darüber, sich so spät auf den Straßen zu sehen, hatte Taquinet den ganzen Weg in vollem Laufe zurückgelegt — hatte sich der unglückliche Schreiber ganz erschöpft auf sein Strohlager geworfen. Aber nach einiger Zeit richtet er sich in die Höhe und sagt:

„Aber zum Henker, ich werde noch vor Hunger sterben. Es ist ein leidiger Trost, wenn man sagt: Wer schläft, ißt — es ist nicht wahr! Ich behaupte, daß es gar nicht wahr sein kann, und der Beweis liegt darin, daß es mir völlig unmöglich ist einzuschlafen, bevor ich etwas unter

die Zähne bekommen habe ... Ich habe einen herrlichen Tag verlebt! ... Und das alles kostet mir nur elf Francs zwölf Sous! ... Ein Genuß für einen Mann, der sich sechszehn Jahre alle mögliche Entbehrungen auferlegt hat, um zu sparen! Wenn es so fortgeht, wird es mit meinen Ersparnissen bald zu Ende sein! ... O die Weiber, die Weiber! ... Der Mann, der da einst gesagt, daß in dem Teufel nicht so viel Bosheit steckt wie in ihnen, hat vollkommen Recht ... Bosheit ist noch viel zu wenig gesagt ... Ich glaube, Tertullian hat es gesagt. Cato hat auch gesagt, Weisheit und Verstand wären mit einer Weiberseele unvereinbar. Origenes nennt das Weib den Schlüssel zur Sünde, die Mutter des Verbrechens und die Uebertreterin des ersten Gebotes. Der heilige Bernhard geht noch weiter, er nennt das Weib das organum diaboli. Juvenal behauptet, für niemanden habe die Rache so großen Reiz wie für das Weib! ... Und viele andere große Männer des Alterthums haben über diese Hälfte des menschlichen Geschlechtes, die man noch immer das schöne Geschlecht nennt, noch weit schlimmere Dinge gesagt ... Ich weiß nicht, weshalb man die Frauenzimmer so nennt, denn es ist ein gräuliches Gemisch! ... Das alles hätte mich klug machen sollen ... Da ich meine Pappenheimer kenne, bin ich doch zu albern, daß ich mich wie ein Neger habe hinter das Licht führen lassen! La Fontaine hat ebenfalls gesagt:

> O Liebe, Liebe, hast du uns ergriffen,
> Dann sage nur der Klugheit Lebewohl!

und mich hatte sie gewaltig ergriffen ... O zum Teufel, wie schrecklich mich hungert! ... Ich glaube, ich könnte Leder anknabbern ... Und nichts da ... auch nicht eine Nußschaale! ... Ei, da kommt mir ein Gedanke! ... Wahrhaftig ja, das geht! ... Das Hausmädchen, welches die Schreibstube ausfegt, setzt mir mein Frühstück immer in das Büffet im Vorzimmer und bringt es sehr häufig

schon den Abend vorher ... Wenn ich in dem Büffet einmal nachsähe? ... Weshalb nicht? ... Ich weiß, wo der Schlüssel zur Schreibstube hängt ... alles schläft im Hause ... ich will hinabgehen ... Potztausend, wie friert es mich hinten! In Folge des Bades, welches ich unfreiwillig genommen habe, trieft der Boden meiner unglückseligen Hose noch vor Nässe ... Ich fühle mich höchst unwohl ... es kitzelt mich schon an der Kehle ... Ich hätte große Lust mir die Hose auszuziehen ... ich befürchte nur leider, daß ich keine andere habe. Man muß mir jedoch morgen meine neuen Pantalons bringen, die ich mir für die Reise nach Deutschland bestellt habe. Wenn man sich verheirathen will, muß man doch mindestens neue Pantalons haben ... Ich rede vom Verheirathen und finde in Deutschland vielleicht ebenfalls Unholdinnen nach dem Muster des Fräuleins Claquette Tortillon ... O Himmel, wenn ich das wüßte! ... Es hilft nichts, ich ziehe die Hose aus ... es ist höchst ungesund, so edele Theile beständig der Nässe auszusetzen. Ich werde mich in mein kleines Kamisol einhüllen, das mir als Schlafrock dient ... es reicht mir allerdings nur bis an die Knie, mein kleines Staubhemd ... allein in dieser Stunde bin ich sicher, niemandem auf der Treppe zu begegnen ... folglich verstoße ich nicht gegen die Vorschriften des Anstandes und der Sittlichkeit ... Die Bäckerjungen gegenüber verstoßen übrigens gegen sie noch ganz anders. Diese Schlingel gehen den ganzen Tag in Hemde und Weste umher ... in sehr groben Hemden freilich, aber die Luft kann doch immer durchdringen ... Soll ich denn meine Hose nie herunter bekommen ... sie schließt so eng wie Leder an ... die Haut thut mir ordentlich weh ... nun, Gott sei Dank, endlich ist sie aus! ... Jetzt schnell mein Kamisol angezogen ... ich werde mich recht hineinhüllen ... das wird gehen ... man sieht nichts ... es reicht fast bis zu den Strumpfbändern hinab ... das ist recht ... man sieht wirklich nichts."

Als Taquinet seine Toilette beendet hat, nimmt er die kleine Laterne, mit der er alle Abende nach seiner Bodenkammer hinaufsteigt und wagt sich die Treppe hinab, indem er das untere Ende seines enganschließenden Kamisols in seiner Linken hält. Leise flüstert er:

„Es hat den Anschein, als ginge ich auf ein galantes Abenteuer aus! ... Auf Ehre, es sieht dem sehr ähnlich; aber Gott Lob! dergleichen Wege gehe ich nicht mehr ... Jetzt könnte man mir die höchste Seligkeit bei der hübschesten Frau von allen vier Welttheilen anbieten, und ich würde dafür danken. Hat man zwei Stunden lang in kaltem Wasser gesessen, dann fällt das Liebesthermometer gewaltig ... Ich höre nichts ... desto besser ... Um keines Weibes willen möchte ich mich am hellen, lichten Tage so wie jetzt herauswagen ... es ist vielleicht eine Dummheit ... aber ich bin einmal sehr züchtig ... O, wenn ich im Büffet nur etwas zu essen finde!“

Taquinet befand sich gerade auf dem Treppenabsatze im dritten Stockwerke, wo der Notar wohnte, als er plötzlich das Geräusch eines sich im Schlosse drehenden Schlüssels vernimmt. Augenblicklich steigt der kleine Bucklige wieder schnell einige Stufen in die Höhe und bläst seine Laterne aus Furcht, daß sie ihn verrathen könne, aus. Schweigend bleibt er stehen und sagt bei sich selbst:

„Wer zum Teufel kann denn mitten in der Nacht ausgehen! ... Sollte es etwa mein Principal sein?“

Es war nicht der Notar, der seine Thür öffnete; aber Herrn Moulinard gegenüber wohnte in derselben Etage ein Handelsagent, Namens Fourmi.

9. Kapitel.

Herrn Fourmis Häuslichkeit.

Dieser Herr Fourmi war ein Mann von fünfzig Jahren, munter, frisch, wohlgestaltet, dessen Augen lebhaft um sich schauten und der noch einen festen, jugendlich kräftigen Gang hatte. Auf seine Frau, die in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren stand, war er sehr eifersüchtig, sollte sich aber gleichwohl viele Treulosigkeiten gegen sie haben zu Schulden kommen lassen. Die Chronik des Stadtviertels klagte ihn sogar an, seiner Magd, einer dicken Dirne aus der Picardie mit rothen Armen und noch rötheren Backen, den Hof zu machen; kurz, dieser Herr Fourmi, der in dem Rufe eines Bruders Liederlich stand, war in der Nachbarschaft nicht beliebt; er galt für einen Wucherer und Pfandleiher, und man sagte ihm schließlich mehr Böses als Gutes nach, was übrigens der gewöhnliche Maßstab der Welt ist.

Herr Fourmi also kommt aus seiner Thür; er hat ein Licht und steigt hastig einige Stufen hinab, indem er sagt:

„Ich hatte es ja gleich gesagt, daß ich keine dicken Bohnen mehr essen wollte ... Es ist unerträglich! ... Jedesmal spielt sie mir solchen Streich! ... aber diese dickköpfige Katharine liebt sie augenscheinlich ... und sie bereitet sie zu, ohne mich erst um Erlaubnis zu fragen ... sie soll es mir bezahlen ... sie soll es mir bezahlen ... diese Picardin ... ich werde ihrem Widerstande ein Ziel zu setzen wissen.“

Und nachdem Fourmi die Thür eines kleinen Gemaches geöffnet hatte, stürzt er mit seinem Lichte hinein.

Den Kopf über das Geländer streckend, hat Taquinet alles gesehen; er hat den Nachbar erkannt und sagt zu sich:

„Das ist dieser schlechte Kerl, der Fourmi ... ein Wüstling ... ein Verführer ... Er vernachlässigt seine junge Frau und stellt allen Dienstmädchen im Hause nach, von seinem eigenen angefangen! Was für eine Sittenlosigkeit! — Hätte ich eine Frau, würde ich sie sicherlich nicht vernachlässigen ... eher würde sie mich vielleicht vernachlässigen! ... Der Mann scheint sich etwas unwohl zu befinden ... Desto besser, mir ist jetzt ganz wohl ... ich wünschte, daß ihn sein Zustand noch vierzehn Tage quälte ... ich verabscheue solche Gewaltmenschen ... Nun aber schnell die Treppe hinunter, ehe er das kleine Gemach wieder verläßt!"

Und Taquinet beginnt wieder hinabzusteigen, aber es geht weniger schnell, weil er kein Licht mehr hat. Er setzt eben den Fuß auf den Treppenabsatz im dritten Stockwerke, als er abermals hört, wie ein Schloß geöffnet wird. Es ist nicht mehr bei Herrn Fourmi, nein, diesmal öffnet sich die Thür des Notars. Der arme kleine Bucklige fühlt sich von einem heftigen Schrecken ergriffen. Was wird sein Principal sagen, wenn er ihn mitten in der Nacht erblickt? Taquinet sieht sich nach einer Zufluchtsstätte, nach einem Schlupfwinkel um, um den Blicken Moulinards zu entgehen.

Umhertastend bemerkt er, daß Herr Fourmi seine Thür hat halboffen stehen lassen. Sofort gleitet er in das Vorzimmer des Agenten hinein. Auf diese Weise nimmt ihn der Notar nicht wahr, der sich wahrscheinlich ebenfalls nach einem geheimen Gemache begiebt und nur schnell über den Vorplatz schreitet. Sobald sein Principal verschwunden ist, will Taquinet die Wohnung des Nachbars verlassen.

Allein die Ereignisse richten sich nicht immer nach dem Gange unserer Gedanken. Es würde wahrhaftig sehr bequem sein, wenn nichts dem Laufe der Dinge eine andere Wendung geben könnte. Wir würden dann die Zukunft vorhersehen, würden alles, was wir thun müssen, im voraus wissen, und hätten nie das Vergnügen der Ueberraschung, des Unvorhergesehenen. Die Vorsehung hat nicht

gewollt, daß es so sein sollte, und offen gesagt, ich glaube, daß sie wohl daran gethan hat.

In dem Augenblicke, in dem Herr Moulinard seine Thüre zumacht, entsteht ein starker Zug. Ohne Zweifel stand bei dem Notar irgend ein Fenster offen, und als nun die Zugluft die halbangelehnte Thür bei dem Herrn Fourmi zuwirft, findet sich der kleine Bucklige bei dem Nachbar eingeschlossen.

Eingeschlossen ist nicht das richtige Wort, denn man mußte Herrn Fourmis Thür von innen öffnen können; da aber der Agent unaufhörlich fürchtete bestohlen zu werden, wahrscheinlich weil er einst andere bestohlen, so hatte er an seiner Thür ein ganz besonderes Schloß anbringen lassen, das sich beim Hinein= wie beim Hinausgehen nur durch eine geheime Feder öffnen ließ.

„Weh mir!“ ruft Taquinet, als sich die Thür geschlossen hat, „was soll ich nun anfangen? Jetzt bin ich hier eingesperrt ... aber öffnen muß sich die Thür doch immer lassen ... ich will einen Versuch machen.“

Und der kleine Bucklige sucht nach der Feder und tastet an allen Seiten des Schlosses umher, ohne daß es ihm gelingt, die Thüre zu öffnen.

„Gerechter Gott, ich bin wie in einer Mausefalle gefangen!“ sagte Taquinet zu sich. „Man hat diesem Fourmi ja immer nachgesagt, er habe geheime Schlösser ... Ich habe mir die Nägel schon ganz abgekratzt ... Und wenn er jetzt zurückkäme ... wenn er mich bei sich fände! ... Er ist wüthend grob, dieser Mensch ... wenn er mich für den Geliebten seiner Frau hielte! ... Zum Teufel auch! ... Ich will mich an irgend einem Plätzchen verstecken, wo er mich nicht sehen kann ... Ist er erst zurückgekehrt und hat sich wieder hingelegt, so komme ich zurück und werde die Oeffnung des Schlosses schon erzwingen ... öffnen muß es sich ja lassen! Könnte ich deutlich sehen, so wäre ich überzeugt, daß ich es schon aufbekommen hätte! ...

Was für eine Nacht! O Himmel, was für eine Nacht! ... wie reich an Abenteuern! Mein Principal hatte also auch dicke Bohnen gegessen? Ach, mein Gott, ich glaube man kommt die Treppe herauf!"

Taquinet entfernt sich von der Thür; er geht, die Arme weit vor sich, auf gut Glück. Er tritt in ein Zimmer rechter Hand. Er tastet umher, unterscheidet ein Bett, dann stößt seine Hand auf etwas Rundes, Warmes, auf und ab Wogendes; es war der Busen der Jungfer Katharine, auf den er, ohne es zu wollen, seine Finger legte. Der kleine Bucklige weiß noch nicht recht, was er berührt, und trotzdem durchströmt ein sehr angenehmes Gefühl sein ganzes Wesen. Er fährt fort den Halbmond zu streicheln und sagt zu sich selbst:

„Was in aller Welt kann das nur sein? ... Wahrhaftig, ich habe dergleichen noch nie angefaßt ... ich weiß nicht, was es sein kann, aber, auf Ehre, es ist niedlich ... Es kommt mir wie ein Lutschbeutel vor, wie man ihn ganz kleinen Kindern macht."

So weit ist er gekommen, als er plötzlich eine heftige Ohrfeige ins Gesicht erhält, und eine Stimme ihm in die Ohren schreit:

„Nun habe ich Sie! ... müssen Sie denn jede Nacht heimlich zu mir kommen! ... Sie wissen doch sehr wohl, daß ich davon keine Freundin bin! ... Pfui! ein verheiratheter Mann ... und der eine junge liebenswürdige Frau hat ... Ach, Herr Fourmi, Sie verdienten wahrlich, daß die gnädige Frau Ihnen Gleiches mit Gleichem vergälte! ... Aber lassen Sie es sich gesagt sein, kommen Sie nicht noch einmal zu mir, sonst, mein Wort darauf, ist es mit einem Schlage nicht abgemacht, sondern ich zerkratze Ihnen die ganze Nase."

Taquinet sieht ein, daß man ihn für den Hausherrn hält, und die unangenehme Hitze, die seine gemißhandelte Backe empfindet, giebt ihm den Beweis, daß die Magd

keineswegs die Mitschuldige der Verirrungen des Herrn Fourmi ist. Einen Augenblick hat er Lust zu betheuern, daß er nie schlechte Absichten gehabt habe; aber dadurch hätte er sich verrathen, die Magd hätte rufen oder ihn für einen Spitzbuben halten können. Der Schreiber zieht deshalb vor, die Ohrfeige, ohne sich zu beklagen, hinzunehmen; er entfernt sich leise, während Jungfer Katharine ihm nachruft:

„Gehen Sie Ihrer Wege und kehren Sie nie wieder, möge Ihnen dieses zur Lehre dienen, sonst werde ich der gnädigen Frau alles sagen."

„Das ist ja eine höchst tugendhafte Magd!" denkt Taquinet; „diese keusche Dirne hat wahrlich keine leichte Hand . . . Wie ganz anders wäre doch die Sache gekommen, wenn sie weniger züchtig gewesen wäre . . . Anstatt eine Ohrfeige zu erhalten, würde ich dann . . . Aber diese Nacht bin ich wahrlich nicht aufgelegt, und ich wünschte wohl erst wieder hinaus zu sein."

Der kleine Bucklige weiß nicht, wohin er geht; er tappt deshalb nur mit großer Vorsicht weiter; gleichwohl fühlt er, daß er seine Füße jetzt auf einen Teppich setzt; er ist also nicht mehr in einer Küche oder in einem Vorzimmer. Bald stoßen seine Hände wieder auf ein Bett . . . Er will sich entfernen, aber ein leises Athmen macht sich vernehmbar, das Bett ist besetzt. Taquinet wagt sich kaum zu regen. Trotzdem versucht er einige Schritte rückwärts zu gehen, aber sein Fuß tritt gegen irgend ein Möbel, dann fällt ein Stuhl um und sogleich ruft ihm eine sanfte Stimme aus dem Alkoven zu:

„Bist du es, lieber Freund? . . . Lege dich doch wieder nieder . . . deine Stelle ist noch ganz warm."

„O weh!" sagt Taquinet, der die Stimme der Frau Fourmi erkannt hat, zu sich, „es ist die Gattin dieses Wüstlings . . . und die Stelle ist noch ganz warm . . . Himmel, wenn man es wagte! . . . Wäre man sicher, daß dieser

Herr noch lange ausbliebe, wie eilig würde man unter die Decke kriechen! Aber dies hieße sich einer zu großen Gefahr aussetzen ... O dieser schändliche Fourmi, er würde es dennoch verdienen, daß man seinen Platz einnähme!"

„Was machst du denn, mein Mäuschen, fühlst du dich noch immer unwohl?" beginnt die kleine Frau von neuem, indem sie sich in ihrem Bette umdreht. „Soll ich aufstehen? Soll ich dir etwas Zuckerwasser machen? Ziehst du ein Klystier vor? Ich will dir, wenn du es verlangst, eins geben ... Aber komm doch, du mußt ja frieren."

„Welch' eine vortreffliche Hausfrau!" sagt Taquinet zu sich. „Sie scheint bei ihrem Manne selbst die Einspritzungen vorzunehmen ... Bleibe ich aber da, so ist sie fähig aufzustehen und mich zu zwingen, mich zu ihr zu legen. Ach das würde selbst für den heiligen Antonius zu viel werden! Ich könnte unterliegen, retten wir uns!"

Taquinet ist entschlossen das Zimmer zu verlassen und sich von Frau Fourmi zu entfernen, deren zärtliche, silberhelle Stimme allzu erregende Eindrücke auf ihn ausübt, aber noch hat er nicht zwei Schritte gemacht, als sich ein neues Geräusch vernehmen läßt. Es rührt von dem Hausherrn her, der zurückkehrt, seine Thüre verschließt und sich mit großen Schritten dem ehelichen Gemache nähert.

Der kleine Bucklige sieht ein, daß alles entdeckt werden wird; schon beginnt das Licht, welches der Mann trägt, das vor der Schlafstube liegende Zimmer zu erhellen. Taquinet weiß nicht, was er machen, was er anfangen soll; er fragt sich, ob er vorwärts oder rückwärts gehen soll; er verliert den Kopf ... Bald wird Herr Fourmi vor ihm stehen. In seiner Verwirrung eilt er wieder nach dem Alkoven zurück und sucht unter das Bett zu kriechen; er wirft sich auf alle Viere, strengt sich an und preßt den Kopf wirklich hinunter ... aber es ist ihm unmöglich ihn noch mehr hinunterzuzwängen: das Bett war zu niedrig, als daß sich eine Person darunter verstecken konnte. Taquinet

hat unerhörte Anstrengungen machen müssen, um nur seinen Kopf in Sicherheit zu bringen, und jetzt kann er ihn nicht mehr zurückziehen.

Als Herr Fourmi in das Zimmer seiner Frau tritt, gewahrt er denn auch sofort einen Gegenstand, der sich vor dem Bette hin und her bewegt. Er hält das Licht hinab und erblickt, wie man bei der Stellung des unglücklichen Taquinet wohl ahnen kann, nicht gerade das Gesicht eines Mannes.

„Ein Mann ... ein Mann im Zimmer meiner Frau!“ ruft Herr Fourmi in voller Wuth. „Ach, Cölestine, du verräthst mich, du hast einen Geliebten? ... Ich hatte also Recht eifersüchtig zu sein! ... Und ein Mann in nackendem Zustande! ... Wie abscheulich! ... Das Verbrechen ist unwiderleglich!“

Cölestine, die schon wieder halb eingeschlafen ist, dehnt sich im Bette aus und stammelt:

„Was hast du denn vor, mein Mänschen? Wen schreist du denn so an? Weshalb machst du denn solchen Lärm?“

„Wen ich anschreie, treuloses Weib? ... Diesen Mann, der sich in deinem Zimmer befand und sich in dem Wahne, daß ich ihn nicht sehen würde, unter dein Bett zu verstecken hoffte, um sich nachher während meines Schlafes zu retten. Auf, mein Herr, kommen Sie zum Vorschein ... richten Sie sich empor ... Sie sehen wohl, daß Sie entdeckt sind, sogar verteufelt entdeckt! Es ist unnütz, noch länger dort unten bleiben zu wollen.“

„Ach, ich Aermster, ich kann ja meinen Kopf nicht herausziehen! Zum Henker!“ ruft Taquinet, indem er wie ein Besessener den freien Theil seines Körpers hin- und herwirft, um den gefangenen dadurch frei zu machen. „Helfen Sie mir doch gefälligst ein wenig; ... Sie sehen ja, daß ich sonst die Nacht in dieser Lage zubringen muß, was weder Ihnen noch mir angenehm sein würde!“

„Ja, ich will dir helfen, Spaßvogel, du sollst nicht um-

sonst um meine Hilfe bitten ... Warte, ich will dir Beistand leisten. Da, nimm dies auf Abschlag hin!"

Und der wüthende Gatte versetzt dem kleinen Buckligen auf den entblößten Körpertheil einen heftigen Fußtritt. In dem Zorne, den er über eine so unwürdige Behandlung empfindet, macht Taquinet eine Bewegung, die endlich die Befreiung seines Kopfes zu Wege bringt. Er richtet sich empor und zeigt in diesem Augenblicke das groteskeste Gesicht, denn da ihm bei seinem Aufenthalte unter dem Bette alles Blut in den Kopf gestiegen war, ist er scharlachroth und schaut mit funkelnden Augen um sich.

„Was sehe ich!" ruft Herr Fourmi, „es ist ja Herr Taquinet ... der Schreiber des Notars Moulinard! Ist es möglich!"

Die junge Frau reckt nun ebenfalls den Kopf aus dem Bett hinaus, und als sie die Mitleid erregende und doch auch wieder wüthende Miene des kleinen Männchens wahrnimmt, bricht sie in ein lautes Gelächter aus.

„Also diesen Herrn giebt man mir zum Geliebten! ... Das ist in der That stark! ... Ich müßte geradezu eine Leidenschaft für Ungeheuer haben ... blicke ihn doch an, mein Mäuschen; hast du je etwas Garstigeres gesehen?"

Herr Fourmi blickte den kleinen Buckligen an, schien sich aber nicht zu beruhigen, denn er sagte:

„Erklären Sie sich endlich, Herr Taquinet, und sagen Sie, was Sie hier in meiner Wohnung, im Zimmer meiner Frau, mitten in der Nacht machen."

„O mein Gott, mein Herr," erwidert Taquinet und hüllt sich von neuem in sein Kamisol, „hätten Sie mich nicht so eben gemißhandelt, so würde ich mich längst erklärt haben, ... aber Sie begannen sofort mit Fußtritten."

„Ich hatte das Recht dazu, mein Herr; werden Sie nun endlich sprechen, wie Sie zu mir gekommen sind?"

„Mein Gott, das ist sehr einfach, durch die Thüre ... Ich befand mich auf der Treppe, als Sie herausgekommen

sind. Ich wollte nach der Schreibstube hinabgehen, um etwas zu essen. Sie werden freilich sagen, das sei ein wenig spät, aber wenn man noch nicht zu Mittag gespeist hat, ist es besser spät als gar nicht ... Mein Magen gestattete mir nicht zu schlafen. Ich ging gerade herab, als ich Sie bemerkte. Ich hörte Sie sogar darüber klagen, daß Sie dicke Bohnen gegessen hätten."

„Es handelt sich nicht darum, mein Herr, übergehen Sie das!"

„Verzeihen Sie, das ist ein Beweis, daß ich auf der Treppe war. Sie haben sogar gesagt: Katharine liebt sie augenscheinlich, sie hat sie immer zubereitet, ohne mich um Erlaubnis zu fragen."

„Weiter, weiter!"

„Sie soll es mir bezahlen, die Picardin ... Ich werde endlich ein Ziel ..."

„Es ist gut, mein Herr, ... es ist gut!" ruft Herr Fourmi, Taquinet unterbrechend. „Ich sehe, daß Sie in der That auf der Treppe waren. Dieser Punkt ist festgestellt! Aber nun ferner!"

„Herr Taquinet," sagt die junge Frau, indem sie ihren Kopf noch länger aus dem Bette hinausbeugt, „ich möchte gern wissen, was mein Mann über die Magd, unsere Picardin, sagte. Vollenden Sie doch, wenn ich bitten darf; das reizt meine Neugier."

„O mein Gott," fällt der Agent lebhaft ein, „es ist nicht sehr interessant. Ich sagte: Ich werde den Launen dieses Mädchens noch ein Ziel setzen."

„Verhält sich das so, Herr Taquinet," sagt die niedliche Frau, indem sie ihren Mann und den kleinen Buckligen abwechselnd ansieht. Letzterer ist einen Augenblick unschlüssig, allein er entgegnet endlich mit etwas spöttischer Miene:

„Ja, gnädige Frau, ... ich glaube, daß es ungefähr darauf hinausläuft, Irrthum oder Auslassung vorbe-

haltlich, wie wir, wir Rechtsmenschen, auf unsere Acten zu setzen pflegen ... Nachdem ich nun Herrn Fourmi hatte bei Seite treten sehen, wollte ich wieder die Treppe weiter hinabsteigen, als mein Principal plötzlich seinerseits die Thüre öffnete ... Diese Nacht scheint sich jedermann unwohl zu fühlen. Ich kenne Herrn Moulinard, er ist schrecklich argwöhnisch und mißtrauisch; aus dem kleinsten Dinge macht er gleich einen Berg. Ich sagte mir also: wenn er sieht, daß ich mitten in der Nacht auf seine Schreibstube gehe, so bildet er sich ein, daß ich seine Acten stehlen oder seine Papiere verbrennen will. Das Einfachste war, einem Zusammentreffen mit ihm aus dem Wege zu gehen. Ihre Thür war angelehnt; schnell schlüpfte ich zu Ihnen hinein, in der Absicht, sofort wieder hinauszugehen, als ein verdammter Windzug die Thüre zuwarf. Es war unmöglich hinauszukommen ... Sofort begriff ich das Schiefe meiner Lage; ich dachte mich zu verstecken; ich war mir nicht mehr klar bewußt, was ich that ... Tastend bewegte ich mich vorwärts, ohne zu wissen, wohin ich ging ... Ich habe viel getastet ... und ... und ... und als ich mich überzeugte, daß ich bei der gnädigen Frau war und Sie gleichzeitig zurückkommen hörte, da ergriff mich meiner Treu furchtbare Angst ... das Uebrige wissen Sie."

„Ich fange an zu begreifen," sagte Herr Fourmi, „aber Sie müssen einsehen, daß man im ersten Augenblicke und bei einem gerade nicht sehr anständigen Nachtanzuge ..."

„Hören Sie nur erst weiter. Beim Hinabgehen mitten in der Nacht erwartete ich natürlich nicht alle Welt auf der Treppe zu treffen ... und wenn ich mich jetzt auf einen Augenblick unbehost befinde, so sagt man Ihnen, Herr Fourmi, ja ebenfalls nach, daß Sie ohne Hosen einhergegangen sind und noch dazu ziemlich lange, wie ich glauben muß ... Man versichert sogar, daß das Ende der Regierung der Ohnehosen Sie mit lebhaftem Bedauern

erfüllt hat. Dies hätte Sie nachsichtiger gegen mich machen müssen."

Herr Fourmi hat nicht gern, daß man ihn an seine Vergangenheit erinnert ... Es ist ihm peinlich, weil er befürchtet, man könnte ihm Unrecht thun. Schnell drängt er deshalb den kleinen Buckligen nach der Thür hin und sagt:

„Alles ist erklärt, mein Herr, ich verlange nicht mehr von Ihnen; kommen Sie, daß ich Ihnen die Thüre öffne."

„Schönen guten Abend, meine Herrschaften! Untröstlich, Sie gestört zu haben."

„Sollten Sie hören, Herr Taquinet," ruft die junge Frau, „daß mein Mann Pläne gegen seine Magd schmiedet, so machen Sie mir doch ja das Vergnügen, mich davon in Kenntnis zu setzen."

Der kleine Bucklige will antworten, allein Herr Fourmi hat ihn bereits aus dem Zimmer hinausgetrieben, während er seiner Frau zuruft: „Schlafe doch, Cölestine, schlafe doch ... du wirst dich noch erkälten und krank machen ... Guten Abend, Herr Taquinet!" und Herr Fourmi stieß den kleinen Buckligen immer vor sich her. Er hatte es sehr eilig, sich seiner zu entledigen, aber Taquinet hatte den empfangenen Fußtritt und die Ohrfeige nicht vergessen, die ihm zwar nur irrthümlicherweise gegeben war, die er aber doch immer erhalten hatte. Er grübelte in seinem Kopfe nach einem Mittel, sich zu rächen und von dem, was er über die verbrecherischen Absichten des Herrn Fourmi hinsichtlich seiner Magd erfahren hatte, Gewinn zu ziehen.

Gerade als der Agent die auf den Vorplatz führende Thüre öffnen will, dreht sich Taquinet nach ihm um und sagt zu ihm:

„Verzeihen Sie, wollen Sie mir nicht gestatten, meine Laterne wieder anzuzünden ... Ohne Licht kann ich nicht

nach der Schreibstube gehen. Ich würde sonst noch einmal tasten müssen, und das ist sehr gefährlich."

„Zünden Sie an, Herr Taquinet, aber beeilen Sie sich."

„Ei, ei, Herr Fourmi! Wissen Sie wohl, daß Sie ein sehr glücklicher Sterblicher sind ... Von allen Seiten bieten sich Ihnen Annehmlichkeiten dar!"

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr? Ich verstehe Sie nicht."

„Das kommt einfach davon her, daß ich in Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin nicht alles habe sagen wollen, was mir bei Ihnen in der Dunkelheit zugestoßen ist."

„Wie, mein Herr, Ihnen ist noch Anderes zugestoßen?"

„Ja wohl ... aber so großes Mitgefühl ich auch mit den Schwächen meines Geschlechtes habe ... so bin ich doch äußerst verschwiegen ... und möchte auch nicht gern Zwietracht in eine Familie aussäen, die ich ..."

„Genug, mein Herr, erklären Sie sich endlich ... mein Blut beginnt zu sieden."

„Ich bin vollkommen überzeugt, Herr Fourmi, daß Sie ahnen, was ich sagen will."

„Nein, mein Herr, ich besitze kein Talent dazu ... ich bin kein Hexenmeister."

„Sie haben eine prächtige Magd, Herr Fourmi."

„Das ist möglich, mein Herr, ich habe ihr bisher keine Beachtung geschenkt. Was wollen Sie aber damit sagen?"

„Ich will sagen, daß ich mich, als ich Ihre Wohnung betrat und mich zu verstecken suchte, nicht sofort in dem Zimmer Ihrer Frau Gemahlin befand ... Ich gerieth, ohne es zu wissen, in die Kammer der schönen Katharine."

„Wie, Sie waren bei Katharine?"

„In einem Augenblicke, der das Sehen unmöglich macht, hätte ich geglaubt, bei der Venus zu sein ... Hören Sie nur: Als ich den Arm ausstreckte, fühlte ich ein Bett ... Sogleich ergriff eine Hand die meinige und eine Stimme sagte zärtlich zu mir: Sind Sie es, gnädiger Herr? ...

Wie artig es von Ihnen ist zu kommen? ... Ich konnte gerade nicht schlafen ... Ein Floh beißt mich ..."

„Wie? Sie sagte ..."

„... daß ein Floh sie bisse, der sie schrecklich quälte ... auf Ehre! ... Sie werden es begreiflich finden, daß ich mich heftig von ihr losriß, als ich Katharinens Stimme erkannte und mir sagen mußte, daß sie nicht mit mir zu reden glaubte. Sie rief mir noch nach: Kommen Sie ja wieder! Ich hoffte schon, Sie kämen, Bösewicht, um mir den Floh fangen zu helfen ..."

„Sie sagte, daß sie hoffte, ich ..."

„Es sind ihre eigenen Worte ... Hatte ich nun Recht, als ich sagte, Sie wären ein glücklicher Sterblicher?"

„O, vermuthlich träumte Katharine."

„Durchaus nicht, sie war völlig wach."

„Guten Abend, Herr Taquinet, ... gute Nacht!"

„Denken Sie sich nur, wenn ich Ihrer Frau dies alles erzählt hätte! ... Würde sie wohl auch gedacht haben, daß Katharine schliefe?"

„Ich danke Ihnen für Ihre Verschwiegenheit."

„Könnten Sie mir vielleicht mit einer Flasche Wein helfen? ... Ich befürchte in der Schreibstube doch nichts zu finden ... Und sollten Sie einen Bissen Brot haben, würden Sie mich unendlich verbinden ... Bei meinem Principal wird das Brot sehr kärglich zugemessen."

Herr Fourmi eilt nach dem Büffet, welches sich im Speisesaal befindet. Er holt eine Flasche Wein, Brot und ein Stück Geflügel. Er giebt es dem kleinen Buckligen und sagt, indem er ihn hinausschiebt:

„Nehmen Sie! Das ist alles, was ich gefunden habe ... Guten Abend ... gute Nacht! ... und überhaupt reinen Mund über alles, was Sie wissen!"

„Seien Sie ganz unbesorgt! ... In Bezug auf die Verschwiegenheit bin ich ein wahrer Eunuch ... Gute Nacht, Herr Fourmi! ... Ihnen kann man eine solche wohl

wünschen ... Ich mache mich über das Frühstück her ... und werde ein Gläschen auf das Wohl Ihrer Auserwählten trinken ... Glücklicher Sterblicher! ... Lassen Sie sich ja den Floh nicht entgehen ... schenken Sie ihm keine Gnade!"

Herr Fourmi hört Taquinets letzte Worte nicht mehr; er hat die Thüre schon verschlossen, so sehr liegt ihm daran nachzusehen, ob seine Frau schon eingeschlafen ist, damit er sich dann zu seiner Picardin begeben kann, von der er sich erwartet wähnt.

10. Kapitel.

Das kleine Loch in der Thür.

Taquinet ist auf dem Vorplatze geblieben, er lacht wie ... Ich brauche dir erst gar nicht zu sagen, wie er lacht, da er, wie du weißt, bucklig ist. Der kleine Schreiber ist entzückt, sich an dem dicken Herrn Fourmi gerächt zu haben, und um sich zu versichern, daß seine Erzählung auch Frucht gebracht, setzt er sich vor die Thüre des Agenten hin und sagt zu sich:

„Ich sterbe vor Hunger, aber das ist mir einerlei; ich muß lauschen, muß sie sich schlagen, streiten, zanken hören ... und das wird binnen kurzem losgehen ... Dieser dicke Wollüstling brannte ordentlich, mich hinauszubringen, um zu seiner Magd eilen zu können ... Ach, als ich ihm sagte, sie erwartete ihn, loderten seine Augen wie Feuer ... auf Ehre ... man hätte an der Flamme seines Blickes Eier kochen können! ... Ohne Zweifel wartet er erst ab, bis seine Frau eingeschlafen ist ... aber die kleine Frau hat Verdacht. Sie wird sich vielleicht stellen, als schlafe sie ... O, es wäre köstlich ... Wie würde es mich ergötzen, wenn sie sich alle drei unter einander schlügen ...

Nach allem habe ich wahrhaftig das Recht, von Leuten, die mich mißhandeln, zu verlangen, daß sie mir keine Beleidigungen sagen ... Die Frau nannte mich garstiges Ungeheuer! Sollte man nicht meinen, ihr Mann wäre wunderbar schön! ... Ein dicker Galgenstrick ist er und weiter nichts ... Was hat er mir denn da eigentlich gegeben? ... Ich halte es für einige Gänseknochen ... Wir werden sie sofort essen, theurer Freund, und deinen Wein auf dein aufrichtiges Wohl leeren ... Still, ich glaube da drinnen Lärm zu hören."

Taquinet legt sein Ohr gegen das Schloß. Bald erhebt sich ein gewaltiges Geschrei, dann das Poltern eines umstürzenden Möbels, und nun übertönt die grobe Stimme der Picardin dies alles. Sie ruft sehr vernehmbar:

„Das ist recht ... Sie sind mit dem Tisch umgefallen ... Desto besser, das wird Sie klug machen ... Ei, sieh einmal, Sie kommen noch einmal, um mich zu belästigen ... Sie hatten also mit der Ohrfeige, die ich Ihnen gegeben, noch nicht genug! ... Aber diesmal wird man meine Spuren auf Ihrem Gesichte wohl wahrnehmen ... Nein, nein ... ich will nicht schweigen, ich will recht laut reden!"

Bald mischt sich eine neue Person in diesen Auftritt. Es ist Herrn Fourmis junge Gemahlin, die sich, wie Taquinet vorausgesehen, wahrscheinlich schlafend gestellt hatte, um hinter die Schliche ihres Gatten zu kommen.

Die Stimme der jungen Cölestine ist nicht mehr zärtlich und sanft; sie ist scharf und kreischend geworden.

„Sie sind ein Ungeheuer, ein Wüstling, mein Herr ... während meines Schlafes meine Dienstmagd zu besuchen! ... O, es ist entsetzlich!"

„Cölestine ... ich betheuere dir ... ich bin ganz zufällig hier ... ich suchte das Feuerzeug."

„Schweigen Sie, niederträchtiger Kerl ... Sie suchten wahrlich nicht das Feuerzeug."

„An mir liegt die Schuld nicht, gnädige Frau ... Sie sehen, wie ich den Herrn empfangen. Schon früher habe ich ihm einen tüchtigen Puff versetzt, aber diesmal habe ich ihm fast die ganze Nase zerkratzt.“

„Sie haben recht daran gethan, Katharine, und ich sage Ihnen Dank dafür; ich bedauere nur, daß Sie diesem leichtsinnigen Menschen die Nase nicht ganz abgerissen haben.“

„Aber noch einmal, liebe Cölestine, ...“

„Ich höre auf Ihr Gewäsch nicht, mein Herr; morgen kehre ich zu meiner Mutter zurück und klage auf Scheidung ... Dank dem Himmel kann man sich jetzt scheiden lassen, und eine tugendhafte und züchtige Frau ist nicht mehr gezwungen, ihr ganzes Leben an einen Mann gefesselt zu bleiben, der sich aus ihr nichts macht ... Lassen Sie mich, mein Herr, und kommen Sie mir nicht zu nahe, Sie flößen mir Abscheu ein ... Katharine, drehe den Schlüssel dreimal herum, ich werde es eben so machen ... Ich will nicht mehr, daß der Herr mit mir Gemeinschaft hat ... Mag er schlafen, wo er will ... im Vorzimmer ... oder draußen auf dem Vorplatz ... mich soll es nicht kümmern.“

Bis dahin hatte sich Taquinet vor Lachen gekrümmt und gethan, als ob er sie immer mehr zusammenhetzen wollte. Als er jedoch von dem Vorplatze reden hört, nimmt er schnell seine Lebensmittel und seine Laterne und steigt die beiden Etagen, die ihn noch von der Schreibstube trennen, immer zu vier Stufen auf einmal hinab, denn er bildet sich ein Herrn Fourmi auf seinen Fersen zu haben, und schwebt in Angst, er könnte es ihn entgelten lassen, daß er ihn zur Picardin auf den Flohfang geschickt habe.

Endlich ist Taquinet in die Schreibstube eingetreten, hat die Thüre hinter sich verschlossen und beginnt ruhiger zu werden. Da er jetzt nur an seinen Imbiß denkt, geht er sofort nach dem Büffet, in welchem er nur einen Teller

mit Radieschen und ein kleines Stückchen widerlich duftenden Käse vorfindet.

„Welch ein Glück, daß ich mir von dem Nachbar Lebensmittel verschafft habe," sagt Taquinet zu sich, während er sich zu Tische setzt. „Immer und immer Radieschen zu bekommen, ist nicht sehr einladend ... man scheint mir das Blut reinigen zu wollen ... und nun erst der Käse ... was für ein Käse! Hart wie Feuerstein. Aber die Gans ist schön ... sie ist köstlich, diese Gans ... ich, der ich mich für Gänsefett prügeln ließe! Und sein Wein ... ich will doch einmal zusehen ... Pest, das ist alter Burgunder ... Dieser Gauner ernährt sich wahrlich gut ... bei ihm geht es anders her als bei uns ... welch' ein Festmahl! ... er hat es da oben jetzt nicht so gut wie ich! ... O, zum Teufel, da fällt mir ein, er wird mir am Ende auch einen Streich spielen ... er wird sich rächen wollen ... Bah! ich reise morgen nach Deutschland und werde das Haus sehr früh verlassen ... Auf dein Wohl, Fourmi, alter Wüstling! ... Das Gänsefett ist doch eine göttliche Erfindung! ... Jetzt begreife ich, daß die Gänse das Capitol gerettet haben ... Wenn man ein so schönes Fett hat, muß man viel Gutes und Schönes thun! ... Und doch giebt es Menschen, die von den Gänsen Böses sprechen!"

Der kleine Bucklige fuhr fort an seinem Gänseknochen zu knabbern und schenkte sich eben sein viertes Glas Wein ein, als ihn plötzlich ein Geräusch, welches von dem Cabinet des Notars ausgeht, die Augen nach dieser Seite richten läßt, und er glaubt in demselben Lichtschimmer zu bemerken. Jetzt erinnert er sich, daß er Moulinard hat aus seiner Wohnung herauskommen sehen ... Aber was für ein Beweggrund kann den Notar mitten in der Nacht in sein Cabinet hinabgeführt haben?

Leise verläßt Taquinet den Tisch. Vorsichtig schleicht der kleine Bucklige nach der verschlossenen Thüre hin, bückt

sich und zieht eine Art Schiebebrett fort, welches man kunstreich unten in der Thüre angebracht und das ein Loch verdeckt, das man hineingebohrt hat. Wenn man das Auge an das Loch legt, kann man das ganze Cabinet des Notars überschauen, der weit davon entfernt ist zu ahnen, daß sich sein Schreiber erlaubt hat, an seiner Thüre das vorzunehmen, was man sonst nur an Weinfässern zu thun pflegt. Wer sich aber einen Schreiber hält, denkt deshalb nicht immer an alles und ahnt gar nicht, wessen dergleichen Herren fähig sind.

Moulinard befand sich in seinem Schlafrocke und mit der Nachtmütze auf dem Kopfe in seinem Cabinet; er saß vor seiner Kasse und auf derselben lag ein Pack Bankscheine, die er zählte und immer wieder zählte, wobei er sie mit Liebe, ja mit Anbetung anschaute. Von Zeit zu Zeit schien er zu überlegen und in halber Selbstvergessenheit sprach er seine Gedanken aus.

„Dreimalhunderttausend Francs! . . . Die schöne Summe! . . . Es ist ein Vermögen! . . . Da liegen sie! . . . So sehen dreimalhunderttausend Francs aus! . . . Ich finde, daß sie bei mir weit besser aufgehoben sind, als in der Staatsschuldentilgungskasse . . . Wie wenig Platz sie doch einnehmen . . . ach, ich kann mich gar nicht entschließen, mich von ihnen wieder zu trennen . . . Ich wäre außer Stande zu schlafen. Wenn ich sie mit mir nähme . . . nach oben . . . Ach, dort oben habe ich keinen Kassenschrank wie hier . . . Und dann kann ich mein Cabinet immer verschlossen halten . . . hier kann niemand hineintreten. Ich will nicht einmal mehr, daß man es ausfegt . . . Ich werde es selbst ausfegen."

Und von neuem beginnt Moulinard die Bankscheine zu zählen.

Taquinet hatte alles gesehen und alles gehört; er deckt das Loch in der Thüre wieder zu, erhebt sich darauf und kehrt geräuschlos nach seinem Tische zurück.

„Potztausend,“ sagt er zu sich, „hier hat also der Teufel seine Hand im Spiele ... Der Principal ist da ... Ich weiß wohl, daß er in die Betrachtung seiner Bankscheine versunken ist ... aber das ist einerlei, wenn er nun hier durchginge! ... Das ist allerdings nicht seine Gewohnheit, sein Cabinet hat noch eine andere Thüre, welche auf den Vorplatz hinausführt, und wahrscheinlich ist er von dort her gekommen, da ich den Schlüssel zur Schreibstube an seinem gewöhnlichen Platze gefunden habe. Das macht nichts; ich denke, ich werde gut thun, mich aus dem Staube zu machen und wieder schlafen zu legen. — Merkwürdig ist es, daß er dreimalhunderttausend Francs gezählt hat. Das ist dieselbe Summe, die ich dem General gebracht habe ... Das alles scheint mir nicht ganz klar. Aber jetzt wollen wir schlafen gehen und morgen ganz früh werde ich den Principal bitten, mir mein Monatshonorar auszuzahlen, und mich auf den Weg nach Deutschland machen, ohne den Nachbarsleuten Fourmi Lebewohl zu sagen.“

Schnell will Taquinet die letzten Reste seiner Mahlzeit verschwinden lassen, aber der kleine Bucklige zeichnete sich nicht durch Geschicklichkeit aus. Da alles schnell gehen soll, stößt er an einen Teller, wirft die Flasche um und zerbricht sein Glas. Sofort öffnet sich die Thür des Cabinets und der Kopf des Notars kommt zum Vorschein. Moulinard ist noch häßlicher als gewöhnlich, weil in seiner sonst falschen und süßlichen Miene ein Ausdruck von Angst und Zorn liegt. Fast erschreckend sieht er in dem Augenblicke aus, in dem er die Thür öffnet und zaghaft sagt:

„Wer ist da ... wer geht hier? ... Diebe, Diebe .. zu Hilfe ... Wache!“

„O mein Gott, mein lieber Principal, rufen Sie doch nicht nach der Wache,“ erwidert Taquinet, indem er das zerbrochene Glas und den auf den Tisch geflossenen Burgunder wehmüthig betrachtet. „Ich bin es und kein Spitzbube.“

„Wie! Sie sind es," ruft Moulinard, indem er auf seinen Schreiber mit dem Leuchter in der Hand zuschreitet und ihm das Licht fast unter die Nase hält.

„Ja wohl, ich bin es. Es scheint mir doch, daß Sie mich erkennen müssen, denn ich habe eine Bauart, über die man sich nicht leicht täuschen kann. Geben Sie Acht und halten Sie mir Ihr Licht nicht so nahe vor das Gesicht! Sie werden mir sonst noch die Haare verbrennen."

„Sie, Herr Taquinet hier! ... Was machen Sie mitten in der Nacht in der Schreibstube ... man pflegt in dieser Stunde nicht zu arbeiten ... Was war Ihr Zweck, Ihr Beweggrund? Sie waren also über meine Papiere hergefallen? Sie lauern mir also jetzt auf?"

„Ich Ihnen auflauern? ... Das wäre ergötzlich!"

„Aber was in aller Welt machen Sie denn hier, jetzt um drei Uhr morgens?"

„Hätten Sie mich nicht unterbrochen, so würden Sie es schon wissen. Ich komme, mein Mittagsmahl einzunehmen oder vielmehr zu frühstücken."

„Sie kommen zu jetziger Stunde, um zu Mittag zu essen?"

„Da ich von Saint-Mandé an nichts gegessen hatte, und Sie mich zu Fuß heimkehren ließen, war mein Magen verteufelt hohl."

Der Notar läßt seine Blicke über den Tisch gleiten und ruft entsetzt:

„Gänsebraten! ... Sie essen also Gänsebraten, mein Herr?"

„Beruhigen Sie sich, er kommt nicht aus Ihrer Küche; Sie wissen recht wohl, daß Geflügel nie über Ihre Schwelle kommt. Gänse giebt es ja allerdings mitunter bei Ihnen, aber sie gehören nicht zu jener Rasse, die man an den Bratspieß steckt. Diese habe ich zu meiner Stärkung unterwegs gekauft."

„Und Sie haben bis drei Uhr morgens gewartet, Herr

Taquinet, um zum Essen hierher zu kommen? Das ist alles Lug und Trug!"

„Immerhin, Sie sollen ganz Recht haben! Da ich Ihnen aber das Stück Gänsebraten sicherlich nicht genommen habe, so steht mir auch das Recht zu, es zu essen."

„Und Gott soll mir verzeihen, der Herr hat ja nicht einmal das unentbehrlichste Kleidungsstück an, er kommt ohne Hose in meine Schreibstube!"

„Die meinige war naß ... in Folge eines Unfalls, der mir am Abend zugestoßen ist."

„Unfall, Herr Taquinet, Sie scheinen im Schlafe zu sprechen."

Der kleine Bucklige richtet sich in die Höhe, nimmt eine herausfordernde Miene an und sagt, auf seinen Principal zuschreitend, mit großer Entschiedenheit:

„Sie langweilen mich, mein Herr, mit der Zeit, und ich werde meinerseits unwillig werden ... Mit welchem Rechte legen Sie mir alle diese Fragen vor? Nach allem habe ich mit Ihnen gar nichts mehr zu schaffen ... Ich bin nicht mehr Ihr Untergebener, da ich morgen nach Deutschland reise ... Ich kann machen, was ich will, ich bin freier Herr meines Thuns ... und Gänsebraten essen, wenn es mir Spaß macht, geht Sie gar nichts an ... Bezahlen Sie mir den Lohn, den Sie mir schuldig sind, damit ich morgen ganz früh abreisen kann, und alles wird zu Ende sein."

„Ich soll Ihnen den Lohn bezahlen in der jetzigen Stunde?"

„Heute Nacht oder morgen früh, was thut das? Ich weiß wohl, daß Sie nicht gern bezahlen; aber wenn man einmal muß ... Heute ist der Achtzehnte des Monats ... Berechnen Sie, wie viel das macht ... Sie werden mir freilich sagen, daß Sie kein Geld haben! Wenn man aber dreimalhunderttausend Francs in seiner Kasse hat, kann man einem unglücklichen Schreiber wohl seinen Lohn auszahlen."

Kaum sind Taquinet diese Worte entschlüpft, so bereut er sie schon, denn dadurch verräth er, daß er sehen kann, was in dem Cabinet seines Principals vorgeht. Aber auf den Notar üben diese Worte eine magische Wirkung aus. Herr Moulinard erbleicht, geräth in Verwirrung, scheint einer Ohnmacht nahe und stützt sich auf den Tisch, indem er mühsam hervorstammelt:

„Wie! ... Wer hat Ihnen gesagt ... woher wissen Sie, was ich in der Kasse habe?"

„O, mein Gott, ich weiß durchaus nichts! ... Ich habe dreimalhunderttausend Francs gesagt ... wie wenn ich eine Million gesagt hätte ... Diese Summe ist mir über die Lippen gekommen, weil ich an das Geld des Generals dachte ... Aber das ist einerlei, wenn Sie mich nur bezahlen wollen. Ich habe meine Gründe, um morgen schon in aller Frühe nach Deutschland abreisen zu können."

„Ja ... ja ... sofort ... warten Sie, mein Herr, warten Sie ... wir wollen die Sache zum Abschluß bringen."

Moulinard kehrt in sein Cabinet zurück und schließt die Thür sorgfältig hinter sich. Taquinet trinkt den Rest Wein, der noch in seiner Flasche ist, aus. Er hat die Verwirrung bemerkt, die seine Worte in der Seele des Notars hervorgerufen haben. Er weiß nicht, ob er sich darüber freuen oder es bereuen soll, sie ausgesprochen zu haben; aber er bleibt nicht lange in dieser Ungewißheit.

Moulinard kehrt, noch immer bleich, aber diesmal Herr seiner selbst aus seinem Cabinet zurück und baut vor dem kleinen Buckligen ein Häufchen Fünffrancsstücke auf, indem er zu ihm sagt:

„Hier haben Sie Ihren Monatsgehalt, Herr Taquinet, dreiundachtzig Francs und dreiunddreißig Centimes."

Taquinet wird von Erstaunen ergriffen; der sonst so geizige, in den kleinsten Dingen sonst so schmutzige Notar zahlt ihm den Lohn für den ganzen Monat aus, obgleich

erst der Achtzehnte ist. Diese Großmuth macht ihn bestürzt; aber sein Erstaunen verdoppelt sich, als Moulinard noch eine zweite Summe Geldes vor ihm aufbaut.

„Hier ist noch eine Kleinigkeit, noch sechszig Francs, die ich Sie als Gratification anzunehmen bitte."

„Eine Gratification!" ruft Taquinet, indem er sich die Augen reibt, um sich zu überzeugen, ob er auch wache, und wirft seinem Principal erstaunte Blicke zu.

„Lehnen Sie sie ab?" versetzt Moulinard stockend und streckt sogleich die Hand aus, um seine Francs wieder zu nehmen. Taquinet jedoch, der seine Absicht geahnt, hat seine langen Hände schon auf die Geldstücke gelegt und läßt sie in die Tasche seines Staubhemdes hinabrollen, indem er sagt:

„Nein, mein Herr, gewiß nicht, ich lehne sie nicht ab ... um so weniger, da ich sie durch den Eifer und die Pünktlichkeit, die ich in meinem Amte stets bewiesen, wohl verdient zu haben glaube. Allein dies hindert mich nicht, Ihnen für Ihre Freundlichkeit, die ich nicht im geringsten erwartet hatte, um so dankbarer zu sein. Ich versichere Sie, daß Sie mir eine wahrhafte Ueberraschung bereitet haben."

„Es wird ein wenig zu Ihren Reisekosten beitragen ... Ich denke, daß Sie jetzt nichts zurückhalten wird und Sie morgen früh abreisen können ... schon ganz früh ... das wird mir angenehm sein ... ich ... ich ... ich denke über Ihr Zimmer anderweitig zu verfügen ... Sie gedenken ganz früh abzureisen, nicht wahr?"

„O, seien Sie unbesorgt, früh sechs Uhr werde ich das Haus verlassen. Ich werde genöthigt sein meine Beinkleider noch einmal anzuziehen, um mir meine neuen Pantalons vom Schneider abzuholen ... nun, vielleicht werden sie ja trocken sein, aber sollten sie auch wie die Hosen eines Stallknechts triefen, so werde ich sie doch anziehen ... So leben Sie denn wohl, mein theuerer Principal ... blei-

ben Sie stets gesund ... und machen Sie immer gute Geschäfte ... ehrliche Speculationen ... Ich sagte ehrliche, aber das ist höchst überflüssig, denn Sie sind unfähig, andere zu machen ... Bei der Rückkehr von Deutschland werde ich Ihnen meine Frau vorstellen, wenn ich eine habe, und werde bei Ihnen wieder eintreten, wenn ich keine habe."

„Leben Sie wohl, Herr Taquinet; glückliche Reise!"

Taquinet hat das Geschäftslokal verlassen und ist wieder in seine Bodenkammer zurückgekehrt. Dort zählt er abermals das Geld, welches ihm sein Principal gegeben hatte, und sagt zu sich:

„Das ist gewiß außerordentlich! Er bezahlt mir meinen ganzen Monatsgehalt, ohne ihn für zwölf Tage zurückzubehalten ... sogar dreizehn Tage, denn dieser Monat hat ja einunddreißig ... und überdies giebt er mir eine zwar herzlich kleine Gratification, wenn man die Länge meiner Dienstzeit bedenkt, aber für einen Menschen, der sonst einen Heller in vier Theile zerschnitten hätte, immerhin großartig ... Habe ich nicht Recht? ... Ist sie nicht großartig für einen Mann, der immer nur ein halbes Licht auf einmal brennt und der kürzlich erst drei Abende hintereinander ausgegangen und jedesmal ganz Paris vergeblich durchlaufen ist, weil er keinen Sparleuchter finden konnte, der ihm billig genug war? Und dieser Mensch giebt mir — ohne gezwungen zu sein — aus eigenem Antriebe sechszig Francs! ... O, ich habe guten Grund zu sagen, daß dies nichts Natürliches ist! ... Er war blaß ... grün ... blau geworden! ... Das alles erst, nachdem ich ihm gesagt hatte, daß er dreimalhunderttausend Francs in der Kasse hätte! ... Sollte er befürchten, daß ich ihn bestehlen könnte? Er ist dessen fähig ... O nein, heute morgen vertraute er mir das Geld für den General an ... Aber weshalb denn diese Verwirrung, dieser Schrecken ... und diese Gratification?

„Doch was kümmert mich das? . . . Benutzen wir das unbedeutende Glück, das mir widerfährt, es ist eine geringe Entschädigung, welche die Vorsehung mir nach allen meinen Widerwärtigkeiten in dieser Nacht schuldig war! Beeilen wir uns nach dem Ausspruche eines geistreichen Mannes meiner Bekanntschaft etwas schneller als sonst zu schlafen, und verlassen wir morgen in aller Frühe das Haus, ehe sich Herr Fourmi erhoben hat. Mit meinen Ersparnissen von fünfzehn Jahren, die sich auf zwölfhundert Francs belaufen, kann ich wie ein Nabob reisen! Ich werde mich in das Innere der Eilpost setzen!"

Und der kleine Bucklige schläft ein, träumt darauf von der Heimtücke des Fräuleins Claquette, von seiner Reise nach Deutschland und sieht sich endlich als Gatten einer reizenden Frau, die ihn mit zahlreichen Kindern beschenkt, die alle wie Herkules, Apollo oder Spartakus gebaut sind. Lassen wir ihn träumen!

---

11. Kapitel.

Die Meierei.

Drei Monate sind seit den Ereignissen, die wir so eben erzählt haben, verflossen.

In einem bescheidenen Häuschen im Vincenner Walde unweit der Porte de Nogent, welches unter dem Namen Meierei bekannt ist, weil man dort in der That Milch und Sahnenkäse verkauft, sitzen zwei Frauen in einem niedrigen Saale, der auf der einen Seite nach dem Walde und auf der andern nach einem Gärtchen hinausliegt, das an das Haus grenzt.

In diesen beiden Frauen, deren eine sechszig Jahre zu zählen und von Gram und Kummer schwer gebeugt scheint,

würde man schwer die Exmarketenderin und die Tochter des Generals Desparville erkennen. Aber drei Monate haben traurige Veränderungen herbeigeführt.

Die Witwe Bloquet, die damals noch lebhaft und munter war, und deren Haltung die Sicherheit und Kühnheit ihres alten Geschäftes bewahrt hatte, ist jetzt blaß und schwach, und ihre Haare sind völlig grau geworden; ihr Kopf ist auf die Brust gesunken; kurz in drei Monaten ist sie um zehn Jahre älter geworden und scheint älter, als sie in Wirklichkeit ist. Die junge Adolphine ist zwar noch immer hübsch, wohlgeformt und anmuthig, aber ihr Gang ist nicht mehr lebhaft und leicht, aus ihren Augen leuchtet nicht der ehemalige Frohsinn; bisweilen verräth ihr Lächeln wohl noch diese liebenswürdige Schelmerei, die ihrem Gesichte so wohl stand, aber dieses Lächeln geht jetzt blitzartig vorüber und die Traurigkeit verdrängt es sofort.

Kein Wunder, denn das Schicksal hat diese beiden Frauen schwer heimgesucht; es hat sie eines Vaters und zugleich eines Geliebten und eines Sohnes beraubt. Seit der Verhaftung des Generals in seinem Landhause hat man nicht mehr von ihm sprechen hören; nie hat man Nachricht von ihm erhalten; aber was noch seltsamer erscheint, ist, daß auch Gustav nicht mehr zum Vorschein gekommen, und daß das Schicksal des jungen Adjutanten für seine Mutter wie für seine künftige Gemahlin ein gleiches Geheimnis ist.

Unter dem Consulate war man bei Verschwörungen kurz angebunden. Nach der Verhaftung des Generals wurden bei ihm die Siegel angelegt. Genöthigt, das Haus, welches sie bewohnte, zu verlassen, hatte sich die arme Adolphine zu Gustavs Mutter begeben, die ihr ihre Arme geöffnet hatte und sie wie eine Tochter betrachtete. Als sie jedoch von ihrem Sohne gar keine Nachricht erhielt, hatte die Exmarketenderin alle ihre Kraft, all' ihren Muth verloren. Da sie Adolphinen, die sie zu trösten versuchte,

ihren Schmerz verheimlichen wollte, war die arme Frau von Gram verzehrt worden. Der Körper vermag aber nicht immer die Seelenschmerzen auszuhalten, und so hatte eine schwere Krankheit die Witwe Bloquet ergriffen und sie an die Pforten des Grabes gebracht.

Dank Adolphinens treuer Pflege war Gustavs Mutter, wenn auch nicht zur Gesundheit, so doch zum Leben zurückgekehrt; aber diese Krankheit hatte viel Geld gekostet. Adolphine hatte keines mehr, und Mutter Bloquet hatte auch keines mehr, denn gewöhnlich erhielt sie es von ihrem Sohne, und ihr Sohn war nicht mehr da. Um sich Hilfsmittel zu verschaffen, mußten sie Adolphinens Schmucksachen und Edelsteine verkaufen; aber das Elend nahte, und die beiden Frauen sahen mit Schrecken ihrer Zukunft entgegen, denn das junge, von ihrem Vater verzärtelte Mädchen hatte von der Arbeit keine Idee, und die arme, durch das Verschwinden ihres Sohnes tiefgebeugte Mutter fühlte nicht mehr die nöthige Kraft, um dem Unglücke mannhaft entgegentreten zu können.

Damals tauchte Herr Moulinard wieder auf. Der Notar wußte genau, was den beiden armen Frauen widerfahren war. Er hatte mit seinem Wiedererscheinen gewartet, bis ihre Lage fast verzweifelt war, völlig sicher, daß seine Gegenwart um so größere Wirkung hervorbringen würde. Geschickte Leute ziehen von allem Nutzen, namentlich aus dem Unglücke Anderer.

Als er Adolphinen in einem traurigen Asyle fand, in dem ihr alles fehlte, erklärte der Notar, er würde nicht dulden, daß die Tochter des Generals Desparville, seines alten Clienten, im Elend lebte. Adolphine dagegen versicherte, daß sie sich von der Frau Bloquet nicht trennen würde.

„Sie sollen sie nicht verlassen,“ erwiderte Moulinard, „und in kurzem sollen Sie von mir hören; ich bin nicht

reich, aber ich thue gern wohl ... es ist meine süßeste Herzensfreude."

Und dieser Herr entfernte sich mit dem süßlichsten Lächeln. Am folgenden Tage kam er in einem Wagen an, in welchen er die Exmarketenderin und Adolphine steigen ließ. Darauf führte er sie nach dem beschriebenen Häuschen unweit der Porte de Nogent, übergab es ihnen und sagte:

„Ich habe Ihnen diese Wohnung gemiethet, Sie sind hier in Ihren eigenen vier Pfählen. Man verkaufte hier früher Milch. Sie können auch Milch verkaufen, das heißt die Witwe Bloquet kann sie verkaufen, wenn sie daran Freude hat ... Im Stalle befinden sich drei Kühe ... Man kann auch Käse machen ... das giebt Beschäftigung ... und bringt Gewinn. Auch ist ein kleiner Garten da, aber gut bestellt, er wird eine reiche Obsternte geben ... Wie gefällt Ihnen dieses Haus, reizend, Adolphine?"

Das junge Mädchen war sehr glücklich, auf dem Lande zu leben; Mutter Bloquet sehr zufrieden, Milch und Handkäse zu verkaufen. Beide segneten Herrn Moulinard tausendmal, und du weißt, ob dieser Herr gesegnet zu werden verdiente. Aber man irrt sich eben beim Segnen wie bei jeder anderen Sache: Irren ist menschlich!

Hier lebten nun die beiden Frauen wenigstens ohne Nahrungssorgen und konnten den ganzen Tag von den beiden Wesen reden, die sie liebten und noch immer erwarteten.

Noch angenehmer war für sie, daß der Notar seine Schutzbefohlenen nur selten besuchte, obgleich sie ihn stets wie ihren Wohlthäter empfingen.

An einem sehr gewitterschwülen Tage plauderte das junge Mädchen und die arme Mutter in dem niedrigen Saale ihres Häuschens sehr lebhaft mit einander und wie gewöhnlich sprachen sie von den Gegenständen ihrer Liebe.

„Man hat uns mitgetheilt, mein Vater wäre in eine

Verschwörung verwickelt gewesen," sagte Adolphine, „aber man hat sich doch überzeugt, daß er unschuldig war ... man hätte ihn schon wieder freigeben müssen."

„Allein mein Sohn," versetzte die Witwe Bloquet, „war in nichts verwickelt; man durfte ihn gar nicht verhaften, er war dem General freiwillig gefolgt ... und gleichwohl ist er seit jenem unseligen Tag nicht wieder zum Vorschein gekommen ... Was hat nun das zu bedeuten?"

Adolphine hatte ihren Stuhl neben den der armen Frau gerückt und sagte darauf mit geheimnisvoller Miene zu ihr:

„Meine theure Freundin, ... wenn Sie mich nicht auslachen wollen, möchte ich Ihnen etwas sagen."

„Ach, liebes Kind, wie kannst du mir nur Lust zutrauen, irgend jemanden auszulachen! Sprich dich also aus."

„Nun wohl! Ich bin überzeugt, daß wir Gustav in kurzem wieder sehen werden, der uns dann unstreitig Nachrichten über meinen Vater bringen wird."

„Was bringt dich auf diesen Gedanken?"

„Ein Traum ... ein merkwürdiger Traum! ... Mir war, als ob ich ihn vorgestern mitten in der Nacht sähe und ihn mit mir reden hörte ... Ja, es kam mir sogar vor, als ob er mich auf die Stirne küßte ... Ich stieß einen Schrei aus, und der Schatten verschwand."

„Das ist sehr sonderbar," versetzt die gute Frau, „ich hatte vorgestern den nämlichen Traum wie du ... Mein Sohn umarmte und küßte mich, während ich schlief."

„Sollte es möglich sein! ... Und Sie sagten mir nichts davon?"

„Aber ich habe das nicht das erste Mal erlebt ... Wache ich bei dem Geräusch seiner sich entfernenden Schritte auf, so glaube ich noch den Druck seiner Lippen zu fühlen."

„Und ich auch ... O, welch ein Glück ... er wird also wiederkommen ... es ist ein Zeichen des Himmels!"

Aber plötzlich werden die beiden Frauen traurig, blaß, bestürzt und die arme Mutter sagt leise:

„Mein Gott, wenn es der Schatten meines Sohnes wäre, der erscheint, um uns zu sehen! Dann ... dann müßte er todt sein!“

„O, nein, nein, meine Mutter! ... es ist nicht möglich! ... Das ist nicht sein Schatten!“ ruft Adolphine, indem sie ihre Arme um den Hals ihrer Gefährtin schlingt und ihr Gesicht verbirgt, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen.

---

12. Kapitel.

Nächtlicher Besuch.

Einige Tage nach der so eben von uns mitgetheilten Unterredung sagten sich Adolphine und Mutter Bloquet gute Nacht, um sich zur Ruhe zu begeben; nachdem sie wieder lange von den Gegenständen ihrer Zärtlichkeit geredet hatten, von ihnen, die sie erwarteten, die sie noch immer hofften in ihre Arme zurückkehren zu sehen, und von denen sie trotzdem noch keine Antwort erhalten hatten.

Aber jeden Abend sagten die beiden Frauen, wenn sie sich trennten, zu einander:

„Morgen werden wir vielleicht glücklicher sein, morgen wird der Himmel sie vielleicht unserer Liebe zurückgeben.“

Ohne diese Hoffnung, die allein sie aufrecht erhielt, wäre ihr Leben sehr traurig, sehr bitter gewesen. Sie mußten also beständig hoffen, selbst als sie keine glückliche Aenderung mehr aus dem Dunkel der Zukunft herauszulesen vermochten; denn die Zukunft ist ein Buch, in dem noch niemand geläufig zu lesen verstanden hat.

Aber diesen Abend hatte Adolphine ihr Zimmer mit schwererem Herzen, mit kummervollerer Seele als sonst

aufgesucht. Herr Moulinard, der Notar, war nämlich am Tage bei seinen Schutzbefohlenen auf Besuch gewesen.

Dieser Herr erschien jedoch beständig mit demselben Lächeln auf seinen Lippen; seine Stimme war eben so süß wie immer, wenn er mit Adolphinen sprach, sein Benehmen eben so zuvorkommend, seine Blicke eben so zärtlich.

Und dieser Mann hatte das junge Mädchen und die arme Mutter vor Elend geschützt; sie glaubten es wenigstens, und im Hinblick darauf mußten sie, wenn auch nicht Liebe, so doch wenigstens Dankbarkeit für ihn empfinden. Woher kommt es also, daß sich die Tochter des Generals wider ihren Willen in der Nähe des Notars unbehaglich und fern von ihm wohl fühlte? Weshalb verursachte ihr seine Anwesenheit Verlegenheit und einen geheimen Widerwillen, über den sie sich keine Rechenschaft abzulegen vermochte?

Deshalb weil Herr Moulinard, obgleich er seine äußere Freundlichkeit bewahrte, dennoch auf Adolphine oft Blicke warf, in denen ganz etwas anderes als Wohlwollen lag; weil er nach seiner Ankunft in der Meierei oft nach einem Vorwande zu suchen schien, um die Exmarketenderin zu entfernen und mit dem jungen Mädchen allein zu bleiben. Bei diesem Beisammensein kam nun allerdings nichts vor, was die Schamhaftigkeit Adolphinens ernstlich hätte beunruhigen können; allein es fiel ihr doch auf, daß Herr Moulinard seinen Stuhl näher an den ihrigen rückte, als eine gemüthliche Plauderei erforderlich machte, und daß es ihm beim Erzählen bisweilen begegnete, seine Hand auf den Arm oder das Knie des reizenden jungen Mädchens zu legen, selbstverständlich ohne daran zu denken, denn er beeilte sich, seine Hand zurückzunehmen, wenn er sah, daß Adolphine ihren Stuhl heftig zurückschob. Allein diese Zerstreutheiten nahmen immer mehr zu, und an diesem Tage hatten sie sich so oft wiederholt, daß das junge

Mädchen ein wahres Gefühl des Schreckens überschlichen hatte.

Und außerdem hatte ihr Herr Moulinard keinen Trost gebracht. Gleich jenen Aerzten, die dich, um sich größeres Verdienst beizulegen, über deine Krankheit mehr erschrecken als beruhigen, schüttelte der Notar den Kopf mit höchst bedenklicher Miene, sobald sich das junge Mädchen nach dem General erkundigte und antwortete in wenig zuversichtlichem Tone:

„Ich will Sie nicht betrüben ... Ich würde in Verzweiflung sein, Ihnen Schmerz zu bereiten, ... aber, frei herausgesagt, zweifle ich, daß Sie ihn je wiedersehen werden ... Bonaparte wird ihn in die Kasematten haben sperren, wenn nicht gar erschießen lassen ... Ich kann mich allerdings irren und wünsche mich zu irren."

Ueber Gustav schien der Notar jedoch vollkommen sicher; er sagte zu Adolphine:

„Liebes Fräulein, ich wollte es Ihnen in Gegenwart der Mutter Bloquet nicht sagen, um diese gute Frau nicht zu betrüben ... aber ich bin völlig überzeugt, daß sie ihren Sohn nicht wiedersehen wird ... Jedenfalls ist dieser junge Mann zur Armee gesandt worden ... Wie Sie wissen, ist der Kampf jetzt wieder entbrannt ... Dank unserm ersten Consul ist fast immerwährend Krieg ... Der junge Gustav wird nicht Zeit gehabt haben, an Sie zu schreiben, oder sein Brief ist verloren gegangen ... Wahrscheinlich ist er auf dem Schlachtfelde gefallen ... Das ist sicherlich höchst beklagenswerth; hat man indessen einmal den Soldatenstand erwählt, so muß man auf ein solches Ende gefaßt sein. Die Schrift sagt: Wer mit dem Schwerte Blut vergießt, wird durch das Schwert umkommen ... und die Schrift kann sich nicht irren."

„Dann also werden Sie, mein Herr, durch die Feder sterben," entgegnete Adolphine mit erzwungener Lustigkeit.

„Höchst wahrscheinlich, mein Fräulein; das heißt ich

werde mir durch Schreiben, durch Arbeiten eine Krankheit zuziehen, die mich fortrafft. O, ich bin darauf gefaßt, allein das kann bei mir erst sehr spät eintreffen. Sehen Sie, die meisten Seeleute sterben im Meere, die Maurer stürzen von ihren Gerüsten herab, die Dachdecker brechen sich das Genick, die Feuerwehrleute kommen im Brande um, die Fuhrleute gerathen unter die Räder ihrer Wagen . . . o, das bleibt niemals aus!"

„Und werden wir, mein Herr, die wir Milch und Sahne verkaufen, auch an ihnen sterben?"

Diese Frage des jungen Mädchens hatte den Notar einige Augenblicke unangenehm zu berühren geschienen; dann aber hatte er erwidert:

„Es giebt wohl Ausnahmen . . . aber die Ausnahme beweist gerade die Regel. Glauben Sie mir also, Fräulein: Suchen Sie Herrn Gustav zu vergessen. Sie stehen noch nicht in einem Alter, welches gegen die Liebe unempfindlich macht . . . Sie sind dazu geschaffen, sie einzuflößen; Andere werden Sie lieben, reizende Adolphine, Andere werden sich glücklich fühlen, Ihr kleines Herz schneller schlagen zu lassen."

„Ich aber, mein Herr, werde keinen Anderen als Gustav lieben . . . und selbst wenn ich ihn nie wiedersehen sollte, so fühle ich doch, daß ich ihn nie vergessen werde."

„Das, mein Fräulein, ist nicht für alle Zeit gesagt. Aber lesen Sie die Geschichte . . . ziehen Sie das Leben berühmter Frauen zu Rathe, von Andromache an bis zu der Königin von Ephesus, dieser untröstlichen Witwe, die sich von der Asche ihres Gatten nicht trennen wollte, und Sie werden ersehen, daß es in der Natur begründet ist, sich trösten zu lassen."

An dem Tage, an welchem diese Unterredung mit Herrn Moulinard stattgefunden, hatte sich das junge Mädchen trauriger und muthloser als sonst gefühlt. Als Adolphine jedoch der, welche sie ihre Mutter nannte, gute Nacht ge=

sagt, hatte sie im Gebete Hoffnung und im Schlafe Ruhe wiedergefunden.

Es konnte ein Uhr nach Mitternacht sein. Es war trüb und schwül, und ein Gewitter zog heran. Schon vermochte man bei den schnell aufeinanderfolgenden Blitzen die schönen Alleen des Vincenner Waldes nicht zu unterscheiden. Bei dem Leuchten dieser Blitze hätte man einen jungen Mann wahrnehmen können, der die Mütze eines Polizeibeamten trug und in einen weiten blauen Mantel gehüllt war. So schnell es die Dunkelheit gestattete, schritt er einher und folgte einem der Wege, der vom Vincenner Schlosse nach jenem Theile des Waldes führte, den man Bois de Beauté nannte. Unweit desselben lag die Meierei.

In dunkeler Nacht war es nicht leicht sich durch einen Wald hindurchzufinden, in dem sich fast alle Wege ähnlich sehen, und zur Zeit unserer Erzählung hatte man in dem Vincenner Gehölz noch nicht so zahlreiche Lichtungen angebracht, die ihm einen großen Theil seiner Schönheit geraubt haben.

Von Zeit zu Zeit hielt der junge Mann, sobald ein Blitz die Wolken zerriß und die zahlreichen Fußpfade des Gehölzes grell beleuchtete, an und blickte um sich, um sich zurechtzufinden; aber so schnell war alles wieder in Dunkel gehüllt, daß er kaum Zeit hatte, den Weg einige Schritte vor sich zu erkennen. Trotzdem eilte er mit neuem Eifer dahin, bis er gegen einen Baum oder Strauch rannte und stehen bleiben mußte.

„Mein Gott!“ sagte er, „ich werde doch nicht den Weg verfehlt haben ... Was für ein Unglück, wenn ich mich verirrt hätte! ... Ich habe so wenig Zeit, um sie wiederzusehen, um das Glück zu genießen, sie anschauen zu können! Unselige Nacht, die mir kaum gestattet, vier Schritte vor mir zu sehen ... Doch das thut nichts ... ich muß suchen vorwärts zu kommen!“

Plötzlich stößt der junge Mann bei der Wendung eines Fußpfades einen Freudenschrei aus; er befindet sich dicht vor der Meierei, er steht zwei Schritt vor einer Mauer, die den Garten einfriedigt.

Während der junge Mann sofort auf eine ihm bekannte Stelle zugeht, die leicht zu überklettern ist, zieht er den Mantel aus, rollt ihn zusammen und wirft ihn in den Garten; behende klimmt er empor, und bald ist die Mauer erstiegen. Er springt hinab, geht auf das Haus zu und lauscht, ob er im Innern kein Geräusch vernimmt. Einen Augenblick bleibt er stehen, läßt sein Haupt betrübt auf die Brust hinabsinken und sagt zu sich:

„Sie müssen jetzt schlafen, und ich darf sie nicht erwecken. Ich darf ihnen nicht sagen: Mutter, siehe da ist dein Sohn; Adolphine, siehe da ist dein Geliebter, dein Bräutigam, der da kommt, um dich an sein Herz zu drücken ... Aber ich habe auf mein Ehrenwort geloben müssen, daß ich mich niemandem zeigen will ... nur auf diese Bedingung hin habe ich diesen Augenblick der Freiheit erhalten ... und ein Soldat muß zuerst die Ehre treu befolgen. Ich will wenigstens diese Freiheit, die man mir gewährt, benutzen, um, so lange sie noch schlafen, die zu sehen, welche mir nicht in meine Arme zu schließen erlaubt ist."

Die Hausthür war verschlossen; aber Gustav, denn du hast in diesem jungen Manne wohl schon den Adjutanten des Generals Desparville erkannt, Gustav hatte ein Mittel entdeckt, um in das Innere der Meierei einzudringen. Mit Hilfe eines Spaliers stieg er auf den Balkon vor einem Zimmer des ersten Stockwerks empor; er hatte daselbst eine zerbrochene Scheibe aufgefunden und öffnete, indem er mit der Hand hindurchlangte, leicht das Fenster. Einmal im Zimmer gelangte er ohne Mühe zu seiner Mutter und von ihr aus zu Adolphinen, denn sie schliefen ohne Furcht bei unverschlossenen Thüren. Arme Leute fürchten

keine Diebe, und man ist oft besser durch Vertrauen als durch Schlösser bewahrt.

Als sich Gustav dem Zimmer seiner Mutter näherte, trat er sehr leise auf; seine Füße schwebten förmlich über den Fußboden. Als er endlich die Thür geöffnet hat, gewahrt er bei dem schwachen Schimmer einer Nachtlampe, die seit der Krankheit der Witwe Bloquet stets in ihrem Schlafzimmer brennt, die Züge derjenigen, die ihm das Leben gegeben. Er bleibt stehen, um sie mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit zu betrachten; aber sein Herz zieht sich zusammen, und ein Gefühl von Trauer beschleicht seine Seele; denn als er seine schlafende Mutter anschaut, kann er leicht die Verheerungen erkennen, die mehr Kummer als Krankheit in diesem einst so schönen und in den Augen des Sohnes noch immer so schönen Gesichte hervorgerufen hat.

„Arme Mutter!“ sagt Gustav traurig zu sich, „welche Veränderung in so kurzer Zeit ... Diese hohlen und abgemagerten Wangen; diese Stirn, auf der sich neue Falten zeigen, geben mir hinreichend zu erkennen, welcher Gram an deiner Seele zehrt ... Und ich kann dich dem Glücke nicht zurückgeben, indem ich dich in meine Arme schließe ... Ich könnte dich allerdings dann ja sofort verlassen ... O, verdammter Schwur! ... Aber darf ich mich wohl beklagen, da man mir doch gestattet, meine Mutter wiederzusehen?“

Und indem er auf den Fußspitzen an das Bett herantritt, neigt er sich leise hinab und berührt mit den Lippen die Stirn seiner Mutter. Darauf richtet er sich mit derselben Vorsicht empor und will sich eben nach dem Zimmer Adolphinens begeben, als er einen Augenblick überlegend stehen bleibt und dann die auf dem Tische stehende Nachtlampe mitnimmt, indem er zu sich selber sagt: Als ich das letzte Mal hier war, habe ich wohl ihr süßes Athemholen gehört, aber nur im Dunkeln, und mich nicht an dem Anblick ihrer reizenden Züge erfreuen kön-

nen . . . Heute will ich versuchen, noch glücklicher zu werden."

Und mit der brennenden Nachtlampe in der Hand gelangt er in Adolphinens Zimmer. Damit seine Braut nicht etwa bei dem schwachen Lichtscheine erwache, stellt er die Lampe in eine Ecke des Zimmers, von der aus kaum ein Schimmer bis zum Bette des jungen Mädchens dringen kann. Aber die Augen eines Geliebten sind scharf, und Gustav fühlt schon sein Herz vor Glück und Liebe schlagen, denn er hat seine Adolphine wiedergesehen. Das junge Mädchen schlummerte, den Kopf auf einen ihrer Arme gelehnt, während der andere nachlässig ausgestreckt war; ein kleines, nicht fest zugebundenes Mützchen verbarg ihre schönen Haare, von denen mehrere Locken frei über den Hals hinabwallten, nur halb; und da die Gewitterluft beängstigend auf sie eingewirkt, hatte sie das Deckbett halb zurückgeschoben, so daß es kaum bis an ihren Busen reichte.

Als das junge Mädchen so da lag und sich abzukühlen suchte, gewährte es ein reizendes Bild. Auch einen Mann, der Adolphine nicht gekannt, würde es gefesselt haben; stelle man sich nun die Wirkung vor, die es auf den, welcher sie anbetete, ausüben mußte!

Auch bleibt Gustav regungslos und wie verzückt stehen. Er wagt aus Furcht, die reizende Schläferin zu erwecken, nicht näher zu treten. Er schaut sie liebestrunken an; Zittern und Beben ergreift ihn, und er ist einen Augenblick ungehalten, daß er die Nachtlampe mitgebracht, denn er fühlt, daß er sich einer harten Probe ausgesetzt hat.

Aber die Schläferin dort ist seine Braut; sie sollte gerade seine Frau werden, als die Ereignisse sie trennten; er würde vielleicht gar nicht sehr strafbar sein, an all diese Reize, die ihn trunken machen, die süßesten Zärtlichkeiten zu verschwenden. Aber wahrscheinlich würde Adolphine, wenn er diesem Verlangen unterlöge, erwachen; sie würde ihn erkennen, und er hätte dann seinen Schwur gebrochen.

8

Und bei diesem Schwur handelt es sich um das Leben und die Ehre eines Anderen! Der arme junge Mann muß sich dies alles sagen, um der Versuchung zu widerstehen ... Es gelingt ihm indessen. Es giebt viele Beweise des Muthes, deren man sich rühmt, und die keinen so großen Werth haben wie jener.

Gustav ging mit sich ernstlich zu Rathe, ob er ihr wohl vor dem Scheiden die Wange oder vielleicht ihre halbnackte Schulter küssen dürfte ... Schon war er darüber mit sich ins Reine gekommen und wollte eben an das Bett herantreten, als sich das junge Mädchen plötzlich, ohne zu erwachen, auf der Matratze umdreht und bei dieser heftigen Bewegung die neidische Decke fast völlig von ihrem Körper wirft.

Armer Gustav, wie wird ihm, als er ein so schön geformtes Bein, daß es sich ein Maler zum Modell gewünscht hätte, ein weißes, zartes Knie und dann zwei runde rosige Schenkel gewahrt! Er seufzt, er ist dem Ersticken nahe ... er fühlt, wenn er nur noch einen Schritt näher an die Schläferin herantritt, ist er verloren, geräth sein Schwur in Vergessenheit ... Er muß sich also entfernen, ohne ihr einen Kuß zu geben, und schnell entfernen, denn sonst ist es zu spät.

Das thut der junge Officier. In einem Augenblicke ist er entflohen, vom Balkon hinabgesprungen, über die Mauer geklettert und mitten durch das Vincenner Gehölz zurückgeeilt!

Achtungswerther Mann! Ich weiß nicht, ob er damals das Kreuz der Ehrenlegion besaß, aber für die hier an den Tag gelegte Ehrenhaftigkeit hätte er es wohl verdient.

---

13. Kapitel.

Taquinet auf der Reise.

Während diese Ereignisse in Frankreich vor sich gingen, wollen wir zu dem kleinen Buckligen zurückkehren, den wir gerade verlassen haben, als er nach Deutschland reisen wollte.

Mit seinen Ersparnissen, die sich auf fünfzig Goldstücke beliefen, eine in seinen Augen ungeheuer große Summe; mit seiner Gratification und einem neuen Paare Pantalons, hatte sich Taquinet, glücklich wie ein König, fröhlich wie ein Fink und vor allem darüber entzückt, daß er Herrn Fourmi nicht wieder gesehen, auf die Reise gemacht.

Bis dahin war Herr Taquinet noch nie gereist, seine weitesten Ausflüge waren nie über das Weichbild von Paris hinausgekommen. Diesmal soll er etwas Anderes zu sehen bekommen; er erwartet wahre Wunder, und um nichts zu verlieren, um wirklich mit Frucht zu reisen, hat er einen Platz in der Schnellpost genommen. Das ist in der That die beste Weise, die Länder, durch welche man fährt, zu sehen, und die Eisenbahnen werden dieses Vergnügen schwerlich ersetzen.

Taquinet hatte einen einzigen Reisegefährten; es war ein Mann mittleren Alters, den man nach seiner Aussprache sofort als ein Kind von den Ufern der Garonne erkannte. Er war von kräftigem Wuchse, hatte ein hübsches Gesicht, schwarze und lebhafte Augen, eine braune und gesunde Gesichtsfarbe, war beim Sprechen ungemein höflich und sprach viel oder vielmehr immer. Außer einem angenehmen Aeußeren hatte er ein freundliches und gewinnendes Benehmen.

Die Kleidung dieses Mannes verrieth gerade keinen Nabob; aber um einer Reise willen pflegt man keine ausgesuchte Toilette anzulegen. Er trug einen blauen Rock

mit Knöpfen von schwarzer Seide, der nach der Sitte der damaligen Zeit vorn sehr kurz war, aber hinten sehr lange und schmale Schöße hatte. Der Sammetkragen dieses Rockes hatte manchen Regenguß aushalten müssen, denn in Folge des ewigen Durchnäßtwerdens und Trocknens sah er sehr fahl aus. Unter diesem stets zugeknöpften Rocke bemerkte man das untere Ende eines faltenreichen Busenstreifens von höchst einfachem Zeuge; daran reihte sich eine Tuchhose mit grünen Streifen, die dem Eigenthümer durch ihr pralles Anschließen hätte gefährlich werden können, wenn der Stoff nicht sehr derber Natur gewesen wäre.

Die Schuhe dieses Herrn waren der Bequemlichkeit wegen hinten niedergetreten. Sein Kinn war endlich in ein enormes Halstuch von gestreiftem Zeuge versenkt, welches in einen sehr künstlichen Knoten zusammengelegt war. Ueber dieser Tracht trug er einen Paletot mit einem Kragen, der bis halb auf den Rücken hinabreichte. Letzteres Kleidungsstück war von fahler Farbe und schien sehr häufig in Gebrauch gewesen zu sein.

Unten an den Aermeln und um den Kragen gewahrte man noch einige Büschel schon röthlich gewordener Kaninchenhaare, die man von weitem recht wohl mit unechtem Pelzwerk verwechseln konnte. Als Kopfbedeckung trug dieser Herr einen sogenannten Dreispitz, der damals eben so modern wie der runde Hut war. Aber der Hut des Reisenden war von wahrhaft riesenhafter Größe und hatte einen Ueberzug von Wachsleinewand.

Kaum hatte Taquinet in der Post Platz genommen, als der Reisende eine übergroße Höflichkeit gegen ihn an den Tag gelegt hatte; zuerst hatte er ihm angeboten, den Platz mit ihm zu tauschen, wenn ihm der seinige nicht behagen sollte; dann hatte er sich ganz in eine Ecke gedrückt, aus Furcht, ihm unbequem zu werden, und ihm schließlich eine Prise angeboten.

„Wahrhaftig,“ sagte der kleine Bucklige zu sich, „dies-

mal habe ich Glück gehabt; ich habe einen sehr angenehmen Reisegefährten ... er benimmt sich wie ein Marquis ... er ist vielleicht ein Vicomte! ... Er geht allerdings sehr dürftig gekleidet ... Aber in heutiger Zeit giebt es viele Edelleute, die Unglück gehabt haben ... Dieser war vielleicht ein Emigrant ... Daß sein Dreispitz einen Wachsleinewandüberzug hat, gefällt mir nun nicht. Allein ich kann begreifen: Ist sein Hut neu, so will er ihm dadurch seinen Glanz bewahren."

Zwischen den zwei Reisegefährten, die beide keine Freunde des Stillschweigens waren, hatte sich bald eine lebhafte Unterhaltung entsponnen.

„Es ist doch etwas Angenehmes um das Reisen ... zu fühlen, wie man dahinrollt und sich Gegenden vor Einem aufrollen, die man nicht kennt!" hatte Taquinet ausgerufen, indem er auf Kartoffelfelder und häßliche Bauerhütten, welche höchstens schienen von den Hausthieren bewohnt werden zu können, begeisterte Blicke warf.

„Sie haben wohl noch nicht viele Länder gesehen?" sagte der Herr im Paletot, indem er seinen Nachbar anblickte und beim Sprechen das „S" so eigenthümlich hervorhob, daß sich ein unaufhörliches Zischen durch die Unterhaltung hindurchzog.

„Ich, mein Herr, reise zum ersten Male; ich bin ein Pariser Kind und bin noch nie weiter als bis nach Versailles, Vaugirard und Montmorency gewesen. Deshalb sehen Sie mich so entzückt, so begeistert ... Schon die Landschaft scheint mir herrlich ... Ach, was ist das dort unten ... rechter Hand ... diese Hügel in der Ebene? Sind das etwa schon Felsen?"

„O nein ... Dasss ssind Heuschober."

„Glauben Sie wirklich? Nun, dann sind sie wenigstens weit schöner als diejenigen, welche ich in den Ebenen bei Vaugirard gesehen habe."

„Ich finde Ihre Begeisterung begreiflich, mein Herr;

haben Ssie aber ersst gleich mir die vier Welttheile durchreisst, so werden Ssie gegen die Aussſichten gleichgiltig sein."

„Sie sind in allen vier Welttheilen gewesen, mein Herr?"

„Ei, mein Gott, ja! ... Ich glaube sogar einen fünften zwischen New-York und dem Niagarafalle entdeckt zu haben ... aber ich hatte ess damalss sehr eilig ... und dass Meer macht mich immer etwass leidend, so daß ich nicht die Zeit hatte, ihn mir näher anzusehen. Ich habe ess mir für ein fünftess Mal aufgehoben."

„Zum Teufel!" sagte Taquinet zu sich, „wenn er nicht den gascognischen Dialect hätte, würde ich ihn für einen Engländer halten, denn, wie ich weiß, verreisen die Engländer einen Theil ihres Lebens."

Während des ersten Tages ließ der Gascogner Taquinet schwatzen, er scheint ihn aushorchen zu wollen und begnügt sich von Zeit zu Zeit einige halbe Worte hinzuwerfen, in denen stets von seinem Vermögen, seinem Schlosse, seinen Leuten und seinen Pferden die Rede ist. Der kleine Bucklige sagt zu sich:

„Es ist ein reicher Mann! ... An seinem Paletot, dessen Pelzwerk furchtbar von den Motten zerfressen ist, hätte ich es nicht geahnt; aber wenn er mit diesem Ueberwurfe die ganzen vier Welttheile durchreist hat, so nimmt es mich nicht Wunder, wenn derselbe Haare gelassen hat ... Jedenfalls muß er ein Original sein, der zu seinem bloßen Vergnügen reist."

Taquinet hatte bemerkt, daß sein Reisegenosse, als zur Zeit des Mittagessens angehalten wurde, nicht ausstieg. Er erlaubte sich keine Bemerkung darüber, nur fällt ihm auf, als er seinen Platz wieder einnimmt, daß sich sein Nachbar in der Post die Zähne sehr sorgfältig mit einer Zahnbürste reinigt, eine Beschäftigung, der er sich mit einer gewissen Ostentation überläßt.

„Sie haben an unserm Mittagsmahle nicht theilnehmen

wollen, wie es scheint," sagt Taquinet, indem er sich in einen weiten Ueberzieher hüllt, den er sich am Morgen seiner Abreise gekauft hatte.

„Wie! Ich an einer Wirthstafel essen? ... Pfui doch! Ich gestehe Ihnen, daß ich mich nicht dazu versucht fühle. Nennen Sie das essen, wenn Sie unter einen Haufen von allerlei Leuten eingekeilt sind, die alles gierig verschlingen, die sich auf das stürzen, wonach Sie gerade Lust haben und Ihnen nur Knochen lassen? ... Und nun erst die Mägde! Sie reißen Ihnen die Teller fort, ehe sie noch leer sind ... oder Sie rufen sie umsonst, Ihnen eine Schüssel zu reichen, und bekommen Sie sie, so ist alles entweder zu heiß oder zu kalt ... das Geflügel nur halb gekocht, damit Sie es nicht anrühren, der Wein schlecht, damit Sie weniger davon trinken, und nun erst gar der Conducteur, der Sie plötzlich anschreit:

„Vorwärts, meine Herren, vorwärts, in den Wagen ... wir müssen abfahren, wir haben uns um zehn Minuten verspätet ... schnell, schnell in den Wagen! Und das gerade in dem Augenblicke, wo Sie eben nach der zweiten Schüssel greifen wollen ... Sehen Sie, so geht es bei einer Wirthstafel für Reisende her!"

„Wahrhaftig, das ist wahr, es ist genau, wie Sie sagen," bemerkt Taquinet, „die Schilderung ist nicht übertrieben, ich habe es so eben mit eigenen Augen gesehen. Aber zum Glück für mich esse ich sehr schnell, und alle meine Nachbarn sind gegen mich zu kurz gekommen."

„Ich, der ich stets nach meinem Behagen essen will, nehme immer Lebensmittel mit ... eine ausgezeichnete Pastete ... ein mehr oder weniger getrüffeltes Geflügel ... ein delicates Würstchen und einige Flaschen Chambertin. Damit versehen, esse ich im Wagen in Ruhe. O, ich bin keineswegs ein Gourmand ... ich habe oft an den ersten Tafeln Europas gespeist ... und auch in Amerika, wo ich mich einige Zeit aufhielt, habe ich nie weniger als

zehn Thaler für meine Mahlzeiten ausgegeben ... und ich schwöre Ihnen, daß ich jetzt eben so gut als damals gespeist habe, und vielleicht noch besser, denn ich hatte Appetit."

„Wo zum Teufel kann er denn nur seine Lebensmittel haben?" sagt Taquinet zu sich, indem er sich nach allen Seiten umschaut. Endlich bemerkt er eine Art Reisetasche, welche sein Gefährte zwischen seinen Beinen hatte und eben mit seinen Füßen unter den Sitz stieß. Diese Reisetasche hat allerdings nur einen sehr unbedeutenden Umfang, aber der Herr kann ja bei seinem Mittagsessen einen großen Theil seiner Lebensmittel verzehrt haben.

Taquinet, der an der Wirthstafel manches Glas geleert und den Wein nicht allzu schlecht gefunden hatte, weil er durch Herrn Moulinards Keller nicht verwöhnt war, fühlt sich jetzt sehr aufgelegt zu plaudern und sein Herz auszuschütten. Man hat oft behauptet, daß eine gute Mahlzeit diese Wirkung hervorbrächte. Dann sei vor Leuten auf deiner Hut, die wenig trinken, die stets zurückhaltend sind und kaltes Blut behalten wollen, während du dich wenig darum kümmerst, es selbst zu verlieren. Solche Leute werden dir nie ihre Geheimnisse anvertrauen.

Der kleine Bucklige wendet sich also an seinen Gefährten, der ihm eben eine Prise angeboten hatte, und sagt zu ihm:

„Sie können mir, mein theurer Herr, wahrhaftig glauben, wenn Sie wollen, aber diese Reise entzückt mich außerordentlich. Sie beginnt für mich unter den glücklichsten Vorbedeutungen. Erstlich ein höchst liebenswürdiger Reisegefährte, das ist schon viel."

„Sie schmeicheln mir, ... aber ich meinerseits schwöre Ihnen, daß ich entzückt darüber bin, mit einem Manne Ihres Verdienstes und Ihres Geistes zusammen zu sein ... denn Ihr Geist sprüht ordentlich Funken ... Ich habe nicht nöthig gehabt, mit Ihnen lange zu plaudern, um dies zu bemerken.

Taquinet geräth außer sich vor Freude; er war es nicht gewohnt, daß man Complimente an ihn richtete und seine Eigenliebe ist deshalb außerordentlich gehoben. In diesem Augenblicke scheint ihm sein Nachbar ein russischer Prinz zu sein, und die Kaninchenhaare, die den Kragen des Paletots einfassen, sind in den Augen des kleinen Buckligen Hermelin geworden. So wahr ist es, daß die Schmeichelei stets ihre Wirkung ausübt, selbst auf solche Leute, denen sie, wenn sie an sie gerichtet wird, am lächerlichsten vorkommen sollte.

„Habe ich Ihnen schon erzählt, weshalb ich nach Deutschland reise?“ beginnt Taquinet von neuem.

„Sie haben mir nicht ein einziges Wort mitgetheilt, und ich bin viel zu discret, um Sie selbst danach zu fragen. Mit dem Vertrauen verhält es sich wie mit der Liebe: es muß von selbst kommen.“

„Ich will Ihnen meine Geschichte mit kurzen Worten erzählen. Ich bin Schreiber ... das heißt ich war Schreiber bei dem Notar Moulinard.“

„Moulinard? ... O, ich habe viel von ihm gehört ... ich muß ihn selbst kennen ... die Perle der Notare.“

„Perle! Nun meinetwegen ... es giebt jedenfalls verschiedene Sorten ... echte und unechte. Kommen wir auf mich zurück. Ich verdiente sehr wenig Geld ... aber da ich seit sechszehn Jahren fast nichts ausgab, habe ich trotzdem viel gespart ... wenn auch nicht genug, um meinem Principal sein Geschäft abzukaufen. Er sagte unaufhörlich zu mir: Verheirathen Sie sich und kaufen Sie mir mit der Mitgift Ihrer Frau mein Geschäft ab ... Das läßt sich sehr leicht sagen; aber Sie sehen selbst, ich bin nicht wie ein Antinous gebaut.“

„Wie so? Was fehlt Ihnen denn? ... Nichts, so viel ich sehe ... Sie haben einen schönen Fuß, ein schönes Auge, ein ...“

„Es fehlt mir auch nichts, im Gegentheil, ich habe etwas zu viel.“

„Ja, wo denn?“

„Potztausend ... auf dem Rücken ... diese Wölbung.“

„Nun, nun ... diese leichte Krümmung! Meiner Treu, hätten Sie es mir nicht gesagt, so würde ich es, auf Ehre, nicht bemerkt haben.“

„O, Sie scherzen!“

„Nein, ich versichere Sie, daß man keine Ahnung davon hat, wenn Sie sitzen! ... Sie halten Ihren Kopf allerdings ein wenig nach vorn, aber das steht Ihnen nicht häßlich ... Ich habe geglaubt, es geschehe aus Kokette rie, um sich eine nachdenkliche Miene zu geben.“

„O, Sie sind allzu gütig!“

Taquinet schwimmt in einem Meere von Wonne; er wirft den Kopf zurück und richtet sich in die Höhe; wenn er es wagte, würde er seinen Reisegefährten umarmen, aber er wagt es nicht.

Der Gascogner fährt fort:

„Wären Sie in Amerika gewesen, mein Herr, so würden Sie blos durch Ihr Aeußeres zahlreiche Eroberungen gemacht haben ... Die Frauen daselbst haben zu den Buckligen eine warme Zuneigung und zwar um so mehr, weil man dort sehr wenige sieht. Sie kommen dort äußerst selten vor, und die Amerikanerinnen haben die Bemerkung gemacht, daß dieselben es im Bewußtsein ihres Geistes und Witzes bei dem schönen Geschlechte an nichts, auch rein an gar nichts fehlen lassen ... Ha, ha, ha, ... Sie verstehen mich doch?“

„Vollkommen!“ erwidert Taquinet, indem er sich vor Wonne auf seiner Bank kaum zu fassen weiß. „Das schöne Geschlecht hat für mich in der That großen Reiz ... Ich schwärme für die Frauen ... O, was für himmlische Wesen, die Frauen!“

„Habe ich es nicht gleich gesagt, daß ihr Leutchen, die

ihr von der Natur so ausgestattet seid, euch den Frauen gegenüber als wahre Männer zeigt? ... Ich möchte wetten, daß Sie schon viele Liebesabenteuer gehabt haben. O, mein Gott! ... Sie können sie wahrscheinlich gar nicht zählen!"

Dieses Wort erinnert den kleinen Buckligen an seine Abenteuer bei Claquette Tortillon. Er glaubt auf seiner Rückseite noch immer seine nasse Hose zu fühlen, und mit etwas verlegener Miene entgegnet er:

„Brechen wir von dem Liebesglücke ab. Ich sagte Ihnen also, daß ich Schreiber war und die Absicht hatte, mich zu verheirathen. Da es mir bis jetzt nicht geglückt war, meinen Plan zur Ausführung zu bringen, hatte ich auf ihn schon fast verzichtet, als ich vor kurzem einen Brief von einem meiner Vetter erhielt, der zu München in Bayern wohnt."

„Sehr gut ... Mir genau bekannt!"

„Sie kennen meinen Vetter?"

„Nein, aber ich kenne München, eine reizende Stadt, in der viel Musik getrieben wird. Fahren Sie fort!"

„Ich weiß nicht, ob mein Vetter auch Musik treibt, aber ich weiß, daß er Tabakshändler ist."

„Der Tabak ist mit melodischem Rhythmus vollkommen vereinbar."

„Mein Vetter Robinet ... er heißt nämlich Robinet."

„Ein sehr häufig vorkommender Name."

„Mein Vetter kannte meinen Wunsch, einen Hausstand zu begründen; er hat mir also neulich geschrieben, wollte ich die Reise unternehmen und ihn besuchen, so glaubte er einen Schatz ... wie er mir nöthig wäre, entdeckt zu haben."

„Ei, verteufelt! ... Und giebt er Ihnen einige nähere Nachrichten über die Person?"

„Ja! ... Was er mir mittheilt, ist jedoch ein wenig geschraubt ... wahrhaftig, ich habe seinen Brief gerade

bei mir ... ich will Ihnen denselben vorlesen, Sie können mir dann sagen, was Sie über die Person denken."

„Sehr gern ... ich werde Ihnen mein Ohr leihen."

„Taquinet nimmt einen Brief aus seiner Brieftasche und liest:

„So kannst du also, mein kleiner Vetter, nicht dazu gelangen, dich zu verheirathen ... das muß dich sehr bekümmern, denn du bist ein Freund des schönen Geschlechtes ... (ach ja, ich liebe es). Die Pariserinnen scheinen auf deinen Buckel nichts zu geben. (Das ist eine scherzende Bemerkung von meinem Vetter.)"

„Eine scherzende Bemerkung von sehr schlechtem Geschmack ... Aber ein Tabakshändler braucht keinen Geist zu haben ... Fahren Sie fort!"

„Willst du die Reise nach München wagen, so glaube ich gefunden zu haben, was dir nöthig ist. Es ist eine junge Person mündigen Alters, die deshalb ihr Vermögen von achtzigtausend Francs selbst verwaltet ... Sie ist nicht gerade hübsch, aber es giebt noch weit häßlichere ... Von ihrer Tugend will ich nichts sagen ... sie gehört zu den Dingen, die man nie zu ergründen suchen muß. Da diese junge Dame eine sehr ausgesprochene Vorliebe für die Franzosen hat, so glaube ich, daß es dir bei ihr glücken wird, denn in gegenwärtiger Kriegszeit sind die Franzosen hier selten. Komme also, ich werde dich vorstellen; du wirst sehr liebenswürdig sein, du wirst das Fräulein erobern, du wirst dich nicht umwenden ... (Das ist wieder ein Scherz meines Vetters.)"

„Ein klägliches Wortspiel ... In Amerika würden die Frauen Sie im Gegentheil nur von hinten ansehen wollen; aber vollenden Sie."

„Und ich zweifle nicht, daß du der Gatte des Fräuleins Dulcinea Hedwig Carottsmann wirst.

Dein ergebener Vetter Robinet."

Nun, was denken Sie von der Dame, die man mir in

Vorschlag bringt? Sie besitzt achtzigtausend Francs; das ist der Kern der Sache und der gefällt mir sehr."

„Ja, aber das Uebrige ist inhaltsleer ... wenn ich es wagte, würde ich verfänglich sagen."

„Ich bin ziemlich Ihrer Ansicht, allein die achtzigtausend Francs verlocken mich, ich will es nicht verhehlen."

„Was ist das für einen Mann wie Sie! Sie müssen sechsmal mehr finden können!"

„Im Gegentheil, das finde ich keineswegs. Mein ganzes Vermögen beschränkt sich auf das, was ich in den sechszehn Jahren meines Schreiberthums zusammengespart habe, und das ist wenig. Fünfzig Goldstücke, die ich mitgenommen habe, weil es, wenn ich mich in Deutschland niederlasse, nicht der Mühe lohnt, mein baares Geld in Paris zu lassen."

„Sie haben sehr gut daran gethan ... um so mehr, da Ihnen diese Summe zu statten kommen wird."

„Wenn ich nur endlich erst Fräulein Carottsmann sehen werde!"

„Verstehen Sie Deutsch?"

„Nicht ein Wort!"

„Schade, aber wenn ich Ihnen als Dolmetscher dienlich sein kann, so verfügen Sie über mich."

„Gehen Sie denn auch nach München? ... Ich glaubte Sie zuerst dahin verstanden zu haben, daß Sie nach Straßburg gingen."

„Gewiß, ich gehe nach Straßburg, weil uns diese Post dorthin bringt, aber es ist möglich, daß ich mich gar nicht daselbst aufhalte."

„Es würde mich unendlich freuen, wenn Sie mit mir nach München kämen. Ich wäre geradezu entzückt, so wahr ich Herkules Taquinet heiße!"

„Das ist, mein lieber Herr Taquin ..."

„Taquinet."

„... mein lieber Herr Taquinet, ein neuer Grund

für mich, meine Reise bis nach Bayern auszudehnen. Und was wollen für einen Mann, der die Reise um die Welt gemacht hat, auch hundert Meilen mehr oder weniger sagen."

„Das ist wahr, für Sie ist das ein Katzensprung."

„Sie haben die Güte gehabt, mir Ihre Angelegenheiten anzuvertrauen; gestatten Sie mir nun, daß ich Sie meinerseits mit Ihrem Reisegefährten bekannt mache. Ich will mich Ihnen völlig enthüllen ... Ich würde es nicht einem Jeden gegenüber thun! Aber ich sehe, mit wem ich es zu thun habe ... Sie sind ein Ehrenmann, Sie werden mich nicht verrathen!"

„Sicherlich nicht, mein Herr; ich fühle mich sehr geehrt."

„Kein Wort weiter. Ich beginne: Sie sehen in mir den letzten Sprößling der erlauchten Familie der Fortensac; der Marquis von Fortensac, mein Vater, war erster Kammerherr bei Ludwig dem Fünfzehnten, mein Großvater war Großkanzler bei Ludwig dem Vierzehnten, mein Urgroßvater war unter Ludwig dem Dreizehnten Generalissimus; kurz, wollte ich auf meine Ahnen noch weiter zurückgehen, so würde ich kein Ende finden ... Meine Ahnenreihe verliert sich bis in die ersten Zeiten des Erscheinens der Franken in Gallien ... Ich will Ihnen hierdurch nur zu erkennen geben, daß ich von ziemlich altem und hohem Adel bin ... Wir waren sehr reich ... unsere Einnahmen beliefen sich auf ungefähr eine Million jährlich. Mein Vater verzehrte sie, rührte aber unser Grundkapital nicht an! ... Da brach die Revolution aus! ... In dieser furchtbaren Verwirrung wollte ich die Prinzen mit meinem Körper decken, aber mein Vater zog vor zu emigriren ... ich mußte ihm folgen. Wir nahmen einige hunderttausend Goldstücke mit. Aber was will das für einen Millionär bedeuten! ... Mein Vater spielte, wie es Leuten von Rang zukommt. Bald hatte er unser Geld verloren. Wir waren damals in England. Glücklicherweise hatten wir grenzenlosen Credit; als aber mein Vater nach Verlauf von zwei

Jahren in England starb, beschloß ich zu reisen. Man hatte mir den Vorschlag gemacht, mich mit einer reichen, sehr reichen Irländerin zu vermählen, aber ich schlug ihre Hand aus . . . sie war nicht von Adel; . . . Sie werden begreiflich finden, daß sich ein Fortensac nicht zu einer Mesalliance entschließen kann. Ich reiste als Philosoph; in allen großen Häusern öffnete mir mein Name die Thüren. Endlich war in Frankreich die Ruhe zurückgekehrt . . . ich sage Ruhe, obgleich unser Consul fast beständig Krieg führt, da die Emigranten doch nicht mehr wie wilde Thiere behandelt werden . . . und nun kehrte ich nach Paris zurück. Unglücklicherweise war ein großer Theil meiner Güter verkauft worden . . . Trotzdem sind doch noch einige vorhanden, die es nicht sind, und ich bin ziemlich sicher, daß ich mit der Zeit wieder über eine Rente von drei- bis viermalhunderttausend Francs werde zu verfügen haben ... Das ist freilich wenig, wenn man Millionär gewesen ist! Allein man muß sich zu beschränken wissen ... Inzwischen habe ich hinreichenden Credit, jeder öffnet mir seine Börse! ... Man weiß ja, müssen Sie bedenken, daß es mir bald nicht an reichen Mitteln fehlen wird, und wagt deshalb nichts, wenn man mir leiht . . . Ich mißbrauche das Vertrauen nicht, welches man mir beweist, aber ich nehme auch keinen Anstand, dergleichen Liebesdienste anzunehmen. Wer mir Geld leiht, erhält das Dreifache zurück . . . nicht mehr und nicht weniger . . . Leihen Sie mir also zum Beispiel hundert Francs, gebe ich Ihnen dreihundert Francs zurück; leihen Sie mir einen Rock, muß ich Ihnen drei zurückerstatten, und immer in derselben Weise . . . Nun können Sie sich auch denken, was mich nach Straßburg führt. Ich beabsichtige dort einen meiner Freunde zu besuchen, der mir vor kurzem tausend Francs geliehen hat. Ich weiß, daß er sich nicht mehr in glücklichen Verhältnissen befindet, und bringe ihm dreitausend Francs!"

„Sie sind also wieder in den Besitz Ihrer Güter gekommen?“ sagte Taquinet.

„Noch nicht völlig, aber von Zeit zu Zeit fällt doch immer wieder das eine oder das andere kleine Vorwerk an mich zurück ... Das giebt mir bis auf bessere Zeit zu leben. Das ist meine Geschichte, Herr Taquinet, und wenn Ihnen eines Tages mein Credit und mein Vermögen nützlich sein können, so verfügen Sie dreist darüber; Sie werden mir dadurch nur Freude bereiten.“

Der kleine Bucklige verneigt sich ehrfurchtsvoll, säße er nicht, würde er sich bis zur Erde verbeugen. Allein trotz des Vertrauens, welches ihm der alte Adel seines Reisegefährten einflößt, fragt er sich, wie es zugehen kann, daß ein Marquis von so alter Abstammung einen Ueberzug von Wachsleinewand über seinen Hut trägt. Er sagt sich dann jedoch, daß es die Folge einer gewissen Originalität sein müsse; überdies hat ihm ja der Marquis erklärt, er reise incognito, um seinen Rang zu verhehlen; und die Kleidung, die er gewählt, ist in der That unfähig, ihn zu verrathen.

„Da wir uns jetzt einander kennen,“ beginnt Herr von Fortensac von neuem, „so hoffe ich, daß wir zwanglos miteinander verkehren werden. Ich schmeichle mir, noch immer mächtige Freunde zu haben ... Ueberdies weiß ich aus guter Quelle, daß der erste Consul mit dem Gedanken umgeht, den alten Adel mit dem, welchen er seinen Generalen zu ertheilen beabsichtigt, zu vermischen. Ich wiederhole Ihnen deshalb, daß Sie über meinen Einfluß verfügen können, eben so werde ich im Nothfalle kein Bedenken tragen, über Ihre Börse zu verfügen. Unter Freunden muß alles gemeinsam sein.“

Der kleine Bucklige findet diese Auseinandersetzung etwas bedenklicher Natur; da jedoch das anständige Benehmen seines Reisegefährten in ihm keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Erzählung aufkommen läßt, so verneigt

er sich abermals und erhält noch eine Prise aus der häßlichen kleinen Dose, die Herr von Fortensac, so oft er sie aus seiner Tasche zieht, mit lebhaftem Interesse zu betrachten scheint.

Die erste Nacht vergeht im Wagen. Taquinet schläft bis Tagesanbruch ohne zu erwachen; sein adliger Gefährte thut desgleichen; man hält an, um zu frühstücken. Taquinet steigt aus, der Marquis steigt auch aus, allein er tritt nicht in das Wirthshaus ein; er behauptet, in der Gegend Bekannte zu haben. Als man einsteigen muß, findet der kleine Bucklige seinen Gefährten wieder mit Zähneputzen beschäftigt.

„Sie haben in der Stadt gefrühstückt?“ fragt Taquinet.

„Ja, bei guten Leuten, die mir Dank schuldig zu sein glauben ... bei alten Dienern meiner Familie ... Sie haben mich mit aller Gewalt nicht wieder fortlassen wollen. Aus Furcht, sie zu beleidigen, habe ich es ihnen nicht abzuschlagen gewagt, und ich habe tüchtig zulangen müssen! ... Es ist wahrhaft schrecklich, was sie mich alles herunterzuwürgen zwangen!“

Die Reisenden hielten nur noch einmal an, um zu Mittag zu speisen. Diesmal steigt der angebliche Marquis aus und geht in das Wirthshaus mit Taquinet zugleich, der zu ihm sagt:

„Wie? Sie wollen wirklich mit mir an der Wirthstafel speisen?“

„Meiner Treu, ja, obgleich ich keinen Hunger habe, aber ich möchte mich nicht gern von Ihnen trennen.“

„Sie sind allzu liebenswürdig.“

Der Gascogner setzt sich in der That an Taquinets Seite. Der kleine Bucklige bemerkt zu seiner Ueberraschung', daß der Marquis für einen Mann, der keinen Appetit hat, seine Kauwerkzeuge in wahrhaft wunderbarer Weise in Bewegung setzt. Bei der Geschwindigkeit, mit der er schlingt, bei dem Talente, welches er verräth, sich be-

dienen zu lassen und sich die besten Stücke, sobald sie auf dem Tische erscheinen, anzueignen, ist Taquinet erstaunt, daß dieser Herr den Tag zuvor so viel Böses von den Wirthstafeln gesagt hat, da er so gut versteht, an ihnen seine Rechnung zu finden.

Mittlerweile läßt sich der Ruf vernehmen: „In den Wagen!“ Man erhebt sich, und Herr von Fortensac sagt zu Taquinet: „Bezahlen Sie gefälligst das Mittagbrot für mich; ich möchte nicht wechseln.“

Taquinet bezahlt also für zwei Couverts und sagt bei sich:

„Mein Reisegefährte macht wenig Umstände, aber dafür ist er ein Marquis, und die Großen machen es eben nicht anders. Außerdem giebt er nach dem, was er gesagt hat, das Erhaltene stets dreifach zurück, ich bin also gewiß, dreimal umsonst essen zu können ... Mit diesem Herrn könnte man prächtige Geschäfte machen! ... Liehe man ihm nur zwanzigtausend Francs, würde er dir sechszigtausend zurückgeben! . . . Wie schade, daß ich nicht Kapitalist bin!“

14. Kapitel.

Die Spielpartie.

Am folgenden Tage waren die Reisenden in Straßburg. Es war zwei Uhr, als die Post ihr Ziel erreichte. Die nächste Post nach München fuhr erst um sieben Uhr Abends ab.

„Wir haben fünf Stunden vor uns,“ sagt Taquinet. „Es würde mir angenehm sein, wenn ich mir ein wenig die Stadt ansehen könnte, in der man so schöne Pasteten macht. Schade, daß Sie zu thun haben, Sie hätten mir

sonst als Führer dienen können ... Auch hat es größeren Reiz, wenn man zu Zweien spazieren geht; man kann doch, während man um sich schaut, ein wenig plaudern, und ich schwärme für das Plaudern."

„Meine Geschäfte werden bald beendet sein," versetzt Herr von Fortensac. „Ich bin genöthigt, erst ein wenig Toilette zu machen, weil ich Leute aus den höchsten Kreisen besuchen muß. Aber in drei Viertelstunden treffe ich Sie wieder; erwarten Sie mich dann auf dem Platze vor dem Münster. Sie wissen, daß letzterer eines der schönsten Baudenkmäler im gothischen Style ist ... Darauf zeige ich Ihnen das Zeughaus, das Museum, die Münze, das ..."

„Wenn Sie mir gestatten wollen, frei heraus zu reden, Herr Marquis, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich kein Freund von Denkmälern bin. Ich reise nicht, um mehr oder weniger alte Steinhaufen zu sehen; auch bin ich in Bezug auf die Architektur ein wahrer Esel. Was ich mit Vergnügen sehen würde, sind die Damen des Landes. Sie sollen hübsch und niedlich sein ... Ich sehe lieber eine Frau als zehn Münster ... Ich sollte Ihnen das eigentlich nicht gestehen, aber mein Verlangen ist stärker als ich."

„Ei, ei! Was sagte ich denn! Bei dem schönen Geschlechte seid ihr Herren mit einer kleinen Krümmung wahre Dämonen! Darin liegt kein Tadel für Sie, mein theurer Freund ... Ich kann Sie vielleicht einige angenehme Stunden verleben lassen ... Ich habe hier entzückende Weiber gekannt ... Ja, ja, es wäre möglich ... erwarten Sie mich auf dem Platze ... ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen, aber ich will, daß Sie einen angenehmen Eindruck von Ihrer Durchreise durch Straßburg mitnehmen sollen."

Taquinet nimmt die Aussicht, die ihm der Herr Marquis eröffnet, mit Freuden auf. Er läßt diesen sich zu seiner Toilette begeben und durchstreift die Stadt, wobei er die Frauen aus nächster Nähe betrachtet. Die meisten

lachen ihm ins Gesicht, aber der ehemalige Schreiber nimmt dies von der besten Seite auf. Er reibt sich die Hände und sagt:

„Die Straßburgerinnen scheinen mir sehr lustig . . . sie müssen gern lachen . . . Desto besser! . . . Hm! Was für ein Dummkopf ich doch bin, noch immer an solche Dinge zu denken, nach dem, was mir bei der treulosen Claquette widerfahren ist! . . . Aber halt! . . . gerade umgekehrt, ich muß mich an diesem falschen Geschlechte rächen . . . alle Frauen sind keine Claquette! Auch ich will meine Opfer unter ihnen haben, will Herzen brechen und mir nachweinen sehen! . . . Ach, könnte ich eine verlassene Ariadne in Straßburg zurücklassen! Ich fühle Muth in mir, noch den Theseus zu überbieten, ja, wer weiß, vielleicht nehme ich es darin noch mit meinem Namensvetter, dem Herkules, auf! . . . Ja, wahrlich, ehe ich mich verheirathe, will ich noch erst ein wenig den Bruder Liederlich spielen."

Taquinet hatte kaum zehn Minuten auf dem ihm von seinem Reisegefährten angegebenen Zusammenkunftsorte gewartet, als er schon sieht, wie dieser eiligen Schrittes auf ihn zukommt. Herr von Fortensac hat den Ueberzug von seinem Dreispitz abgezogen und trägt ferner einen Rock, dessen Metallknöpfe einen wunderbaren Glanz um sich werfen. Im Uebrigen ist die Farbe seines Rockes genau wie die seines Reiserockes, und auch der Sammetkragen zeichnet sich durch gleiche Fahlheit aus.

„Da bin ich, mein lieber Herr Taquinet," sagt der Marquis, indem er den kleinen Buckligen mit freundlich vornehmer Miene begrüßt. „Habe ich lange auf mich warten lassen?"

„Durchaus nicht."

„Ich habe Ihnen eine unangenehme Nachricht mitzutheilen: ich kann Sie leider nicht nach München begleiten."

„Ei, verteufelt, weshalb denn nicht?"

„Weil mich ein Herr, der mir hunderttausend Francs auszuzahlen hat, bittet, ihm einige Tage Frist zu gewähren, um diese Summe aufzutreiben; auch muß ich seine Rechnungen erst einer Prüfung unterwerfen ... und dergleichen mehr. Dies alles langweilt mich bis zum Sterben, allein hunderttausend Francs haben für mich in diesem Augenblicke doch etwas zu bedeuten. Ich muß also auf meine Reise nach München verzichten."

„Ich bin darüber untröstlich!"

„Und ich erst! Doch dies darf uns nicht hindern, den Tag noch fröhlich mit einander zu verleben!"

„Nun, wie steht es mit den Damen, von denen Sie mir gesagt hatten?"

„Ich habe sie gesehen, und sie haben mir die Gunst gewährt, sie Ihnen vorstellen zu dürfen."

„Ach, das ist höchst liebenswürdig!"

„Noch mehr ... wir werden bei ihnen speisen ... es ist das abgemacht ... Wir schicken eine Gänseleberpastete, einige feine Kuchen ... einige Flaschen Champagner hin, ... und man wird uns freundlich willkommen heißen."

„Also wirklich? ... Wir sollen bei ihnen speisen? ... O, ich bin außer mir vor Wonne!"

„Uebrigens will ich Ihnen gestehen, mein Lieber, was für Geisteskinder diese Prinzessinnen sind, denn ich will Ihnen nicht das Geringste vorenthalten ... Sie können sich wohl vorstellen, daß ich Sie nicht so schnell bei Herzoginnen einzuführen im Stande bin ... es handelt sich ganz einfach um zwei Schauspielerinnen dieser Stadt, zwei Opernsängerinnen am ersten Theater ... Wir Leute vom alten Hofe haben für Theaterdamen stets eine Vorliebe gehabt ... Viele meiner Standesgenossen haben sich für solche Damen ruinirt ... es ist eine gute Rasse ... Aber Sie lieben vielleicht keine Theaterprinzessinnen?"

„Verzeihen Sie, ich bete sie im Gegentheile an ... ich bete sie um so mehr an, als ich noch nie eine kennen ge-

lernt habe ... Aber Bekanntschaft mit einer Schauspielerin war mein Traum ... mein heißestes Sehnen! ... Ich bin nur sehr selten ins Theater gegangen, weil es bei Herrn Moulinard des Abends noch immer allerlei Besorgungen gab ... Aber als ich mir einmal aus Zufall den Besuch der Oper gestattete, da kehrte ich, Herr Marquis, wie elektrisirt von ihr zurück ... Vierzehn Tage lang konnte ich nicht schlafen ... ich sah beständig, wie die Tänzerinnen ihre Pirouetten machten ... ich war vollkommen fascinirt! Und nun werden wir mit zwei Schauspielerinnen zu Tische gehen!"

„Ja, mein lieber Freund."

„Ich frage Sie gar nicht erst, ob sie hübsch sind, denn die Theaterdamen sind es stets!"

„Hm! ... bei Kerzenschein ist es ja möglich! Allein es giebt auch solche, die bei hellem Tageslichte beträchtlich verlieren ... Dies ist bei den beiden Virtuosinnen, zu denen ich Sie führe, nicht der Fall ... sie verlieren nichts, im Gegentheile ... sie gewinnen aus der Nähe betrachtet!"

„Virtuosinnen sind es? ... Etwa Tänzerinnen?"

„Nein, sie singen ... ich glaube jedoch, daß sie auch ein wenig tanzen ... Dort wohnt ein sehr berühmter Pastetenbäcker, bei ihm müssen wir eine Pastete nehmen."

Herr von Fortensac tritt mit Taquinet in den Laden eines Pastetenbäckers; er besorgt den Einkauf von einer ziemlichen Menge Leckerbissen. Taquinet muß bezahlen, was er mit lebhaftestem Eifer thut. Der Marquis hat dem Pastenbäcker die Adresse angegeben und ihn beauftragt, die Einkäufe sofort überbringen zu lassen. Ebenso werden bei einem Weinhändler verschiedene Flaschen ausgesucht und bezahlt. Darauf macht man sich wieder auf den Weg. Als sie um die Straßenecke biegen, tritt auf Taquinets Gefährten plötzlich ein Herr mit einer schlecht gepuderten und sehr abgetragenen Perrücke zu und ruft:

„Ei, beim Jupiter! ich täusche mich nicht ... es ist Floridor; unsern schönen Floridor sehe ich auf einmal wieder. Wie, du bist also nach Straßbourique zurückgekehrt? ... Ich sage Straßbourique, weil ich mich über diese Stadt bitter zu beschweren habe!"

Diese Begegnung scheint Taquinets Gefährten nur eine geringe Freude zu bereiten. Er sucht sich von dem aufdringlichen Freunde so schnell wie möglich zu befreien, indem er ihm erwidert:

„Guten Tag, mein Lieber ... guten Tag ... vergieb, wenn ich mich nicht aufhalte ... wir haben es eilig."

Aber der schlecht gepuderte Herr stellt sich, ohne das, was ihm der Marquis geantwortet hat, zu beachten, vor ihn hin und beginnt von neuem:

„Ach, mein armer Floridor! ... Wenn du nach Straßbourique zurückkehrst, um hier zu spielen, so bedauere ich dich! ... Wüßtest du, wie man mit mir umgegangen ist! ... Was für Midas, mein Lieber, was für Midas!"

Der Marquis neigt sich zu Taquinet hinab, indem er ihm ins Ohr flüstert: „Er ist Familienvater, Vater einer sehr edelen Familie ... Wir haben zusammen Hazard gespielt ... in einem vornehmen Kreise ... er hat viel Geld verloren, und das macht ihn gegen die Mitglieder dieses Kreises wüthend."

Darauf fährt Fortensac ganz laut fort:

„Mein lieber père noble, es thut mir leid, dein Mißgeschick heute nicht anhören zu können ... aber ich habe dir bereits gesagt, daß wir beide, mein Freund und ich, es sehr eilig haben."

„Ei, beim Neptun! einem alten Kameraden kann man wohl immer einen Augenblick schenken ... Denn du bist doch einmal mein Kamerad, Marquis! Ich nenne dich aus Gewohnheit Marquis, eben so wie du mich wieder père noble nennst."

„Ja, ja, sehr gut, wahrhaftig! Wir haben das Recht,

diese Titel zu tragen . . . man kann sie uns nicht streitig machen! Auf Wiedersehen!"

„Höre doch, Floridor! . . . Du wirst wissen, daß ich morgen wieder spielen soll . . . um Leconte zu ersetzen, wenn ich eine Perrücke hätte. Aber diese Schufte behaupten, daß ich bei diesem alten fuchsigen Haar, das ich auf dem Kopf habe, den gestickten Rock und Degen nicht tragen kann . . . Unglücklicherweise habe ich keine andere . . . Könntest du mir nicht zufälligerweise eine Perrücke leihen? . . . Beim Vulkan, du weißt, daß ich dir eine Hose geliehen habe . . . eines Abends . . . zu Bordeaux . . . und du hast sie mir sogar zerrissen . . . du gabst sie mir in Fetzen zurück."

„Ja, ja, père noble . . . ich werde dir eine Perrücke leihen . . . sechs wenn du willst . . . ich kann dir von allen Formen schicken . . . aber um Gottes willen, halte uns nicht länger auf . . . Auf Wiedersehen!"

„Aber du kennst ja meine Adresse nicht!"

„Schon gut, schon gut! Bist du denn nicht bekannt?"

„Aber ich habe augenblicklich keine Wohnung . . . ich schlafe bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, und Straßbourique ist groß!"

---

15. Kapitel.

Fortsetzung.

Diese letzten Worte wurden von Taquinet und Fortensac nicht mehr gehört; denn letzterer hat den Arm seines Gefährten ergriffen und trägt ihn, um ihn schneller aus dem Wege zu bringen, bisweilen einige Schritte weit. Als sie den schlecht gepuderten Herrn endlich weit hinter sich haben, setzt der Marquis Herrn Taquinet wieder auf die Erde, geht jetzt langsamer und sagt:

„Dieser alte père noble ist wahrhaft unerträglich! ... Mir will er die Schuld zuschieben, daß er sich im Spiele ruinirt hat und nicht mehr die Mittel besitzt, sich Perrücken zu kaufen ... Ich erweise wirklich gern Verbindlichkeiten, aber die Spieler verabscheue ich: ... So zu reden, weil er mir zu Bordeaux an einem Ballabende ein Paar Hosen geliehen hat! ... Welch' eine Abgeschmacktheit!"

„Er hat behauptet, Sie hätten sie ihm zerfetzt zurückgegeben."

„Ich weiß nicht mehr genau! ... Wahrhaftig, es war ein wunderbar schöner Ball! ... Ich tanzte die ganze Nacht und kümmerte mich wenig um seine Pantalons ... Ich hätte viel zu thun, wollte ich mich alles dessen erinnern, was ich verliehen habe, ich vergesse es."

„Was ist denn das für ein Graf, den er ersetzen wollte?"

„Wahrscheinlich ein Graf, der wieder in den Besitz seiner Güter gelangt ist ... Sie werden begreiflich finden, daß der Graf, seitdem er wieder über ein unermeßliches Vermögen zu verfügen hat, nicht mehr Lust empfindet zu spielen ... Man bedurfte zu der Spielpartie offenbar eines vierten Mannes ... und dieser alte père noble wollte als Ersatzmann eintreten."

„Man hält also bei dergleichen Zusammenkünften viel auf die Toilette? Er sprach von gesticktem Rocke und einem Degen."

„O außerordentlich! In der ganzen Stadt geht es bei ihnen am glänzendsten her!"

„Weshalb nennt dieser Herr Sie denn Floridor?"

„Es ist mein Spitzname ... wir Leute von altem Adel hatten stets einen Spitznamen. Will man lachen, Thorheiten begehen, so muß man seine Titel und Würden verbergen ... sie flößen zu viel Ehrfurcht ein ... namentlich die Frauen lassen sich in ihren Ausdrücken dann nicht so gehen ... Da fällt mir ein, die beiden Virtuosinnen, zu denen ich Sie führe, nennen mich ebenfalls nur Floridor

... Ihnen gegenüber habe ich stets mein Incognito bewahrt."

„Ihr alter père noble hat die drollige Angewohnheit, beständig bei den Göttern der Mythologie zu schwören."

„Ei nun, das beweist, daß er seine griechischen Autoren kennt ... Hätten Sie gespielt ... ich will vielmehr sagen ... hätten Sie die Stücke des Aristophanes gelesen, so würden Sie sehen, daß die handelnden Personen oft eine solche Sprache führen. Aber da sind wir ja bei unseren Göttinnen! ... Vergessen wir meinen alten Kameraden aus dem Spielclub und spielen wir selbst die Galanten bis zu den Fingerspitzen hinab!"

Fortensac läßt den kleinen Buckligen in ein Haus von ziemlich ärmlichem Aussehen treten. Man steigt zwei Etagen hinauf und hört lachen, singen und Triller schlagen.

„Unsere Damen üben sich, wie ich höre," sagt Fortensac, während Taquinet einen Blick auf seine Person wirft, seine Beinkleider mit seinem Stocke klopft, sein Halstuch ordnet, sich überzeugt, daß sein Zopf an seinem Platze ist, daß er vorschriftsmäßig über seinen Rücken hinabhängt, und sich emporzurichten sucht, was ihm freilich nur so weit gelingt, daß sein Kopf etwas in die Höhe ragt, wodurch sein Buckel unmittelbar am Kragen zu sitzen scheint.

Der Marquis klingelt, dreht darauf den Schlüssel um und tritt, Taquinet hinter sich herziehend, ein. Die Herren durchschreiten ein kleines, fast völlig unmöblirtes Gemach. Aber in dem nächsten Zimmer, dessen alte Möbel mit verschossenem Utrechter Sammet überzogen sind, und das zugleich als Salon und als Schlafzimmer dient, sitzt eine blonde junge Dame, die ziemlich hübsch gewesen wäre, hätte ihr ermüdetes und abgespanntes Gesicht nicht auf Allerlei schließen lassen, vor einem Piano, dem sie nicht immer ganz reine Töne entlockt; während eine ziemlich corpulente Dame von ungefähr dreißig Jahren, in einen sehr einfachen Pudermantel gehüllt, ungestört fortfährt, sich

vor dem Spiegel über dem Kamine die Haare zu ordnen, sich zu schminken und Schönpflästerchen aufzulegen. Dann und wann unterbricht sie sich einen Augenblick, lehnt sich zurück und studirt im Spiegel ihre Haltung und ihr Lächeln.

„Ei, sieh da, unser Floridor!" sagt die Blonde, während ihre Gefährtin, ohne sich stören zu lassen, versetzt:

„Wie sehr ich diesen dicken Marquis liebe! ... Was für ein liebenswürdiger Bursch ist er doch! ... Das Frühstück treibt ihn zu seinen alten Camera ..."

Herr von Fortensac, der sich gerade unmittelbar neben ihr befindet, giebt ihr mit seinem Stocke einen so heftigen Schlag auf die Schulter, daß sie das Wort nicht zu vollenden vermag, und sagt:

„Meine Damen, gestatten Sie mir, Ihnen meinen Reisegefährten, den Herrn von Taquinet vorzustellen, und haben Sie die Güte, einen Theil der Freundlichkeit, die Sie mir erweisen, auf ihn zu übertragen." Darauf wendet er sich an Taquinet, stellt ihm der Reihe nach die blonde und die corpulente Dame vor und sagt:

„Signora Carlina ... Signora Tartina!"

Die junge Blondine erhebt sich und macht dem kleinen Buckligen eine tiefe Verbeugung, während Fräulein Tartina sich umdreht und sagt:

„Wie! Auf den sollen wir sie übertragen? ... Nun, wir werden natürlich eine Unmasse Freundlichkeiten gegen ihn verschwenden ... Wie heißt es doch gleich: Die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde."

„Du bist so dumm wie ein alter Topf!" flüstert Fortensac der corpulenten Tänzerin ins Ohr. „Ich habe dir deine Rolle einstudirt, und schon machst du nichts als Albernheiten ... Schweige oder nimm dich zum Teufel in Acht!"

Taquinet hat von diesem „bei Seite sprechen" nichts gehört. Die Wonne, sich bei Schauspielerinnen zu befin-

den, hat ihn vollkommen taub gemacht, und obgleich das, was ihn umgiebt, wenig geeignet ist, seine Illusionen zu unterhalten, so sieht er doch alles von der besten Seite, alles in rosigem Lichte. Die Blondine mit ihren matten Augen, ihren abgelebten Zügen, ihren blassen Lippen, kommt ihm wie eine Sylphide oder doch wenigstens wie eine Nymphe vor. Die Corpulente, die sich Schminke und Schönpflästerchen auflegt, scheint ihm eine der verlockendsten Soubretten zu sein. Er stammelt einige Schmeicheleien und weiß nicht, wie er sich herauswickeln soll, was ihn glücklicherweise nicht wahrnehmen läßt, daß ihm die eine dieser Damen Gesichter schneidet und ihm die Zunge ausblökt, während sich die andere auf die Lippen beißt, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Plötzlich sagt Fortensac:

„Genug von dergleichen! Es handelt sich hier nicht um Complimente und Redensarten, mein Freund kann nur kurze Zeit bei Ihnen zubringen. Wir kommen, meine Damen, um Sie zu bitten, mit uns zu frühstücken ... und ich glaube zu hören, daß die von uns bestellten Leckerbissen so eben eintreffen."

„Leckerbissen!" versetzt die corpulente Tartina, „o wie ich sie liebe! Welche Ehre ich ihnen erweisen werde! Dieser verteufelte Floridor kennt meine Schwäche ... er weiß, daß ich eine Feinschmeckerin bin ... Erinnerst du dich noch an jene Scene, in der es Sahnenkäse gab? ... Ich konnte mein Gelüst nicht bezähmen und aß noch dein Stück auf, während du um den Tisch herumtanztest."

Fortensac thut, als ob er nicht hört, versetzt aber Tartina einen heftigen Tritt. Die Blondine, welche es für passend hält, dem kleinen Buckligen sofort Blicke zuzuwerfen, reicht ihm die Hand und sagt:

„Wollen Sie uns wohl helfen, den Tisch decken? Wir haben gestern unsere Kammerfrau fortgeschickt, denn sie bestahl uns wie ein Rabe."

„O, schöne Dame,“ sagt Taquinet, „ich bin nur allzu glücklich, mich Ihnen nützlich machen zu können ... verfügen Sie über mich, anbetungswürdige Carlina. Ich werde den Tisch decken, ... werde alles thun, was Ihnen Freude macht.“

„Ach, Herr von Taquinet ... es ist sehr liebenswürdig von dem Herrn Marquis, daß er uns das Vergnügen bereitet hat, Sie kennen zu lernen.“

„Nur ich, reizende Carlina, schulde ihm dafür ewige Dankbarkeit.“

Und der kleine Bucklige küßt eine Hand, die ihm dicht unter die Nase gehalten wird, um ihm begreiflich zu machen, welchen Gebrauch er von ihr machen soll.

„Nicht übel, nicht übel!“ sagt Fortensac, indem er seinem Freunde einen kleinen Hieb über den Buckel giebt. „Wir scheinen ziemlich schnell vorwärts zu gehen!“

„O Himmel!“ ruft die corpulente Tartina, „sie liebkosen sich schon ... Das ist vielverheißend! ... Was wird erst nach dem Champagner daraus werden? Hm! ... Was für ein unternehmender Mann! Er ist nicht größer als mein Bein, und doch, was hat er für Raupen im Kopfe! ... Ist's nun bald genug, Biribi!“

Fortensac stößt Frau Tartina etwas rücksichtslos zur Seite. In einigen Minuten ist der Tisch im Salon gedeckt. Taquinet ist ein wenig erstaunt, als er wahrnimmt, daß die Künstlerinnen von irdenem Geschirr essen, aber man beeilt sich ihm mitzutheilen, daß die Kammerfrau alles Silber fortgeschleppt habe.

Man setzt sich zu Tische. Schon von den mörderischen Blicken, die ihm die zärtliche Tartina zuwirft, in Verlegenheit gesetzt, weiß Taquinet nicht mehr, wo er sich befindet, als diese junge Dame plötzlich eines ihrer Beine über das seinige schlägt und es verliebt umschlingt.

„Wahrhaftig,“ sagt Taquinet zu sich, „diese Frau hält etwas auf mich, und da sie weiß, daß wir hier wenig Zeit

zu verlieren haben, erklärt sie sich augenblicklich ... Es leben die Theaterdamen! Bei ihnen weiß man auf der Stelle, woran man sich zu halten hat. Sie versteht ihr Bein wahrhaft schlangenhaft zu winden ... sie ist höllisch energisch."

Im Anfange des Frühstücks sind Fortensac und die corpulente Tartina mit Essen allzu beschäftigt, um Zeit zum Reden zu finden. Aber als ihr Appetit allmählich befriedigt ist, als der Wein die Köpfe erhitzt, wird die Unterhaltung sehr belebt.

„Sehr Schade," sagt der Marquis, „daß Sie heut Abend nach München reisen, die Zeit vergeht bei diesen Damen so angenehm."

„Du bist also hier nicht engagirt, schöner Floridor," sagt Tartina, indem sie an ihr Glas Champagner stößt, um es zum Moussiren zu bringen.

„Bei euch bin ich immer engagirt, ich schmachte in eueren Fesseln!" erwidert Fortensac und macht dem corpulenten Mädchen ein Paar furchtbare Augen.

„Ei ja!" entgegnet Tartina herzlich lachend, „in meinen Fesseln ... das ist es, was ich sagen wollte ... Sucht dein Freund denn auch beim Theater anzukommen? ... Ich miethe mir eine Loge, wenn er zum ersten Male auftritt."

„Hörst du nun endlich auf, du dickes Waschweib!" flüstert ihr Fortensac ärgerlich zu.

„Nein, mein Fräulein," versetzt Taquinet, „nach dem Theater steht nicht mein Sinn, dort würde mein Wirkungskreis zu beschränkt sein; wenn ich mit Ihnen spielte, könnte ich nur die Liebhaberrollen übernehmen."

„Ach reizend, entzückend! ruft Carlina, das Bein ihres Nachbars noch holder umschlingend.

„Er könnte ja auch die Kameele spielen!" sagt Tartina leise, indem sie das Gesicht mit ihrer Serviette bedeckt, um unbemerkt lachen zu können.

„Wirst du gleich schweigen, verdammte Lachkatze!“ flüstert Fortensac der corpulenten Sängerin ins Ohr.

„Das würde noch schlimmer sein ... ich muß lachen ... sonst weiß ich nicht, was mir noch widerfahren könnte ... meine Heiterkeit muß sich Luft machen ... Wie in aller Welt ist Carlina nur im Stande, diesem kleinen Polichinel gegenüber ihren Ernst zu bewahren! ... Aber Tartenpion kommt nicht ... er wird es doch nicht vergessen haben?“

„Nein, nein, sei unbesorgt ... er streicht sich den Bart in irgend einer Ecke ... er bereitet sich auf sein Erscheinen vor, er will Effect machen.“

Während diese Unterredung stattfand, hatte der kleine Bucklige, durch die Berührung dieses Beines, welches das seinige umschlungen hielt, heiß geworden, seinen einen Arm um Carlinas Leib gelegt und erlaubte sich, ihn zärtlich zu drücken, indem er der Blondine ins Ohr flüsterte:

„Wahrhaftig, reizende Künstlerin, ich sollte heute Abend eigentlich nach München fahren, ... aber sagen Sie ein einziges Wort ... und ich bleibe diese Nacht in Straßburg ... auf Ehre, ich bin dessen fähig ... ich fühle mich aufgelegt, mit Ihnen tausenderlei Thorheiten zu begehen ... Nun was sagen Sie dazu? ... Darf ich auf Ihre Zustimmung rechnen?“

„Ach, Herr von Taquinet! ... Wie können Sie mich so auf die Probe stellen! Sie mißbrauchen die Macht, die Sie auf meine Sinne ausüben!“

„Nun gut, so will ich sie denn mißbrauchen! ... Au, wer reißt mich denn da hinten?“

Tartina war es, die des kleinen Männchens langen Zopf so eben ergriffen hatte, und ihn, wie eine Tolle lachend, daran zupfte.

„Was machen Sie denn damit, mein theuerer Freund?“ sagte sie, „wozu kann er Ihnen denn dienen? Tragen Sie ihn etwa so lang, um mit ihm Eroberungen zu

machen? ... Wäre ich Ihre Geliebte, würde ich Sie immer nur an ihm halten, wenn ich mit Ihnen ausginge, und Sie wie einen Mops vorausmarschiren lassen."

Taquinet weiß nicht recht, was er antworten soll, als plötzlich eine neue Person in der lustigen Gesellschaft erscheint.

---

16. Kapitel.

Mylord Tapsifort.

Der Eintretende ist ein Mann von vierzig Jahren, hoch aufgeschossen und fast spindeldürr wie eine Stange Spargel, obgleich er eine Art türkischer Pantalons trägt, die um seinen ganzen Körper Falten schlagen und drei übereinander angezogene Westen, die schon mehr rockartig aussehen. Sein Gesicht ist von einem Ernste, welcher an das Komische streift. Er hat einen starken Bart, und drei Uhrketten, an denen zahllose Breloques angebracht sind, hängen bis auf seine Pantalons hinab.

Diese Person geht auf den Tisch zu und macht Carlina, die in Verlegenheit zu gerathen scheint, große Augen.

„Ach, mein Gott," ruft sie, „da ist Mylord Tapsifort!"

„Und was ist dieser Mylord Tapsifort?" fragt Taquinet ganz leise.

„Es ist ... es ist ... Sie werden es wohl schon errathen ... es ist mein Beschützer ... dem ich den Luxus, der mich umgiebt, zu verdanken habe."

Der kleine Bucklige hätte wohl fragen können, worin denn der Luxus bestände, dessen sich Carlina rühmte, allein in diesem Augenblicke verursachen ihm die großen Augen des Herrn, die sich starr auf ihn gerichtet haben, ein Unbehagen, das ihm nicht Muße giebt, ihr zu antworten.

„Zum Teufel! man scheint sich hier zu belustigen,

Bachanalien zu feiern, während ich mit Kranichschritten vor der Thür des Theaters auf und ab wandern muß!" ruft der Herr mit scharfer Stimme, wobei er das „S" schnarren läßt, daß es fast wie Trommelwirbel klingt ... „Das ist artig, das ist liebenswürdig ... Carlina; so viel machen Sie sich also aus Ihrem Mylorrrd!"

„Ach, mein Gott, verzeihen Sie mir ... ich hatte völlig vergessen, daß Sie mich erwarteten!" erwidert Carlina mit erregter Miene ... „Es ist Tartina's Schuld, welche diese Herren eingeladen hatte, hier zu frühstücken ... Entschuldigen Sie mich, Mylord."

„Nun ja, nun ja!" sagt Tartina, indem sie sich bei Seite wendet, um dem neuen Ankömmling nicht ins Gesicht zu lachen ... „Ich hatte unseren lieben Floridor eingeladen und Herrn von Taquinet, seinen erhabenen Freund. Setzen Sie sich also, Lord Tapsifort und trinken Sie mit uns ein Gläschen."

Der Herr mit dem Backenbarte beeilt sich bei Tische Platz zu nehmen und beginnt zu trinken, nicht ein Gläschen, sondern gleich drei hinter einander. Während dessen hat sich Taquinet Mühe gegeben, sein Bein von dem der Blondine zu befreien, allein bei der ersten Bewegung, die er macht, um sich zu entfernen, klammert sich Fräulein Carlina nur um so fester an ihn.

„Zum Teufel!" sagt der ehemalige Schreiber zu sich, „diese junge Dame ist allzu verliebt; sie wird mich noch verdächtig machen ... ihr Mylord hat eine bitterböse Miene, er wirft mir schreckliche Blicke zu."

„Wir sind entzückt, Sie bei uns zu sehen, Mylord Tapsifort," sagt Fortensac; „schon heute Abend reise ich mit meinem Freunde nach München weiter. Es hat mir viel Freude gemacht, die Bekanntschaft unserer reizenden Künstlerinnen wieder anknüpfen zu können. Mein Freund ist ein Liebhaber des Gesanges; er hatte das Talent

dieser Damen rühmen hören und brannte vor Verlangen, sie kennen zu lernen."

„Ja, in der That!" sagte der Herr mit dem Backenbarte, indem er seine Blicke abermals auf den kleinen Buckligen heftete. „Ich glaube, daß dieser Herr ein Liebhaber ist ... aber nicht allein der Triller ... Ei, ich möchte wetten! ... Aber wehe, wenn man mir Veranlassung zum Verdachte giebt! Ich bin kein gutmüthiger Narr, sondern ahne, was man vor mir verbergen will."

Taquinet macht neue Anstrengungen, sein Bein loszubekommen und sich von der blonden Carlina zu entfernen, die ihre Hand auf das Herz legt, als ob sie befürchtete, es könnte ihr zum Schnürleibe hinausfahren, und versetzt halb schluchzend:

„Mylord, ich weiß nicht, was Sie sagen wollen ... ich bin unschuldig ... aber Sie machen mich mit Ihrer Eifersucht sehr unglücklich. Ach Gott ... ach Gott! ... ach Gott!"

„Laß doch deine Nerven nicht solche Gewalt über dich gewinnen!" ermahnt sie Fräulein Tartina, indem sie drei Maccaronen auf einmal in den Mund stopft. „Mein Sinn ist auf lachen, singen und tanzen gerichtet. Wie heiter waren wir noch so eben! ... Nicht wahr, Herr Marquis von Clique ... von Craque ... nein, von Fortensac."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, schöne Tartina; wir saßen so glücklich bei einander, die ganze Zeit ist uns wie ein einziger Augenblick vergangen, und ich glaube nicht, daß uns Mylords Gegenwart unsere Heiterkeit trüben darf ... Nicht wahr, mein theuerer Freund Taquinet?"

„Ich ..." stammelt der Bucklige, indem er auf seinen Teller blickt, um die scharfen Augen des langen Herrn nicht zu sehen, ... „ich ... ich thue, was man wünscht ... mir ist alles einerlei ... ich esse von allem ... ich nehme von diesem wie von jenem, von allem, was man mir anbietet."

„Ja, ich glaube in der That, daß Sie von Vielerlei nehmen," erwidert der angebliche Mylord, indem er sich plötzlich bückt, um unter die Serviette zu blicken, die als Tischtuch dient. Durch eine verzweiflungsvolle Anstrengung gelingt es nun Taquinet, das Bein, welches man so liebevoll umklammert hielt, loszureißen, stößt aber dabei mit seinem Fuße heftig gegen die Nase, die jener Herr so eben unter den Tisch gesteckt hat.

„Herr, Sie haben mir das Auge ausgestoßen," ruft Lord Tapsifort, indem er sich erhebt und seine zerquetschte Nase zeigt. „Zum Teufel, mein Herr, wissen Sie wohl, daß Sie mir das Gesicht zertreten haben?"

„Ich bin verzweifelt über diesen Unfall; ich schwöre Ihnen, daß es unabsichtlich geschah," stammelt Taquinet.

„Ei, zum Henker mein lieber Freund, Sie brauchen sich durchaus nicht zu entschuldigen," sagt Fortensac, indem er die Augenbrauen zusammenzieht und den Mann mit dem Backenbarte mit herausfordernder Stirne anblickt. „Hätte der Herr nicht sein Gesicht unter den Tisch gesteckt, so hätte ihm das Unglück nicht widerfahren können. Was hatte er denn mit seiner Nase da unten zu thun? Sein Benehmen ist höchst anstößig! In anständiger Gesellschaft darf man nie zu wissen verlangen, was unter dem Tische vorgeht! Das gehört zu jenen Geheimnissen, die nie unter das Knie hinabgehen dürfen."

„Zum Donnerwetter, ich habe gethan, was ich wollte! Ich hatte meine Gründe, um dort nachzusehen ... Uebrigens spreche ich gar nicht mit Ihnen ... Zum Donnerwetter, ich habe es mit jenem Herrchen da zu thun! Mit ihm wünsche ich eine Auseinandersetzung ... Als ich hereinkam, saß er Carlina viel zu nahe ... es sah aus, als ob er sich in ihre Tasche verkrochen hätte ... und ich sehe recht wohl die Augen, welche ihm das Fräulein macht ... aber verdammt! mir soll niemand ins Gehege kommen."

„Mein Gott, Mylord, Sie wollen mir also einen Auf-

tritt bereiten! Ich darf also keinen hübschen Herrn mehr anblicken, ohne Sie zu beleidigen? ... Der Herr hat kein Wort leiser als jedes andere zu mir gesprochen, ich schwöre es Ihnen ... nicht wahr, mein Herr?"

„Ich, mein Fräulein, habe gar nichts gesagt ... ich erinnere mich nicht, auch nur das Geringste zu Ihnen geredet zu haben."

Und Taquinet entfernt sich von der Blondine in einer Weise, als ob er sich in Fräulein Tartina's Röcke verstecken wollte. Lachend stößt sie ihn deshalb zurück und sagt:

„So verhalten Sie sich doch ruhig, Sie unwahres, hübsches Männchen! Bleiben Sie auf Ihrem Platze! ... Gewiß jagt Mylord Ihnen Furcht ein! ... Er wird Sie nicht essen, dazu sind Sie viel zu knochig! ... Lassen Sie uns etwas Lustiges singen, meine Herren ... Ich schlage das Lied aus Zemire und Azor vor:

Das Herz wird zärtlich, wenn es liebt!

Erinnerst du dich noch, Floridor, wie man dich auspfiff, als du dieses Lied bei deinem ersten Auftreten sangst, ich glaube es war ..."

Fortensac versetzt seiner Nachbarin einen Stoß in die Rippen und sagt:

„Ja so, du meinst jenes Liebhaberconcert ... ich debutirte am Piano ... auf Ihre Gesundheit, Primadonna! ... Trinken wir! ... Ei, mein lieber Herr von Taquinet ... trinken Sie denn gar nicht mehr?"

„Verzeihen Sie ... Ich kann mein Glas nicht mehr finden."

In seiner Verlegenheit ergreift Taquinet das erste Glas, welches vor ihm steht, und leert es, um sich ein gewisses Etwas zu geben, in einem Zuge; aber kaum hat er seinen Champagner hinabgestürzt, als der Herr mit dem Backenbarte mit der Faust auf den Tisch schlägt, daß sämmtliche Teller klappern und ruft:

„Ach, nun habe ich Sie gefaßt ... Tod und Teufel!

Das ist zu stark ... Sie trinken also schon mit ihr aus einem Glase und noch dazu vor meinen eigenen Augen!"

„Aus wessen Glase?"

„Himmel und Hölle, aus dem meiner Treulosen! Also dahin ist es schon gekommen! Jeder nippt aus dem Glase des Andern, um sich schneller zu berauschen."

„Mein Herr Lord, ich weiß wirklich nicht, ob ... ich habe mich täuschen können ... das Glas stand unmittelbar vor meinem Teller."

„Der Teufel soll Sie holen ... Carlina verräth mich um Ihretwillen. Aber mein Herrchen, wir wollen jetzt ein Wort mit einander reden!"

„Ein Wort mit einander reden? ... Was verstehen Sie darunter?"

„Ich verstehe darunter, daß ich stets ein Paar Pistolen bei mir habe, und daß wir mit einander in den Garten hinabgehen werden, uns das Gehirn zu zerschmettern ... und das soll gar nicht lange dauern!"

Taquinet, der sich nicht einmal mit einem auf Spazierstöcke geschlagen hätte, wird ängstlich und hat nicht mehr die Kraft, ein Wort hervorzubringen. Fräulein Carlina stellt sich, als ob sie in Ohnmacht fiele, nachdem sie so vorsichtig gewesen war, erst eine anmuthige Stellung anzunehmen. Tartina hält ihr ein Biscuit, das sie mit Champagner besprengt hat, unter die Nase, während Fortensac sich plötzlich erhebt, sich vor den kleinen Buckligen stellt und sagt:

„Zum Henker, nein, Sie werden sich nicht schlagen, mein Lieber; ich will nicht, daß Sie sich schlagen. Ich habe Sie hierher geführt, und es soll Sie hier kein Unglück treffen."

Taquinet, der nicht die mindeste Lust hatte sich zu schlagen, drückt dem Marquis in freudiger Aufwallung die Hand, aber Lord Tapsifort verläßt seinerseits den Tisch und geht auf die Herren zu, indem er zornig sagt:

„Was mischen Sie sich hier hinein, Herr Marquis; lassen Sie mich meinen Streit mit Ihrem Freunde ausmachen!"

„Ich erkläre Ihnen hiermit, daß Sie es nicht mit ihm, sondern mit mir zu thun haben, mein Herr Bramarbas."

„Wissen Sie wohl, daß Sie anfangen, mir den Kopf warm zu machen?"

„Ich kümmere mich den Kuckuk um Ihren Kopf, und reden Sie nur noch ein Wort zu meinem Busenfreunde, so werde ich Ihnen die Ohren abschneiden."

„Sie wollen sich also für ihn schlagen?

„Wenn man ihn beleidigt, so bin ich es, der es ausfechten wird."

„Das soll mir einerlei sein ... Einer nach dem Andern ... mit Ihnen werde ich den Anfang machen, aber nachher wird die Reihe an diesen zwerghaften Verführer kommen!"

„O, wenn Sie aus meinen Händen kommen, wird Ihnen die Lust zu weiteren Gewaltthaten vergehen!"

Der Streit zwischen diesen beiden Herren wurde warm. Man hörte ein unaufhörliches Klingen von S und R, was ihrem Zanke eine förmliche Begleitung von Trommeln und Pfeifen gab, aber Taquinet ist zu erregt, um richtig zu hören. Plötzlich sieht er den Herrn mit dem Backenbarte zwei enorme Pistolen hervorziehen, und da er sich einbildet, daß man ihn tödten wolle, flüchtet er sich schnell unter den Tisch. Zu seinem großen Erstaunen verlassen der Engländer und der Marquis gleichzeitig das Zimmer.

„Aber mein Tapferer ... mein kleiner Cäsar ... was machen Sie denn da unten?" fragt Fräulein Tartina, indem sie Taquinet mit ihrem Fuße stößt, um ihn aus seinem Verstecke zu vertreiben, was dieser nur ungern thut.

„Euer elender Engländer ist gar schnell weggeeilt," sagt

er . . . Zum Teufel, dieser Mensch flucht wie ein Corsar. Deshalb will ich mich nicht mit ihm schlagen."

„Aber Sie haben gar nichts zu befürchten, da Floridor mit ihm hinabgegangen ist, um sich für Sie zu schlagen."

„Was sagen Sie da? Herr von Fortensac sollte" . . .

„Sicherlich; er ist mit Mylord Tapindiegrütze fortgeeilt; hier unten im Garten am Hause werden sie sich schießen."

„Sollte es möglich sein!"

„Ach, mein Herr, Sie haben da einen sehr ergebenen, sehr edelmüthigen Freund," sagt Carlina, indem sie einen tiefen Seufzer ausstößt.

„Kommen Sie . . . von diesem Fenster aus, welches nach dem Garten hinausgeht, können wir Zeugen des Duelles sein."

Die beiden Frauen haben sich an ein Fenster gestellt, von dem man in der That einen ziemlich geräumigen, schlecht unterhaltenen Platz gewahrt, in dem sich einige welke Bäume und eine in diesem Augenblick unbenutzte Kegelbahn befinden. Taquinet wagt kaum sich hinter die beiden Freundinnen zu stellen; nur vorsichtig hebt er den Kopf in die Höhe. Bald bemerkt er jedoch den schönen Fortensac und seinen Gegner, die gerade dem Fenster gegenüber Aufstellung nehmen. Jeder hält eine Pistole in seiner Hand.

„Ach, mein Gott, sie wollen sich wirklich schießen," sagt Taquinet untröstlich, „aber wir müssen die Wache, die Gendarmen rufen!"

„Das würde zu spät sein," entgegnet Tartina, „überdies darf man sie nicht hindern wollen, da sie einmal darauf bestehen."

„Nun, so beten Sie denn für Ihren Freund!" sagt Carlina leise.

Taquinet vermag sich kaum aufrecht zu erhalten. Dieser Auftritt vernichtet ihn, und er kann nicht begreifen,

daß die corpulente Tartina in diesem Augenblicke ruhig fortfährt, Maccaroni zu essen und Champagner zu trinken.

Die beiden Gegner haben mittlerweile die Entfernung abgeschritten; sie stellen sich fünfzehn Schritt von einander auf. Da hebt der Mann mit dem Backenbarte den rechten Arm empor und zielt nach Fortensac, der das kälteste Blut bewahrt und sorglos zusieht, wie die Mücken spielen.

Taquinet athmet nicht ... der Schuß geht los. Sein Reisegefährte hat nicht gezuckt, er ist nicht getroffen worden. Der kleine Bucklige macht einen Freudensprung. Tartina legt ihm die Hand auf den Kopf und sagt:

„Halten Sie sich doch ruhig, kleiner Gassenbube ... Jetzt wird Mylord Taplinksundrechts seinen Lohn empfangen ... Der arme Floridor ist gut davon gekommen ... Habt Ihr gesehen? Die Kugel hat seinen Dreispitz durchbohrt."

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so habe ich nichts gesehen ... O, mein Gott, jetzt zielt er auf diesen garstigen Menschen ... und der Andere nimmt eine Prise, während man auf ihn zielt! ... Auf Ehre, diese Menschen spielen wahrhaft mit dem Tode ... Ihre Kaltblütigkeit übertrifft die meine ... Ach! der Schuß ist gefallen!"

„Und Mylord ebenfalls!" ruft die corpulente Tartina und macht eine Pirouette in das Zimmer hinein.

Nachdem er sich von seinem Gegner getroffen fühlt, führt der Mann mit dem Backenbarte eine ergreifende schöne Pantomime auf. Er überschlägt erst sich selbst, breitet die Arme aus, legt dann seine Hände an den Kopf, auf das Herz, auf den Bauch, als ob er die Stelle suchte, wo er getroffen war, und streckt sich endlich langsam auf dem Rasen aus.

Als Taquinet den Lord Tapstfort fallen sieht, sinkt er auf sein Hintertheil nieder und fängt wie ein Kalb zu brüllen an, indem er schluchzt:

„O ich Unglückseliger! Sollte dieser Herr getödtet sein!"

„Er ist es! Er muß es sein!“ entgegnet Carlina, indem sie auf ihren Lehnsessel sinkt und Tartina zuwinkt, sie solle mit ihrem Walzen aufhören.

„Es ist gräßlich, einen Menschen tödten zu sehen! ... Mir ist so weh ums Herz!“

„Höre nur, wie dieser kleine Freund schluchzt!“ sagt Tartina, während sie zu Taquinet zurückkommt. „Wie, schönes Männcheu, Sie weinen darüber, daß Ihr Freund als Sieger hervorgegangen ist? Wäre es Ihnen lieber, wenn ihn das Todesloos getroffen hätte?“

„Ach nein ... aber es bekümmert mich so sehr ... Mir sind Arme und Beine wie zerschlagen! . . . Mir ist . . .“

Taquinet hat nicht Zeit, seine Rede zu vollenden. Wie ein von Mördern verfolgter Mensch stürmt sein Gefährte in das Zimmer hinein. Sein Halstuch ist aufgegangen, sein großer Hut hängt vornüber; er kommt hastig mit bestürzter Miene und schreitet wie von einer schweren Last bedrückt einher. Mit leiser Stimme sagt er:

„Er ist todt ... ich habe meinen Gegner getödtet ... aber Lord Tapsifort ist von einflußreicher Familie und mit dem Unterpräfecten eng befreundet ... Ich werde verfolgt werden . . . ich muß fliehen . . . auf der Stelle fliehen, ehe man mich gefangen nimmt.“

„Ja wohl, fliehen Sie!“ schluchzt Carlina, ohne ihren Stuhl zu verlassen, „aber eilen Sie, denn Sie werden von den größten Gefahren bedroht! ... Vielleicht ist schon ein Preis auf Ihren Kopf gesetzt!“

„Wenn er es noch nicht ist, so wird es bald geschehen, .. und ein sehr hoher Preis, ich wette darauf.“

„Gehen Sie, mein kleiner Held!“ sagt Tartina; „Floridor, dein Duell ist herrlich gewesen! ... Im Foyer wird heute Abend von nichts anderem die Rede sein.“

„Ei, der Tausend, ich glaube wohl, daß in zehn Minuten die ganze Stadt davon voll sein wird. Glücklicher-

weise geht jetzt bald die Post nach München ab ... ich werde mit Ihnen reisen."

„Mit mir!" ruft der kleine Bucklige, „Sie werden mich begleiten? ... Ach, welch' ein Glück!"

„Potzblitz! Sie sehen wohl ein, daß ich mich den Gefahren, die mich umringen, entziehen muß ... Wohlan denn, mein lieber Freund, sagen Sie diesen Damen Lebewohl und lassen Sie uns dann eilen!"

„Ach, meine Damen, ... ich bin ganz untröstlich, daß ich mich genöthigt sehe, Sie so schnell zu verlassen," sagt Taquinet, indem er von der Corpulenten zur Mageren geht, „und an dem stattgefundenen Ereignisse die Schuld zu tragen; aber bei meiner Rückreise durch Straßburg hoffe ich ..."

„Ja, ja," entgegnet Tartina und drängt den kleinen Buckligen nach der Thüre hin, „und wir ebenfalls, wir hoffen sehr, Sie wiederzusehen ... Aber retten Sie sich doch! Setzen Sie Floridors Leben keiner Gefahr aus!"

„Leben Sie wohl, reizende Carlina!"

„Leben Sie wohl, Herr Taquinet!"

Und von Fortensac gezogen und von Tartina geschoben, verläßt der kleine Bucklige die Wohnung der Künstlerinnen und sagt:

„Zum Teufel, es bleibt sich immer gleich! Stets kommt meinen Liebesabenteuern irgend etwas in den Weg."

---

17. Kapitel.

Fräulein Hedwig Carottsmann. Ein Freundschaftsdienst.

Die Post nach München, die Taquinet und Fortensac von dannen führte, rollte schon einige Stunden. Letzterer schien noch nicht völlig beruhigt. Unaufhörlich stöhnte und wehklagte er und blickte jeden Augenblick rückwärts. So=

bald er einen Reisenden zu Pferde oder zu Esel gewahrte, ja bisweilen sogar, wenn es nur eine Bauerfrau war, sagte er:

„O mein Gott, ich bin verloren! Man verfolgt mich ... Es ist ein Preis auf mich gesetzt!"

Erst nachdem sie einige Meilen zurückgelegt hatten, scheint sich der Gefährte des kleinen Buckligen zu beruhigen.

„Sehen Sie, mein theuerer Freund," sagt er zu Taquinet, „was für ein Spiel das Geschick und die Ereignisse mit unseren Zukunftsplänen treiben. Da befinden wir uns jetzt mit einem Male zusammen auf der Reise nach München! ... Nur wegen der hunderttausend Francs, die mir ausgezahlt werden sollten, ist es mir etwas unangenehm ... Doch was thut's ... ich werde Sie später erhalten. Ich habe Ihnen das Leben gerettet, das ist das Wichtigste, denn unter uns gesagt glaube ich, dieser nichtswürdige Engländer hätte Sie getödtet ... Ich bin sehr glücklich, daß er mich das erste Mal verfehlte. Ich würde eine Fliege mitten durch schießen! ... Nun, er hat seinen Lohn empfangen! Sonst hätte er wieder von vorn anfangen wollen ... Ach, es war ein ganz verteufelter Kerl!"

Taquinet ergreift eine Hand seines Gefährten, drückt sie in der seinigen und fühlt sich einen Augenblick versucht, sie an die Lippen zu führen.

„Herr Marquis," stammelt er, „ich werde nie vergessen, daß ich Ihnen mein Leben verdanke; das gehört zu den Dingen, für die man nie dankbar genug sein kann."

„Ach, mein Gott, mein Bester, offen gesagt, ist es mir lieber, daß es so gekommen ist. Sie wissen, daß es meine Gewohnheit ist, alles, was man mir giebt, dreifach zurückzuerstatten. Hätten Sie mir nun das Leben gerettet, so wäre ich gezwungen gewesen, es Ihnen dreimal zu retten, und da sich die Gelegenheit dazu nicht alle Tage darbietet, so würde mich das in Verlegenheit gesetzt haben."

Bei der ersten Anhaltestelle der Eilpost steigt Fortensac

mit Taquinet aus, um zu speisen. Aber im Gasthause befühlt sich der Gascogner, durchwühlt seine Taschen, dreht sie um und sagt ärgerlich:

„O ich dreifacher Dummkopf, der ich bin! Ich habe sie in Straßburg gelassen.“

„Wen denn?“

„Eine mit Gold gefüllte Börse und meine Brieftasche, in der ich noch fünf Bankscheine zu je tausend Francs hatte.“

„Zum Teufel, das ist unangenehm!“

„Ei ja! Aber was wollen Sie! Es ist doch immer nur ein kleines Unglück; Sie legen für mich aus, das ist alles, und einmal in München, werde ich schreiben, daß man mir Geld nachschickt . . . Wie ich hoffe, wird Ihnen dieser Vorschlag nicht mißfallen.“

„Nein, keineswegs . . . ich bin allzu glücklich . . . sicherlich macht es mir großes Vergnügen . . . Ihnen meinerseits einen Dienst leisten zu können.“

Taquinet sagte nicht, was er im Herzen dachte. Es wäre ihm angenehmer gewesen, hätte er nicht für zwei zu bezahlen brauchen. Aber es gab keinen Ausweg, einem Manne, der ihm das Leben gerettet hatte, einen Dienst abzuschlagen. Er fühlte, daß der Marquis das Recht hatte, seine Börse in Anspruch zu nehmen; übrigens gab dieser seinen Gläubigern einen so reichlichen Ersatz, daß ein ihm gewährtes Darlehn als ein sehr gutes Geschäft betrachtet werden konnte.

Trotzdem macht der kleine Bucklige eigenthümliche Wahrnehmungen: seit sein Gefährte sich nicht mehr um die Zahlung zu kümmern braucht, ist er nicht mehr so mäßig wie früher und versagt sich nichts. Auf jeder Station behauptet Herr von Fortensac das Bedürfnis zu haben, etwas zu sich zu nehmen, und in einem Gasthause, in welchem er die Nacht zubringt, bestellt er ein äußerst reichliches Abendbrot, obgleich er am Tage schon zwei starke Mahlzeiten zu sich genommen hat.

„Speisen Sie denn zu Abend?“ fragt Taquinet seinen Gefährten.

„Selten, aber heute ist mir der Magen ganz leer ... wir haben so schlecht dinirt.“

„Mir war es vorgekommen, als hätten Sie von allem zugelangt.“

„Ja, aber alles war schlecht. Werden Sie nicht auch zu Abend speisen?“

„Ich pflege es nicht zu thun.“

„Seine Gewohnheit darf man nicht ändern. Ich werde für uns beide essen.“

Der ehemalige Schreiber hält es für sehr unangenehm, eine Mahlzeit zu bezahlen, von der man nicht gekostet hat. Er setzt sich mit Fortensac zu Tische. Dieser ißt und trinkt, als hätte er seit dem vorigen Tage gefastet. Taquinet thut sein Möglichstes, um mit seinem munteren Gefährten zu wetteifern, verdirbt sich aber gründlich den Magen.

Die ganze Nacht befindet sich der kleine Bucklige unwohl; er muß sich Thee kochen lassen. Er hält sich den Bauch und krümmt sich im Bette, was ihn nicht verschönert. Der Herr Marquis hält ihm deswegen eine sehr ernste Ansprache:

„Sie haben Unrecht gehabt, mein Lieber, zu Abend zu essen, weil es nicht Ihre Gewohnheit ist; es war also nichts als Gaumenkitzel! ... Sie sehen nun, wohin das führt.“

„Aber zum Kuckuk, Sie aßen doch auch zu Abend ... und hatten mehr gegessen als ich.“

„Ich habe auch zweimal die Reise um die Erde gemacht und nichts stärkt den Magen mehr als Reisen. Wenn Sie erst einige Jahre lang mein Reisegefährte gewesen sind, so wette ich darauf, daß Sie ein Rhinoceros verdauen können.“

„Danke schön! Bei einem solchen Thiere würde mir der Appetit vergehen.“

Als Taquinet mit Herrn von Fortensac in München

ankommt, fängt er an sich von der Last der Dankbarkeit etwas beschwert zu fühlen.

Die beiden Reisenden steigen in einem Hotel ersten Ranges ab. Fortensac behauptet, man spare immer, wenn man sich an die besten Stellen wende. Taquinet ist nicht völlig seiner Ansicht, aber er wagt nicht dem Herrn Marquis, dem er das Leben verdankt, zu widersprechen.

Zuerst läßt es sich der kleine Bucklige angelegen sein, sich nach der Wohnung seines Vetters Robinet, des Tabakshändlers zu erkundigen. Fortensac unterstützt ihn bei seinen Nachforschungen. Der Gascogner folgt ihm wie sein Schatten, er kann keinen Schritt in der Stadt thun, ohne Fortensac an seiner Seite zu haben. Deshalb erscheint er auch mit seinem Freunde bei seinem Vetter.

Herr Robinet war ein dicker Mann, der in Folge des Biertrinkens und Rauchens fast schon ein völliger Deutscher geworden war. Als er Taquinet sieht, lacht er auf etwas anzügliche Weise.

„Da bin ich, Vetter," sagt der kleine Bucklige; „ich habe deinen Rath befolgt und komme, um mich zu verheirathen ... Weshalb lachst du denn so?"

„Ich hielt dich für größer ... auf Ehrenwort! Du scheinst mir kleiner geworden ... Wenn man dich nicht zu sehen gewohnt ist, so ist der erste Anblick fürchterlich!"

„Du beleidigst mich mit deinem ersten Anblicke; das Verdienst wird nicht nach dem Wuchse abgemessen."

„Das ist wahr! ... Aber ich hielt dich wirklich nicht für so klein! ... Wer ist der Herr, den du bei dir hast? ... Fürwahr, ein schöner Mann!"

„Es ist der Herr Marquis von Fortensac ... ein Emigrant ... der mir das Leben gerettet hat."

„Es ist eine drollige Idee von dir, einen schönen Mann mit dir umherzuführen."

Fortensac verneigt sich vor Herrn Robinet und sagt: „Es gewährt mir ein großes Glück, Ihrem Vetter

diesen unbedeutenden Dienst erwiesen zu haben, denn seit jener Zeit sind wir so eng wie die Finger einer Hand mit einander verbunden, wir verlassen uns nicht mehr ... er ist Kastor, ich bin Pollux!"

Herr Robinet begrüßt Fortensac und sagt:

„Wahrhaftig, er verdient ein schöner Mann genannt zu werden ... aber mein armer Taquinet, du siehst neben dem Herrn noch kleiner aus ... das kann dir schaden."

„Höre doch endlich mit deinen Langweiligkeiten auf! ... Mißt man denn einen Mann nach der Elle ... wie ein Band?"

„Bisweilen."

„Und wann werde ich Fräulein Carottsmann sehen können?"

„Sobald du willst, sie erwartet deine Ankunft mit Ungeduld ... sie ist in die Franzosen vernarrt."

„Gut, desto besser ... und hast du sie darauf vorbereitet, daß ich ein wenig ... ein wenig ... gekrümmt bin?"

„Ja, ich habe ihr gesagt, daß du an Schönheit kein Gott Mars wärest, und sie hat mir erwidert: Häßliche können sehr angenehm sein. Dies muß dir Hoffnung geben ... Hier hast du ihre Adresse. Suche dich schön zu machen und stelle dich vor; das Uebrige ist dann deine Sache."

„Abgemacht! Ich werde eine weiße Halsbinde umlegen, mich frisiren, pomadisiren und mir die Haare auf den Seiten kräuseln lassen, und dann stelle ich mich Fräulein Hedwig Carottsmann vor. Auf Wiedersehen, lieber Vetter Robinet!"

„Gute Verrichtung, mein kleiner Taquinet. Es würde für dich ein gutes Geschäft sein. Es handelt sich um mindestens achtzigtausend Francs, vielleicht auch noch um mehr. Das verlohnt sich! Schade, daß du keine Stelzen bei dir hast. Allein wer weiß! Die Weiber sind bisweilen wun-

derlich, und da diese keine Eltern mehr hat, steht es vollkommen in ihrem Belieben zu heirathen, wen sie will."

„Mein Vetter ist sehr roh!" sagt Taquinet auf dem Rückwege nach dem Hotel zu seinem Unzertrennlichen. „Aber da dieses Fräulein in Kenntnis gesetzt ist, so gebe ich mich gern der Hoffnung hin, daß mein Anblick nicht zu abschreckend auf sie wirken wird."

„Ei, befürchten Sie doch nichts," erwidert Fortensac, „ich bin überzeugt, daß Sie dem Fräulein ins Auge fallen werden und sie bei Ihrem Anblick in Ohnmacht fallen wird."

Der kleine Bucklige ist nicht vollkommen überzeugt, daß er auf Fräulein Carottsmann einen befriedigenden Eindruck machen werde, aber um seine Unvollkommenheiten so gut wie möglich zu verdecken, bestellt er bei seiner Ankunft im Hotel sofort einen Friseur und einen Diener, um ihn anzukleiden. Dann begiebt er sich auf sein Zimmer, um seine Toilette zu beginnen, indem er sich von Fortensac empfiehlt, der sich auf seinem Zimmer, welches dem seines Freundes gerade gegenüberliegt, ebenfalls einschließt.

Taquinet hat unter seinen Stiefeln hohe Absätze anbringen lassen, was ihn ein wenig größer macht. Er hat reine Wäsche angezogen, sich sorgfältig abgebürstet und seine weiße Halsbinde zu einer Rosette von stattlichem Umfange zusammengeknüpft. Nach Vollendung dieser Toilettenkünste erwartet er nur noch den Friseur; aber dieser bleibt aus.

Taquinet klingelt, ein Kellner erscheint.

„Ich habe den Friseur bestellt; weshalb kommt er nicht?"

„Er ist gekommen, mein Herr, aber wahrscheinlich hat er die Frisur Ihres Freundes, der ihn auch erwartete und beim Vorbeigehen hereinholte, noch nicht vollendet."

„Ei, Herr von Fortensac läßt sich also ebenfalls frisiren!

Vermuthlich gedenkt auch er einen Besuch abzustatten ... er hatte mir nichts davon gesagt. Dann wollen wir noch warten ... Es ist höchst unangenehm, denn ich habe es sehr eilig ... und außerdem geht Fortensac à la Titus und gebraucht keinen Puder ... Ich kann nicht begreifen, wozu er einen Friseur nöthig hat."

Endlich erscheint der erwartete Friseur. Taquinet überläßt ihm seinen Kopf und sagt:

„Sie sehen meinen Wuchs. Frisiren Sie mich nach Ihrem Gefallen."

„Wünschen Sie nicht gepudert zu werden, mein Herr?"

„Ich habe schon lange keinen Puder angewendet."

„Bei einem Zopfe wird es sich besser ausnehmen, es sieht eleganter aus."

„Dann lassen Sie es an Puder nicht fehlen. Suchen Sie mich verführerisch schön zu machen ... das würde schwierig sein ... aber versuchen Sie ..."

„Verlassen Sie sich auf mich, mein Herr, Sie sollen prachtvoll werden."

Der Friseur liebte seinen Stand und verehrte folglich den Puder. Denn wer seine Haare damit bestreuen ließ, war genöthigt, sich täglich frisiren zu lassen. Der Puder verlangte die höchste Sorgfalt, die äußerste Sauberkeit; es war eine verschwenderische Mode, auch hatte man sie unter dem Consulate schon fast völlig aufgegeben. Einige Anhänger der alten Regierung trugen und behielten den Zopf jedoch noch immer bei. Endlich gab es unter den Männern, die sich das Haar hatten à la Titus scheeren lassen, noch immer einige, die den Puder anwendeten.

Glücklich einen Kopf mit stattlichem Zopfe unter seiner Hand zu haben, bietet der Friseur alle seine Geschicklichkeit auf. Der ganze kühne Aufbau der Haare wird dann noch schließlich pomadisirt und mit einer Lage Puder bedeckt, so weiß, daß der Schnee sich davor verbergen mußte.

Als er frisirt ist, betrachtet sich Taquinet im Spiegel

und ist ganz weg vor Staunen: er erkennt sich nicht wieder. Im ersten Augenblicke weiß er nicht, ob er mit seinem neuen Anblicke zufrieden sein soll, aber der Künstler macht ihn darauf aufmerksam, daß seine in die Höhe gekämmten Haare ihn wenigstens um vier Zoll größer machen. Diese letzte Betrachtung giebt den Ausschlag. Taquinet ist von seinem Haarputz bezaubert.

Aber wie soll er nun einen nichtssagenden runden Hut auf diesen gepuderten Haareswipfel setzen, der gen Himmel anstürmt!

„Ich werde meinen Hut in der Hand behalten," sagt Taquinet zu sich, „ich werde ihn erst aufsetzen, wenn ich Fräulein Carottsmann verlasse, weil meine Haartracht dann ihre ganze Wirkung schon hervorgebracht hat."

Der kleine Bucklige hat seinen Hut und seine Handschuhe genommen, die er sich hat holen lassen. Eben will er die Treppe hinabsteigen, als er sich plötzlich Fortensac gegenüber befindet. Dieser hatte zwar den Puder verschmäht, aber sein Haar hoch aufthürmen und brennen lassen. Seine Schuhe waren nicht mehr niedergetreten, sondern mit schwarzem Bande bis zu den Knien hinauf zierlich zusammengeschnürt. Endlich trug er einen Rock mit schön geschliffenen Stahlknöpfen, die schon von Weitem hell blitzten und funkelten. Der Rock selbst, den Fortensac stets zugeknöpft zu tragen pflegte, war den früheren vollkommen ähnlich; die nämliche Farbe, der nämliche Sammetkragen, der nämliche Schnitt.

„Da bin ich, theurer Freund," sagt Fortensac, indem er sich mit einer gewissen anspruchsvollen Sicherheit vor Taquinet stellt. „Ich hatte schon Furcht, Sie warten zu lassen ... aber ich sehe, daß alles in bester Ordnung ist, und wir können aufbrechen."

„Wie, aufbrechen? Und wohin beabsichtigen Sie denn zu gehen?" fragt der kleine Bucklige.

„Wohin ich gehe? ... Nun, mein Gott, mit Ihnen zu

Fräulein Carottsmann ... Bin ich etwa gewohnt, Sie zu verlassen, mein Guter? Sie wissen wohl, daß ich Ihnen allerwärts Schutz und Beistand schuldig bin."

Taquinet ist von der Wahrnehmung, daß ihn sein lieber Freund auch zu Fräulein Carottsmann begleiten will, durchaus nicht erbaut. Er hätte sich lieber allein vorgestellt. Eine Ahnung sagt ihm, daß ihm die Gesellschaft des Gascogners nicht vortheilhaft sein würde. Er wagt nicht, seine Begleitung abzulehnen, stammelt aber:

„Es darf Ihnen aber nicht beschwerlich sein, Herr Marquis, und sollten Sie irgend etwas Anderes zu thun haben, so werde ich sehr gern auch ohne Sie zu der in Rede stehenden Person gehen."

„Sie kennen mich schlecht, mein Lieber; auch die wichtigsten Geschäfte würde ich Ihnen zum Opfer bringen. Ich habe geschworen, Ihnen mit meinem Arme und meinem Rathe — consilio manuque — beizustehen. Ich würde Sie nicht eine Sekunde verlassen."

„Donnerwetter, das wird lästig!" sagt sich Taquinet. „Aber er hat mir das Leben gerettet ... und er scheint mich seit jener Zeit gewaltig zu lieben. Nehmen wir ihn mit!"

Kaum ist man auf der Straße, als die hohe Haartracht des kleinen Buckligen alle Blicke auf sich zieht und das Gelächter der Maulaffen Münchens erregt, denn Maulaffen giebt es sowohl in Bayern wie in Frankreich: es giebt überall Maulaffen.

„Sie sind wunderbar schön!" sagt Fortensac zu seinem Begleiter, „Sie haben etwas von einem preußischen Grenadier an sich."

„Sicherlich ist es nicht der Wuchs."

„Nein, aber die Haartracht; hätte Friedrich der Große Sie so angetroffen, so hätte er Sie um Ihrer bloßen Haartracht willen anwerben lassen."

„Meinetwegen; man blickt mich aber allzu neugie-

rig an, das belästigt mich; wir wollen einen Wagen nehmen."

„Ich bin gern bereit, mein Lieber; wir werden desto schneller ankommen."

Taquinet steigt mit seinem Begleiter in eine Droschke. Auf dem ganzen Wege wagt er aus Furcht seine Haartracht in Unordnung zu bringen, nicht sich rückwärts oder seitwärts anzulehnen. Endlich langt man vor der angezeigten Wohnung an, und die Herren lassen sich bei Fräulein Carottsmann anmelden.

Ein Diener führt die beiden Freunde in eine schöne Wohnung und läßt sie in einem ziemlich geschmackvoll möblirten Zimmer allein, nachdem er sie gebeten hatte, seine Herrin zu erwarten.

Fortensac prüft alles in seiner Nähe und sagt halblaut: „Es ist hier nicht ganz unübel; es ist zwar bürgerlich, aber doch immer leidlich."

„Mir scheint das Zimmer sehr reich ausgestattet zu sein," flüstert Taquinet mit beklommener Stimme. „Sehen Sie nur den herrlichen Teppich, auf dem wir stehen."

„Ich hatte einen kostbareren in dem Schlosse meiner Ahnen."

„Wahrhaftig, Marquis, Sie können mir glauben, daß der Gedanke bald diejenige zu sehen, die vielleicht meine Lebensgefährtin werden wird, mein Herz gewaltig beengt. Ich befürchte, mich bei ihrer Begrüßung einfältig zu benehmen."

„Ich werde Sie aus der Verlegenheit reißen, die ersten Complimente sagen zu müssen, indem ich augenblicklich das Wort ergreife ... lassen Sie mich nur machen!"

„Meinen Sie, daß dies besser sein wird?"

„Tausendmal besser! ... Sie haben dann gemächlich Zeit, das Fräulein anzublicken und das Fesselnde ihrer Züge zu studiren, und können ihr darauf ein feines Compliment über dieselben machen, während Sie, wenn Sie sich

noch nicht gefaßt haben, etwas Unbeholfenes und für die Fülle ihrer Reize Nichtssagendes zu ihr reden könnten."

„Sie haben Recht ... ergreifen Sie zuerst das Wort. Während dieser Zeit werde ich mich sammeln und den Charakter meiner Zukünftigen zu studiren suchen ... ich sage meiner Zukünftigen, es ist das allerdings etwas anspruchsvoll ..."

„Still, man kommt!"

Eine Thür öffnet sich, und Fräulein Hedwig Carottsmann tritt in den Salon. Sie ist eine Dame mittlerer Statur, zeigt schon eine gewisse Fülle, aber ist noch ziemlich wohlgestaltet. Ihr Haar ist brennend roth, ihre Haut sehr weiß, ihre Augen klein, ihr Mund groß und ihre Nase an den Seiten ein wenig zu sehr stark. Trotz alledem hat diese Dame ein ziemlich angenehmes Gesicht. Man kann nicht sagen, daß sie hübsch ist, aber sie scheint nicht gerade häßlich. Sie ist nicht mehr eine junge Person, aber auch noch nicht ein altes Mädchen. Es giebt Gesichter, die kein Alter haben, und Fräulein Carottsmann scheint sich dieses glücklichen Vorrechtes zu erfreuen.

Die junge Deutsche macht beim Eintreten eine ziemlich anspruchsvolle Verneigung und lächelt sehr anmuthig.

Fortensac beeifert sich, ihr mit einem echt französischen Gruße zu danken, bei dem er alle Erinnerungen aus der Tanzstunde bestens entfaltet.

Taquinet, der sich, als sein Begleiter grüßt, hinter demselben befindet, sucht an ihm vorüber zu gelangen, um sichtbar zu werden und ebenfalls zu grüßen; aber da sich Fortensac mit äußerster Gewandtheit bald nach rechts, bald nach links dreht, so verdeckt er beständig den kleinen Buckligen, der bei jedem Gruße desselben die Nase beständig an dem Hintertheile seines vertrauten Freundes hat. Als Fortensac aber nach seiner dritten Verbeugung plötzlich rückwärts springt, wird Taquinets schöne Haarwulst vom Rücken des Herrn Marquis völlig vernichtet.

„Was für eine Dummheit, so umherzuspringen," schreit Taquinet auf, „sehen Sie denn nicht, daß ich hinter Ihnen stehe! Man nimmt sich doch in Acht ... Aber Sie hüpfen beim Grüßen förmlich."

Beim Klange der ärgerlichen und kreischenden Stimme des kleinen Buckligen macht die deutsche Dame ein Zeichen der Ueberraschung und sagt:

„Wie, ist noch jemand hier? ... Wer befindet sich denn hinter Ihnen, mein Herr? ... Haben Sie etwa einen Hund mitgebracht? ... Ich gestehe, daß ich sie nicht liebe."

Aber Taquinet, dem es endlich gelungen ist, sich Luft zu machen und seinen vertrauten Freund, der sich stellt, als ob er ihn gar nicht höre, zurückzustoßen, erscheint mit sehr verwirrtem Haare und ein wenig zornig vor Fräulein Carottsmann und sagt:

„Ja, mein Fräulein, es ist noch jemand da ... ich bin es ... Herkules Taquinet ... Robinets Vetter ... ich, den Sie nach der Mittheilung meines Vetters erwarten, und der ich das lebhafteste Verlangen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen ... und wahrlich, ich bereue nicht, hierher gekommen zu sein."

Nachdem Taquinet diese schöne Anrede ganz athemlos zum Besten gegeben hatte, blickte er Fortensac mit einer Miene an, die ihm zu erkennen geben sollte: „Sie sehen wohl, daß ich Ihrer zum Reden nicht bedarf."

Aber die junge Dame schien beim Anblicke des kleinen Mannes wie versteinert. Gleichwohl faßt sie sich sehr schnell und ladet ihre Gäste ein, Platz zu nehmen, während sie sagt:

„Sie also sind Herrn Robinets Vetter?"

„Ja wohl, mein Fräulein."

„Aber wer ist denn dieser Herr?"

Taquinet will antworten, aber sein intimer Freund läßt ihm nicht Zeit dazu.

„Ich bin ein Franzose ... ein Edelmann aus ziemlich

vornehmer Familie, wie ich zu sagen wage, den die Ereignisse der Revolution gezwungen haben, sich auf Reisen zu begeben. Auf dem Wege nach Straßburg lernte ich diesen höchst achtungswerthen Herrn Herkules Taquinet in der Post kennen ... In Straßburg, wo ich mich aufzuhalten gedachte, habe ich das Glück gehabt, ihm in einem Duelle das Leben zu retten."

„Der Herr hatte ein Duell?" fragte Fräulein Carottsmann und blickte den kleinen Buckligen neugierig an.

„Wenigstens," erwidert Taquinet, „hatte ich ..."

„Er war von einem händelsüchtigen Engländer bedroht," erzählt Fortensac ihn unterbrechend. „Ich aber wollte nicht, daß er sich schlage. Ich habe zu ihm gesagt: Mein Lieber, verhalten Sie sich ruhig; Sie verstehen weder mit dem Degen noch mit den Pistolen umzugehen, während ich ein Meister in der Waffenkunst bin. Waffen, Kampf! Das ist mein Element. Kurz, ich habe mich für diesen lieben Kleinen geschlagen. Ich habe seinen Gegner getödtet, und da in Folge dessen die Familie des Verstorbenen einen Preis auf meinen Kopf ausgesetzt hatte, mußte ich fliehen und Frankreich von neuem verlassen, was mir in diesem Augenblicke das Glück verschafft, Ihnen meine Huldigungen darbringen zu dürfen ... schöne Dame. Bei Gott, um eines solchen Lohnes willen möchte ich mich alle Tage schlagen!"

Fortensac endet seine Erzählung, indem er der deutschen Dame ehrfurchtsvoll die Hand küßt; diese scheint für eine solche vollkommen ritterliche Galanterie empfänglich. Sie lächelt den schönen Mann freundlich an.

Während dieser Zeit gebraucht der kleine Bucklige das Taschentuch und sucht seinen Zopf wieder mitten über seinen Rücken zu legen.

Die Deutsche richtet an die Herren viele Fragen über Frankreich und Paris, welches sie, wie sie sagte, gern kennen zu lernen wünschte. Stets ist es Fortensac, der die

Antworten ertheilt. Sobald Taquinet zu reden beginnt, findet er ein Mittel, ihm das Wort abzuschneiden; wenn der kleine Bucklige einige Worte, einige Bemerkungen einfließen läßt, hört man sie nicht, weil sein lieber Freund mit einer Wärme, einer Geläufigkeit plaudert, die keinen Andern zu Worte kommen läßt. Aber Fräulein Carottsmann scheint diesem Herrn mit vielem Vergnügen zuzuhören.

Nach einem einstündigen Besuche, während dessen Taquinet nicht vier Worte hat zusammenhängend reden können, erhebt sich endlich der Gascogner und sagt:

„Bei noch längerem Weilen bei einem ersten Besuche würden wir uns, wie ich glaube, unbescheiden zeigen ... Ich denke, wir brechen deshalb auf ... nicht wahr, mein Lieber?"

Allein mein Lieber, der durchaus nicht damit zufrieden war, daß er sich mit Fräulein Carottsmann nicht hatte unterhalten können, blieb auf seinem Stuhle und schien nicht aufgelegt, mit dem Marquis heimzugehen. Da die Deutsche ahnt, daß der kleine Bucklige die Absicht hat, noch länger zu bleiben, erhebt sie sich ebenfalls und verabschiedet die Herren, indem sie sie auf den nächsten Tag zum Thee einladet.

Diese Einladung wird dankbar angenommen, und nach neuen Begrüßungen, bei denen sich Taquinet wohlweislich hütet, sich hinter seinem Freunde zu befinden, entfernen sich die beiden Franzosen.

Man kehrt nach dem Hotel zurück. Der ehemalige Schreiber beobachtete Stillschweigen und schien zu grollen.

„Nun, mein Lieber," sagt Fortensac, „weshalb machen Sie denn ein so böses Gesicht? ... Für eine erste Zusammenkunft scheint mir doch alles sehr gut abgegangen zu sein."

„Sehr gut! Während ich nicht zwei Worte mit meiner Zukünftigen austauschen konnte! ... Sie redeten ja in Einem fort!"

„Zum Henker! Es geschah, um Ihnen einen Dienst zu leisten, um Ihnen gefällig zu sein! . . . Während ich redete, spielten Sie den Verschämten und Befangenen, und mir scheint das Erfolg gehabt zu haben."

„Diese Deutsche blickte mich gar nicht an."

„O Sie Schelm! Sie hat Sie von der Seite unaufhörlich beobachtet . . . Ich habe es sehr wohl gesehen."

„Sie glauben?"

„O, ich verstehe mich darauf! . . . Unter uns gesagt, mein Lieber, es ist alles zu Ende, Sie haben ihr Herz gewonnen."

„Das setzt mich in Erstaunen! . . . Sie muß mich viel mehr, da ich nichts gesagt habe oder nichts habe sagen können, für einen Dummkopf gehalten haben."

„Für einen Mann, der die Frauen kennt, sind Ihre Worte befremdend . . . Wissen Sie nicht, daß sie schüchterne Geliebte anbeten, und namentlich die deutschen Frauen?"

„Das ist allerdings etwas Anderes."

„Und dann war Ihr Stillschweigen so beredt."

„Gleichwohl hätte ich gewünscht, mit ihr ein wenig über Liebe zu reden . . . sie über diesen Punkt auszuforschen."

„Sie wollen Sie über die Liebe ausforschen? . . . Das ist genug! Morgen werde ich das Gespräch auf diesen Punkt hinlenken . . . Wir werden sie ausforschen."

Am folgenden Tage finden sich die Unzertrennlichen zu der ihnen von Fräulein Carottsmann angegebenen Stunde ein. Taquinet hat es nicht für passend gehalten, sich frisiren zu lassen; er begnügt sich mit einem bloßen Stäubchen Puder. Der Marquis hat seinen Rock mit gelben Knöpfen angezogen.

Fräulein Carottsmann zeigt sich den Herren gegenüber höchst liebenswürdig; allein ihr Lächeln, ihre Blicke und eine Menge kleine Aufmerksamkeiten, durch welche die Frauen

verrathen, wem sie den Vorzug geben, sind stets an den Begleiter des kleinen Buckligen gerichtet. Als letzterer sich erlaubt, Fräulein Carottsmann eine Schmeichelei über ihre rothen Haare zu sagen, antwortet sie ihm gar nicht und scheint ihn nicht einmal gehört zu haben. Dagegen ist sie für Fortensac, der mit seinem gewöhnlichen Feuer erzählt, ganz Ohr. In sein Gespräch läßt er eine Menge höchst wunderbarer Abenteuer einfließen, deren Held er auf seinen Reisen durch die vier Welttheile einst gewesen ist.

Da Taquinet nicht zu Worte kommen kann, rächt er sich an den Butterschnitten und dem Kuchen, den man mit dem Thee aufgetragen hat. Von Zeit zu Zeit wirft er Fräulein Carottsmann glühende Blicke zu, die er mit einem tiefen Seufzer begleitet.

„Ich weiß nicht," sagt er zu sich, „ob mich die Deutsche beobachtet, aber wenn es der Fall ist, thut sie es ganz unbemerkt, da ich nichts davon wahrnehme."

Diesmal zieht sich der Besuch in die Länge. Die Herren bringen einen Theil des Abends bei Fräulein Carottsmann zu. Fortensac küßt seiner Wirthin mehrmals die Hand; Taquinet verbrennt sich den Mund, da er den Thee zu heiß trinkt, und zerbricht eine Tasse, als er sie seiner Wirthin hinüberreichen will.

Bei der Rückkehr nach ihrem Hotel versichert Fortensac dem kleinen Buckligen abermals, daß Fräulein Carottsmann in ihn völlig verliebt sei. Taquinet scheint davon nicht überzeugt; er blickt seinen Freund sogar mit ziemlich mißtrauischer Miene an.

Einige Wochen verfließen, während denen die Herren Fräulein Carottsmann sehr fleißig besuchen und stets eine sehr freundliche Aufnahme erfahren. Aber ihre Worte richtet sie immer nur an Herrn Fortensac.

Während dieser Zeit hat Taquinet die Kosten, welche ihr beiderseitiger Aufenthalt in München hervorruft, allein bestritten. Als er bemerkt, daß seine Ersparnisse auf die

Neige gehen, hat er seinen lieben Freund schon mehr als einmal gefragt, ob er bereits nach Frankreich geschrieben, um sich Geld schicken zu lassen, und jedesmal die Antwort erhalten:

„Geschrieben habe ich, aber man antwortet mir nicht ... Zum Teufel, ein wenig Geduld, mein Lieber! Meine Freunde fürchten vielleicht, meinen Aufenthaltsort zu verrathen, wenn sie in diesem Augenblicke an mich schreiben. Nichts drängt ja! Man wird mir eine große Summe auf einmal schicken, das ist alles."

„Dieser Herr, der mir das Leben gerettet hat, beginnt mich in Verlegenheit zu bringen," sagte Taquinet zu sich, indem er die wenigen Thaler, die ihm noch bleiben, betrachtet. „Ich kann es ihm nicht abschlagen, für ihn zu bezahlen ... aber es wird äußerst lästig; er ißt und trinkt für vier Mann und versagt sich nichts! Wollte er sich nicht auch noch einen Rock machen lassen, er, der schon drei hat? Alle drei gleichen sich allerdings schrecklich und sehen mit Ausnahme der Knöpfe wie derselbe Rock aus."

Ferner war es Taquinet außerordentlich peinlich, nie ohne Fortensacs Begleitung zu Fräulein Carottsmann gehen zu können. Er fühlte wohl, daß es bei der deutschen Dame mit ihm nicht vorwärts ging; und obgleich ihm der Gascogner unaufhörlich wiederholte, daß er das Herz seiner Schönen erobert hätte, so war der ehemalige Schreiber im Gegentheil überzeugt, daß ihn das Fräulein mit einer unfreundlichen Miene ansah, die wenig auf Liebe schließen ließ.

Eines schönen Morgens hat Taquinet endlich einen Plan gefaßt. Entschlossen, ohne Fortensac zu Fräulein Carottsmann zu gehen, theilt er diesem mit, sein Vetter habe ihn zu sich eingeladen, aber allein, um Familienangelegenheiten zu ordnen, und nachdem er dem Marquis die Hand gedrückt hat, macht er sich auf den Weg, höchst

erstaunt, daß ihm sein lieber Freund nicht wieder auf den Fersen ist.

Taquinet geht einige Zeit in der Stadt spazieren. Als er meint, daß die passende Besuchsstunde herangerückt ist, begiebt er sich zu Fräulein Carottsmann.

„Fräulein ist nicht zu Hause," sagt der Diener zu ihm.

„Sonderbar! Der Portier hat doch versichert, das Fräulein wäre daheim."

Statt aller Antwort wirft der Diener dem kleinen Buckligen die Thür vor der Nase zu.

Taquinet kehrt nach seiner Wohnung zurück und überläßt sich tiefsinnigen Gedanken. „Eigenthümlich! Zum ersten Male, da ich allein gehe, treffe ich sie nicht an, während sie stets zu Hause ist, wenn ich mit Fortensac komme."

Bei seiner Rückkunft im Hôtel ist der Marquis nicht zu Hause. Aber bei seiner Heimkehr klopft ihm derselbe auf den Buckel und sagt zu ihm mit freundlicher Miene:

„Ich glaube zu ahnen, mein Lieber, daß Sie nicht böse sein werden, allein zu Ihrer Zukünftigen zu gehen, um nach Herzenslust mit ihr von der Sie verzehrenden Liebesglut plaudern zu können."

„Meiner Treu, Herr Marquis, offen bekannt würde es mir . . ."

„Ei, mein Gott, weshalb haben Sie es mir denn nicht früher gesagt! . . . Pfui doch, wie können sich denn Freunde unter einander Zwang anthun! . . . Von nun an werde ich Sie allein zu Fräulein Hedwig Carottsmann gehen lassen. Ich werde es wie heute machen, vor den Thoren Münchens spazieren gehen und mich an der Seite eines hübschen baierischen Mädchens zu zerstreuen suchen."

Taquinet ist entzückt; in der Freude seines Herzens fällt er dem Marquis um den Hals; er will ihn in seine Arme pressen. Dazu ist er genöthigt sich auf die Fußspitzen zu stellen und sich an den Rock seines lieben Freun-

des zu hängen. Bei dieser Bewegung vernimmt er einen eigenthümlichen, wie von Metall herrührenden Klang und sieht plötzlich, wie sich die ganze Reihe Knöpfe von der linken Rockseite des Gascogners loslöst und geräuschlos auf die Erde fällt.

Ganz erschrocken bleibt der kleine Bucklige stehen. Fortensac beißt sich ärgerlich auf die Lippen. Als Taquinet auf die Erde blickt, bemerkt er ein kleines eisernes Stäbchen, welches, innerhalb des Rockes angebracht, jeden Knopf der Reihe nach an einem der Knopflöcher festhält. Der Rock geht natürlich bei dem Fall der Knöpfe auf und läßt auf der rechten Seite ein ähnliches Eisenstäbchen wahrnehmen, welches auch hier jedem Knopfe seinen richtigen Platz anweist.

„Wie? Sie befestigen Ihre Knöpfe an einem Eisenstabe?“ ruft Taquinet und blickt nach der rechten Rockseite.

„Es ist eine neue Mode,“ versetzt Fortensac und hebt seine Knöpfe schnell wieder auf. „Auf der Reise hat man nicht stets eine Nadel und einen Faden bei sich, um sich wieder einen Knopf anzunähen! Mit einem solchen Eisenstäbchen kommt man nie in Verlegenheit.“

„Ja, ja, ich begreife, und auf diese Weise kann man nach Belieben die Knöpfe wechseln, so daß es aussieht, als ob man mehrere Röcke besitze, während man in Wahrheit doch nur einen einzigen Rock hat. Das ist äußerst sinnreich.“

Fortensac beißt sich auf die Lippen und geht auf sein Zimmer, um das Eisenstäbchen wieder in seinem Rocke anzubringen. Taquinet kratzt sich hinter den Ohren und sagt:

„Hm! . . . Ein Marquis befestigt seine Knöpfe mit einem Eisenstäbchen, damit es aussieht, als besitze er mehrere Röcke! . . . Das läßt mich wahrhaftig für das Geld zittern, welches er mir schuldig ist . . . Es thut mir in der Seele weh, daß ich diesem Herrn das Leben zu verdanken habe . . . Ich muß meine Heirath beschleunigen,

um diesen lieben Freund los zu werden. Ich habe gewaltige Lust, dem Fräulein Carottsmann die Geschichte von dem Eisenstäbchen zu erzählen; dann würde sie einmal auf Kosten des schönen Mannes lachen."

Als sich aber Taquinet am folgenden Tage bei Fräulein Hedwig Carottsmann meldet, erhält er den Bescheid, daß sie ausgegangen sei. Am nächsten Morgen befindet sie sich auf dem Lande; darauf läßt sie sich nicht sehen oder kann niemanden empfangen und das dauert so mehrere Wochen lang.

„Ei, zum Teufel, der Scherz, den man mit mir zu treiben scheint, ist unangenehm!" sagt Taquinet eines Tages zu sich, als ihm der Eingang zu der Schönen mit den rothen Haaren verschlossen bleibt. „Will man mich nicht empfangen so sage man es mir augenblicklich und lasse mich nicht alle Tage so vergeuden . . . Ob ich wohl meinen vertrauten Freund um Rath frage? . . . aber ich sehe ihn schon seit einiger Zeit gar nicht mehr."

Taquinet kehrt nach seinem Hôtel zurück, fragt nach Herrn von Fortensac und erfährt, sein lieber Freund habe, nachdem er sich fein gekleidet und einen neuen Rock angezogen, schon am Morgen das Hôtel verlassen und sei noch nicht zurückgekommen.

„Ein neuer Rock!" sagt Taquinet zu sich, „er scheint auf die Eisenstäbchen verzichtet zu haben, wenn ich nicht etwa den Schneider bezahlen muß . . . Der Schelm wird in der Stadt eine Eroberung gemacht haben . . . aus diesem Grunde läßt er sich nicht mehr blicken. Er ist sehr glücklich; ich aber will endlich wissen, woran ich mich bei meiner Deutschen zu halten habe. Ich will meinen Vetter Robinet aufsuchen, den ich allzu sehr vernachlässigt habe, seitdem mir mein Herz nicht mehr gehört; vielleicht hat er Fräulein Carottsmann gesehen und kann mir sagen, was ich thun muß."

Und in aller Eile begiebt sich Taquinet zu dem Ta-

bakshändler. Als Herr Robinet den kleinen Buckligen erblickt, macht er eine Miene, in der Spott, Mitleid, Gutmüthigkeit, Selbstzufriedenheit und Bosheit lag, eine Miene, die wir beim Anblick unserer Freunde weit häufiger annehmen, als wir denken.

„Nun, mein armer Taquinet, was hatte ich dir gesagt? . . . Habe ich mich geirrt?“ sagt Herr Robinet, indem er sich eine scharfsinnige Miene anzunehmen bemüht . . . „Es ist deine Schuld allein, und daß es geschehen ist, darfst du nur dir zuschreiben.“

„Wie? Was denn? . . . Was ist geschehen? . . . Ich verstehe dich nicht, Vetter.“

„Weißt du wirklich nicht, was vor sich geht, mein armer Freund?“

„Ich weiß nur, daß ich seit einigen Wochen nicht mehr dazu gelangen kann, Fräulein Carottsmann zu sehen . . . das berührt mich unangenehm, denn ich möchte gern wissen, woran ich mich zu halten habe.“

„Wenn du, Vetterchen, nur wissen willst, woran du dich zu halten hast, so will ich es dir sagen. Das rothhaarige Fräulein will nichts von dir wissen, aber dafür desto mehr von deinem adligen Freunde, dem Herrn von Fortensac, und sie heirathet ihn heute.“

„Was sagst du mir da?“ ruft Taquinet und stampft wüthend mit dem Fuße auf. „Das ist nicht möglich, du spottest meiner, Vetter.“

„Durchaus nicht, dein intimer Freund hat vielmehr seinen Spott mit dir getrieben und dir das Fräulein abspenstig gemacht!“

„Sollte es wahr sein? . . . O, dieser niederträchtige Kerl . . . diese Schande . . . was für ein schuftiger Marquis, der seine Knöpfe mit Eisenstäbchen befestigt! Jetzt möchte ich darauf wetten, daß es ein falscher Marquis ist! . . . Ist es der Fall, dann desto besser, dann hat die

Carottsmann ihre Strafe erhalten! . . . Du sagst, daß er sie heute heirathet?"

„Ja, das Fräulein hat mir gestern ihre Hochzeit selbst mitgetheilt."

„Der Bettler! Wahrscheinlich hat er ihr den Hof gemacht, seitdem er mich allein gehen ließ und sie mich nicht mehr empfing . . . Und diese rothe Mohrrübe, die da weiß, daß ich um ihretwillen die Reise gemacht habe, und sich mir gegenüber nun so benimmt!"

„Ich wiederhole es dir, Vetter, daß die Schuld an dir liegt. Wenn man wie du gebaut ist, nimmt man keinen schönen Mann mit sich, um noch krummer zu scheinen. Du hättest dir im Gegentheil einen ganz Kleinen aussuchen sollen, mit einem Buckel vorn und hinten, kurz ein Ungethüm, durch welches du gehoben wärest!"

„Höre auf, Robinet, du thust mir wehe mit deinem Buckel vorn und hinten . . . Das alles hält mich nicht ab zu sagen, daß die Weiber . . . sind . . . ich verschlucke das Wort, aber es ist nichts Angenehmes! Auch ist es nun zu Ende, man wird mich nie mehr dazu bringen, mich zu verlieben . . . Ich habe genug von den Damen . . . ich mache mich auf den Weg, mir eine zu nehmen . . . nein . . . umgekehrt . . . aber was liegt schließlich daran, ich werde keine nehmen. Leben Sie wohl, Vetter, ich reise ab und verlasse München. Ich möchte mich dem nicht aussetzen, mit diesem Herrn und dieser Dame wieder zusammenzutreffen, die sich wahrscheinlich das Vergnügen machen würden, mir ins Gesicht zu lachen."

„O, du wirst nicht mit ihnen zusammentreffen; unmittelbar nach der Trauung wollten sie ihre Hochzeitsreise antreten."

„Sehr gut, und der eine Theil des Pärchens ohne mich zu bezahlen . . . O, du schuftiger Marquis vom Eisenstabe! . . . O, das ist liebenswürdig, das ist die Krone des Ganzen! und nun zu sagen, daß dieser Mensch

mir das Leben gerettet hat! . . . Das stimmt mit allem andren überein! . . . Ich fange jetzt an, an allem zu zweifeln. Nun, das thut nichts, ich mache mich auch auf den Weg; ich werde in kleinen Tagemärschen nach Frankreich zurückkehren und so sparsam wie möglich reisen . . . glücklicherweise habe ich es nicht eilig."

„Wenn du nach Frankreich zurückkehrst, möchte ich dich bitten, einen Auftrag zu übernehmen."

„Herzlich gern, nur nicht an eine Frau."

„Nein, an einen Mann . . . einen Soldaten . . . Ich weiß leider seinen Namen nicht mehr, indessen nach dem Gegenstande, um den es sich handelt . . ."

„Ganz einerlei, an einen Soldaten übernehme ich ihn mit Vergnügen. Kannst du mir deinerseits vorstrecken, was mir der Gemahl der reichen Carottsmann schuldig ist, so wirst du mich sehr verbinden . . . Ich werde dir meine Rechnung einhändigen . . . sie beläuft sich schon auf dreihundertvierzig Francs, die ich für ihn ausgelegt habe . . . ganz abgesehen von der Schuld für den Rock, die der Schneider auch noch von mir wird beitreiben wollen. Ich gehe nach meinem Hôtel, um mein Ränzel zu packen, und komme dann wieder, um dir Lebewohl zu sagen . . . Schändlicher Fortensac . . . er hat mir die Deutsche abspenstig gemacht! . . . Ich hätte es gleich vom ersten Tage an ahnen sollen, als er mir so eindringlich seine Empfehlungen anpries! . . . Aber im Punkte der Liebe bin ich ein Schwachkopf, ein Wahnsinniger! . . . Zu denken, man könnte mich lieben . . . mich . . . einen Buckligen . . . mich Mißgestalt . . . weil ich im Grunde ein guter Junge bin, unfähig, auch nur einer Katze etwas zu Leide zu thun . . . weil ich ein rechtschaffener Kerl bin . . . O nein, nein . . . mit dergleichen erregt man kein Gefallen! . . . Trage deine Last, mein armer Freund, trage sie bis ans Ende . . . Erfülle deine Bestimmung! . . . Wahrlich, nicht liebenswürdig ist diese Vorsehung,

die dich mißgestaltet, widerwärtig, unerträglich in die Welt setzt und dann zu dir sagt: um dich für deine Häßlichkeit zu entschädigen, wird dich niemand lieben, wird keine Frau etwas von dir wissen wollen . . . du sollst die Freuden der Familie, die Liebe einer Lebensgefährtin, die Zärtlichkeit eines Kindes nicht kennen lernen . . . aber dafür soll man über deine Häßlichkeit spotten, sollst du auf deinem Wege Leute finden, um dich zu verhöhnen und sich über dich lustig zu machen, als ob du nicht schon unglücklich genug wärest."

Und der arme Bucklige zieht sein Taschentuch hervor und drückt es auf seine Augen; sein Vetter Robinet aber hat nicht mehr Lust zu lachen, denn in diesem Augenblicke sieht er es in der That ein, wie feige, ungerecht und verächtlich es ist, sich über die lustig zu machen, welche die Natur nicht wie ihre anderen Kinder behandelt hat.

Aber bald hat Taquinet eine Thräne, die ihm aus dem Augenwinkel rollt, abgetrocknet; er steckt sein Taschentuch ein, gewinnt seine gute Laune wieder und sagt:

„Was bleibt mir also zu thun übrig! Ich ärgere mich vergeblich und werde eine Beute der Traurigkeit. Also fort damit . . . retro, retro, satanas! Weiche von mir, Satanas! Ich kann mich nicht verheirathen und vergieße deshalb Thränen! Schwachkopf, der ich bin! Das ist vielleicht gerade die gute Seite meiner Lage . . . es ist vielleicht die Entschädigung für meinen Buckel! . . . und ich sollte deshalb nicht gegen die Vorsehung murren! . . . Nun, vorwärts, um meine Habseligkeiten zu packen."

Noch an demselben Abend, der auf diesen Tag folgte, verließ der kleine Bucklige München zu Fuß, sein Ränzel auf dem Buckel, pfiff lustig ein fröhliches Lied und sagte dann:

„Die Reisen folgen aufeinander, aber sie gleichen sich nicht."

---

18. Kapitel.

Ueber die verschiedene Schreibweise des französischen Wortes navet.

Fußreisen sind ermüdend, gewähren aber von dieser Unannehmlichkeit abgesehen dem Wanderer manchen Reiz. Du siehst und besichtigst alles nach eigenem Gefallen; keine lachende Landschaft, kein schöner Aussichtspunkt entgeht dir; du ruhst dich aus, wo es dir behagt; du pflückst auf dem Felde die Blume, nach der du Lust empfindest, du botanisirst ein wenig, du beobachtest viel und denkst stets daran; denn die Orte, wo man eine Pflanze gepflückt, den Duft einer Blume eingeathmet, einen Baumzweig abgeschnitten, ein wenig der Ruhe gepflegt oder eine leichte Mahlzeit eingenommen hat, diese Orte sind unvergeßlich in unser Gedächtnis eingeschrieben.

Fragte ich dich aber, wenn du hundert Meilen mit der Eisenbahn zurückgelegt hast, nach den Schönheiten der Gegend, die du durcheilt, so würdest du in große Verlegenheit gerathen, um mir zu antworten. Hat man denn wohl Zeit, irgend etwas zu sehen, wenn man mit Windeseile reist? Ich will damit nichts Böses über die Eisenbahnen sagen, aber du sollst daraus erkennen, daß jedes Ding auch seine gute Seite hat.

Alle diese Betrachtungen stellte Taquinet an, als er langsamen Schrittes eine sehr malerische Gegend durchwanderte. Von München aus hatte der kleine Bucklige acht Tage gebraucht, um zwanzig Meilen zurückzulegen; daraus kannst du erkennen, daß er aß, so oft er Lust empfand, und oft anhielt. Außerdem hatte er sich nicht an die Heerstraße gebunden. Er hatte oft seine Freude daran, von dem gewöhnlichen Wege abzulenken und den größten Umweg zu machen. Erblickte Taquinet von einem Bergesgipfel ein Dorf oder einen Marktflecken, deren Lage

ihm freundlich schien, kurz, deren Anblick ihm gefiel, so sagte er zu sich:

„Ich werde hingehen . . . dieser Ort macht einen reizenden Eindruck . . . ich muß ihn kennen lernen, muß mir die Häuser in der Nähe ansehen . . . Uebrigens reise ich jetzt zu meinem Vergnügen; ich bin nicht mehr auf dem Wege, um mich zu verheirathen, sondern rein zu meinem Vergnügen . . . also vorwärts hin!"

Darauf begab sich der Exschreiber in den Marktflecken, den er bewundert hatte, und der, wie gewöhnlich, von Nahem betrachtet, weniger hübsch war.

Anstatt in einen Gasthof zu gehen, bat Taquinet in einem Bauerhause um Mittagbrot, welches ihm billiger zu stehen kam und bisweilen sogar gar nichts kostete; aber dann mußte er freilich viel trinken, denn vor Leuten, die zu trinken verstehen, haben die Baiern große Achtung; sie schätzen die Menschen wie Fässer, je nachdem sie in sich fassen können.

Taquinet hält am Fuße eines Hügels an. Zur Rechten gewahrt er eine Stadt, zur Linken ein ärmliches Dorf. Er fragt sich, welchem von den beiden Orten er den Vorzug geben soll; aber seit einigen Tagen hatte er nur bei Bauersleuten gelebt und ziemlich dürftige Mahlzeiten erhalten. Diesmal will er gut speisen, und da bei Leuten der Natur die Kochkunst schlecht gepflegt wird, giebt er der Civilisation den Vorzug.

Ein Student, der ihm begegnet, theilt ihm mit, daß er sich in Schwaben befinde und die hübsche Stadt Biberach vor ihm liege.

Taquinet kümmert sich wenig darum, ob er nach Biberach oder irgendwo anders hin gelange; er strebt nur danach, eine gute Mahlzeit einzunehmen. Deshalb läßt er sich einen guten Gasthof sagen, begiebt sich dorthin und fordert ein Zimmer und Mittagsessen; denn um behaglich zu essen, setzt er sich nicht mehr an die Wirthstafel; seine

Gegenwart an derselben erregt stets großes Aufsehen, und obgleich er sich daran gewöhnt hat, ist es ihm selten angenehm.

Man bedient den Reisenden schnell. Taquinet sitzt an einer gut gedeckten und mit reichlichen Speisen versehenen Tafel. Er stopft sich voll Sauerkraut, einem Essen, an dem er seit seinem Aufenthalte in Deutschland schon Geschmack gewonnen hat, schlürft Rheinwein und sagt:

„Wenigstens bezahle ich jetzt nur, was ich selbst esse; ich bin nicht gezwungen, einen andern zu füttern. Ach Marquis, Marquis! . . . Für einen Mann von altem Adel ist deine Aufführung gegen mich schrecklich gemein."

Der kleine Bucklige beendigt eben seine Mahlzeit, als er im Nachbarzimmer Geräusch vernimmt. Eine einfache Bretterwand trennte die beiden Räume; es war leicht, alles, was bei dem Nachbar gesagt wurde, zu verstehen, und da man in diesem Augenblicke sehr laut spricht, kann Taquinet beim Essen der Unterhaltung, die nebenan stattfindet, folgen. Man kann hören, ohne neugierig zu sein. Ueberdies war der kleine Bucklige neugierig, er verhehlte es gar nicht.

Eine kräftige, rauhe Stimme, die an das Befehlen gewohnt scheint, dringt deutlich durch die Bretterwand.

„Bomben und Granaten, seid Ihr endlich da, Kellner! Ihr sagt, Ihr verstehet französisch zu schreiben, und der Koch könne französisch sprechen wie ein Stutzer aus der Rue Saint-Denis, und nun gebraucht Ihr schon mehr als zwei Stunden, um die Suppe aufzuschreiben, die ich verlange. Zum Teufel, Mann, wenn Ihr auf alles, was Ihr thut, eben so viel Zeit verschwendet, dann muß Euere Herrin viel Freude an Euch haben . . ."

„Verzeihung, Herr Officier . . . ich konnte nicht schneller fertig werden, meine Feder kritzelte."

„Was soll das heißen, mein Bester? Weshalb nennt

Ihr mich Officier? Ich trage doch keine Uniform. Was bringt Euch auf den Gedanken, daß ich Soldat bin?"

„Ich glaubte es annehmen zu müssen, mein Herr . . . wer, wie wir, unaufhörlich mit Reisenden im Verkehr steht, vermuthet sofort, mit wem er es zu thun hat . . . wenn ich mich trotzdem nicht irren sollte."

„Ihr seid ein Dummkopf. Ich bin, der ich bin, und das geht Euch nichts an! Wir wollen mit der Zusammenstellung meiner Speisekarte fortfahren. Bestrebet euch aber mit Euerer kritzelnden Feder ein wenig schneller zu schreiben, sonst werfe ich Euch acht Tage in Arrest!"

„Sehen Sie nun, Sie sind doch Officier!"

„Still in Reih und Glied! Es macht mir durchaus kein Vergnügen, mir erst den Speisezettel zu meinem Diner aufschreiben zu lassen; aber es muß wohl daran liegen, daß ich mich nicht deutlich genug ausdrücke, denn in den Wirthshäusern Eueres Deutschlands erhalte ich nie, was ich verlangt habe . . . Rauchen habe ich hier schon so wie so gelernt! ... Endlich wollte ich zum Donnerwetter auch einmal essen, wonach mir der Mund wässert und nicht immer statt Ochsenfleisches Kalbfleisch und statt des Käse eine Birne bekommen."

„Deshalb, Bürger, habe ich Ihnen den Rath gegeben: Schreiben Sie doch selbst Ihre Speisekarte, dann wird kein Irrthum mehr stattfinden. Und da Sie mir erklärten, daß Sie nicht gern schreiben, so habe ich mich erboten, Ihnen die Speisekarte nach Ihrem Dictat zu schreiben, da ich Erziehung erhalten habe . . . Uebrigens bin ich kein Deutscher, ich bin zu Metz in Lothringen geboren. Ich bin Franzose, wenn Sie es mir gütigst gestatten wollen."

„Ich gestatte es dir und wünsche dir sogar Glück dazu . . . Aber du schwatzest wie eine Elster, und ich werde nie zu Ende kommen. Wir wollen, Herr Kellner von guter Erziehung, meine Speisekarte jetzt endlich zum Abschluß bringen . . . Was soll ich nach der Suppe essen?"

„Wählen Sie selbst! Hier ist die Speisekarte des Hôtels."

Es tritt ein Augenblick Ruhe ein, während der Taquinet, der gespannt zugehört hat, sich sagt:

„Das ist sonderbar! Ich möchte darauf schwören, daß ich die Stimme kenne! Dieser Reisende, der seine Rede mit so kräftigen Worten würzt, erinnert mich lebhaft an den General Desparville . . . Ich müßte mich sehr täuschen, wenn sich nicht der Client des Herrn Moulinard hier im Nebenzimmer befindet."

Nebenan beginnt das Gespräch wieder, welchem Taquinet abermals gespannt zuhört.

„Ich begreife nicht, was auf dieser dummen Speisekarte steht, halb ist sie deutsch, halb französisch, man versteht keine Silbe . . . man hätte alle Gerichte daneben malen sollen, so hätte man wenigstens bei ihrem Anblicke sofort geahnt, was sie vorstellen könnten."

„Das würde zu viele Bilder gegeben haben, Bürger. Man hätte daraus eine ganze Gemäldeausstellung für Küchenliebhaber bilden können."

„Still, Rekrut! . . . Nenne mir jetzt die besseren Gerichte . . . ich werde darunter wählen, das ist mir angenehmer."

„Wie es Ihnen beliebt, mein Herr. Wollen Sie fricandeau à la crème?"

A la crème? Crème mit Kalbfleisch? Was für ein Ragout muthest du mir da zu! . . . Etwas Anderes!"

„Wünschen Sie filet de chevreuil à la gelée de groseilles?"

„Süßigkeiten zu Rehfleisch? . . . Wieder eine Zusammenstellung, die ich nicht mag . . . Weiter!"

„Befehlen Sie des saucisses mit Kartoffeln oder du boeuf aux raisins de Corinthe?"

„Was für eine verteufelte Küche! . . . Man hat vollkommen Recht, wenn man behauptet, nur die Franzosen können kochen . . . Kannst du mir denn gar nichts An=

deres anbieten als diese deutschen Schaudergerichte, die nicht einmal eine Pariser Katze mögen würde?“

„Warten Sie! Warten Sie! . . . Wir haben noch du petit salé aux choux.“

„Angenommen! . . . Gott Lob, das ist nach meinem Geschmack. Schreibe es ja auf!“

„Ferner Sauerkraut.“

„Das sieht dem vorigen etwas ähnlich. Aber das schadet nichts. Mache dir ein Zeichen dabei.“

„Sehr zu empfehlen ist weiter du canard aux navets.“

„Ei, das ist mein Leibessen! Prächtig, du canard aux navets! . . . Als ich noch Lieutenant war, hätte ich mit meinen Soldaten ein ganzes feindliches Carré in die Pfanne gehauen, nur um canard aux navets zu essen; es ist ein echt französisches Ragout . . . und man bereitet es in Paris wunderbar schön! . . . Denke dir, als ich Unterofficier war, hatte ich zwei Geliebten, denen ich weit länger treu war als den übrigen. Die eine war Wäscherin und die andere stickte und machte auch sonst noch, was sich gerade fand. Auf Marquisen gaben wir damals nicht viel! . . . Wir trieben die Liebe wie das Exercitium, in vier Tempos und sechs Griffen. Kurz, meine Dulcineen konnten sich an Schönheit mit der Venus nicht messen . . . es fehlte gar viel daran . . . aber der Soldat ist nicht wählerisch . . . Ueberdies hatte jede dieser Damen besondere gesellige Talente, und namentlich bereiteten sie du canard aux navets so vortrefflich, daß man sich den Bart danach lecken mußte. Ich erinnere mich jedoch, daß jede ihre besondere Weise hatte; die eine gab Kartoffeln, die andere des clous de girofle dazu. Aber es war ganz einerlei, beides schmeckte vortrefflich . . . und ich habe diesen beiden Köchinnen stets ein angenehmes Andenken bewahrt, weil . . . merke dir das einmal zu deiner weiteren Belehrung, denn du hast zwar Erziehung genossen, weißt es aber vielleicht doch noch nicht . . . Die Liebe ist

eine ganz angenehme Sache . . . ein Zeitvertreib, der sein Verdienst hat; wenn aber eine Frau nichts weiter zu thun weiß . . . Donnerwetter, dann hält man es nicht lange mit ihr aus und dreht ihr bald den Rücken zu."

„Ich glaube Ihnen gern und bin ganz Ihrer Ansicht, mein Officier . . . denn Sie sehen wohl, daß ich richtig geahnt hatte, und daß Sie Officier und vielleicht sogar ein höherer Officier sind."

„Still! Rührt euch! Siehst du denn nicht ein, daß es niemand erfahren soll? Ich reise incognito. Laß uns auf die canard zurückkommen. Weißt du nicht, ob dein Koch Kartoffeln oder clous de girofle dazu giebt?"

„Er giebt beides dazu, Herr Major; er giebt auch Mohrrüben und Champignons dazu."

„Ei, dann ist es eine canard à la julienne . . . Doch das thut nichts. So, nun hätten wir uns über mein Diner geeinigt. Du könntest noch bondon de Jéromé hinzusetzen . . . Das ist so ein recht französischer Käse, und dann noch eine Flasche von Euerem Johannisberger . . . Ich bin ein großer Freund dieses Weines . . . obgleich er kein Gewächs meines Vaterlandes ist . . . aber er ist doch ein tapferer, kräftiger Geselle, bei dem man auf seiner Hut sein muß, um ihm Stand zu halten . . . er hat meine vollkommene Achtung . . . Bist du fertig?"

„Ja, Herr Stabsofficier."

„Laß mich einmal sehen . . . reiche mir einen Augenblick meine Speisekarte herüber, damit ich mich überzeuge, daß du auch nichts vergessen hast."

„Hier ist sie, Herr Oberst!"

„Hm! . . . hm! Wie du das f schreibst; deine Feder scheint noch immer schrecklich gekritzelt zu haben . . . Ich würde es, wenn ich nur wollte, weit besser schreiben . . . namentlich weit größer! . . . Hm! da hast du aber einen sonderbaren Fehler gemacht . . . du schreibst ja canard aux navais v, a, i, s.

„Ja wohl, Herr Commandant.“

„Ich glaube, daß man es navois v, o, i, s schreiben muß. Bist du sicher, daß du keinen Fehler gemacht hast?“

„Vollkommen sicher, mein Kapitän; früher schrieb man allerdings navois, aber heute nach Voltaire's Orthographie navais.“

„So, so! Also das ist Voltaire's Orthographie! Vergiß nicht zu sagen, daß ich gern warm esse, hörst du?“

Der Kellner verschwindet, und Taquinet, der seine Mahlzeit beendet hat, sagt zu sich:

„Jetzt zweifle ich nicht länger, es ist wirklich der General Desparville; diese Erörterung über die Schreibweise des Wortes navet läßt mir nicht den geringsten Zweifel übrig. Was zum Teufel will der General in Deutschland angeben? . . . Das geht mich ja nichts an . . . aber ich will doch von der Gelegenheit Nutzen ziehen . . . Wie gut sich das trifft! . . . Kellner! heda . . . Kellner! . . . Endlich kommt er.“

„Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Zunächst mein Mittagbrot bezahlen; dann Sie bitten, daß Sie sich zu dem Reisenden hier im Nebenzimmer begeben und ihm sagen, ein Franzose, der sich in diesem Augenblicke in Biberach aufhalte, wünsche von dem Herrn General Desparville zur Audienz zugelassen zu werden.“

„Was, dieser Reisende ist also ein General?“

„Ja, Kellner, ein wirklicher General, der sich seinen Rang von der Pieke auf verdient hat.“

„Ich zweifelte gleich nicht, daß er ein sehr hoher Officier wäre.“

„Nun machen Sie, daß Sie fortkommen, Kellner!“

„Wie nannten Sie den General?“

„Desparville.“

„Desparville, gut; wie wird der staunen, daß ich seinen Namen weiß!“

Der Kellner geht hinaus. Taquinet wartet. Bald

glaubt er im Nebenzimmer ein lebhaftes Geräusch, ein eiliges Hin- und Herrennen zu vernehmen; darauf stellt sich die Ruhe wieder her und an die Stelle dieses Wirrwarrs tritt vollkommenes Schweigen ein. Aber der Kellner kommt nicht wieder.

Taquinet wartet beinahe eine halbe Stunde und sagt zu sich:

„Der General wünscht beim Essen wahrscheinlich nicht gestört zu werden."

Gleichwohl erstaunt, keine Antwort zu erhalten, ruft er den Kellner von neuem. Er erscheint, aber diesmal sehr niedergeschlagen und offenbar bei sehr schlechter Laune.

„Nun, Kellner," sagt Taquinet, „weshalb kommen Sie denn nicht, um mir Antwort auf meinen Auftrag zu bringen?"

„Wahrhaftig, mein Herr, Ihr Auftrag war sehr angenehmer Art! Ich danke dafür, einen ähnlichen öfter zu erhalten."

„Was wollen Sie damit sagen? Erklären Sie sich!"

„Kaum hatte ich diesem Herrn gesagt, Sie wünschten mit dem General Desparville zu sprechen, als er mir an die Kehle sprang, sie mir zuschnürte, mich wie einen Pflaumenbaum schüttelte und zu mir sagte: Nichtswürdiger Bengel, du hast also schon vergessen, was ich dir soeben erst eingeprägt habe? Dieser Reisende ist ein Esel, und du bist der zweite; lasse sofort mein Pferd satteln, oder ich breche dir die Rippen! ... Ich wollte etwas erwidern, aber er versetzte mir einen Tritt an eine Stelle, an der ich äußerst empfindlich bin . . . Ich führte sein Pferd vor und er sprengte im vollen Galopp davon, ohne an das schöne Mittagbrot zu denken, das er bestellt hatte. So habe ich anstatt eines Biergeldes das erhalten, was ich Ihnen soeben erzählt."

„Das ist seltsam!" sagt Taquinet zu sich. „In so leidenschaftlicher Erregung fortzureiten, weil man ihn zu

sprechen wünscht . . . Denn ganz bestimmt war es der General Desparville . . . darauf möchte ich meinen Buckel ins Feuer legen! . . . Nun, ich werde ihn ja in Paris wiederfinden."

Und wenige Augenblicke später verläßt auch der kleine Bucklige die Stadt Biberach.

---

19. Kapitel.

Man sieht den schlecht gepuderten Herrn wieder.

Taquinet hat Frankreich wieder betreten und er versäumt nicht, seinen Weg durch Straßburg zu nehmen, wo er sich einige Tage aufzuhalten gedenkt, denn er hat die beiden Künstlerinnen Carlina und Tartina noch immer nicht vergessen; namentlich erstere hatte in seinem Herzen einen tiefen Eindruck zurückgelassen. Mehr als einmal sagt er sich auf seiner Fußwanderung:

„Was soll mich, sobald ich in Straßburg ankomme, hindern, diesen bezaubernden Sängerinnen einen kleinen Besuch abzustatten? Ich habe, wie ich glaube, in ihnen nur angenehme Erinnerungen zurücklassen können. Ich hatte für ein ausgezeichnetes Frühstück gesorgt, und o Himmel, was für Blicke warf mir nachher diese zärtliche Carlina, diese liebenswürdige Blondine zu! . . . Alles ging prächtig, und ohne das Erscheinen dieses Mylords würde ich gewiß mit Myrthen und Rosen gekrönt worden sein . . . Da dieser eifersüchtige Tapsifort getödtet worden, brauche ich nicht mehr zu fürchten, bei der Künstlerin mit ihm zusammenzutreffen . . . ich kann mich ihr also bei der Durchreise durch Straßburg ruhig vorstellen."

Aber was man sich vorzunehmen versprochen hat, ist nicht immer das, was man thut. Als ihn wieder Straß-

burgs Mauern umschließen, wird der kleine Bucklige wieder schüchtern; er zaudert, er wagt es nicht mehr, den beiden Theaterdamen seine Aufwartung zu machen. Weshalb? Weil der kleine Mann seine Kleidung durch die Reise abgenutzt sah, weil sein schwarzer Hut schon röthlich schillerte, weil seine Börse fast schon leer war und ihm dieses alles etwas von seiner alten Zuversicht raubte, denn er hatte es hinlänglicher fahren, daß nichts so große Sicherheit verleiht wie Geld.

Gleichwohl nimmt es sich Taquinet den Tag nach seiner Ankunft in Straßburg bestimmt vor.

„Trotz alledem," denkt er, „kann ich die Damen recht wohl besuchen. Sie werden mich nicht sofort um ein Frühstück bitten, und vielleicht laden sie mich selber ein."

Darauf bürstet sich der kleine Bucklige von Kopf bis zu den Füßen mit einer fast leidenschaftlichen Wuth; endlich begiebt er sich zu den Damen, deren Adresse er behalten hat.

Kaum hat er sich in dem Hause, das er vollkommen wiedererkennt, nach den beiden Künstlerinnen erkundigt, als die Pförtnerin, mit einem Flederwische ohne Federn bewaffnet, furienähnlich aus ihrer Loge hervorstürzt, auf Taquinet zueilt und mit kreischender Stimme schreit:

„Wissen Sie etwa, wo sich diese beiden liederlichen Dirnen befinden, diese Habenichtse und Gernegroß? Sie sind ausgezogen, ohne ihre Miethe zu bezahlen, und haben mir nicht einmal meine Auslagen für Kohlen, Butter und Wurst zurückerstattet! Der Hauswirth hat gemeint, es geschehe mir ganz recht, ich sollte daraus lernen, mir die Miethe zur Hälfte vorausbezahlen zu lassen, wie es bei möblirten Wohnungen immer der Fall ist . . . Desto schlimmer für Sie, denn wenn Sie ihr Onkel, ihr Bruder oder ihr Verwandter sind, so müssen Sie für dieselben alles ersetzen, weil ich mich an irgend jemand halten muß. Brauche ich etwa für diese Damen ihre rothe, weiße und

blaue Schminke und ihren falschen Busen zu bezahlen! ... Denn einen falschen legten sie an, und es freut mich, Ihnen das sagen zn können."

Ueber diese Flut von Klagen bestürzt, während denen sie den Flederwisch mit einer Gewandtheit um seinen Kopf schwingt, daß man sie für einen Stockfechter hätte halten können, hat der arme Taquinet alle Mühe von der Welt, dem erregten Cerberus begreiflich zu machen, daß er keineswegs ein Verwandter der beiden Sängerinnen sei, nur ein einziges Mal bei ihnen zu Besuch gewesen und ganz einfach die Absicht habe, ihnen bei seiner Durchreise durch Straßburg einen Höflichkeitsbesuch abzustatten.

Nachdem der kleine Bucklige zurückweichend dies alles mehrmals wiederholt hat, wobei er von der Pförtnerin, die eine ganz besondere Lust zu empfinden scheint, ihm allerlei Unannehmlichkeiten zu bereiten, fortwährend belästigt wird, und endlich das Freie erreicht hat, eilt er durch die Straßen und entfernt sich so schnell wie möglich, ohne auf die kräftigen Bezeichnungen zu achten, welche ihm die Frau mit dem Flederwische noch von weitem nachruft.

„Unsere beiden Künstlerinnen scheinen Unglück gehabt zu haben," sagt Taquinet zu sich, als er die Schimpfworte der Pförtnerin nicht mehr hören kann. „Dergleichen Dinge können auch den größten Talenten widerfahren ... Sie werden zu einem schleunigen Auszuge gezwungen gewesen sein! In solchen Augenblicken vergißt man seinen Wirth! ... Wie viele Leute brennen in Paris nicht noch ganz anders durch! ... Arme liebe Mädchen! ... Das thut mir aufrichtig leid! ... Ich glaube nicht an alles, was diese schlechte Person gesagt hat ... Was für Lügen sie über ihre ... ihre falschen Reize sprach ... Ich habe sie freilich nicht befühlt und auch nicht in Augenschein nehmen können, aber trotzdem erschien es mir Natur! ... Arme Kätzchen! ... Hätte ich sie wiedergefunden, würde ich ihnen sicherlich etwas angeboten haben ... zwar kein

Geld . . . ich habe kaum so viel, um bis nach Paris zu kommen . . . ich muß unterwegs sogar noch einige Sachen verkaufen . . . aber ich würde ihnen meinen Antheil an ihrem Unglücke ausgesprochen haben . . . Ich bin überzeugt, daß sie mir dafür dankbar gewesen wären . . . namentlich diese zärtliche Carlina . . . In Blondinen bin ich rein närrisch verliebt! . . . Ach Gott, wenn ich doch reich wäre! . . . Ich glaube, ich hätte um der Weiber willen viele Thorheiten begangen! . . . Es ist so süß, das verkannte Talent in Schutz zu nehmen, der Mäcen der Künstler zu sein! . . . Was ich soeben vernommen, hat mich sehr gerührt! . . . Ich möchte ein Café besuchen und mir ein kleines Glas und ein Brötchen geben lassen . . . das reicht bis zum Mittagbrote."

Taquinet geht in ein Café, läßt sich ein kleines Glas und zwei Brötchen geben, weil ihm eins doch nicht ausreichend erscheint, und liest, während er dieses bescheidene Frühstück zu sich nimmt, das Pariser Journal und den kleinen Anzeiger, die einzigen Tagesblätter, welche in dem Café gehalten wurden.

Zu jener Zeit galten zwei Blätter schon für Luxus. Die Café's besaßen keine von jedem Umfange, von jedem Formate, von jeder Farbe! Damals fühlte das Publikum noch kein Bedürfnis nach einem rosa, gelben, blauen, grünen Journale, nach einer wöchentlichen oder täglichen Rundschau, mit oder ohne Illustrationen; damals hatte sich die Presse noch nicht stromweise in Spalten und Feuilletons in alle öffentlichen Lokale, in die Theater, Café's, Restaurants und Ateliers ergossen; damals wurden die Journale noch nicht durch Actiengesellschaften gegründet, und man las die Romane in Bänden anstatt stückweise in Feuilletons. War es für die Journale keine gute Zeit, so war es für die Buchhändler eine desto bessere. Andere Zeiten, andere Presse!

Taquinet durchflog den kleinen Anzeiger; er sah nach

den Gesuchen, denn er war wohl nicht ganz sicher, bei seiner Ankunft in Paris seinen Platz bei Herrn Moulinard wiederzufinden, und während er das Journal durchblätterte, sagte er zu sich:

„Verstände ich Pferde zu füttern oder zu bohnen, so hätte ich schon mehrere Stellen finden können, aber ich kann nichts als meine Muttersprache und ein wenig Lateinisch schreiben. Damit stirbt man Hungers! Ach meine lieben Eltern, die ihr glaubtet, mich eines Tages glücklich machen zu können, indem ihr mir eine Erziehung geben ließet . . . nicht wie sie der Kellner im Gasthause zu Biberach empfangen hat, der navet nach Voltaire's Orthographie schrieb . . . sondern eine bescheidene Erziehung. Hättet ihr aus mir einen Schuhflicker, einen erbärmlichen Eckensteher, einen Bohner gemacht, so würde ich mich vielleicht weniger in Verlegenheit befinden, mein Leben zu fristen. Man wird mir darauf erwidern: Es steht ja immer in deiner Gewalt, dich zu stellen, als ob du nichts von allem wüßtest. Ganz recht. Aber wenn man weiß, daß man kein offenbarer Esel ist, wenn man sich im Stande fühlt, etwas zu thun, so scheint es gar hart, die Rolle derer zu spielen, die nichts wissen.

Während Taquinet mit der Nase über dem kleinen Anzeiger nachdachte, hatte sich ein Herr an den Nachbartisch gesetzt. Er hatte sich eine Tasse Chocolade bestellt, in welche er soeben sein sechstes Weißbrötchen eintauchte, als eine andere Person in das Café hereinkam. Der Mann vor der Tasse Chocolade winkt sie zu sich und ruft:

„So rede doch, Mouchetrop! . . . Heda! beim Jupiter, bist du denn taub geworden? Komm doch, lieber Dicker!“

Der Herr, an den diese Einladung erging, war ein blasses, spindeldürres, schwächliches Männchen, das sich so fest in seinen Ueberzieher gehüllt hatte, als ob er soeben mit einem Pferde um die Wette gelaufen. In der einen

Hand trug es einen nußbraunen, an der anderen einen schwarzen Handschuh. Als es sich jedoch „lieber Dicker“ rufen hört, eilt es auf den Herrn, der sein sechstes Weißbrötchen langsam zu sich nimmt, zu, setzt sich vor ihm nieder und beginnt mit zitternder, mitunter etwas heiserer Stimme zu reden.

„Ach, Sie sind es, Herr Beaulard . . . Ei sieh da, Sie frühstücken . . . Sie trinken Chocolade! . . . Chocolade ist gut, für die Stimme sehr stärkend . . . Ich liebe die Chocolade außerordentlich, aber ich trinke sie nie, aus Gründen!“

„Höre, Mouchetrop, lasse jetzt einmal die Chocolade und antworte mir, bei Apollo! Weshalb hast du mir gestern nicht soufflirt, als ich in der Oper Felix die Arie: „Ich fühl' in meines Herzens Tiefe“ begonnen hatte? Was zum Teufel, mein Lieber, du sitzest in deinem Kasten, um die Worte wie die Musik zu souffliren, du mußt alles souffliren.“

„Das ist wahr! . . . O, ich soufflire auch alles . . . Ihre Chocolade sieht vorzüglich aus!“

„Ich bin gestern im Theater zum ersten Male wieder als Vater Morin in der Oper „Felix oder das Findelkind“ aufgetreten und kann mir Gott Lob schmeicheln, Effect gemacht zu haben. Sage selber, habe ich nicht Effect gemacht? Man war so ergriffen, daß man nicht Beifall zu klatschen vermochte.“

„Das ist wahr . . . Beifall hat man nicht geklatscht.“

„Wahrhaftig, das glaube ich wohl! Sie hatten Furcht, auch nur einen einzigen meiner Töne zu verlieren.“

„Ich liebe sie mehr mit Milch als mit Wasser gekocht.“

„Was liebst du mehr mit Milch . . . die große Arie meiner Rolle?“

„Nein . . . die Chocolade.“

„Bei Proserpina, Mouchetrop, du wirst unerträglich . . . Es handelt sich hier nicht mehr um Chocolade! Ich be-

ginne meine große Arie: „Ich fühl' in meines Herzens Tiefe" . . . und als ich dich anblicke, höre ich nicht, wie es weiter geht; ich wußte nicht mehr, was ich in meines Herzens Tiefe fühlte. Ich blicke meinen Mouchetrop an . . . ja, anstatt mir zu souffliren, ist er ruhig damit beschäftigt, sich einen Apfel zu schälen und in vier Stücke zu schneiden . . . Bei Juno, weißt du wohl, daß man nicht im Souffleurkasten steckt, um sich mit Aepfelschälen zu belustigen? Wäre es noch in einem Zwischenact geschehen, so wollte ich nichts sagen, aber gerade während man das Stück spielt . . . und nun noch dazu, als ich auf der Bühne bin, als ich im großen Straßburger Theater zum ersten Male wieder auftrete, als das Publikum ganz Auge, ganz Ohr ist, um mich zu hören, als es ein begeistertes Stillschweigen beobachtet, aus Furcht, eine einzige meiner Noten zu verlieren! . . . Du lässest mich ruhig stehen, du vernachlässigst deine Pflicht, um einen Apfel zu essen . . . Weißt du wohl, daß du verdientest, mit einem stets sich steigernden Gehaltsabzuge bestraft zu werden?"

„Ei, zum Teufel, Herr Beaulard, was sind das für Gedanken! . . . Dann würde mein ganzes Jahreseinkommen bald draufgehen!"

„Für diesmal habe ich auch von einer Beschwerde beim Director Abstand genommen, weil ich von Natur nicht schlecht bin. Ich bringe nicht gern eine Klage gegen einen Kameraden an . . . aber daß es nicht wieder vorkommt!"

„Seien Sie unbesorgt! Ich gestehe Ihnen, daß ich glaubte, Sie wüßten Ihre große Arie auswendig . . . Ich sagte mir: er hat dich nicht nöthig, er hat sie schon so oft gesungen."

„Ach, beim Merkur! Man hat etwas schon hundertmal gesungen, und eines schönen Tages sitzt man mit einem Male da! Das Gedächtnis ist verschwunden, und man steht wie ein Esel da . . . Plötzlich brüllt mir ein Herr

aus dem Orchester zu: „Es sagt mir eine Stimme: es ist gut!“ So geht es nämlich weiter.“

„Gewiß, so geht es weiter, und deshalb habe ich eben nicht soufflirt. Ich sagte mir: man soufflirt ihm aus dem Orchester, das muß genügen.“

„Mouchetrop, du bist ein Dummkopf! . . . Ich faßte es so auf, als ob mir dieser Herr aus dem Orchester zurief: „es ist gut, es ist gut!“ Ich sagte mir: das ist doch einmal ein Kunstliebhaber, der mit mir zufrieden ist; er ermuthigt mich, und ich fange deshalb an, ihm durch einen Gruß zu danken, und so oft er ruft: „es ist gut,“ verbeuge ich mich von neuem und so anmuthig, daß es bei dem ewigen Grüßen den Anschein gewinnt, ich tanze meine große Arie im Menuet . . . Glücklicherweise machte ich eine Pause, die alles wieder ins Gleiche brachte. Was für eine Pause! Hast du wohl schon je eine ähnliche gehört, Mouchetrop?“

„Man hat mir das Pfund für achtundzwanzig Sous angeboten . . . aber ohne Vanille.“

„Ist so etwas erhört! . . . er denkt noch immer an seine Chocolade, während ich von meiner Pause von gestern Abend rede, eine der schönsten, die ich in meinem Künstlerleben gemacht habe . . . Was für eine Pause! Seitdem ich am Theater bin, habe ich nur drei solche wie diese gemacht: eine zu Wien in Oesterreich, eine zweite in Carpentras und die dritte eben gestern hier; aber diese setzt die beiden anderen in Schatten . . . Eigenthümlich ist es, Mouchetrop, daß ich mit zunehmendem Alter immer größere Mittel erhalte. Wenn das so fortgeht, werde ich mit siebenzig Jahren alle Bassisten Europas übertreffen!“

„Da sind Sie sehr glücklich! Mir geht, je länger ich soufflire, immer mehr der Athem aus.“

Taquinet hatte das ganze Gespräch, welches wir soeben berichtet haben, natürlich angehört. Ueberdies sprach der Herr, welchen der Souffleur Beaulard nannte, der Art,

daß man ihn von einem Ende des Café's bis zum andern verstehen mußte. Seine wiederholten Ausdrücke: „beim Jupiter“, „beim Merkur“ hatten die Aufmerksamkeit des kleinen Buckligen gefesselt; er hatte nachgedacht, wo er schon jemanden gehört haben könne, der stets die Götter der Mythologie anrief, und hatte bei näherer Betrachtung des Erzählers in ihm jenen schlecht gepuderten Herrn wiedererkannt, mit welchem er zusammengetroffen war, als er sich mit Fortensac zu den Künstlerinnen begab, und der nach der Erklärung seines lieben Freundes, des Herrn Marquis, der Vater einer adeligen Familie sein sollte.

Es war in der That dieselbe Person, sie war noch immer eben so schlecht gepudert wie einige Monate vorher; aber Taquinet verlor kein Wort der Unterhaltung und sagte zu sich:

„Was soll das heißen? . . . Wie könnte dieser Herr Schauspieler sein? . . . Und doch, es läßt sich gar nicht zweifeln . . . er zankt den anderen aus, weil er ihm nicht soufflirt hat . . . Gestern ist er im Theater wieder aufgetreten; dann hat mir Fortensac also Lügen gesagt . . . Was für ein schändlicher Aufschneider, dieser Marquis!“

Und Taquinet betrachtete beständig Herrn Beaulard, und dieser, welcher es gewahrte, sagte zu sich: „Das ist jemand, der mich wiedererkennt und bewundert!“ Und dieser Herr sagte nicht mehr Straßbourique, sondern seit seinem neuen Engagement in dieser Stadt Straßburg.

Darauf schlug er einige Triller und sagte sehr laut:

„Es ist ein wahres Glück, daß ich etwas aushalten kann, denn man überschüttet mich schon mit Rollen, was allerdings auch seine unangenehme Seite hat. Ich spiele heute Abend den Deserteur.“

„Das heißt Sie spielen Courchemin im Deserteur,“ sagt Mouchetrop, indem er sich schnäuzt.

„Ja, Courchemin . . . aber es ist die schönste Rolle

des Stückes . . . ich möchte sie nicht mit der des Alexis oder des Montauciel vertauschen, weil die Musik in ihr etwas ausgelassen Lustiges hat . . . „Der König ging vorüber“ schrum . . . rum . . . rum . . . m! . . . Siehst du, Mouchetrop, wenn man das singt, wie ich es singe, dann schlägt man sich alle Trübsal aus dem Kopfe; dann sagt man: Trübsal, ich spotte deiner! . . . du kannst mich nicht ereilen. Giebst du mir darin Recht?“

„Es giebt Leute, die ein Glas Wasser dazu trinken, ich thue es nicht.“

Herr Beaulard hatte soeben mit der Faust auf den Tisch geschlagen, wobei er zornig mit den Achseln gezuckt, als eine neue Person in das Café hineinkommt und sich sofort nach dem Tische begiebt, an dem schon der père noble und der Souffleur saßen.

Beim Anblicke dieses Mannes wird Taquinet von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, denn er glaubt in ihm Lord Tapsifort zu erkennen, jenen auf Fräulein Carlina so eifersüchtigen Engländer, welchen Fortensac durch einen Pistolenschuß getödtet hat.

Es ist der nämliche Wuchs, es sind die nämlichen Züge; nur der Bart ist verschwunden. Anstatt des wilden Ausdruckes, der aus den Augen des Engländers hervorleuchtete, sieht man jetzt überdies auf dem Gesichte des Neuangekommenen etwas Fröhliches, Lustiges und ein wenig Spöttisches.

Der kleine Bucklige wagt sich weder zu bewegen noch sich abzuwenden, aber der eben erschienene Herr beachtet ihn gar nicht, sondern drückt dem père noble die Hand. Dieser ruft ihm freudig entgegen:

„Guten Tag, Tartenpon; wie geht es dir, lieber Freund?“

„Gut, sehr gut, Beaulard. Nun, hast du dich von deiner gestrigen Aufregung schon erholt?“

„Ich? Bin ich wohl schon je aufgeregt gewesen? Ist

man seiner sicher, so kann einen nichts erregen, mein Bester."

„O, laß dir nur gesagt sein, das kann auch den größten Talenten widerfahren. Ich bekenne dir offen, daß ich, so oft ich eine neue Rolle spiele, stets in hohem Grade erregt bin."

„Du, das ist möglich, ich nicht. Du hast gestern im Schauspielhause zugehört . . . erzähle mir nur ein wenig, was man von mir gesagt hat . . . Nicht wahr, mein Wiederauftreten hat verflucht viel Effect gemacht? . . . Man muß in der Stadt davon reden . . . Und diese elenden Journale sagen nicht ein einziges Wort! Ihre ewige Politik macht sie für die schönen Künste unempfänglich . . . Nun, was hast du gehört? . . . sage mir alles Gute und auch das Schlechte, wenn etwas mit unterläuft . . . Ich besitze keine Eigenliebe, ich weiß, was ich werth bin, das ist alles, das genügt mir . . . nicht wahr, Mouchetrop? . . . Du bist da, lieber Dicker, und kannst es selber sagen, daß ich keine Eigenliebe besitze. Bei Minerva, du hast mir bei mehr als einer Gelegenheit soufflirt, wo im ganzen Hause nur eine Stimme war, mich zu loben, und ich bin dadurch nicht stolzer geworden."

Der Souffleur erwidert nichts; er wischt sich mit seinem Taschentuche die Nase, indem er bald seinen schwarzen, bald seinen nußfarbenen Handschuh anblickt.

Der große Tartenpon lächelt etwas spöttisch und sagt leise:

„Die jungen Leute im Orchester meinten, du hättest eine Perrücke aufsetzen müssen, um den Vater Morin zu spielen."

„Eine Perrücke! . . . Sie selber sind alte Perrücken! . . . Wenn ich keine habe, so ist das meine Schuld . . . das Theater hat in seiner Garderobe nichts Geeignetes, das weißt du eben so gut wie ich, Tartenpon; gaben sie dir doch neulich eine Perrücke mit Haarflechten, um den

Domingo in Paul und Virginie zu spielen . . . du hast sie aufgesetzt . . . jeder nach seinem Gutdünken; ich hätte sie nie aufgesetzt, weil ich nie Neger mit Haarflechten gesehen habe."

„Ich habe mich aber nicht pudern lassen."

„Das hätte blos noch gefehlt, ein gepuderter und frisirter Neger! . . . Weshalb nicht auch eine Haarschleife angesteckt! Uebrigens liegt das Talent nicht in der Perrücke. Gehen wir zu etwas Anderem über."

„Die Damen in den Logen behaupteten, du sprächest zu schnell . . . das heißt du stottertest ein wenig . . . und man könnte dich nicht gut verstehen."

„Bei Ceres, das ist niedlich! . . . Ich stottere beim Sprechen, ich? . . . Ich stottere! . . . Hast du das je gehört, Mouchetrop?"

„Von weitem? . . . Ist denn das sichtbar?" fragt der kleine Souffleur, indem er beständig seine beiden Handschuhe betrachtet.

Tarteupon beginnt zu lachen und versetzt:

„Der schwarze wird nie nußbraun werden, aber mit der Zeit kann der nußbraune, wie ich denke, recht gut schwarz werden, und dann sehen sie beide gleich aus. Wo hast du denn diese beiden Handschuhe gestohlen, Mouchetrop?"

„Den schwarzen besaß ich schon lange; den nußbraunen erhielt ich von Fräulein Carlina, die mir ein Geschenk damit machte, weil sie den anderen verloren hatte."

Taquinet beginnt bei dem Namen Carlina zu zittern. Herr Beaulard schlägt noch einmal mit der Faust auf den Tisch und ruft:

„Ich! stottern . . . ich! stottern . . . Das sieht solchen Weibsbildern sehr ähnlich, die nur in das Theater kommen, um Eroberungen zu machen und ihre bis zu den Schultern nackten Arme und ihre bis zur Herzgrube nackte Brust zu zeigen! . . . Ich hätte wahrlich Lust, ihnen . . ."

„Ei, ei, ei! das könnte Geld kosten!“ sagt Tartenpon lachend.

„Du hast Recht, Tartenpon, ich kümmere mich nicht um die Ansicht dieser Damen ... aber das Parterre ... in meinen Augen ist es allein der höchste Richter, den ich anerkenne! Es kommt selten vor, daß die Urtheilssprüche desselben nicht gerecht wären ... Bei ihm hat man es mit der Masse zu thun, und es ist eine wahre Behauptung, daß sich die Masse selten irrt. Was sagte man denn im Parterre?“

„Man meinte, du hättest deine Pause allzu lange ausgehalten. Zwei der regelmäßigsten Theaterbesucher versicherten, sie hätten während deiner Pause eine Partie Piquet spielen können.“

„Und darüber beklagen sie sich! ... Beim Jupiter, das heißt sich beklagen, daß die Braut zu schön ist ... Diese Herren scheinen nach dem Gehörten nicht gewohnt zu sein, solche Stimmen zu hören ... Danach scheint das Parterre nur aus einem Haufen von Dummköpfen und Blödsinnigen zu bestehen, die während des Spiels von ihren Geschäften und Liebeleien reden und dann einen Schauspieler beurtheilen wollen! ... Auf Ehre, das flößt Erbarmen ein, reines Erbarmen! ... Uebrigens weiß ich nicht, was für Ränkeschmiede du gehört hast, was ich aber weiß und was eine ausgemachte Thatsache ist, das ist der Umstand, daß man mir aus dem Hause mehrmals zugerufen hat: „es ist gut, es ist gut!“ denn man war mit mir zufrieden.“

„Das war jener Vers aus Ihrer großen Arie, den man Ihnen soufflirte,“ wendete Mouchetrop ein.

„Schweigen Sie, Mouchetrop, Sie wissen nichts davon, Sie aßen Aepfel ... Sie wären würdig, Eicheln zu essen!“

„Aber, père noble!“

„Ereifere dich nicht, Beaulard, man hat auch wieder viel Gutes von dir gesagt! ... So sagte ein dicker

Banquier, der immer im Foyer zu finden ist, du wärest unbezahlbar."

„Gott Lob, also doch ein Gutes . . . das ist ein Mensch, der sich darauf versteht. Man bezahlt mich allerdings nie nach meinem Talente, allein man muß sich in die Umstände fügen, und überdies ist Ruhm mehr werth als Geld . . . Was du mir soeben gesagt hast, Tartenpon, läßt mich die Ränke meiner Feinde vergessen."

Als Tartenpon in diesem Augenblicke die Augen nach dem Nachbartische wendet, gewahrt er Taquinet, der zu begreifen anfängt, daß kein Grund zur Furcht vorhanden sei, und seinerseits den früheren Lord Tapsifort anblickt.

Der kleine Bucklige war Herrn Tartenpon sehr dankbar dafür, daß er einen Augenblick zögerte; aber nachdem er das Männchen näher in Augenschein genommen, bricht er plötzlich in ein lautes Gelächter aus, und Taquinet denkt seinerseits, er könne nichts Besseres thun als mitzulachen.

„Nun, Sie sind also nicht todt, Mylord Tapsifort?" sagt Taquinet, indem er Herrn Tartenpon grüßt.

„Nein, mein Herr; wie Sie sehen, befinde ich mich im Gegentheile sehr wohl."

„Die Kugel scheint also nicht von so bösartigen Folgen gewesen zu sein, wie mir der Herr Marquis nach dem Duell gesagt hat."

„Potztausend, du hast ein Duell gehabt?" sagt Herr Beaulard mit erstaunter Miene.

„Ei nun, es war nur ein Possenspiel, ein Scherz," erwidert der große Tartenpon, indem er sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch lehnt. „Höre, wie sich die Sache verhält . . . jetzt kann ich offen die Wahrheit in Gegenwart dieses Herrn sagen, der sie jedenfalls so ziemlich geahnt haben muß."

„Ja wohl, ja wohl . . . ich habe sie geahnt . . . aber erzählen Sie dreist, es wird mir Spaß machen."

„Es sind schon einige Monate her, daß dieser arme Floridor, der bei seinem Debut im vorigen Jahre so schrecklich ausgepfiffen wurde, hier war . . . du weißt, der seine gascognische Sprache nie verläugnen kann, und den wir den Marquis nennen, weil er immer dergleichen Rollen spielen wollte."

„Ja, ja, Floridor . . . der mit seinem angeblichen Talente so viel Staub aufwirbelte . . . Er hat sich hier einen schlechten Ruf erworben, der Aermste, kann er doch nicht einmal bis zum E hinaufkommen. Ich singe es in B moll."

„Ich singe das gestrichene C!" versetzte Tartenpon sich brüstend.

„Ich schenke meiner kleinen Tochter," sagt der Souffleur, „an Feiertagen ein Täfelchen Chocolade für zwei Sous; sie ißt sie ungekocht zu ihrem Brote, das ist vorzüglich für den Magen."

„Verzeihen Sie, meine Herren," sagt der kleine Bucklige, indem er die drei Schauspieler unterbricht, „aber was Sie von diesem Herrn Gascogner, den Sie Floridor nennen, soeben gesagt haben, setzt mich in große Verwunderung. Es war also wirklich kein Marquis? Er hatte sich mir gegenüber für den Sohn eines Emigranten . . . des Marquis von Fortensac ausgegeben und gedachte bald wieder in den Besitz seiner Güter zu gelangen. Auf Abschlag wollte er hier in Straßburg einstweilen dreimalhunderttausend Francs erheben."

Die drei Mitglieder des Theaters lachen bei den Worten Taquinets bis zu Thränen.

Endlich entgegnet Herr Tartenpon:

„Mein lieber Herr, Floridor ist ebensowenig Marquis wie ich Lord Tapsifort bin. Er ist ein schlechter Altsänger, der die ersten Liebhaberrollen spielen will und dabei kaum für die Schäferrollen ausreichende Mittel besitzt. In allen Städten Frankreichs ist er ausgepfiffen worden;

ich weiß nicht, ob er es jetzt im Auslande versuchen will, aber ich zweifle, daß er daselbst besseren Erfolg haben wird."

„Sollte es möglich sein!" sagt Taquinet seufzend. „Und von einem solchen elenden Komödianten habe ich mich hinter das Licht führen und prellen lassen!"

„O, um Streiche zu spielen und sich sehen zu lassen, dazu besitzt Floridor wunderbare Gaben. Doch nun zur Sache! Als ich vor einigen Monaten im Theater der Generalprobe der Weißen Dame beiwohne . . . ich spiele die Rolle des Dickson, in der ich vorzüglich bin . . . sehe ich ihn plötzlich hineinkommen. Lachend sage ich zu Floridor: „Willst du hier noch einmal debütiren? . . . Es sind dir freilich keine großen Annehmlichkeiten bereitet worden." „Es handelt sich jetzt nicht darum," erwidert er mir, „sondern um meinem Reisegefährten, einem kleinen Buckligen einen Possen zu spielen. Ich will ihm den Glauben beibringen, ich habe ihm einen großen Dienst geleistet . . . Er wird in die Falle gehen und sich fangen lassen, wie ein Gimpel, der sich mausert" . . . Verzeihung, mein Herr, es sind Floridors Worte."

„Nur immer zu, ich verdiene diese Beiworte . . . Wahrlich, trotz meines Geistes war ich ein Gimpel. Wenn sich Leute von Geist unter Dummköpfe mischen, sind sie es selbst ungeheuer: sie fangen nichts halb an. Fahren Sie nur fort, Herr Schauspieler!"

„Ich sagte zu Floridor: „läuft es nur auf eine Posse hinaus, so bin ich dabei. Um was handelt es sich eigentlich?" — „Die Rolle eines tobenden und eifersüchtigen Engländers zu spielen," sagt er zu mir. „Ich führe meinen Gimpel zu Carlina und Tartina, bei denen er ein Frühstück zum Besten geben muß. Carlina wird ihm Augen zuwerfen und auf den Fuß treten, das ist schon abgemacht . . . Wenn die Köpfe erst warm werden, kommst du wie eine Bombe hereingeplatzt, du bereitest der Carlina einen Auftritt und forderst meinen kleinen Aesop·

ich werde mich nun in den Streit hineinmischen, kurz, ich schlage mich an seiner Stelle. Wir werden Theaterpistolen nehmen und laden sie wie gewöhnlich mit Pulver; du schießest zuerst und verfehlst mich. Darauf schieße ich auf dich und du fällst, ich werde dich getödtet haben." Die Sache wurde so ausgeführt, wie wir abgemacht hatten ... und Sie gingen in das Netz."

Taquinet wird purpurroth; nie hat er sich so bedrückt gefühlt, für einen Dummkopf gehalten zu sein. Als der große Tartenpon bemerkt, daß seine Erzählung den kleinen Buckligen wie versteinert hat, beeilt er sich ihm ein Gläschen Absynth anzubieten und die Hand zu reichen.

„Ich hoffe," sagt er, „daß Sie mir nicht übel wollen ... es war nur ein Scherz, der nach allem kein großes Unglück herbeigeführt hat."

„Kein großes Unglück!" versetzt Taquinet. „Ach, Sie haben leider die Folgen nicht vorhergesehen! ... In dem Wahne, diesem ... Floridor das Leben zu verdanken, habe ich ihm nichts mehr abzuschlagen gewagt, habe ich ihm alle Dienste geleistet, um die er mich bat ... und Gott weiß, ob er Mißbrauch damit getrieben hat ... Nun, es thut nichts, es ist dies eine Lehre, die mich künftig davon abhalten wird, mit meinem Buckel den Damen gegenüber den Liebenswürdigen spielen zu wollen. Sie wird mir den Wahn austreiben, daß man aus Liebe zu mir sein Bein um das meinige schlinge ... Ihnen, Herr Tartenpon, bin ich nicht böse und zum Beweise nehme ich Ihr Glas Absynth an ... Hätte ich Mittel, würde ich Ihnen meinerseits etwas anbieten, aber dem hat dieser Lump von Floridor ein Ziel gesteckt!"

„Bleiben Sie heute in Straßburg, mein Herr," sagt Beaulard, „so will ich Ihnen zu heute Abend ein Theaterbillet verschaffen; Sie werden mich als Courchemin im Deserteur sehen und gewiß nicht wenig Vergnügen haben."

„Ich danke Ihnen, père noble ... das ist wohl Ihr

Fach, nicht wahr? . . . Deshalb nannte sie der andere père noble?"

„Ohne Zweifel, wie ich ihn wieder Marquis nannte."

„Sind die Künstlerinnen Carlina und Tartina noch immer in Straßburg?"

„Gewiß, und Sie werden sie heute Abend im Theater sehen."

„Besten Dank, ich muß mich davon zu entbinden bitten . . . mir liegt nichts an einer Zusammenkunft mit diesen Damen. Ich werde aus dieser Stadt ein bitteres und ein süßes Andenken mitnehmen . . . ein bitteres, in Folge des mir gespielten Streiches . . . ein süßes, weil dieser Absynth wirklich vortrefflich ist."

Als Taquinet darauf von den beiden Künstlern und dem Souffleur, der ihm zugleich seine schwarze wie seine nußbraune Hand hinhält, Abschied genommen, verläßt er das Café und begiebt sich auf den Weg nach Paris.

„Was mich über den gegen mich ausgeübten Betrug tröstet," sagt er zu sich, „ist die Ueberzeugung, daß Fräulein Hedwig Carottsmann noch weit ärger betrogen ist, und daß sie weit länger darunter leiden wird. Ach, du Schöne mit den rothen Haaren, du hast den armen Buckligen verachtet, du hast sehr ehrlos gegen mich gehandelt. Mir sechs Wochen lang deine Thüre zu verwehren, anstatt mich zu empfangen und mir offen zu sagen, daß du einen anderen liebst! . . . Das mache ich dir zum Vorwurf. Aber du hast einmal mit Gewalt einen Marquis, einen Edelmann, einen Mann aus alter Familie heirathen wollen . . . und bist nun die Frau eines unglückseligen Possenreißers geworden, der sich überall auspfeifen läßt . . . Darin liegt schon eine Rache! . . . Ich bin nicht schlecht und doch fühle ich, daß mir das Freude bereitet. Diesmal sage ich der Liebe, den Liebesabenteuern, den Schauspielerinnen, den Grisetten, kurz den Frauen im allgemeinen wie im besondern Lebewohl. Aber wenn ich je

diesen Herrn Floridor aus der Gascogne wieder treffe, dann will ich mich zu rächen suchen, wenn nicht die Vorsehung selbst diese Sorge übernimmt, was sie, ohne daß wir uns hineinmischen, oft genug und weit besser thut, als wir es selbst vermöchten! Auch diese Bemerkung habe ich gemacht."

---

20. Kapitel.

Abermals in der Meierei.

Lange haben wir Adolphine und die Mutter Bloquet in ihrer ländlichen Wohnung im Vincenner Gehölz vergessen. Aber die Abenteuer unseres Helden führten uns fort, und wir konnten ihn auf seinen Reisen nicht mit gutem Gewissen verlassen, ohne das Endergebnis derselben vorher zu wissen.

Jetzt wollen wir zu der Tochter des Generals Desparville zurückkehren, zu dieser liebenswürdigen Adolphine, welche noch immer die Rückkehr ihres Vaters und Bräutigams erwartet, von denen sie auf eine so plötzliche und unerwartete Weise getrennt ist. Sie bemüht sich einen Theil ihres Kummers zu verbergen und Muth zu zeigen, um eine arme Mutter zu trösten, die noch weit mehr als sie selbst leidet, weil man bei abnehmendem Lebensalter nicht mehr Kraft genug besitzt, sich an die Hoffnung zu klammern.

Nichts Neues hat sich auf der Meierei ereignet, obgleich bereits einige Monate verflossen sind. Weder von dem General noch seinem Adjutanten ist irgend eine Nachricht eingetroffen.

Die nächtlichen Erscheinungen waren seltener geworden. Vielleicht hatte der junge Husarenofficier nicht mehr die

Erlaubnis erhalten, diejenigen, welche seine ganze Zuneigung besaßen, des Nachts betrachten zu dürfen.

Vielleicht hatte er diese Besuche auch für zu gefährlich gehalten und befürchtete, nicht immer den Muth zu haben, welchen er in einer Gewitternacht bewiesen hatte.

Herr Moulinard endlich fuhr nach wie vor fort, die Meierei zu besuchen; er bestrebte sich stets, mit Adolphinen unter vier Augen zusammenkommen zu können; dann spielte er beständig den Liebenswürdigen und Galanten, aber es gelang ihm nur, sich lächerlich und langweilig zu machen. Er entfernte sich, indem er sich vornahm, sich bei dem nächsten Besuche, den er machen würde, zu erklären, aber in den hübschen Augen des jungen Mädchens lag so Manches, was den Antrag, den er machen wollte, auf seinen Lippen zurückhielt.

Zweimal wird stark an die Thür der Meierei im Vincenner Gehölze geklopft; man öffnet fast sofort, und eine kreischende, scharfe Stimme ruft hinein:

„Könnte ich vielleicht für zwei Sous Milch und für einen Sou Brot bekommen?"

„Treten Sie ein, mein Herr," erwidert die Witwe Bloquet.

Derjenige, welcher die Bitte ausgesprochen hatte, befindet sich bald in dem niedrigen Saale. Er stößt einen Schrei der Ueberraschung aus, als er die beiden Frauen gewahrt, welche bei der Wiedererkennung des kleinen Buckligen nicht weniger erstaunt sind.

„Ist es denn ein Traum! Die Tochter des Generals Desparville und die Mutter Bloquet in dieser Meierei!"

„Wie, sind Sie nicht Herr Taquinet?"

„Der Schreiber des Herrn Moulinard?"

„Ja, meine Damen, in eigener Person, Ihnen zu dienen, Herkules Taquinet . . . Ei, ich habe mich nicht verändert; es würde mancher zwar sagen: leider, aber ich bin einmal so beschaffen und befinde mich ganz wohl.

Aber Sie, Fräulein Adolphine . . . bei Kühen und bei Mutter Bloquet . . . Ich vermag das nicht zu begreifen . . . und nun noch gar diese traurige Miene, diese Blässe!"

„Haben Sie denn das Unglück nicht erfahren, welches mich betroffen hat?"

„Mein Gott, Fräulein, ich weiß es erst seit sehr kurzer Zeit. Stellen Sie sich vor, daß ich soeben aus Deutschland anlange . . . Ich komme pedibus cum jambis, das soll heißen, daß ich nicht stolz in der Post einhergefahren bin. Da ich jedoch ermattet war, hatte ich auf eine kurze Strecke die Eilpost benutzt, die ich acht Meilen von hier verlassen habe. Ich konnte es wahrhaftig nicht länger darin aushalten; mir wurde zu arg mitgespielt. Es befand sich auch eine junge Mutter darin, die ihr Kind auf meinem Rücken wiegte; das wurde mir doch zu ermüdend. Ich zog es vor, den Rest zu Fuß zurückzulegen, um so mehr da mein Gepäck nicht schwer ist: zwei Hemden, sechs Kragen und drei Socken . . . das ist alles, was mir geblieben ist. Als ich abreiste, war es schwerer."

„Und was wollten Sie denn in Deutschland anfangen, Herr Taquinet?" fragt Frau Bloquet. „Eine Erbschaft antreten?"

„Leider nein, ich hätte es vorgezogen . . . Ich ging hin . . . Sie werden herzlich lachen . . . ich ging hin, um mich zu verheirathen."

„Und hat Ihnen die Person nicht gefallen?"

„Im Gegentheil, sie gefiel mir nur allzu gut . . . Als ich mich jedoch umwandte . . . da hieß es: gute Nacht! Fräulein Carottsmann wollte von der Zuthat an mir nichts wissen . . . Und zudem hatte ich jemand bei mir, der es für gut fand, mir meine Zukünftige abspenstig zu machen . . . Ich will Ihnen die Geschichte einmal zum Besten geben, wenn Sie das reizen sollte . . . Und so ist denn meine Heirath gescheitert! Trotzdem hat mich das nicht abgehalten, lange in Deutschland zu bleiben, da ich

für den Walzer und das Sauerkraut schwärme. Aber es ist zu viel verlangt, uns immer mit mir zu beschäftigen! Sollte es wirklich wahr sein, Fräulein, daß der General in eine Verschwörung verwickelt war?"

„Ich weiß nur, daß er vor sechs Monaten verhaftet worden ist ... Ohne Zweifel ist er noch immer gefangen, und man gestattet ihm nicht, mir Nachricht zukommen zu lassen."

„Seit sechs Monaten, sagen Sie, und der General ist noch immer in Gefangenschaft?"

„Unstreitig!"

Taquinet rümpft seine Nase auf eigenthümliche Weise und sagt:

„Das ist sonderbar, denn ich glaube ihm in Deutschland vor zwei Monaten begegnet zu sein."

„O, Sie haben sich geirrt, mein Herr; leider ist er gefangen."

„Ich glaubte mich nicht zu irren, wollte sogar mit ihm reden ... ich hatte ihm etwas mitzutheilen; aber er reiste ab und ritt für mich, der ich zu Fuß war, zu schnell ... Kein Mittel, ihn wieder zu erreichen."

„Ach, das war er nicht!"

„Und sein Adjutant?"

Taquinets Verwunderung steigt noch, als er vernimmt, daß Gustav gleichzeitig mit dem General verschwunden ist. Endlich erzählt man ihm alles, was sich ereignet hat, und die beiden Frauen sprechen ihm ein pomphaftes Lob über das Benehmen des Notars Moulinard gegen sie aus.

Der kleine Bucklige klopft sich auf das rechte Knie und sagt:

„Mein Principal, ein edelmüthiger Mann! Jetzt bleibt mir wahrhaftig der Verstand stehen! Sollten denn, seitdem ich Frankrich verlassen habe, Wunder geschehen sein? Aber bei alledem sind Sie reich, mein Fräulein, Sie bedürfen

der Wohlthaten des Herrn Moulinard nicht. An demselben Tage, an dem der General verhaftet worden ist, habe ich ihm eine Anweisung über dreimalhunderttausend Francs überbracht, die von dem Verkaufe seiner Güter herrühren."

„Von diesem Umstande weiß ich nichts, mein Herr, aber dann besitzt mein Vater diese Summe, wenn man sie nicht mit Beschlag belegt hat. Ach, nicht den Verlust seines Vermögens bedauere ich; wenn man mich nur mit meinem Vater wieder vereinigen wollte . . . denn nicht wahr, mein Herr, getödtet hat man ihn nicht?"

„Dies alles ist nicht klar," versetzte Taquinet; „gleichviel, mein Fräulein, verzweifeln Sie nicht. Zunächst ist Ihr Vater nicht todt, dafür bürge ich Ihnen . . . wie für meinen Buckel! . . . Seine Gefangenschaft zu theilen, würde vielleicht mit Schwierigkeit verbunden sein. Es ist mir immer so, als ob ich ihm in Deutschland begegnet sei. Ich möchte meinen Buckel gegen zwölf Sous verwetten, daß er der Franzose in Biberach war."

„Es ist unmöglich, mein Herr!"

„Mein Fräulein, es giebt unmögliche Dinge, die sich doch schon zugetragen haben. Verlassen Sie sich aber auf mich . . . Ich werde Himmel und Erde in Bewegung setzen, um zu erfahren, was aus diesem Generale und seinem Adjutanten geworden ist."

„Ach, mein Herr," sagt Adolphine, „Ihre Worte erfüllen mich mit Hoffnung . . . Da Sie aber eben erst von der Reise kommen, haben Sie vielleicht das Bedürfnis, noch etwas Anderes zu sich zu nehmen als bloße Milch."

„Wahrhaftig, ich gestehe Ihnen, daß ich gern etwas essen würde, und wäre es auch noch so einfach . . . ein Gläschen Wein dazu . . . wenn Sie es haben sollten, würde nichts verderben."

Die Witwe Bloquet eilt hinaus, um dem Reisenden eine Mahlzeit zu bereiten, und Adolphine begleitet sie, um

ihr zu helfen. Taquinet reckt sich in einem großen Lehnstuhl aus, überläßt sich mit Wonne der Ruhe, reibt sich die Nase und sagt:

„Eine Menge Geheimnisse liegen diesem allen zu Grunde . . . Diese beiden Männer sind verschwunden . . . dieser Notar spielt den Wohlthäter . . . von diesen dreimalhunderttausend Francs ist nicht mehr die Rede . . . es ist sehr verworren . . . aber ich werde den Faden finden . . . ich bin nicht um nichts bucklig! Wer bucklig sagt, sagt geistreich . . . Es giebt Leute, die so thun, als ob sie uns beklagten . . . Arme Schwachköpfe, sie sollten uns vielmehr beneiden! ... Wie es mit einem Male blitzt! Was für Regengüsse! . . . Gott Lob, daß ich unter Dach und Fach bin! Es ist so behaglich, sagen zu können: die anderen werden naß, ich aber nicht . . . Hi, hi, hi! Prächtiges Wetter! Man möchte keinen Hund hinausjagen."

Mit einem Male öffnet sich die Thür wieder, und Herr Moulinard erscheint mit einem altmodischen aufgespannten Regenschirme, denn zur Zeit des Consulats waren unsere heutigen Stockschirme noch nicht bekannt.

Ueber das Wetter fluchend, da er sich allein glaubt, kommt der Notar herein. Taquinet dreht sich um, erkennt ihn wieder und ruft:

„Potztausend! Soeben sagte ich, man möchte keinen Hund hinausjagen; und nun ist der Principal da!"

„Taquinet!" versetzt der Notar, „mein alter Schreiber! . . . Wie, Sie sind zurückgekehrt?"

„Ja, Principal; erst seit einer Stunde ruhe ich aus, bevor ich meinen feierlichen Einzug in Paris halte . . . Ich bin mit mir noch nicht darüber einig, durch welches Thor er stattfinden soll. Ich bedarf dazu eines äußerst großen. Ich bin ziemlich lange in Deutschland geblieben, aber ich lief hinter einem Frauenzimmer her, das ich nicht erhaschen konnte . . . und Sie hatten mir ja vollkommen freie Hand gelassen."

„Meinetwegen hätten Sie noch länger bleiben können; mir wäre es völlig einerlei gewesen.“

„Sie sind sehr gütig, aber ich kenne meine Pflicht allzu genau. Bei meiner Ankunft in Paris werde ich sofort zur Schreibstube zurückkehren und meine Arbeit wieder aufnehmen.“

„Es thut mir sehr leid, mein lieber Herr Taquinet, aber Ihre Stelle ist besetzt: ich habe einen anderen Schreiber angenommen und werde ihn behalten . . . Er ißt weniger als Sie und ist nicht bucklig, das ist alles ein Vorzug.“

Taquinet erhebt sich auf den Fußspitzen und schreit:

„Was, Sie haben über meine Stelle verfügt! Aber das ist ja schändlich; was Sie da thun, ist völlig unwürdig! ... Und das alles, nachdem Sie mich sechzehn Jahre lang hingehalten, und mir immer versprochen haben, mir Ihr Geschäft abzutreten!“

„Ich werde es Ihnen noch immer abtreten, wenn Sie die Mittel dazu haben. Sind Sie verheirathet?“

Letztere Worte hatte der Notar in einem noch spöttischeren Tone gesprochen. Dies erbittert den kleinen Buckligen noch mehr. Schnell entschlossen steigt er, um mehr Wirkung hervorzubringen, auf einen Stuhl und ruft unter lebhaften Geberden von dort hinunter:

„Nein, mein Herr, ich habe mich nicht verheirathet! ... Sie wissen es recht gut . . . Sie waren dessen sicher, daß ich keine Frau finden würde ... Und nun mich noch obendrein auszulachen! . . . Also ich bin nicht mehr Ihr erster Schreiber! Bei Gott, ist es etwa eine so angenehme Stelle, daß man sich nach ihr zurücksehnt? Ich mußte auf dem Boden wohnen, der sich nur durch eine Leiter erklimmen läßt, mußte mich ohne Feuer, ohne Licht, mit leerem Magen schlafen legen.“

„Herr Taquinet!“

„Ei, Sie sollen mich nicht zum Schweigen bringen!

Ich bin von Ihnen nicht länger abhängig! Ich habe das Recht, Ihnen viele Dinge zu sagen, und werde von demselben Gebrauch machen."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?"

„Ich will zunächst damit sagen, daß Fräulein Adolphine Ihre Wohlthaten nicht nöthig hat, weil sie reich sein muß, das Fräulein Adolphine . . . weil sie dreimalhunderttausend Francs besitzen muß, das Fräulein Adolphine!"

Der Notar wird förmlich grün; aber er bemüht sich, seine Verwirrung zu verbergen und entgegnet:

„Sie wissen wohl, mein Herr, daß ich diese Summe dem General zurückerstattet habe; Sie selbst haben sie ihm eingehändigt, und ich habe seinen Empfangschein darüber."

„Ja, ja, ich weiß das alles. Deshalb sage ich eben, daß Fräulein Adolphine reich sein muß, in Anbetracht, daß ihr Vater das Geld nicht mit in das Gefängnis hat nehmen können."

„Weiß ich etwa, was der General mit seinem Gelde angefangen hat? . . . Man hat ihn verhaftet . . . seine Tochter befand sich in Noth . . . ich habe mein Letztes hergegeben, um sie derselben zu entreißen."

„Sie haben Ihr Letztes hergegeben? Das nimmt mich Wunder! Sie waren sonst kein Freund davon, etwas hergeben zu müssen. Aber sagen Sie selbst, Sie waren gerade nicht ganz mittellos, als ich abreiste; Sie hatten in Ihrer Kasse ebenfalls dreimalhunderttausend Francs . . . genau dieselbe Summe, die dem Fräulein Adolphine zukommt. Das ist auffallend, meinen Sie nicht?"

„Dieses Geld gehörte nicht mir, mein Herr, ich hatte es nur in Verwahrung."

„Ich glaube, daß Sie eine große Wahrheit gesagt haben."

„Es gehörte einem Juden, der es mir anvertraut hatte."

„Ach was, ich habe unter Ihren Clienten nie einen Juden gekannt . . . das ist übrigens einerlei. Die Sonne bringt doch alles an das Licht . . . Da ich jetzt frei bin,

werde ich mir eine Beschäftigung wählen . . . die Spitzbuben zu entlarven . . . Wie? was sagen Sie dazu? . . . Da wird es mir für meine übrigen Lebenstage an Arbeit nicht fehlen . . . Aber wie komisch! Sie lachen ja nicht einmal! . . . Meine Eltern bestanden darauf, daß ich mich auf die Rechtswissenschaft verlegen sollte; es ist Ihnen herrlich geglückt! Ich hätte Lust, den Eseln ein Loblied zu singen . . . beileibe nicht in der Absicht, Sie darüber zu vergessen! . . . Da man aber die Güte gehabt hat, mir vorderhand hier ein Abendbrot anzubieten, so will ich erst essen, will ich einmal herrlich schmausen . . . und in Frankreich ist mir das meiner Treu sechzehn Jahre lang nicht zu Theil geworden . . . gerade so lange ich bei Ihnen gewesen bin. Ohne Lebewohl, Principal, denn ich hoffe Sie wiederzusehen."

„Daran liegt mir nichts, mein Herr."

„Eben deshalb liegt gerade mir recht viel daran."

Taquinet läßt den Notar sehr unzufrieden darüber zurück, daß er seinen alten Schreiber, dessen Gedächtnis er fürchtet, wiedergefunden hat; aber er ist trotzdem nicht weniger entschlossen, seinen einmal gefaßten Plan zu Ende zu führen.

---

21. Kapitel.

Eine Erklärung. Das Gespenst.

Adolphine säumt nicht, Herrn Moulinard, dessen Ankunft auf der Meierei sie von dem kleinen Buckligen erfahren, freundlich zu begrüßen. Flüchtig hat Taquinet sie noch vorher gewarnt:

„Trauen Sie dem Notar nicht."

„Wie, meinem Wohlthäter nicht trauen?"

„Gerade weil er den Wohlthäter spielt, was mit seinem Charakter in Widerspruch steht."

Als Herr Moulinard sie, die er sein liebes Mündel nennt, erscheinen sieht, umspielt ein Lächeln seinen Mund, das ihn fast bis zu den Ohren aufreißt, er nimmt dann einen Stuhl, bietet ihn dem jungen Mädchen an und setzt sich an dessen Seite. Alles dies geschieht unter einem Lächeln, welches auch unter dem darauf folgenden Gespräche scheint anhalten zu wollen. Jedenfalls läßt dies auf einen angenehmen Inhalt desselben schließen.

„Sie besuchen uns bei sehr schlechtem Wetter, mein Herr," sagt Adolphine.

„Allerdings, mein schönes Fräulein, allein was kümmert uns das Wetter, wenn man Personen besucht, denen man sein Leben geweiht hat."

Moulinard scheint von dieser Phrase sehr befriedigt zu sein. Adolphine, die, wie alle Leute von Geist, eine Feindin alles geschraubten Wesens ist, beeilt sich schnell von dem zu sprechen, was für sie von Interesse ist.

„Haben Sie, Herr Moulinard, von meinem Vater Nachricht erhalten? Ist es Ihnen gelungen, endlich etwas über ihn und den armen Gustav zu erfahren? Sie hatten uns versprochen, sich an den Kriegs- und den Polizeiminister zu wenden und Personen aufzusuchen, welche in die Nähe des ersten Consuls kommen."

„Ich bin überall gewesen, mein schönes Fräulein, in allen Ministerien . . . ich habe mich zu vielen hohen Persönlichkeiten begeben . . . ich habe selbst viel Geld verschwendet. Sehen Sie, die Wagen . . . zu einer hohen Person kann man selbstverständlich nicht in gewöhnlicher Kleidung gehen . . . und dann will man sich doch auch seine seidenen Strümpfe nicht beschmutzen . . . ich trug dabei immer seidene Strümpfe . . . man nimmt also Wagen. Allein was kümmern Kosten und Ausgaben, wenn es sich darum handelt, einen Dienst zu leisten? . . .

Ach, ich habe immer so gedacht! Was will ich denn? Das Wohl meiner Freunde und nichts anderes . . . So war von jeher meine Denkweise . . . ich werde sie nicht ändern."

„Was hörten Sie denn von meinem Vater?" beginnt das junge Mädchen von neuem mit einiger Ungeduld, da es bemerkt, daß dieser Herr unaufhörlich von sich selber redet und sich darin gefällt, sein eigenes Lob zu singen.

„Was ich von Ihrem Vater hörte? Ach, mein Gott, schöne Adolphine, die Nachrichten sind nicht gut."

„Großer Gott!"

„Das heißt, man weiß noch immer nichts Bestimmtes über ihn . . . aber man versichert, da er überführt worden sei, in eine Verschwörung gegen Bonaparte verwickelt zu sein . . . so soll er . . ."

„Ueberführt! Das ist unmöglich, mein Herr! . . . Dessen kann er nicht überführt sein! Ich bin vollkommen gewiß, daß mein Vater nie an einer Verschwörung theilgenommen hat. Hat er doch den kleinen Graurock, wie er den ersten Consul immer nannte, geradezu angebetet . . . und wenn man die Leute anbetet, so sucht man ihnen doch nichts Böses zuzufügen."

„Nun, nun, erhitzen Sie sich nicht! Ach, welche Lebhaftigkeit, welche Heftigkeit!"

„Aber beenden Sie doch, mein Herr; mein Vater soll . . .?"

„Man versichert, sage ich, er soll zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt sein."

„O mein Gott, mein armer Vater! Aber wo? in welchem Gefängnis befindet er sich? Wenn man mir doch nur gestattete, ihn aufsuchen und an seiner Gefangenschaft theilnehmen zu dürfen! Wie ich glaube, kann man mir das gar nicht abschlagen."

„Verzeihen Sie, man gewährt Frauen nicht den Eintritt in Militärgefängnisse . . . das würde zu gefährlich sein . . . sie würden den Geist der Revolution aussäen."

„Und dieser arme Gustav?"

„Hinsichtlich des Herrn Gustav Bloquet, der Adjutant des Generals war, lauten die Nachrichten ganz anders. Da er bei der Verschwörung nicht betheiligt ist, so nimmt man an, daß er sich nicht in Gefangenschaft befindet."

„Nun?"

„Nun, da man seit sechs Monaten keine Nachricht von ihm erhalten hat, so ist er wahrscheinlich todt."

„Todt! . . . O, mein Herr, was sagen Sie da?"

„Ich bin untröstlich, Ihnen Kummer zu bereiten . . . aber wir sind ja alle sterblich."

„O, mein Herr, ich bin überzeugt, daß Gustav nicht todt ist."

„In diesem Falle muß es ihm, da er zu Ihnen und seiner Mutter nicht zurückkehrt, anderswo besser gefallen; das ist ziemlich logisch. Was meinen Sie dazu?"

Adolphine wußte nichts darauf zu erwidern und hielt ihre Blicke zur Erde gesenkt, denn wenn man großen Kummer hat, blickt man immer auf die Erde hinab, als ob es einem Trost gewährte, den einzigen Ort zu betrachten, wo uns der Schmerz nicht mehr erreichen kann.

In diesem Augenblicke kehrt Taquinet mit einer Serviette in der Hand und mit vollem Munde in den Saal zurück und sagt:

„Frau Bloquet läßt fragen, ob der wohlthätige Herr Moulinard hier schlafen werde, denn dann wollte sie ihm ein sehr weiches Lager bereiten."

„Nein, nein, ich gehe nach Paris zurück," erwidert der Notar freundlich.

„Ach, das ist etwas Anderes! Ich bitte um Vergebung, daß ich Ihr Gespräch mit dem Fräulein unterbrochen habe . . . Sie haben ihm wohl etwas mitzutheilen?"

„Augenscheinlich."

„Vielleicht haben Sie ihm auch etwas zurückzuerstatten? . . . Ei, man weiß nicht, bisweilen . . ."

„Wollen Sie uns wohl jetzt wieder allein lassen, Herr Taquinet?“

Der kleine Bucklige beginnt zu lachen und versetzt:

„Ja so! Meine Gegenwart ist Ihnen wohl unangenehm? . . . Ich begreife . . . es ist vollkommen in der Ordnung . . . Ich will aber doch zu meinem Essen wieder zurückkehren, ich habe noch Hunger. Es ist erstaunlich, wie mein Appetit sich entwickelt, seitdem ich nicht mehr bei Herrn Moulinard bin . . . es treiben immer neue Buckel wie Pilze heraus . . . Ist man erst einmal dabei, so kommt es auch nicht darauf an, ob man einen mehr oder weniger erhält . . . Und ferner schlafe ich hier, man hat mir für diese Nacht ein Obdach angeboten . . . Ich habe es angenommen . . . ein kleiner Winkel . . . der erste, beste . . . Demzufolge kann ich auch mein Ränzel hier lassen . . . mein kleines Ränzel in diesem Saale! . . . Gott Lob! wenigstens kann man bei Mutter Bloquet seinetwegen ohne Sorgen sein! Hier verliert sich nichts . . . hier kommt nichts weg . . . es geht nicht so wie bei gewissen Leuten, die ich kenne. Ohne Lebewohl, Principal! Ach, ich Schafskopf! Der Principal ist mir schon rein zur Gewohnheit geworden! Nun, wenn ich wieder bei Tische sitze, werde ich doch wohl einsehen müssen, daß ich nicht mehr bei Ihnen bin.“

Ohne Antwort abzuwarten, grüßt Taquinet dann und entfernt sich. Aber als er bei Adolphine vorübergeht, findet er noch Gelegenheit ihr leise zuzuflüstern:

„Trauen Sie diesem Ehrenmanne nicht! Man brauchte kein Dutzend von seinesgleichen, um einen Spitzbuben daraus zu machen.“

„Endlich!“ stöhnt der Notar, als der kleine Bucklige hinausgegangen ist, und wendet sich dann wieder an Adolphine. „Fräulein, gestatten Sie, daß wir jetzt ernste Dinge mit einander besprechen . . . Ihr Aufenthalt in diesem Hause geziemt sich doch nicht für die Tochter des tapferen

Generals Desparville, Sie müssen in Paris wohnen, müssen ein vollkommen ausgestattetes Haus besitzen, müssen Diener zu Ihrem Befehle haben."

„O, Herr Moulinard, Sie sind allzu gütig!" sagt Adolphine; „aber ich versichere Sie, daß ich mich hier mit dieser guten Mama, die ich tröste ... so viel ich vermag, und die mich ebenfalls zu trösten sucht, sehr wohl befinde. Sie haben schon allzu viel für mich gethan, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein."

„Verzeihen Sie, reizendes Mädchen, die gegenwärtige Lage ist Ihrer doch nicht würdig. Sie sollen alles haben, was ich Ihnen soeben gesagt ... Sie sollen in den hohen Kreisen leuchten!"

„Ich, armes Mädchen . . . ohne Eltern . . . die ich nur Sie zum Beschützer habe!"

„O, ich habe ein vortreffliches Mittel gefunden, um Ihr Loos völlig sicher zu stellen . . . Sie werden einsehen, daß die Rolle eines Beschützers zu unbestimmt ist . . . Sie können nicht bei einem jungen Beschützer wohnen ... denn ich bin noch ziemlich jung . . . dagegen können Sie ohne Bedenken bei Ihrem Gemahl wohnen, und deshalb biete ich Ihnen meine Hand an."

„Ihre Hand! . . . Ihre Hand! . . . Wie, Herr Moulinard, Sie wollen mich heirathen?" Und sie lachte laut auf, was bei ihr schon seit lange nicht der Fall gewesen war. Aber sie konnte sich nicht einbilden, daß der Notar, der auf sie den Eindruck eines wahren Leichenbitters machte, die Idee haben konnte, ihr Gatte zu werden.

Moulinard weiß nicht recht, wie er diesen Ausbruch von Lustigkeit, den sein Antrag hervorgerufen hat, nehmen soll. Er thut, als ob er etwas Schmeichelhaftes darin finde, und bemüht sich ebenfalls zu lachen.

„Ei, nun ja . . . ha, ha, ha! . . . ja, reizendes Mädchen, ich wünsche Ihr Gatte zu werden ... hi, hi hi! ... Wir werden einen reizenden Hausstand bilden! . . . Ich

bin sanft wie ein Lämmlein, das noch nie geschoren ist... Ich werde Ihnen allen Willen thun."

„Ach, Sie machen nur einen Scherz, Herr Moulinard, nicht wahr?"

„Nein, mein schönes Fräulein, ich spreche in vollkommenem Ernste. Ja, was noch mehr ist, sobald ich Sie heirathe, setze ich Ihnen ein beträchtliches Witwenthum aus. Außerdem kaufe ich diese Meierei und schenke sie der alten Bloquet zum vollen Eigenthume, damit sie gegen alle Noth geschützt ist."

„Ach, mein Herr, Sie sind sehr gütig, immer an unser zukünftiges Loos zu denken . . . allein Sie wissen wohl, daß Ihr Plan unausführbar ist. Ich liebe Gustav, und ihn bin ich zu heirathen verpflichtet."

„Fräulein, Ihr Herr Gustav ist todt oder hat Sie um einer anderen willen vergessen. In dem einen wie in dem anderen Falle wird er Sie nicht heirathen."

„Ich kann dies nicht glauben; allein wäre Gustav mir auch untreu, so würde es noch kein Grund für mich sein, ihm nachzuahmen; man muß schlechte Beispiele nicht befolgen. Denken Sie deshalb, mein Herr, an alles das nicht mehr, was Sie mir soeben gesagt haben."

Der Notar schnäuzt sich, holt seine Schnupftabaksdose aus der Westentasche hervor, nimmt eine Prise und erwidert:

„Fräulein, Sie müssen meine Frau werden, das ist für Ihr Glück unerläßlich; Sie können mir keinen Korb geben. Ich habe unseren Heirathsvertrag bereits aufgesetzt, und morgen werde ich ihn zur Unterzeichnung mitbringen."

Adolphine, die nicht mehr Lust hat zu lachen, sagt:

„Thuen Sie es nicht, mein Herr, es wäre unnütz; ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht Ihre Frau werden will."

Der Notar beißt sich auf die Lippen und versetzt, diesmal in einem weniger süßen Tone:

„Mein Fräulein, es befremdet mich, daß Sie in Ihrer

Lage meine Hand ausschlagen wollen; da mir aber diese Vereinigung mein Glück auf immer sichern wird, so muß ich Ihnen sagen, daß ich, wenn Sie meinen Antrag ablehnen, gezwungen sein würde, Sie für eine Undankbare zu halten, und da es nicht nöthig ist, Undankbare beständig zu verpflichten, ich für Sie und Mutter Bloquet ferner nichts mehr thun könnte und Sie bitten müßte, dieses Haus unverzüglich zu räumen . . . Sie sind schön, mein Fräulein, Sie werden leicht andere Beschützer finden; aber die ehemalige Marketenderin, die Mutter des Herrn Gustavs, wird, da sie alt und jetzt fast arbeitsunfähig ist, ihr Brot auf den Straßen betteln oder sich einen Platz im Arbeitshause suchen müssen."

„O, mein Gott, welch ein häßliches Bild halten Sie mir da vor! Aber nicht wahr, Sie wollen mich nur erschrecken, Herr Moulinard, Sie werden uns nicht von hier fortjagen?"

„Wenn Sie sich weigern, meine Frau zu werden, so bin ich gezwungen, so zu handeln, wie ich Ihnen eben gesagt habe, schönes Fräulein. Es ist eine abgemachte Sache, und ich ändere nie meine Entschlüsse."

„Wenn ich Sie aber heirathe, mein Herr, mache ich Sie höchst unglücklich; ich liebe Sie durchaus nicht. Ich werde Sie den ganzen Tag ärgern."

„O, dadurch lassen Sie sich nicht abhalten! Sie sind zwar ein kleiner Trotzkopf, aber sonst heiteren Wesens, wie ich es liebe."

„Wenn ich Sie heirathe, werde ich aber nicht mehr heiter sein, mein Herr; ich werde im Gegentheil beständig weinen."

„Die Thränen müssen Sie nur noch schöner machen, mein Fräulein; ich werde mit Ihnen weinen, wenn Ihnen dies angenehm sein sollte."

„Ach, mein Herr, ich hatte mich sehr geirrt! Ich hielt

Sie für gut und edelmüthig, und nun sehe ich, daß Sie ein böser Mensch sind."

„Morgen, mein Fräulein, werde ich mit dem Heirathsvertrage wiederkommen, um mir Ihre bestimmte Antwort zu holen."

„O, ich werde nie darein willigen, Ihre Frau zu werden."

„Die Nacht bringt Rath. Auf morgen, mein Fräulein!"

Der Notar nimmt seinen Stock und seinen alten Schirm, grüßt das junge Mädchen tief, verläßt das Haus und sagt zu sich:

„Sie wird schon noch ihre Einwilligung geben; sie wird nicht mit ansehen wollen, daß es der Mutter Bloquet an allem fehlt, und sollte der General, was ich allerdings nicht glaube, eines Tages wiedererscheinen, was kann er mir denn eigentlich zum Vorwurf machen? Er wollte seiner Tochter die dreimalhunderttausend Francs als Mitgift geben. Nun gut, da ich seine Tochter heirathe, so habe ich das Recht, die dreimalhunderttausend Francs zu behalten, dagegen läßt sich nicht der kleinste Einwand machen."

Adolphine weinte nicht, denn sie hatte einen über ihr Alter gehenden Muth, aber sie war sehr traurig, sehr niedergeschlagen, als die Mutter Bloquet sie nach dem Scheiden des Notars wieder aufsuchte. Sie fragt ihre Tochter nach der Ursache ihres Kummers, und Adolphine erzählt ihr ihre Unterredung mit Herrn Moulinard. Gustavs Mutter kann sich nicht von ihrer Verwunderung erholen; sie hatte den Notar für einen guten Mann gehalten.

„Was sollen wir anfangen, wenn er uns von hier fortjagt?" fragt Adolphine.

„Wir werden arbeiten, mein Kind, die Vorsehung wird uns nicht verlassen . . . Und überdies wird mein Sohn nicht immer fort sein ... Der General wird uns zurückgegeben werden."

„Ach, seit Monaten warten wir vergebens!"

„Mein Gott, was für eine traurige Miene haben Sie, meine Damen," sagt der kleine Bucklige, der soeben in den niedrigen Saal zurückkommt. „Jedenfalls kann die Trennung von meinem früheren Principale Sie nicht so traurig machen. Das würde mich sonst sehr befremden."

Adolphine klärt Taquinet über den Grund ihrer Traurigkeit auf. Der Bucklige klopft sich auf das Knie und sagt:

„Habe ich es Ihnen nicht gleich gesagt! Das sind nichts als Gemeinheiten und Nichtswürdigkeiten! Ich war darauf gefaßt ... Dieser Lump, dieser Wucherer will sich mit der Tochter eines Helden verheirathen! ... Pfui! Heirathen die Eulen etwa Colibri, und setzen sich die Sperber in das Nest der Grasmücke? Aber trocknen Sie Ihre Thränen! Diese Heirath wird nicht stattfinden, und man wird Sie von hier nicht forttreiben . . . ich werde Sie vertheidigen, ich werde Sie in meinen Schutz nehmen . . . ich weiß zwar noch nicht wie . . . aber das ist einerlei; haben Sie Vertrauen! Meine Person wird Ihnen zwar nicht sehr viel versprechend erscheinen; aber die Freunde mißt man nicht nach ihrem Wuchse, die kleinsten sind bisweilen die besten. Hinter dem Berge wohnen auch noch Leute . . . Suchen Sie vorläufig darin Trost . . . Aber ich bin sehr müde und möchte mich wohl schlafen legen . . . in den ersten, besten Winkel . . . ich bin nicht sehr wählerisch!"

Man führt den Buckligen in ein kleines Zimmer, in dem sich ein einladendes Bett befindet, und ganz entzückt verkündet er, er wolle bis zum nächsten Morgen schnarchen wie noch nie.

Die Nacht war herangerückt, der Tag war für die beiden Frauen ermüdend gewesen. Gustavs Mutter bewohnte einen am Ende eines kleinen Ganges gelegenen Raum, Adolphinens Zimmer folgte unmittelbar darauf. Die beiden Freundinnen umarmten sich zärtlich, und als

sie von einander schieden, um sich beide dem Schlafe zu überlassen, sagten sie:

„Wenn das Gespenst diese Nacht käme, würde es uns vielleicht einen guten Rath geben.“

Die alte Mutter kehrte in ihr Zimmer zurück. Adolphine ist jetzt in dem ihrigen allein. Aber allzu viele Erregungen haben sie zu sehr erschüttert, um hoffen zu können, daß sich der Schlaf jetzt schon einstellen werde: Gerade wenn wir seiner am meisten bedürfen, scheint er uns am meisten zu fliehen. Das Wasser strömt immer den Fluß hinab, und der Schlaf sucht nur die auf, deren Seele Frieden hat.

Das junge Mädchen öffnet das Fenster, welches nach dem Gehölze hinausgeht. Die Ruhe der Nacht erfrischt, und wenn der Schlaf ausbleibt, kann man sich wenigstens diesen Genuß verschaffen. Adolphine denkt an ihren Vater, den sie so gern umarmen möchte, an Gustav, dessen Besitz sie so glücklich gemacht hätte! Die Stunden enteilen. Es schlägt Mitternacht. Das ist die Zeit der Gespenster. Adolphine wirft sich in ihrem Zimmer vor dem Fenster auf die Knie, und indem sie ihre Augen zum Himmel emporschlägt, fleht sie inbrünstig:

„Mein Gott, wenn du gestattest, daß die, welche wir lieben, während unserer Träume kommen, uns zu trösten, o so gewähre mir noch einen dieser Träume, daß ich mich im Schlafe von denen umgeben fühle, die ich so heiß liebe.“

Als sie dieses Gebet gesprochen hat, will sie sich eben zu Bett begeben, als ein leichtes Geräusch, welches aus dem Garten hinaufdringt, ihre Aufmerksamkeit fesselt. Sie lauscht, es scheint ihr, jemand komme sehr schnell dahergeschritten. Das Geräusch kommt näher, man geht gerade auf das Haus zu. Adolphine ist sehr erregt und empfindet doch nicht den geringsten Schrecken. Die Schritte hallen in dem Gange wieder; man geht gerade auf das Zimmer von Gustavs Mutter zu.

„Ach, das ist das Gespenst," sagt Adolphine zu sich. „Gewiß ist er es! Er will meine gute Mutter sehen, und wird dann hierherkommen. Aber bei alledem tritt doch ein Gespenst, ein Traumbild nicht auf! . . . Ich habe es also mit einem körperlichen Wesen zu thun! . . . Es ist wahr und wahrhaftig eine Person, die zu uns hereinkommt . . . Mein Gott, was hat das zu bedeuten . . . was soll ich anfangen?"

Das junge Mädchen ist zwischen Furcht und einem unerklärlichen Gefühl getheilt. Aber Adolphine artete nach ihrem Vater, sie war tapfer nnd will durchaus den Grund des Geräusches, das sie vernommen hat, kennen lernen. Sie öffnet die Thüre fast ganz, versteckt sich hinter dieselbe und wartet nun, vollkommen überzeugt, daß man auch in ihr Zimmer kommen werde.

In der That hört man nach Verlauf von einigen Minuten von neuem, daß jemand geht: man verläßt das Zimmer der armen Mutter und nähert sich leisen Schrittes Adolphinens Schlafstube. Diese hat das Licht gelöscht, aber der Mond beleuchtet einen Theil des Gemaches hell genug, um die Personen darin erkennen zu können.

Das Gespenst ist leise eingetreten; es geht auf das Bett des jungen Mädchens zu und neigt sich hinab, als wollte es dasselbe schlafen sehen. Aber in dem nämlichen Augenblicke ertönt hinter ihm ein Schrei. Adolphine, die auf die Knie gesunken ist, hat ihn ausgestoßen und flüstert jetzt:

„Gustav . . . mein Freund . . . wenn es dein Schattenbild ist, welches erscheint, um uns zu sehen, so wirst du mir nichts zu Leide thun . . . o nein . . . ich bin überzeugt, daß die, welche uns bei Lebenszeiten liebten, uns auch dann noch lieben, wenn sie nicht mehr sind!"

„Adolphine!" ruft das Gespenst, und in demselben Augenblicke fühlt sich das halbohnmächtige junge Mädchen von Gustavs Arm umschlungen. Sie blickt ihn an, sie

drückt seine Hände in die ihrigen, sie weiß nicht, ob sie ihren Augen trauen soll und stammelt:

„Mein Gott! ... ist es denn ein Traum? ... Gustav, sind Sie es? Ach, reden Sie mit mir, sagen Sie mir, daß Sie keine Erscheinung sind.“

„Nein, theuere Adolphine,“ erwiderte Gustav, „es ist kein Traum, ich lebe und bin bei Ihnen.“

„Sie leben! . . . Und Sie geben uns keine Nachricht . . . und Sie lassen Ihre Mutter in Thränen . . . in Trauer?“

„Ach, wenn ich es that, Fräulein, so zwang mich ein heiliger Eid dazu! Meine Ehre und das Leben zweier anderer Personen war an mein Schweigen geknüpft . . . Der Zufall hat Sie mich überraschen lassen, denn ich glaubte Sie schlafend zu finden, wie mir das schon mehrfach begegnet ist . . . Jetzt muß ich Ihnen freilich die ganze Wahrheit sagen, aber schwören Sie mir auch, daß Sie dieses Geheimnis nicht verrathen werden.“

„Ich schwöre es Ihnen, Gustav!“

Gustav setzt sich nun neben Adolphine und erzählt ihr Folgendes:

„Sie erinnern sich des unseligen Tages, an dem man Ihren Vater verhaftete; man führte ihn nach dem Vincenner Thurm, wohin ich ihn begleitete. Dort sagt der General zu mir: „Ich bin wegen eines verdammten Briefes, den ich an Dorbecourt geschrieben, in schweren Verdacht gekommen; hätte ich jedoch die Antwort, die er mir auf meinen Brief gab, so würde meine Unschuld sofort erkannt werden; denn in seiner Antwort lehnte er mein Anerbieten schroff ab, indem er erklärte, er könnte von einem Manne, der nicht wie er dächte und ein Bewunderer Bonapartes wäre, kein Geld annehmen.“

„Prächtig!“ sagte ich, „wo ist dieser Brief? Sie werden ihn doch nicht verbrannt haben?“

„Nein, ich bin sicher, ihn nicht verbrannt zu haben.“

„Was haben Sie alsdann mit ihm gemacht? . . . Er muß sich durchaus finden! . . . Ihr Vater kratzte sich die Stirn, fluchte und sagte dann:

„Ich kann mich nicht erinnern, was ich mit ihm gemacht habe.“

„Am folgenden Tage erschien der General vor dem Militärgerichte. Er berief sich zu seiner Vertheidigung auf die Antwort des Majors. Man erwiderte ihm:

„Zeigen Sie uns diesen Brief, denn man hat alle Ihre Papiere zu Paris und Saint-Mandé durchsucht und diesen für Sie so wichtigen Brief nicht gefunden.“

„Aber da Ihr Vater diesen Brief des Majors nicht vorzeigen konnte, so schob das Gericht sein Urtheil auf und schickte den General in sein Gefängnis zurück. Ich wollte ihn verlassen, um zu Ihnen, mein Fräulein, zurückzukehren, als der General, indem er sich vor die Stirn schlug, plötzlich zu mir sagte:

„Jetzt weiß ich, wo sich dieser verfluchte Brief befindet; er liegt in einer Brieftasche, die ich in Deutschland gelassen habe.“

„Bezeichnen Sie mir den Ort und nennen Sie mir die Personen, erwiderte ich, und ich werde hineilen, um dieses kostbare Papier zu holen.“ Der General schüttelte den Kopf und versetzte:

„Ich allein bin im Stande, den Ort und das Haus, in dem mir dieses Abenteuer zugestoßen ist, wiederzufinden . . . Es lag in der Umgebung Münchens . . . Eines Abends . . . als ich etwas angetrunken war . . . gingen wir in das Haus eines Bürgers . . . ich spielte . . . ich verlor . . . Zuletzt setzte ich sogar meine Brieftasche . . . und verlor sie . . . Es waren tausend Francs darin, und dazu noch der Brief des Majors . . . Ja, jetzt bin ich dessen völlig sicher . . . aber den Ort . . . die Stelle zu bezeichnen, ist mir unmöglich . . . ich allein würde im Stande sein, das Haus wiederzuerkennen.“

„Gut,“ sagte ich, „dann müssen Sie hinreisen und selbst in Deutschland nach Ihrer Brieftasche Nachforschungen anstellen.“

„Du vergißt, daß ich Gefangener bin.“

„Ich werde Ihren Platz einnehmen. Sie sind ein Ehrenmann, der Commandant des Gefängnisthurmes ist Ihr Freund; er kennt Sie, er weiß, daß Sie zurückkehren werden.“

„In der That, mein Fräulein, ließen wir den Commandanten herbeirufen und erzählten ihm alles. Der Proceß des Generals war auf unbestimmte Zeit bei Seite gelegt; es war höchst wahrscheinlich, daß man sich mit ihm lange nicht beschäftigen würde. Der Commandant nahm mich wirklich als Stellvertreter seines Gefangenen an, aber erst, nachdem er mich auf Ehrenwort hatte schwören lassen, daß ich niemandem, nicht einmal meiner Mutter und Ihnen, Nachricht geben wollte. Der General mußte ihm seinerseits denselben Eid ablegen und reiste dann in der Hoffnung ab, höchstens vierzehn Tage fortzubleiben.“

„Guter Gustav! ist es möglich . . . Sie schmachteten für meinen Vater in der Gefangenschaft . . . und ich klagte Sie an . . . Aber wie geht es zu, daß er in diesen sechs Monaten noch immer nicht zurückgekommen ist?“

„Ich weiß es nicht, aber ich bin vollkommen überzeugt, daß die Schuld nicht an ihm liegt; ohne Zweifel haben ihn unüberwindliche Hindernisse zurückgehalten. Ich wußte durch den Commandanten, daß Sie hier wohnten . . . ganz in der Nähe meines Gefängnisses. Dies flößte mir den Muth ein, ihn noch um eine Gunst zu bitten, um die Gunst, des Nachts ausgehen zu dürfen, eine Stunde, eine einzige Stunde der Freiheit zu erhalten, in der ich meine Mutter in ihrem Schlafe küssen könnte. Er bewilligte sie mir unter der Bedingung, daß ich mich nicht zeigen . . . daß ich mit euch nicht reden dürfte . . . Jetzt

wissen Sie alles, Sie kennen die Ursache des Geheimnisses, in welches ich mich hüllte."

„Ach, Gustav! . . . wie glücklich bin ich, Sie lebend und in meiner Nähe zu wissen!"

„Die Stunde ist beinahe abgelaufen . . . ich muß Sie verlassen."

„Jetzt schon?"

„Ich darf den Commandant nicht in Verlegenheit bringen; er ist wegen des morgenden Tages in großer Unruhe."

„Was soll denn morgen geschehen?"

„Bonaparte ist gestern von einem Feldzuge nach Paris zurückgekehrt und hält morgen auf dem Schloßplatze in Vincennes eine große Heerschau ab . . . Sollte sich nun der erste Consul Ihres Vaters erinnern und ihn zu sehen verlangen . . ."

„O Himmel! Sollten Sie etwa bestraft werden?"

„Ich weiß es nicht, aber der Commandant wäre verloren, denn für alles, was die Kriegszucht anlangt, ist Bonaparte unbeugsam."

„Ach, Gustav, Sie bringen mich zum Zittern. Ich hatte Ihnen noch vieles mitzutheilen . . . namentlich hinsichtlich des Herrn Moulinard, der mich heirathen will."

„Sie heirathen!"

„O, seien Sie unbesorgt, ich würde nie meine Einwilligung dazu gegeben haben, nicht einmal als ich an Ihrem Leben zweifelte. Sagen Sie sich selbst, ob ich jetzt darauf eingehen würde!"

„Theuere Adolphine, die Zeit enteilt, ich muß Sie verlassen . . . Ich kehre in mein Gefängnis zurück . . . und Sie . . . o trösten Sie meine Mutter!"

Adolphine wagt ihren Bräutigam nicht zurückzuhalten. Eilig entfernt er sich, gewinnt den Garten wieder und springt die kleine Mauer, die an das Gehölz stößt, schnell hinab.

---

22. Kapitel.

Der erste Consul.

Früh am folgenden Morgen wurden die Bewohner der Meierei durch das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten geweckt; von allen Seiten rückten die Truppen zu der großen Heerschau, die stattfinden sollte, heran. Man wußte, daß der erste Consul sie persönlich abhalten würde, und die lebhafteste Begeisterung herrschte in den Reihen der Soldaten, die sich lebhaft darauf freuten, den zu sehen, der die Franzosen soeben wieder zum Siege geführt hatte. Bürger wie Bauern verriethen nicht geringeres Entzücken. Die Landleute hatten ihre Felder und Arbeiten verlassen; die Bewohner von Vincennes befanden sich wie an einem großen Festtage sämmtlich im Freien, und in der That war es ja auch ein Fest, Bonaparte zu sehen.

Adolphine hatte, wie man sich denken kann, nur wenig geschlafen. Schon bei Tagesanbruch war sie zu der guten Mutter Bloquet geeilt und hatte ihr alles erzählt, was in der Nacht geschehen war. Sie hatte den Eid, den sie Gustav geschworen, damit freilich nicht sehr gewissenhaft gehalten, aber sie hatte sich gesagt, daß man eine Mutter nie zu der Zahl der Leute rechnen dürfte, denen man etwas verheimlichen müßte. Diese Schlußfolgerung war vielleicht nicht vollkommen richtig, aber sie ist in der menschlichen Natur begründet.

Als Gustavs Mutter erfuhr, daß ihr Sohn lebte, hatte sie sich zehn Jahre jünger gefühlt. Darauf hatten sich die beiden Frauen vorgenommen, der Heerschau beizuwohnen, nicht etwa um Bonaparte zu sehen, sondern um den Versuch zu machen, etwas Neues zu erfahren, namentlich zu

erfahren, ob der erste Consul die Gefangenen zu Vincennes besichtigen würde.

Als der kleine Bucklige das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten vernommen hatte und erfuhr, daß eine große Heerschau abgehalten werden sollte, jubelte er, indem er einen Freudensprung machte:

„Was für ein Glück! . . . Der erste Consul wird sie abhalten! . . . Habe ich doch immer gewünscht, ihn einmal von Nahem zu sehen, und doch stets nur die Spitzen seines Hutes zu sehen bekommen . . . eine ganz einfache Spitze. Ei, diesmal werde ich ihn sehen und sollte ich aller Welt auf die Schultern klettern . . . Man stützt sich oft genug auf meinen Buckel, es wird also nur eine gerechte Wiedervergeltung sein."

Während sich dies im Walde wie im Dorfe zutrug, war der Festungscommandant äußerst besorgt, und Gustav theilte seine Angst, denn der General Desparville, der noch nie sein Wort gebrochen, war noch immer nicht zurückgekehrt, um sich wieder auf den Platz in seinem Gefängnisse zurückzubegeben, den ein anderer für ihn einnahm. Eine geheime Ahnung sagte dem Commandanten, daß der erste Consul seinen Gefangenen würde sehen wollen, und dann war er verloren, entehrt.

Um acht Uhr morgens langt plötzlich ein Mann zu Pferde, von Schweiß und Staub bedeckt, im vollen Galopp auf dem Schloßhofe an, in den man ihn hineinreiten läßt, weil man ihn für den Ueberbringer wichtiger Befehle hält. Dieser Mann steigt vom Pferde ab und verlangt den Commandanten zu sehen. Derselbe erscheint und stößt einen Schrei der Ueberraschung und Freude aus. Desparville steht vor ihm. Er läßt ihn schnell in ein Zimmer führen, in dem sie allein sind, und hier wirft sich ihm der General in die Arme und sagt:

„Hier bin ich! . . . Himmelkreuzdonnerwetter! Ihr habt mich gewiß für verschollen gehalten . . . ist es nicht

so? Sechs Monate ausbleiben, um eine Reise von zwölf Tagen zu machen, ist wahrhaftig ein kleiner Mißbrauch des Urlaubs. Und doch wäre ich erst heute Abend angekommen, wenn ich nicht zehn Meilen von hier erfahren hätte, daß der kleine Graurock heute Morgen zu Vincennes eine Heerschau abhalten wollte. Da habe ich mir denn gesagt: Verflucht, eine Heerschau! Dann muß ich da sein, sonst könnte mein alter Commandant um meinetwillen eine höllische Angst ausstehen! Und dann bin ich zu Pferde gestiegen und habe dem armen Gaule, obgleich er schon lendenlahm ist, die Sporen eingesetzt, daß es mich gar nicht wundern würde, wenn das gute Thier verreckte ... Ich komme doch noch zu rechter Zeit an ... nicht wahr? Das ist die Hauptsache ... Aber Gustav, dieser arme Gustav! ... er muß im Gefängnis schon ordentlich verschimmelt sein ... und noch dazu um meinetwillen ... Ich wünschte, ihn zu begrüßen!"

Der Commandant führt den General schnell zu Gustav, der sich ihm an die Brust wirft und ihm von seiner Tochter zu erzählen beginnt. Darauf sagt er:

„Nun, General ... bringen Sie endlich diesen Brief, der Ihre Unschuld beweist?"

„Großer Gott!"

„Ihr werdet mir sagen, daß es sich dann gar nicht der Mühe lohnte, so lange fortzubleiben ... aber ich hoffte immer noch, diese verteufelte Brieftasche aufzufinden ... Bomben und Granaten, wie bin ich umhergesprungen! ... Ich muß euch nämlich mittheilen, daß der dumme Kerl, mit dem ich gespielt, seine Wohnung aufgegeben hatte ... was für verdammte Mühe hatte ich, ihn aufzuspüren. Es war ein Deutscher Namens Bettmann ... Rollmann ... Trottmann ... was weiß ich; sie haben lauter Namen, um sich die Kinnbacken zu verrenken. Endlich sagt man mir: Euer Mann ist da und da hin verzogen. Ich laufe also hin ... Schön, er ist nicht mehr

da . . . und bei dem Zusammentreffen mit Franzosen mußte ich stets die größte Vorsicht anwenden, denn sonst hätte man sicherlich einmal gesagt: Was der Tausend, das ist ja der Desparville, der im Gefängnis sitzt und dabei in Deutschland umherbummelt; solche Gefangenschaft läßt man sich gefallen! Um mich kurz zu fassen: als ich in einer Nacht hinter meinem Rollmann . . . Dockmann . . . hergaloppirte, stürzte ich vom Pferde und brach mir ein Bein. Dann mußte ich fast zwei Monate lang auf dem Rücken liegen. Ich brauche euch nicht erst zu sagen, wie wüthend ich war. Nach meiner Genesung wußte man nicht mehr, was aus meinem Dockmann geworden war. Nun sagte ich mir: Genug des grausamen Spiels; das könnte mich hier noch zehn Jahre festhalten; ich muß wieder ins Quartier rücken, und darauf bin ich plötzlich umgekehrt und bin nun hier! . . . Da ich weiß, daß es meiner Tochter gut geht, bin ich glücklich, und du, Gustav, kehrst nun zu ihr zurück und heirathest sie auf der Stelle."

„Wie, General . . . Sie verlangen, daß ich Sie verlasse?"

„Ei, zum Henker, du hast lange genug im Gefängnisse gesessen, mein Freund! Du mußt ja sämmtliche Spinnen im alten Thurme kennen! . . . Aber was für ein Lärm . . . was für ein Geschrei?"

„Der erste Consul wird ankommen."

„Begeben Sie sich zu Ihren Geschäften, Commandant, und du, Gustav, zu meiner Tochter . . . Was mich anlangt, meine Kinder, so wißt ihr nun, wo ich zu finden bin . . . und was auch immer kommen möge, so darf man sich vor der Zeit keine Sorgen machen."

Gustav gehorcht seinem Generale, verläßt das Schloß und macht sich eilig auf den Weg nach der Meierei, aber unterwegs begegnet er seiner Mutter und Adolphinen, welche die Heerschau mit ansehen wollten. Wir brauchen wohl nicht erst die Freude der armen Mutter beim Wiederfinden ihres Sohnes wie Adolphinens Wonne zu schil-

dern, als sie die Rückkehr ihres Vaters vernimmt. Diese Freude der Frauen wird jedoch durch die traurige Nachricht gemäßigt, daß seine Reise vergeblich gewesen ist.

Von allen Seiten eilt man herbei und stößt und drängt sich. Der erste Consul ist auf dem Wege nach Vincennes, umgeben von seinem Generalstabe, der weit glänzender ist als er, da er stets einen Theil seiner Uniform unter seinem grauen Oberrocke verbirgt. Bonaparte wird deshalb nicht weniger von allen bewundert; jeder will ihn am besten sehen und betrachten; und man kann sich vorstellen, daß unter denen, die darauf ausgehen, der kleine Bucklige nicht am wenigsten thätig ist.

Im Vincenner Walde läuft Taquinet umher, als ob er Versteck spielte; er eilt von dem einen zum andern und fragt unaufhörlich:

„Kommt er hier vorbei? . . . Von welcher Richtung her naht der Zug? . . . Wird er rechts oder links reiten? . . . Zum Henker, wenn ich ihn heute nicht sähe, würde ich es mir nie verzeihen! . . . Ich bekomme es fertig, auf einen Baum zu steigen . . . ich könnte eine Kletterstange erklimmen, um diesen großen Feldherrn zu sehen . . . ich sage großen . . . nicht in Bezug auf die Gestalt, denn ich freue mich, daß er in dieser Hinsicht nicht sehr groß ist . . . für kleine Leute ist es außerordentlich schmeichelhaft, daß sich Burschen von diesem Stoff in ihren Reihen finden."

Inzwischen strömte eine große Volksmenge von allen Seiten herbei. Als sich der kleine Bucklige durch ein dichtes Gehölz hindurchwindet, um schneller in die Nähe des ersten Consuls zu gelangen, läuft er gegen einen Herrn und eine Dame, die denselben Weg einschlugen.

„Ei, zum Teufel, mein Lieber, nehmen Sie sich doch in Acht!" ruft der Herr, während er seinen Hut, den ihm Taquinet abgeworfen hatte, wieder aufnimmt. „Tragen Sie etwa eine Binde über den Augen wie Cupido?"

Beim Tone dieser Stimme, bei dieser ihm wohlbe-

kannten Aussprache, prüft Taquinet die Person, die ihn angeredet hatte, und erkennt seinen alten Reisegefährten, den schönen Floridor, der noch immer seinen mit Kaninchenpelz besetzten Ueberzieher trägt und einer Dame, die keine andere ist als die wohlbeleibte, rothhaarige Deutsche, den Arm bietet.

Das äußere Erscheinen des Herrn wie der Dame verkünden keine glänzende Lage, und nach der Art, wie die beiden Ehegatten Arm in Arm gehen, läßt sich leicht schließen, daß die Flitterwochen längst hinter ihnen liegen.

„Ei, sieh da, mein falscher Marquis," sagt Taquinet, indem er sich vor Floridor hinstellt.

„Potztausend, es ist der liebe Freund Taquinet! . . . Guten Tag, mein Bester," erwidert Floridor, während er augenblicklich eine sehr liebenswürdige Miene annimmt.

„Selbst mein Bester . . . ich bin es nur allzu sehr gewesen, mein Possenreißer, denn jetzt kenne ich alle Ihre Bübereien . . . Ihr vorgebliches Duell mit dem lächerlichen Lord, ich weiß alles! . . . Uebrigens gestehe ich, daß ich die Nachricht, Sie seien nur ein Theatermarquis, mit Freuden begrüßt habe. Es mußte die gnädige Frau schwer kränken, als sie erfuhr, ihr Gemahl wäre nur ein unechter Edelmann."

Statt aller Antwort wirft Hedwig dem kleinen Buckligen einen zornigen Blick zu, reißt sich von Floridors Arme los und sagt leise:

„Wollen wir nicht weiter gehen? Weshalb bleiben wir hier denn ewig stehen?"

„Ja doch, ja, wir werden gleich weiter gehen," entgegnet der schöne Mann mit einer durchaus nicht anmuthigen Miene. Darauf wendet er sich wieder nach Taquinet um und sagt:

„Sie haben keine Ursache, mir böse zu sein. Ich gestehe, daß ich Sie bei ihr verdrängt habe; aber, bei Gott,

statt des süßen Klees, den ich bei ihr zu finden hoffte, habe ich nur Quecken eingeerntet, und Quecken sind sehr bitter."

„Was wollen Sie damit sagen, unechter Marquis?"

„Mein Gott, ich will damit sagen, daß ich anstatt der achtzigtausend Francs baaren Geldes, die sie sich zu besitzen rühmte, bei Fräulein Carottsmann nur Schulden, einen unerträglichen Charakter und eine schrecklich anrüchige Tugend fand."

„Ei nein, das kann nicht möglich sein!"

„Und dennoch, mein Kleiner; ich bin beschwindelt worden, ja, ja, das ist das rechte Wort."

„Im Hinblick auf den Namen, den meine gefühlvolle Freundin trug, hätte ich mißtrauisch sein sollen! Statt in Deutschland den großen Herrn zu spielen, mußte ich mich mit meiner zärtlichen Hälfte schleunigst wieder nach Frankreich zurückbegeben, um von ihren Gläubigern nicht verhaftet zu werden."

„Dann wollte also mein Vetter Robinet mich in die Tinte führen?"

„Er ist Ihnen vielleicht böse, weil Sie die Buckel in seine Familie eingeführt haben. Uebrigens kann er auch von ihr betrogen sein, da sie außerordentlich verschmitzt ist."

„Ei, verhält es sich so, dann bin ich Ihnen nicht mehr böse, Marquis; Sie haben mir im Gegentheil einen Dienst geleistet . . . und zum Danke will ich Ihnen über das, was Sie mir schuldig sind, quittiren, zumal ich überzeugt bin, daß Sie mich doch nicht bezahlen würden."

„Ich verlange das nicht, mein Bester! . . . Ich will Ihnen zahlen . . . sogar dreifach zahlen. Wir werden Mitglieder der hiesigen komischen Oper, und da meine bessere Hälfte eine starke Altstimme besitzt, wird sie ein hohes Gehalt beziehen!"

„Ich mich engagiren lassen?" sagte Hedwig, mit den Achseln zuckend. „Ich werde sicherlich keine Schauspielerin werden!"

„Es muß dennoch geschehen, Herzallerliebste!" versetzte Floridor, indem er seiner Frau wieder den Arm reicht und sie fest an sich zieht. „Ich werde Sie vollständig in die Geheimnisse des Theatergesanges einweihen, und weigern Sie sich dann noch, so soll das Rollen meines Basses Sie bald in ein girrendes Täubchen verwandeln."

Hedwig Carottsmann macht eine wüthende Bewegung, als ob sie sich losreißen wollte, allein der schöne Floridor läßt sie nicht los. Wie Hund und Katze, die noch nie mit einander gelebt haben, blicken sich darauf die beiden Eheleute an. In diesem Augenblicke verkündet das sich immer näher heranwälzende Geschrei die Ankunft des ersten Consuls.

„Leben Sie wohl, interessantes Paar," sagt Taquinet; „ich will Bonaparte nicht versäumen. Ich überlasse Sie Ihrer zärtlichen Liebe, entzückt, daß das Schicksal zwei so für einander geschaffene Herzen vereint hat."

Und der kleine Bucklige setzt sich wieder in Bewegung und sagt:

„Das ist nun ein Mensch, den ich anklagte, den ich verfluchte ... und ihm gerade verdanke ich Glück und Freiheit! O Vorsehung, verzeihe mir, daß ich gegen dich gelästert habe! ... Aber die Sterblichen sind blind, und was du zu ihrem Heile thust, ist oft das, wofür sie dir am wenigsten Dank wissen. Ei, jetzt kommt er ... er reitet schon dort unten!"

Stoßend und wieder stoßend, Faustschläge austheilend und Ellenbogenpüffe versetzend, um sich Platz zu machen, hat sich Taquinet mitten durch die Volksmasse Bahn gebrochen und ist endlich dahin gelangt, wo sie immer am dichtesten ist, nämlich unmittelbar neben den Soldaten. Aber nun läßt er seine scharfe Stimme erschallen:

„Ei, zum Teufel, ich ersticke! ... Was soll denn das heißen, ein Menschenkind so zu drücken. Wenn man mir nicht Platz macht, beiße ich in die Waden ... ich beiße, wohin ich kommen kann!"

„Wer kläfft denn da unten?“ fragte ein baumlanger Mann, der unmittelbar vor Taquinet stand.

„Einer, der sich vor dir nicht fürchtet, du langer Riese! . . . Weil sie wie Spargelstangen aufgeschossen sind, glauben sie jedem den Weg versperren zu können. O mein Gott, als ob es ein Kunststück wäre, groß zu sein! Ich brauche mir nur ein Paar Stelzen zu kaufen . . . Wer will mich ein wenig in die Höhe heben? Zum Henker, ich will auch den ersten Consul sehen! . . . Wenn das so fortdauert, wird man mir noch meinen Buckel ganz platt drücken. Wenn ihr so drängt, fange ich an zu kneifen und zu kratzen! Die Ochsen wären noch im Stande, auf mir herumzutreten!“

Der kleine Bucklige wird rasend, als sich der große Mann, der vor ihm aufgepflanzt ist, überdrüssig, sich gekniffen zu fühlen, herabbeugt, Taquinet in seine Arme nimmt, hochhebt und ihn auf gut Glück vor sich hinwirft. Taquinet ist bis in die Reihen einer Compagnie Grenadiere gerollt, die nicht Zeit haben, ihn zurückzujagen, weil Bonaparte an ihnen vorüberreitet. Ueberdies ruft ihnen der kleine Bucklige zu:

„Kameraden, bekümmert euch nicht um mich! Ich versichere euch, man wird nicht sehen, daß ihr jemand zwischen eueren Gliedern habt . . . euere Patronentaschen verbergen mich vollkommen.“

Der erste Consul macht jedoch Halt. Nachdem er die Truppen über ihre schöne Haltung beglückwünscht hat, ertheilt er Befehle, und bald wird der General Desparville vor ihn geführt.

„Nun,“ sagt Bonaparte, „besitzen Sie endlich jenen Beweis für Ihre Unschuld, von dem Sie immer redeten? Ich glaube Ihnen Zeit genug gelassen zu haben, sich ihn zu verschaffen.“

„Nein, mein Consul, ich habe ihn nicht,“ erwidert Desparville. „Die Brieftasche, die ihn enthielt, habe ich

in Deutschland verloren . . . und man hat sie nicht wiederfinden können."

In diesem Augenblicke rief der kleine Bucklige mit lauter Stimme:

„Ich habe sie, die Brieftasche . . . Mein Vetter Robinet hatte sie mir gegeben, um sie dem General nach Frankreich zu bringen . . . Verzeihen Sie . . . Sire . . . erster Consul . . . Seine Excellenz . . . Bonaparte . . . er soll leben . . . hoch! Da ist die Brieftasche!"

In demselben Augenblicke hielt ein kleiner Knirps, der den Grenadieren kaum über die Knie zu reichen schien, eine Brieftasche hin. Ein Officier beeilt sich, sie dem General einzuhändigen. Dieser stößt einen Freudenschrei aus und überreicht den Brief, der seine Unschuld beweist, Bonaparte.

Nachdem der erste Consul diesen Brief gelesen hatte, reicht er Desparville die Hand und sagt:

„Man hatte Sie verleumdet; aber ich werde meinen Irrthum wieder gut machen . . . Ich ernenne Sie hiermit zum Divisionsgeneral!"

Und Desparville drückt Bonapartes Hand innig und entgegnet:

„Senden Sie mich gegen den Feind . . . Sie werden sehen, daß ich ihm gegenüber meine Schuldigkeit thun werde und daß ich nichts nachtrage."

„Es lebe der erste Consul . . . es lebe Bonaparte! . . . Ei, zum Henker, Kameraden, ihr schlagt mich mit eueren Patronentaschen halb todt . . . laßt mich aus eueren Reihen wieder heraus, oder gebt mir eine Grenadiermütze, wie ihr sie tragt, wenn ich dadurch größer werde."

Mit diesen Worten kriecht er unversehrt durch die Beine der Soldaten hindurch. Er gesellt sich wieder zu jenen, die jetzt so glücklich waren: Schon lag der General in den Armen seiner Tochter und Gustav in denen seiner Mutter. Nur ein Mann, der ein:ge Schritte entfernt stand,

trübte das Bild dieses Glückes. Es war Moulinard; aber über die Rückkehr des Generals bestürzt, faßt er schnell seinen Entschluß und beeilt sich ihm zuzurufen:

„General, Ihre dreimalhunderttausend Francs stehen zu Ihrer Verfügung . . . Ich habe zu niemandem von dieser werthvollen Summe geredet, die Sie mir anvertraut hatten . . . ich erwartete Ihre Befehle."

„Ich glaube, daß er hoffte, ewig warten zu können," brummte Taquinet. Der Notar wandte sich jedoch zu ihm um und sagte:

„Sie sehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin."

„Lassen Sie das auf sich beruhen," versetzte der kleine Bucklige . . . „Ich werde Ihnen nie Geld anvertrauen."

Einige Zeit nachher heirathete Gustav seine Adolphine, und Taquinet war auf der Hochzeit und tanzte wie ein Böcklein.

Nach dem Dienste, den er dem General Desparville erwiesen, hatte ihn dieser an seine Person fesseln wollen, allein der kleine Bucklige hatte es abgelehnt, indem er sagte:

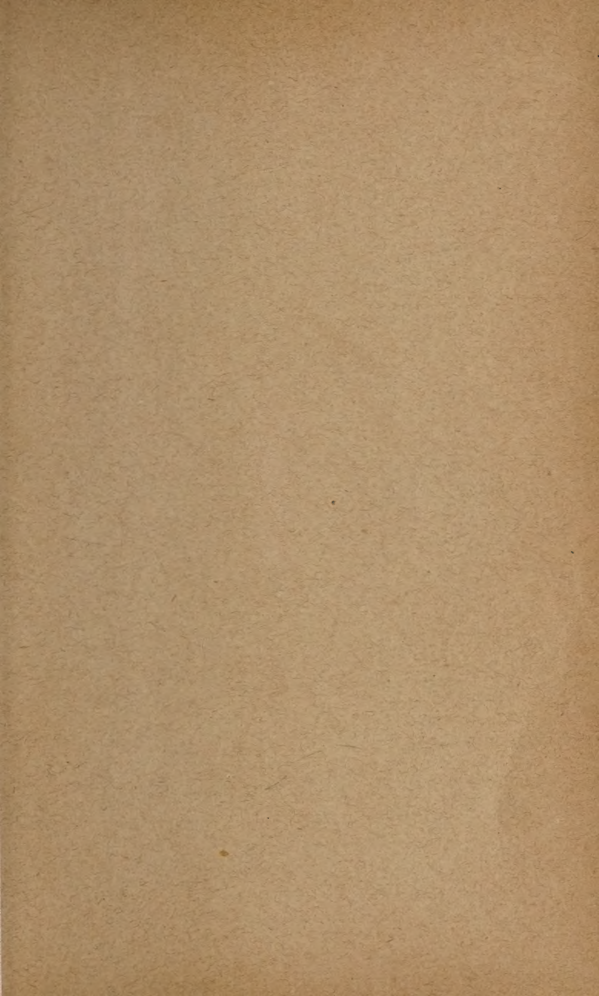
„General, man sieht um Sie nur Soldaten, sehr schön gebaute, kräftige Gestalten, von ihnen würde ich zu sehr abstechen. Lassen Sie mich nur Ihre und Ihrer Kinder Geschäfte besorgen, und ich bürge Ihnen dafür, daß Ihr Vermögen bei mir nicht Versteck spielen wird wie bei Herrn Moulinard."

Dank der Freigebigkeit des Generals wurde Taquinet später Notar, und nun gelang es ihm eine Frau zu finden; aber er heirathete eine wahre Zwergin.

Als der General ihn nach dem Grunde fragte, erwiderte er:

„Ich habe gesehen, daß eine Frau ein nothwendiges Uebel ist, aber ich habe das kleinste gewählt, welches ich finden konnte."

Ende.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 067760857